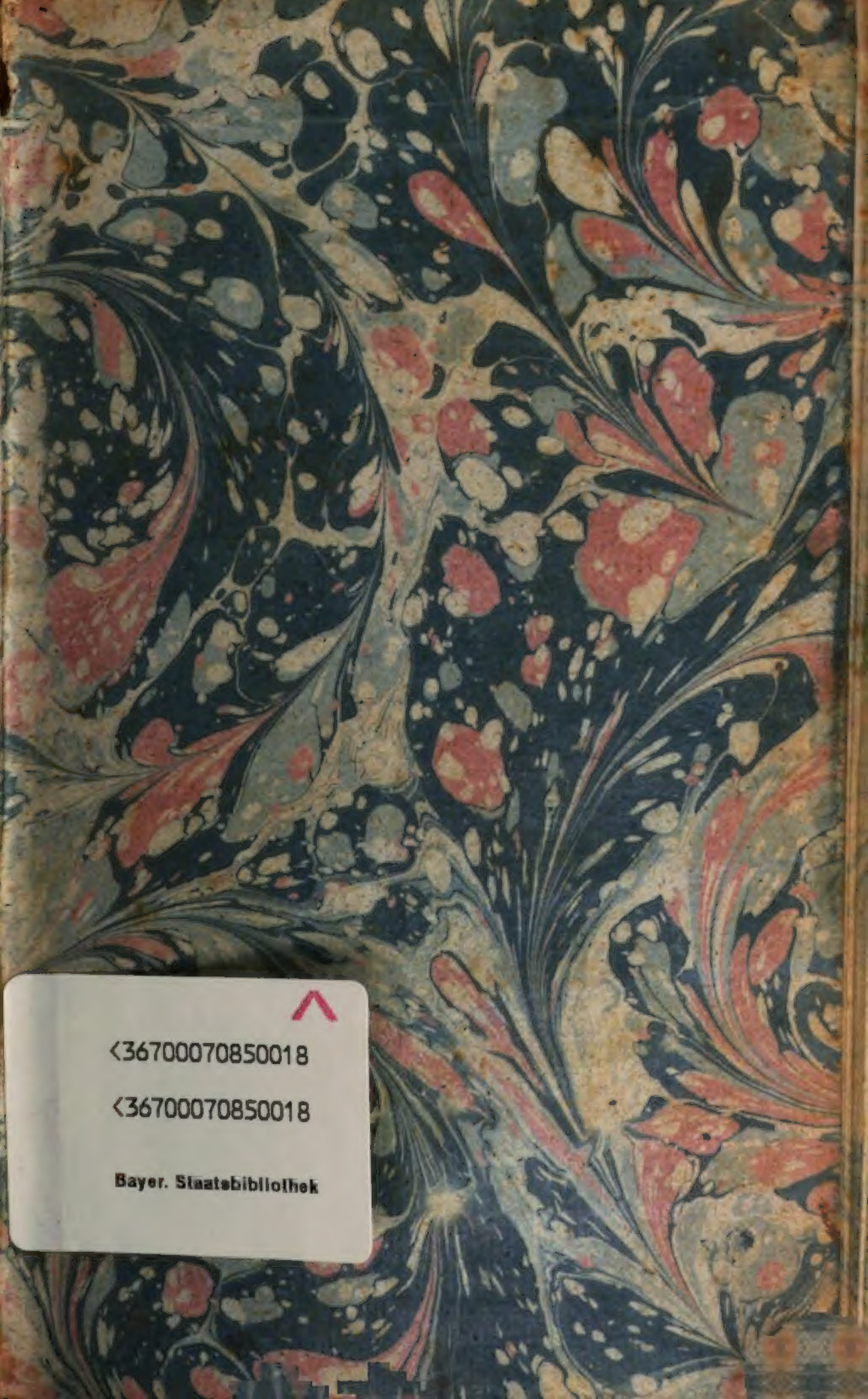
BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Stöhlen sc. 1779.



<36700070850018
<36700070850018
Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1039

Oeconomia Lexica 17.

~~Oec. gen. N° 22.~~

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIAE

Oeconomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Sechszehnter Theil,

von Gan bis Gelb. Mit 15 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joseph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunsthändler.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G. G.

Gan-Erbe, (*) ein nur noch in einigen Gegenden übliches Wort, sowohl einen Miterben, als auch einen Mitbesitzer zu bezeichnen, Jemanden, der nebst andern an einem Gute Theil hat. So werden in einigen Gegenden die Pfänner, welche an einer Salzpfanne Theil haben, Gan-Erben genannt. Am bekanntesten sind unter diesem Namen diejenigen adeligen Familien geworden, welche sich in dem dreyzehnten Jahrhunderte, da das Faust- und Kolbenrecht in Deutschland aufgekommen war, unter einem gewissen Vergleiche, doch mit Bewilligung des Kaisers, dergestalt

(*) Schon in dem alten Lege Ludov. & Lothar. um das Jahr 840, bedeutet Geanerbe, einen Miterben, Cohæredem, in welcher Bedeutung auch Notker das Wort Canherbe braucht. In dem sächsischen Landrechte sind Ganerben Seitenverwandte. Man glaubt, daß die Sylbe Gan aus gemein zusammen gezogen sey. Man könnte dieselbe auch wohl von gönnen herleiten; denn die Alten sagten: her gan ihm, er gönnte ihm, und da wäre es so viel wie eine gegönnte Erbschaft. Denn der wahre Unterscheidungscharakter dieser Ganerbschaft war vor alten Zeiten dieser, daß sie eine Mitherrschaft schon bey Lebzeiten der Ganerben einschloß. In einigen Gegenden sagt man auch noch ganerbschaftlich, für gemeinschaftlich; ein Schloß ganerbschaftlich besitzen.

stalt verpflichteten, daß sie sich und ihre Güter, mit vereinigten Kräften, wider alle feindliche Gewalt beschützen, und, wenn ja einige Familien ganz ausstürben, die noch übrig gebliebenen die gemeinen Güter erben sollten. Um sich nun desto besser wider den Angriff zu vertheidigen, baueten sie gemeinschaftliche Schlösser, welche Ganerben-Häuser oder Ganerben-Schlösser genannt wurden, dergleichen noch viele in der Wetterau angetroffen werden. Es gab auch ganerbische Städte, wie Kreutznach, Schmalkalden und Gröningen bey Kirchberg in Franken waren. Es waren auch ganerbische Dörfer und Bauerhöfe. Daher die Gan-Erbschaft, L. Ganerbinatus, Fr. Ganerbinat, 1. die Verbindung der Ganerben oder gemeinschaftlichen Besitzer unter einander; 2. ein solches Ganerbenschloß und dessen Gebiet; imgleichen 3. die gemeinschaftlichen Besitzer selbst. Der Vergleich der Ganerben, in Ansehung ihrer Ganerbschaft, hieß Burg-Friede.

Wie gut dieser Endzweck einiger vornehmen Geschlechter anfänglich war, so ward er doch von andern gemißbraucht. Unter dem Vorwande, sich vermöge der Ganerbschaft zu beschützen, thaten sich viele zusammen, welche Gewalt an andern verübten, so, daß Deutschland wegen der unzählig vielen Raubschlösser ganz unsicher ward, und dem Unwesen von den Kaisern und Reichsfürsten mit großer Mühe gesteuert werden mußte. Man kann davon, außer andern Publicisten, den Killinger und Leib in eigenen Büchern von den Ganerbenhäusern mit mehrerm nachsehen.

Gan-Erben, Gericht, in einigen Gegenden, ein gemeinschaftliches Gericht, welches von mehrern besessen und ausgeübt wird; ein Sammt-Gericht.

Gan-Erben-Haus,
Gan-Erben-Schloß, } s. im Art. Gan-Erbe.
Gan-Erbschaft,

Ganabara, siehe Janeiro.

Ganache, siehe Ganasse.

Ganairo, siehe Janeiro.

Ganasse, aus dem Franz Ganache, und Ital. Ganassa, Ganascia, die untere Kinnlade eines Pferdes. Sie

geht

geht von der Kehle bis zum Kinn, und besteht aus einem Knochen, welcher in zwey Aeste getheilt ist, die aber bey einem erwachsenen Pferde nicht so merklich zu unterscheiden sind, als am Füllen. Der Raum zwischen diesen beyden Aesten formirt in- und auswendig eine Art Canal oder Rinne. In der inwendigen Rinne sitzt die Zunge; und die äußere Rinne, welche im Franz. Auge, Auget oder Braie, genannt wird, verengert sich immer gegen vorn zu, bis sie sich beym Barte, (Barbe, oder Barbouchet) d. i. beym äußersten Theile des Unterkiefers, oder an dem Orte, wo sich die beyden Knochen der Ganasse über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen, völlig verliert.

Die Ganassen müssen weder zu breit seyn, noch auch zu enge zusammen stehen. Sind die beyden Knochen des untern Kinnbackens zu dick, zu rund, und zu stark mit Fleisch bewachsen, so sagt man: das Pferd hat eine Ganache quarrée, oder le cheval est chargé de ganache, welches eine Unförmlichkeit ist, und den Pferden einen starken, schweren und unansehnlichen Kopf macht. Stehen aber diese beyde Knochen zu nahe an einander, und der Canal, welchen sie formiren, ist nicht breit und sichtlich genug: so ist es ein Fehler, weil das Pferd mit den Wänden dieses Canals die Kehle nicht berühren kann, welches die Franzosen se ramener nennen. Dieser Fehler verhindert, daß es seinen Kopf nicht gut trägt, wo nicht der Hals, nach Proportion der Enge des Canals, dünn genug ist; man kann, in solchem Falle, des Pferdes Kopf in keine rechte Positur bringen, weil bey Anziehung des Zaumes das Pferd wohl pariren würde, allein, es kann wegen der engen Ganassen nicht, indem ihm solche die Luft ganz benehmen.

Es schadet einem Pferde nicht so viel, wenn es gleich breite und große Ganassen hat, wenn sie nur dabey

fein weit sind; denn solchergestalt kann man durch das Reiten dieselben in den Hals ziemlichermaßen verstecken.

Bey Betrachtung der Gonassen muß man auch fühlen, ob zwischen denselben keine Beulen vorhanden seyen. Wenn sich dergleichen finden, so muß man Achtung geben, ob sie sich hin und her schieben lassen, oder ob sie unbeweglich sind. Das erstere ist ein Zeichen, daß das Pferd den Kropf entweder schon habe, oder doch bekommen werde. Ist aber das leztere, so hat das Pferd den Rotz schon wirklich, oder es wird ihn noch bekommen, oder es kann auch derselbe eine Zeitlang gestopft seyn.

Gance de diamant, siehe Diamant-Schnur.

Gang, das Abstractum von dem Zeitworte gehen.

1. Die Handlung des Gehens, oder der Veränderung des Ortes vermittelst der Füße.

1. Eigentlich, die Bewegung von einem Orte zum andern, bey Menschen sowohl als Thieren; Fr. Allure, Demarche, Pas, Train. Von dem Gange des Menschen, werde ich im Art. Gehen handeln; hier aber von dem Gange der vierfüßigen Thiere, und insonderheit der Pferde.

Der Gang der Pferde, wird 1) in den natürlichen und künstlichen, 2) in den wahren und fehlerhaften, eingetheilt. Der natürliche Gang ist, welchen ein Pferd, ohne abgerichtet zu seyn, annimmt; der künstliche, welcher ihm durch die Abrichtung beygebracht wird; der wahre, welcher den Regeln der Natur und der Reitkunst gemäß ist; und der fehlerhafte, welcher diesen Regeln zuwider läuft.

Der Körper der vierfüßigen Thiere, und also auch der Pferde, ruhet auf vier Puncten, welche ein längliches Viereck ausmachen. Um diesen Körper in Bewegung zu setzen, ist es am bequemsten, wenn zwey diagonal oder übereck liegende Bewegungspuncte auf einmal so verändert werden, daß der Mittelpunct der Schwere dieses Körpers nur eine kleine Bewegung machet, und beständig fast in einerley Richtung der beyden

den Ruhe oder Unterstützungspunkte, welche nicht in Bewegung sind, bleibt. Wenn man die Pferde zügellos in ihrer Freyheit betrachtet, so setzen sie, bey ihrer Bewegung, gemeiniglich zuerst ein Vorderbein vor, welchem das übereck stehende Hinterbein, alsdann das andere Vorderbein, und zuletzt das wieder übereck stehende Hinterbein folgt; oder sie heben, wenn sie ihren Gang beschleunigen, zwey übereck stehende Beine zugleich auf, und setzen sie auch zugleich nieder, worauf sie die andern zwey aufheben, und so wechselweise fortfahren; oder aber, wenn sie ganz die Flucht nehmen wollen, beschleunigen sie ihren Gang durch eine Reihe von Sprüngen, bey welchen der Vordertheil durch den Hintertheil fort bewegt wird, und zwar, daß der eine Hinterfuß sich auf die Erde stämmet, welchem der andere folgt, worauf der eine Vorderfuß auf der Seite, von welcher der Hinterfuß der erste war, ebenfalls wieder zuerst die Erde berührt, nach welchem der andere Vorderfuß den Schluß macht. Alle Gänge, bey welchen diese Vorschrift beobachtet wird, müssen natürliche genannt werden.

Der natürliche Gang wird durch die Abrichtung nach gewissen Regeln verbessert; und man lehret auch ein Pferd solche Bewegungen machen, wovon die Natur nichts weiß; welche insgesamt künstliche Gänge genannt werden.

Der natürliche Gang sowohl, als der künstliche, wenn jener den Vorschriften der Natur, und dieser den Regeln der Kunst gemäß ist, wird ein wahrer Gang genannt, und dem falschen entgegen gesetzt. Der falsche Gang ist also das Gegentheil von dem wahren, den Vorschriften der Natur oder den Regeln der Kunst zuwider. Man kann ihn allemal als einen solchen betrachten, welcher dem Pferde beschwerlich fällt, weil der Ruhepunct der Schwere sich zu sehr verändert, und bey jedem Tritte eine ganz andere Richtung bekömmt.

Zu den natürlichen gehören der Schritt, (Pas) der Trab, (Trot) und der Galopp. (Galop) Zu den künstlichen: 1) alle Schulen; 2) ein durch die Kunst verbesserter Schritt; 3) ein solcher Trab, und 4) ein verbesserter Galopp. Zu den wahren zählt man alle zuvor erwähnte Gänge; zu den fehlerhaften aber 1) den Paß; (Amble) 2) den halben Paß; (Entrepas) und 3) den Mittel-Galopp. (Aubin) Von allen diesen Arten der Gänge, wird unter jeder Benennung besonders gehandelt; wie von dem Galopp im XV. Th. 814. fgg. geschehen ist.

Von der Wechslung der Gänge eines Pferdes, siehe Th. XV, S. 823, und 825.

2. Figürlich. 1. Den Gang auf den Wald verrichten, im Nürnbergischen, die Aufsicht darüber führen. 2) Die Bewegung eines leblosen Körpers. Eine Uhr, eine Mühle in den Gang bringen. Stokkende Säfte in dem menschlichen Körper wieder in den Gang bringen. Daher auch die Zusammensetzungen, Blutgang, Stuhlgang, Ausgang, Aufgang, Durchgang, u. s. f. 3) Die Fortsetzung, der Erfolg einer Sache. Einer Sache ihren Gang lassen, Fr. laisser l'affaire aller son train, wofür auch das Wort Lauf üblich ist. 4) Eine Mode, eine Waare in den Gang bringen, machen, daß sie Beyfall finde. Die Blattern sind jezt im Gange, grassiren.

II. Besonders in Rücksicht auf die Art und Weise, wie man geht.

1. Eigentlich. Ich kenne ihn an seinem Gange. Er hat einen langsamen, flüchtigen, trägen, schläfrigen, nachlässigen Gang. Der Gang zeigt den Mann an, Sir. 19, 27. Das Pferd hat einen sanften, einen schweren Gang.

2. Figürlich. 1) Die Art und Weise zu handeln. Ein jeder geht seinen Gang. Besonders, 2) in der biblischen Schreibart, die menschlichen Handlungen in

An-

Ansehung ihrer sittlichen Beschaffenheit. Es steht in Niemandens Gewalt, wie er wandle oder seinen Gang richte, Jer. 10, 23. Es ist kein Recht in ihren Gängen, Es. 59, 8. Jedermanns Gänge kommen vom Herrn Sprichw. 20, 24. 3) Die Art und Weise der Fortsetzung, des Fortganges einer Sache. Der Proceß, die Sache gewinnt einen ganz andern Gang.

III. So viel als man auf einmal, bis zu einer Pause, oder bis zur Erreichung eines Ziels, geht.

1. Eigentlich. 1. In der weitesten Bedeutung, die Handlung des Gehens bis zu einem gewissen Ziele. Ich will einen Gang zu meinem Bruder thun. Ich habe noch einen sauern Gang vor mir. Viele vergebliche Gänge thun müssen. Im gem. Leben hört man hier auch zuweilen das Diminut. Gängelchen, und im Nieders. Gängsken. Der Hund thut Gänge, bey den Jägern, wenn er läuft. Das Wildbret macht Gänge, wenn es oft hin und her geht. Der Gang eines Wildprets von dem Felde zu Holze. 2) In der engsten Bedeutung, ein Schritt. Denn du hast schon meine Gänge gezählt, Hiob 14, 16. In diesem Verstande ist es unter andern auch noch bey den Jägern üblich, wo Gang mehrmals für Schritt gebraucht wird.

2. Figürlich. 1) Von Speisen, soviel deren auf einmal aufgetragen wird, eine Tracht, *L.* Ferculum, Missus, Fr. Service oder Mets. Eine Tafel von drey Gängen, Repas de trois services. Der Braten kam im zweyten Gange.

Bey großen Gastereyen wird ein Aufsatz von Speisen, womit in gewisser Zahl und Ordnung eine Tafel zierlich besetzt wird, ein Gang genannt. So oft man solchen Aufsatz abwechselt, aus so viel Gängen, sagt man, habe die Mahlzeit bestanden. Mehr als 3, höchstens 4 Gänge von Speisen sind nicht Mode. Es haben auch dergleichen Gänge ihren Einfluß in das Tafelceremoniel, da manche Hof ediente nach dem ersten oder zweyten Gange weggehen dürfen, andere hingegen die ganze Tafel hindurch aufwarten müssen.

2) Im Fechten, die Handlung des Fechtens bis zu einem Ruhepunkte. Drey Gänge mit Jemanden thun. Wir wollen einen Gang wagen. 3) Einige Gänge auf dem Claviere machen, ein paarmal die Scala auf und ab spielen. 4) In den Mühlen, die Handlung, da das Getreide und Mehl ein oder mehrmal durch den Rumpf geht, oder auf den Stein geschüttet wird. Die Spitzkleye kömmt von dem ersten, das Griesmehl von dem zweyten, das Mittelmehl von dem dritten Gange. Nach einer noch weitern Figur, wird auch wohl dieses Mehl selbst der Gang genannt, und da ist das Schrottmehl und Spitzkleye der erste Gang u. s. f.

IV. Was da geht, in einigen figürlichen Arten des Gebrauchs. So heißt bey den Mühlen das sämtliche zu einem Mühlgange gehörige Getriebe ein Gang. Eine Mühle von drey, von sechs Gängen, Fr. Moulin à trois, à six meules. Wo das Wasser stark genug ist, daß ein Mühlrad zwey Kammräder, und folglich zwey Mühlsteine umtreiben kann, da heißt es ein doppelter Gang.

Bey den Webern ist der Gang, Fr. Portée, eine gewisse Anzahl Fäden in der Kette oder dem Aufzuge. Einen Gang verschütten, wenn diese Fäden aus ihrem Geleise oder aus ihrer Richtung kommen.

Bey den Leinwebern, geben 20 Faden, welche hinauf und hinab geschoren sind, jederzeit in der Kette 40 Faden; und 40 solche zusammengehörige Faden werden ein Gang genannt. Ungeachtet zu einer Leinwand, welche $1\frac{1}{4}$ Elle breit werden soll, gewöhnlich 40 Gänge gehören, so schiert der Leinweber zugleich höchstens nur 30 Gänge.

Die Zeugmacher schieren ihre Kette gleichfalls, wie die Leinweber, nach gewissen Gängen, doch mit dem Unterschiede, daß die Anzahl der Fäden in jedem Gange nicht bey allen Zeugarten, und in allen Fabriken gleich ist. Bey den glatten und leichten Zeugen hat jeder Gang 28 bis 30 Faden; bey feinern Zeugen, z. B. Serge de Berry, Calamank, und wollenen Damast, schiert man jeden Gang zu 40 oder 80 Faden.

In den Seidenmanufacturen, enthält jeder Gang insgemein 80 einzelne Faden, indem allemal 40 Faden hinab, und wieder hinauf, in verschiedenen Umgängen um die Schermühle geleitet werden.

In den Tapetenmanufacturen, besteht ein Gang aus 12 Faden, indem der Wirker mit 6 Faden hin und zurück schiert. Diese Anzahl der Faden eines Ganges ist die gewöhnlichste, doch giebt man dem Gange auch mehrere Fäden, wenn die Wolle sehr fein ist. Im Durchschnitt rechnet man auf $\frac{1}{8}$ Höhe der Tapete, 34 Gänge, jeder zu 12 Faden; ist die Tapete 10 Fuß hoch, so werden hiezu 540 Gänge, oder 6330 Kettenfaden erfodert.

Bey den Perrückenmachern, heißen die 7 oder mehr Haare, welche man auf einmal um die drey Fäden herum schlingt, ein Gang, Fr. Passée.

V. Der Ort, wohin man geht, in einigen im gem. Leben üblichen Arten des Ausdrucks. Ich weiß seine Gänge schon. Seine Gänge gefallen mir nicht, das ist sein Gang nicht, dahin pflegt er nicht zu gehen.

VI. Der Ort, auf welchem man geht.

1. Eigentlich. 1) In der weitesten Bedeutung, der Weg, worauf man geht, gegangen ist, oder gehen kann. Sein Strick ist gelegt in die Erden, und seine Falle auf seinen Gang, Hiob 18, 10. Alle Gänge und Schliche in einem Gebirge, in einem Walde wissen. Die Spur eines Marders heißt bey den Jägern gleichfalls ein Gang. Dahin auch die Zusammensetzungen, der Zugang, Ausgang, Eingang, Durchgang u. s. f. Imgleichen die Gänge in einem Garten, die Wege, zum Unterschiede von den Beeten, Blumenstücken, u. s. f. Ein bedeckter Gang, siehe Allee; ein Irr-Gang, Lust-Gang, Schatten-Gang u. s. f.

2) In engerer Bedeutung, derjenige Theil eines Gebäudes, vermittelst dessen man zu den Zimmern gelangt, so in grossen Palästen auch eine Gallerie genannt wird. Ein Säulen-Gang, der auf Säulen

ruht. Ein Gang unter der Erde, ein unterirdischer Gang.

Manchmal findet sich auch zwischen den Mauern zwey benachbarter Häuser ein Gang oder Raum, um in Feuersgefahr besser zum Hause oder der Seite zu kommen, oder aus anderer Absicht. Wie denn zu dem Ende bey den Römern, da man noch von Holz bauete, die Decemviri in den Leg. XII. Tabb. Tab. 8. verordnet hatten, daß zwischen einem Hause 2½ Fuß Raum bleiben solle, welches von den Kaisern Antonin und Verus spatium legitimum genannt worden ist. Wenn nun gefragt wird, wem dieser Gang oder Zwischenraum gehöre, und wer den Gang oder die Thür dazu habe, wenn es ja verschlossen ist? so wird präsumirt, es sey jeder gleich weit ab mit seinem Hause geblieben, folglich der Gang beyden Theilen gemein; es wäre denn, daß der andere durch einen eingemauerten Stein, den er hervor oder herüber ragen lassen, zu erkennen gegeben hätte, daß so weit, als der eingemauerte Stein geht, ihm auch der Zwischenraum gehöre.

2. Figürlich. 1) Die Gewinde einer Schraube, oder die Vertiefungen, welche um ihre Spindel geführet werden, führen gemeiniglich auch den Namen der Gänge.

2) Die Röhren und Canäle, in welchen sich ein flüssiger Körper bewegt, besonders in den Körpern der Thiere und Pflanzen, L. Meatus, Ductus; Fr. Canal, Conduit. Der Gallen-Gang, Harn-Gang, Saft-Gang, Thränen-Gang, Wasser-Gang u. s. f. Der natürliche Gang, Matth. 15, 17. durch welchen die Excremente ausgeworfen werden.

3) Im Bergbaue sind Gänge, oder Erz-Gänge, Fr. Filon, Rameau, diejenigen Räume im Gebirge, welche in die Länge und Tiefe fortdauern, und mit Erz oder Mineralien ausgefüllt sind, zum Unterschiede von den Flötzen, Stockwerken, Nestern u. s. f. Diese Gänge werden im gem. Leben oft Adern, L. Vena metallica. Veine minerale, genannt, weil sie den Blutadern in der Ausdehnung in die Länge ähnlich sind.

Nach

Nach einer noch weitern Figur werden auch die in solchen Gängen befindlichen Erze und Mineralien Gang und Gänge genannt.

Die Erzarten erscheinen, in Betrachtung ihrer Lage, unter gar verschiedener Gestalt. Bisweilen füllen sie diejenigen Spalten und Risse an, welche sich auf verschiedene Weise, und unter mancherley Mächtigkeit, in die Gebirge hinein ziehen, und die man mit dem Namen der Gänge zu belegen pflegt. Bisweilen mischen sie sich in unterschiedene Erdlager ein, welche aus lauter über einander gelegten Lagen bestehen, und unter dem Namen der Flötze bekannt sind. Nicht selten füllen sie nur gewisse Höhlen in einem Gebirge an, welche man, wenn sie sehr klein sind, Nieren nennt, wenn sie aber etwas größer ausfallen, mit dem Namen der Nester belegt. Erstreckt sich ein solches Nest, wenn es zumal von verschiedenen zusammenfallenden Gängen verursacht wird, über 7 Lachter: so heißt es ein Stockwerk. Endlich zeigen sich auch die Erze in den Gebirgen selbst, und zwar unter verschiedener Gestalt und mancherley Verbindung.

Die Erze erscheinen in den Gängen, Flötzen, Nieren, Nestern und Stockwerken, selten allein, sondern sind gemeiniglich mit verschiedenen Erd- und Steinarten vergesellschaftet, welche sich aber von den ihnen anstehenden Gebirgen, nicht allein in Ansehung ihrer Beschaffenheit, sondern auch dadurch unterscheiden, daß die meisten niemals ganze Gebirge ausmachen, sondern nur in den Rissen, Spalten und Höhlen derselben erzeugt werden; da man hingegen von denjenigen Arten, woraus ganze Gebirge bestehen, sehr wenige in den Gängen, Nestern und Stockwerken antrifft; daher die erstern, zum Unterschiede, Gangarten, die andern aber Bergarten genannt werden. Diejenigen hingegen, welche nicht nur in Gängen, Nestern und Nieren vorkommen, sondern auch bisweilen ganze Gebirge ausmachen, bekommen bald den Namen einer Gang- bald auch einer Bergart, welches sich am besten aus der Beschaffenheit ihrer Lagerstätte bestimmen läßt. Man hat also gewisse Stein- und Erdarten, welche nirgends anders als in den Gängen und Höhlen der Berge erzeugt werden; und diese könnte man füglich mit dem Namen der beständigen Gangarten belegen. Unter den Steinen gehören hieher: Der Quarz, die verschiedenen Arten Spathe, der Jaspis, Achat, Krystall, nebst allen Edelsteinen und

Berg-

Beraftüssen, imgleichen der Asbest und Amianth. Unter den Erden ist das Steinmark, die mineralischen, staubigten Erden, die Gahren, das Bergleder, der Berggork und andere, hieher zu rechnen. Zu den beständigen Bergarten gehören vornämlich: der Gneiß, der Fels, der Porphyr, der Granit, der Basalt, und andere dergleichen Steine, woraus ganze Gebirge bestehen. Diejenigen, welche theils eine Gang- theils aber auch eine Bergart abgeben können, sind: der Schiefer, die kalkartigen Steine, die verhärteten Letten, und einige Sorten von Sandsteinen; wobey man anzumerken hat, daß alle Steine, welche bank- und flözweise liegen, unter die Bergarten gehören, diejenigen aber, welche in Gängen, Nestern, Nieren und Stockwerken befindlich sind, zu den Gangarten gerechnet werden.

An einer mit Erden, Steinen und Erzen angefüllten Kluft, oder an einem Gange, hat man sein Streichen, sein Fallen, seine innere Beschaffenheit, und seine zufällige Abänderung, in Betrachtung zu ziehen.

Wenn man das Streichen eines Ganges untersucht, so ist man bemüht, dessen Lage nach einer gewissen Weltgegend zu bestimmen, und zu dieser Absicht bedienen sich die deutschen Bergleute eines kleinen Compasses, dessen horizontaler Umfang, welchen die Magnetnadel durchläuft, in zweymal zwölf Grade eingetheilt ist, welche von Norden gegen die rechte Hand zu, gezählt werden, welches die Bergleute die Stunden des Compasses nennen; und die Richtungen der Gänge, die Stunden des Ganges, so, daß die Richtung eines Ganges durch den Grad oder die Stunde auf dem Compasse angezeigt wird. Auf einige dieser Compasse hat man auch einen Quadrant angebracht, um die Richtung eines Ganges zwischen der Horizontal- und Perpendikularlinie zu bestimmen; je mehr sich diese Richtung der letztern nähert, je vergnügter sind die Bergleute, indem sie versichert sind, daß der Gang sich veredle; sie sagen auch, der Gang setzt in die Teufe. Ein Mehreres von dem jetztgedachten Compasse, wird in dem Art. Gruben-Compaß vorkommen. Diejenigen Gänge, welche ihr Streichen in der 12ten bis 3ten Stunde haben, nennt man stehende Gänge, Fr. Filon debout. Die Morgengänge, Fr. Filon du levant, oder du matin, streichen in der 3ten bis 6ten Stunde; die Spätgänge, oder insgemein sogenannten Spatgänge, Fr. Filon du couchant, oder du soir, in der 6ten bis 9ten, und die flachen Gänge endlich, Fr. Filon incliné, in der 9ten bis 12ten Stunde.

Die

Die Donlege (*) heißt diejenige Lage eines Ganges, vermittelst welcher sich derselbe, unter einer gewissen Neigung, gegen das Gebirge lehnt.

Wenn ein stehender Gang seine Donlege gegen Abend, ein Morgengang gegen halb Abend und halb Mittag, ein Spätgang gegen Mittag, und ein flacher Gang gegen halb Mittag und halb Abend wirft, so werden solche Gänge **rechtsinnig fallende Gänge** genannt. Wofern sich aber diese Gänge auf die der nur bemeldeten Lage entgegengesetzte Seite neigen, so heißen sie **widersinnig fallende Gänge**. An einigen Orten hat man von dieser Neigung der Gänge das Gegentheil angenommen, dergestalt, daß man z. B. einen Spätgang, der seine Donlege gegen Mittag wirft, einen widersinnig fallenden, und wenn derselbe seine Donlege gegen Mitternacht wirft, einen rechtsinnig fallenden Gang zu nennen pflegt.

Wenn man nach dem **Fallen eines Ganges fragt**, so will man wissen, unter was für einem Winkel sich ein solcher Gang mit der Horizontallinie mache. In diesem Falle bedient man sich des sogenannten Gradbogens, den man mit seiner geraden Fläche an die eine Seite des Ganges anlegt, da dann der Perpendikel den Grad des gesuchten Winkels auf dem halben Zirkelbogen abschneidet. Fällt der Perpendikel zwischen den ersten und achten Grad, so heißt ein solcher Gang ein **schwebender Gang**, Fr. Filon couché. oder horizontal. Die **flachen Gänge**, Fr. Filon plat, machen mit der Horizontallinie 20 bis 50; **donlege Gänge**, Fr. Filon oblique, oder incliné, von 60 bis 80; **stehende, senkrechte** oder so genann-

(*) Donlege oder donlegig, heißt soviel als abhängig, schief, mit dem Horizonte einen spitzigen Winkel machend, nicht nach der Bley- oder Wasserwage, sondern nach der Diagonallinie gehend.

Die erste Hälfte dieses Worts ist das veraltete Don, abhängig, von welchem ehedem auch das Zeitwort donen, abhängig seyn, und figürlich neigen, geneigt seyn, üblich war. Im Hannöverischen bedeutet döns, und im Engl. down, noch jetzt unten, niederwärts. Im Schwed. bedeutet dunsa fallen, welches Ihre von Dunt, ein Schlag, ableitet. Nur Unwissende haben dieses Wort von den Tonnen ableiten können, welche in donlegen Gegenden auf dem liegenden aufliegen.

Was die letzte Hälfte des Wortes donlege betrifft, so bedeutet zwar leeg, noch jetzt in Niedersachsen niedrig, und figürlich auch böse, schlimm, lasterhaft, kommt auch das Schwed. laeg, das Isländ. lagr, überein kömmt. Allein, weil dieses Wort alsdann eine ungewöhnliche Tautologie enthalten würde, so scheint lege und Lage hier überhaupt die Richtung zu bedeuten.

genannte Seigergänge, Fr. Filon droit, oder perpendiculaire, hingegen von 30 bis 90 Grad. Die Flötze haben insgemein eine Neigung von Null bis 20 Grad.

In Betrachtung der innern Beschaffenheit, sind die Gänge auf verschiedene Weise von einander unterschieden. Derjenige Gang, welcher viel gutes und edles Erz bey sich hat, heißt ein edler Gang. Trifft man in einem Gange Berge und andere leere Gangarten an, so nennt man denselben einen faulen oder tauben Gang. Mächtige Gänge heißen diejenigen, welche sehr breit sind; Hauptgänge aber solche, welche die übrigen, in Ansehung der Mächtigkeit und des Gehalts, übertreffen. Ist ein Gang völlig mit Gang- und Erzarten angefüllt, so heiß derselbe ein derber Gang; befinden sich aber Höhlen und Klüfte in demselben, so pflegt man ihn einen klüftigen, offenen und drusigen Gang zu nennen.

Alle diese Arten von Gängen sind entweder auf das genaueste mit dem Gebirge verbunden, und heißen alsdann angewachsene Gänge; oder es befindet sich, zwischen dem Gange und Gebirge, ein vom Gange unterschiedenes Gestein, wodurch sich derselbe an das Gebirge anlegt. Ist dieses Gestein mit dem Gebirge verbunden, so bekömmt solches den Namen eines Sahlbandes; löset sich aber der Gang selbst, oder das zwischen demselben befindliche Gestein vom Gebirge leicht ab, so nennt man solches eine Ablösung, und die glatte Seitenfläche des Ganges den Harnisch. Befindet sich endlich, zwischen dem Gange und dem Gebirge, eine lettige Erde, so bekömmt dieselbe den Namen des Besteges.

Da nun also die Gänge vom Gebirge gleichsam eingeschlossen sind, so heißt dasjenige Gebirge, welches auf dem Gange liegt, das hängende, dasjenige aber, so sich unter demselben befindet, das liegende Gebirge.

Die zufälligen Abänderungen, welche bey den Gängen vorfallen, betreffen entweder einen Gang allein, oder sie lassen sich aus der Betrachtung verschiedener Gänge bestimmen.

Bey einem Gange bemerkt man hauptsächlich folgende Veränderungen. Wenn ein Gang nach und nach schmäler wird, dergestalt, daß derselbe endlich gar verschwindet, so sagt man: das Gebirge habe den Gang verdrückt. Hört ein Gang jählings auf, jedoch so, daß man denselben an einem höhern oder niedrigern Orte im Gebirge wieder findet, so heißt es: der Gang hat sich abgesetzt. Wenn ein Gang

breiter

breiter oder reichhaltiger wird, so heißt es: der Gang erweiset sich mächtiger, oder der Gang thut sich auf, oder der Gang veredelt sich. Wenn man in einem Gange ein Beschläge von gelblicher oder grünlicher Farbe wahrnimmt, so sagt man: der Gang führt einen Bleyschweif. Diejenigen Gänge, welche sich nicht weit in das Gebirge erstrecken, und sich bald verlieren, heißen mozige (*) Gänge, und führen einen kurzen Strich. Wenn ein Gang nicht einerley Gehalt behält, so heißt es: der Gang führt sein Erz ab- und zufallend. Wenn ein Gang nicht in seiner gewöhnlichen Stunde bleibt, so sagt man: der Gang wirft Hecken und Winkel. Wenn ein festes Gebirge einen Gang unterdrückt, so sagt man: der Gang ist untergebrochen. Wenn ein Gang fest mit dem Gebirge verbunden ist, und keine Ablösung hat, so heißt es: der Gang liegt im gälligen Felsen. Wenn ein Gang immer schmäler wird, so sagt man, der Gang spitzt sich zu. Wenn sich ein Gang nach und nach abschneidet oder verliert, so heißt es: der Gang zieht die Füße an sich. Bisweilen theilt sich ein mächtiger Gang in verschiedene kleinere, und alsdann sagt man: der Gang hat sich vertrümmert; daher auch ein jeder kleiner Gang ein Trumm heißt. Wenn ein Trumm vom Hauptgange abgeht, so heißt derselbe das Abkommen des Ganges.

Diejenigen Veränderungen, welche verschiedene Gänge unter einander machen, bestehen hauptsächlich in Folgendem. Wenn sich ein fauler oder tauber Gang zu einem Haupt- oder edeln Gange gesellt, so sagt man: der Gang verrückt oder versetzt sich, indem in diesem Fall der Hauptgang insgemein aus seiner Stunde weicht, und unedler wird. Wenn zwey Gänge nahe neben einander fortgehen, so heißt es: die Gänge schleppen sich. Wenn sich zwey Gänge nicht nur mit einander schleppen, sondern auch bisweilen zusammen kommen; imgleichen, wenn Nebentrümmer zu einem Hauptgange fallen, so heißt es: die Gänge scharen sich, daher dergleichen Nebengänge, welche sich mit einem Hauptgange vereinigen, Schargänge genannt werden. Wenn einem Gange viele edle Flözklüfte und Geschicke zufallen, so sagt man: der Gang fasset viele Geschicke an sich, welche den Gang insgemein veredeln und mäch-

(*) Mozig, ohne Zweifel von dem im Hochdeutschen veralteten mutzen, abstutzen, verstümmeln, mutilare. In Bayern bedeutet mozen, zaudern, säumen.

mächtiger machen. Wenn zwey Gänge nahe an einander kommen, und einander berühren, so heißt es: die Gänge lehnen sich mit einander. Wenn sich ein Gang gegen die Fälle lenkt, so sagt man: der Gang wirft sich den Fällen entgegen. Wenn zween Gänge quer über einander gehen, so heißt es: die Gänge setzen über, oder die Gänge machen ein Kreuz. Wenn dieses Uebersetzen unter einem rechten Winkel erfolgt, so sagt man: die Gänge schneiden einander seiger durch. Wenn zween Gänge neben einander fortgehen, so heißt der kleinere der Gefährte, da denn dergleichen Gefährten dem Gange bisweilen zufallen, bisweilen aber auch wieder von demselben abgehen. Wenn verschiedene mächtige Gänge an einem Orte so zusammen kommen, daß sie sich völlig mit einander vermischen, so, daß man ihr Streichen und ihr Sahlband nicht mehr erkennen kann, (worin es von dem sich scharen der Gänge unterschieden ist) so heißt es: die Gänge rammeln sich, woraus insgemein Stockwerke entstehen, wo das Erz große Höhlen anfüllt.

4) Eine Reihe aufgestellter Klebgarne, welche auch eine Wand genannt wird, heißt bey den Jägern gleichfalls ein Gang.

Gang-Art, in dem Bergbaue. 1. Eine jede Steinart, welche in einem Gange angetroffen wird, und denselben ausmacht, Fr. Gangue, der Gang-Stein. 2. Dasjenige Gestein, welches sich zwischen der Mutter mit ihrem Erze und dem gewöhnlichen Gesteine befindet; der Gang-Stein, das Sahl-Band, Siehe oben, S. 11.

Gang-Bord, derjenige Gang auf den Kähnen und Holzgöllen, worauf die Schiffer in dem Innern des Kahnes bequem um den Kahn herum gehen können. Es ruht derselbe auf den Duchten, und läuft auf beyden Seiten des Kahnes vor der Binnung, von dem Plicht bis zur Kajüte. (zum Rof) Die kienenen Bohlen, woraus er zusammen gesetzt wird, sind 14 Zoll breit, und $2\frac{1}{2}$ Z. dick, und werden von dem Schiffzimmermanne blos zusammen gestoßen, und mit eisernen Schiffnägeln aufgenagelt.

Sprengels Handw. und Künste, 11. Samml. S. 127, f.

Gang-

Gang-Erz, Erz, welches in Gängen angetroffen wird, zum Unterschiede von dem Flötz-Erze; s. oben, S. 10.

Gang-Fisch, siehe Alose und Weiß-Fisch.

Gang-Gebirge, in dem Bergbaue, ein Gebirge, welches Gänge enthält oder enthalten kann, wozu die höchsten Gebirge gehören, ursprüngliche Gebirge; zum Unterschiede von den Flötz-Gebirgen.

Gang-Häuer, im Bergbaue. 1. Ein Bergmann, der auf Gängen arbeitet. 2. In engerer Bedeutung, ein Bergmann, der die in die Grube herein geschossenen Gänge, d. i. Gangerze, zersetzt; zum Unterschiede von dem Schräm-Häuer.

Gang-Kreuz, siehe Fuß-Kreuz.

Gang-Pfoste, in der Zimmermannskunst, eine Säule unter einem Gange, worauf ein Balken liegt.

Gang-Rad, siehe unter Rad.

Gang-Säule, die Säulen oder Stollen an dem freyen Gange vor einem Gebäude, welche die Lehne um denselben ausmachen.

Gang-Schüssel, siehe unter Schüssel.

Gang-Stein, siehe Gang-Art.

Gang-weise, im Bergbaue, in Gängen, oder nach Art der Gänge. Man findet das Erz gangweise, wenn es in Gängen oder nach Art der Gänge bricht; zum Unterschiede dessen, welches flötzweise bricht.

Gang-Zeug, Gangzeug-Kasten, bey den Papiermachern; siehe unter Papier.

Gangbar. 1. Was im Gange ist, häufig angetroffen wird, doch nur in einigen Fällen. Eine gangbare Münze, welche im Handel und Wandel ohne Weigerung angenommen wird; im mittlern Lat. curſabilis moneta, Fr. Argent, qui a cours, qui eſt de miſe, argent metable. Türkische Münzen sind hier nicht gangbar. Die Blattern sind jetzt gangbar, grassiren. Eine gangbare Waare; siehe Gang I. 2. Gänge und Ganghaft.

2. Wo man gehen kann. Der Weg ist gar nicht mehr gangbar. Im Oberdeutschen auch gehelich. Auch figürlich: Die Wasserröhren gangbar erhalten, so daß das Wasser darin ungehindert fließen kann.

3. Wo viel gegangen wird. Eine gangbare Straße, welche häufig von Reisenden besucht wird; Fr. ruë oder chemin fort frequenté.

Ganges-Hirsch, siehe unter Hirsch.

Ganghaft, ganghaftig. 1. Für Gangbar 1, in welcher Bedeutung es doch im Hochdeutschen wenig gebraucht wird. Ein ganghaftes Wort. Ganghafte Münze. Eine ganghafte Zeche, im Bergbaue, welche im Gange ist, wo beständig gebauet wird.

2. Ein Erz bricht ganghaft im Bergbaue, wenn es in Gängen gebrochen wird.

Ganglium, siehe Ueberbein.

Gangue, siehe Gang-Art.

Gangui, Ganguil, Ganguy, eine gewisse Art Beutelgarne, zum Fischfange; siehe Th. XIII, S. 669.

Ganiterbaum, Ganitrus *Rumph.* Perinkara *Hort. Malab.* Elæocarpus foliis lauri serratis, floribus spicatis *Burm.* Elæocarpus serrata *Linn.* ein ostindischer Baum, welcher sehr hoch wird. Die kurzgestielten Blätter stehen wechselweise, oder ohne Ordnung, sind den Kirschblättern ziemlich ähnlich, fallen ab, und sind alsdann ganz roth; wie denn auch dieselben schon auf dem Baume, wenn die Frucht zu reifen anfängt, etwas roth erscheinen, wodurch man den Baum leicht von weitem erkennen kann. Die Blüthen stellen kurze Träubchen vor. Man zählet daran fünf lanzettförmige Kelch-, und fünf, der Gestalt und Länge nach ähnliche, aber zerrissene Blumenblätter, viele, ungefähr 20, ganz kurze, Staubfäden, und einen Griffel mit spitzigem Staubwege. Die kugelförmige, blaue, mit Purpur vermischte Steinfrucht enthält eine runzelige, oder mit vielen kleinen Vertiefungen und Erhebungen versehene, gleichsam von Würmern durchfressene Nuß. Zuweilen sind

nur

nur vier Kelch- und Blumenblätter zugegen. Es sind dieselben Anfangs weiß, werden aber, wenn sie einige Stunden aufgeblühet sind, röthlich. Die Frucht ist von unterschiedener Größe. Einige, wie eine Flintenkugel; andere hingegen sind nicht größer als eine Erbse, und zugleich mehr platt. Diese kleinern ziehen die Einwohner den größern vor. Jene lassen sie den Vögeln und andern Thieren zur Nahrung, von diesen aber pflegen sie die Nüsse an Schnuren zu reihen, und sich damit zu putzen, auch daraus goldene Korallen und Rosenkränze zu verfertigen; wie denn auch einige die Frucht, in Salz oder Zucker eingemacht, zu genießen pflegen.

Ganker, siehe Spinne.

Gans, ein im gem. Leben verschiedener Gegenden übliches Wort, einige Arten von Maßen zu bezeichnen.

1. Ein Arm voll abgeschnittener Halme, aus denen eine Garbe besteht, wird in der Landwirthschaft verschiedener Gegenden, z. B. zu Zeitz, wo deren vier zu einer Garbe genommen werden, eine Gans genannt. Im Anhaltischen heißt ein solcher Büschel Halmen ein Frosch, an andern Orten ein Gänschen, und an noch andern eine Glede; s. Th. XV, S. 186.

2. In den Sandsteinbrüchen zu Pirna wird die grobe Steinart, welche nur zu Mühlsteinen, Säulen u. s. f. gebraucht wird, die Gans genannt. Da in der Schweitz auch Gand, Gandt, von der abhängigen Seite eines Felsens gebraucht wird, welche sonst auch die Wand genannt wird: so scheint Gand und Gans hier aus Wand entstanden zu seyn.

In einem etwas andern Verstande ist im Bergbaue die Gänse oder Gänze, ein festes hartes Gestein; wo es sich aber auch von dem Bey- und Nebenworte ganz herleiten läßt.

3. In dem Salzwerke zu Allendorf in Hessen ein Klumpen, oder eine Masse zubereiteten Salzes.

Auch in Frankreich war im 13ten Jahrhunderte das Wort Ganda in diesem Verstande üblich. Septimam partem totius salis — etiam in gavellos seu Gandis, heißt es in einer Urkunde von 1290, bey dem Carpentier, der es durch einen Haufen erkläret.

4. In den Eisenhämmern und Eisenhütten, werden diejenigen großen, gemeiniglich 2 bis 3 Centner schwere, Stücke geschmolzenen Eisens, welche man in eine von Erde oder Gestübe gemachte Rinne oder Form aus dem hohen Ofen laufen läßt, hernach aber auf den Hammerwerken in kleinere Stücke zerschlägt, und entweder zu Stab- oder Schieneisen verarbeitet, Gänse oder Eisen-Gänse, Gans-Eisen, genannt. Im Französ. heißt eine solche Masse Gueuse, und im Schwed. Gös. Siehe Th. X, S. 605.

In dieser letzten Bedeutung leitet Salmasius dieses Wort von dem griech. χυτὶς, der Guß, das Schmelzen, Frisch von ganz, Ihre von dem franz. Gueuse her, welches doch aus dem Deutschen, besonders nach der niedersächsischen Mundart, entlehnet zu seyn scheint. So viel ist wohl gewiß, daß Gans sowohl in dieser als in den vorhergehenden Bedeutungen mit dem folgenden Worte nichts als eine zufällige Aehnlichkeit des Klanges gemein hat.

2. **Gans**, (*) L. Anser, Fr. Oie, Oye, ein Schwimmvogel mit vierzehigen Patschfüßen, einer freyen Hinterzehe, und einem breiten Schnabel, welcher sich durch die Größe des Körpers, den erhabenern Rücken, stärkern

(*) Dieses Wort lautet im Nieders. Goos, Gans, und im männlichen Geschlechte Gante, im Engl. Goose, und in männl. Gander, im Dän. Gaas, im Schwed. Gås, im Isländ. Gas, im Bretagnischen Goas, Ganz, bey den krainerischen Wenden Gus, im Poln. Ges, und im männl. Gasior, im Ital. Ganza, im Span. Ganso, im Griech. χὴν, χῆν, im Lat. Anser. Schon Plinius bemerkt, daß die Deutschen eine Gans Ganza genannt haben. Wachter leitet den Namen von canus, weiß, im Wall. cann, her. Im salischen Gesetze bedeutet Chana, einen Hahn. Zu Carls des Großen Zeit war auch das Wort Auca von einer Gans üblich, wovon das Ital. Oca, das Franz. Oye, und das in einigen Provinzen Frankreichs übliche Auc, Auco, Auquetto, abstammet.

kern Schnabel, und vornämlich durch die Füße, von der Aente unterscheidet. Denn, die Füße sind bey der Gans nahe an der Mitte des Körpers gestellet, und erhalten dessen Gleichgewicht, welches wegen des grössern Körpers nöthig zu seyn scheint. Die Gans gehört unter die Amphibien, d. i. unter diejenigen Thiere, welche sowohl im Wasser, als auf der Erde, leben können. Sie liebet zwar das Wasser nicht so sehr, als die Aente; inzwischen bleibt es allemal richtig, daß beyde Vögel, Gans und Aente, zu einem Obergeschlechte gehören, welches Klein Breitschnäbler platirostes, nennet.

Man theilt die Gänse überhaupt in zweyerley Arten, in die wilden und zahmen, obgleich die letztern eigentlich von den erstern herkommen. Ich werde zuerst von der zahmen Gans, welche auch Bauern-Gans, Haus-Gans, Licht-Gans, und Martins-Gans (*) genannt wird, L. Anser domesticus, oder rusticus; Anser versicolor non cirratus *Barrere*, Fr. Oie privée, handeln.

Das Wort Gans bezeichnet diesen Vogel ohne Unterschied seines Geschlechtes. Soll dieses näher bestimmet werden, so nennet man das Weibchen in engerm Verstande die Gans, und das Männchen den Gänserich, (**) Fr. Jar, Jars. Der Gänserich ist, insonderheit wenn er noch jung ist, von einer Gans leicht zu unterscheiden; denn er hat höhere Beine, und einen längern, auch etwas dickern Hals, als ein Gans; wenn man ihn bey dem Kopfe ergreift und gefangen hält, so schreyet er abscheulich; welches eine Gans nicht

(*) Von dem Ursprunge der beyden letztern Benennungen, siehe den Art. Martins-Gans.

(**) In den gemeinen Mundarten der Ganser, Ganserl, im Oesterreich. Gonaus, Niederl. Gante, Ganter, Engl. Gander, Poln. Gasior, Dän. Gasse.

thut. Eine Gans hingegen erkennt man nicht nur an ihrem kürzern und dünnern Halse, sondern auch an ihrem herab hängenden Bauche, zumal im Monate Jäner, als zu welcher Zeit schon der Legebauch zu wachsen anfängt; auch ist die Stimme der Gans mehr ein grobes Dattern, als ein Schreyen.

Die Gänse haben, nach Verschiedenheit ihres Vaterlandes, eine verschiedene Größe. Gemeiniglich sind sie, von der Spitze des Schnabels bis unten zu den Füßen gerechnet, 3 Fuß lang; und die Weite ihrer Flügel enthält $4\frac{1}{2}$ Fuß; ihr Schnabel ist $2\frac{1}{2}$ Zoll lang; ihr Schwanz hat $6\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge, und ist aus 18 großen Federn zusammen gesetzt. Ueberhaupt aber sind die so zu nennenden Wassergänse, d. h. diejenigen, welche an oder auf dem Wasser erzogen werden, weit grösser, als diejenigen, welche wenig oder gar nicht auf das Wasser kommen können. Zwo Wassergänse wiegen so viel, und weit mehr, als drey Landgänse.

Dieser Vogel ist, so wie alles zahme Federvieh, in seinen Farben unterschieden. Bald ist er braun und buntfarbig oder gestreift; bald ist derselbe aschfarbig oder weiß mit braun vermischt. Zur Güte der Gänse thut die Farbe nichts; doch sind, um der Federn willen, die weißen die reinlichsten. Wenn indessen auch die Gänse grau, und wilder Art, oder auch röthlich oder bläulich aussehen, so schadet es nicht; denn diese Farben gehen nicht bis unten aus, sondern es ist nur das Aeusserste der Federn also; inwendig, und die untern Federn gegen den Kiel zu, sind alle weiß. Die jungen Gänse haben gelbe, die alten aber rothe Füße.

Ein vorzügliches Kennzeichen der guten Eigenschaften einer Gans ist, wenn sie heiter von Augen ist. Viele behaupten, daß man von den Weibchen, wenn es auf den Ankauf derselben ankömmt, nur diejenigen wählen müsse, welche zwischen den Beinen und an den Füssen sehr breit sind.

Ein

Ein Gänserich muß wenigstens 2 oder 3 Gänse zu bedienen haben. Am besten können sich dieselben auf dem Wasser paaren; daher ist es gut, wenn in Vorwerkshöfen Wassergruben, oder nahe dabey Gräben oder Teiche, auch große Wassertröge befindlich sind, weil sich in solchen die Gänse mit dem Gänseriche zusammen finden.

Einige sind der Meinung, daß, wenn der Gänserich die Gans auf dem Lande tritt, die Eyer nicht so gut werden, als wenn es auf dem Wasser geschieht; und hieraus folgern sie, das die sehr frühen Eyer deswegen so oft nichts bringen, weil das Wasser noch mit Eise bedeckt war, als die Gans getreten wurde. Allein, diese Meinung ist falsch; bloß die Kälte der Zeit ist die Ursache davon.

Dasjenige Federvieh von Gänsen sowohl, als gemeinen und wälschen Hühnern, welches zur Zucht und zum Ausbrüten im Frühjahre gebraucht werden soll, muß gesund und von der ersten Frühlingszucht seyn, und nicht zu stark gefüttert werden. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß das Federvieh, wenn es zu fett geworden ist, aufhöre Eyer zu legen, und zum Ausbrüten gänzlich untüchtig werde, auch wohl gar in dem Fette ersticke. Letzteres entsteht gemeiniglich aus der Versäumniß oder Nachlassung der starken Fütterung; daher ist es am zuträglichsten, daß sie beständig in ordentlichem und mäßigen Futter erhalten werden. Indessen weiß man aus angestellten Versuchen und sicherer Erfahrung, daß insonderheit die Zuchtgänse und Zuchthühner im Monate December täglich eine Handvoll reinen Roggen haben müssen, weil durch die Kraft des Roggens der Eyerstock in dem Federviehe sich besser ansetzt und stärker wird, die Thiere selbst aber mehrere Lust und Hitze zum Ausbrüten erhalten. Man rechnet auf eine Zuchtgans ungefähr 1 Metze, und auf ein Zuchthuhn ½ Metze. Diese Portion Roggen ist so einzutheilen, daß sie in den ersten 3 bis 4 Wochen täglich etwas davon bekommen.

Eine junge Gans legt gemeiniglich erst, wenn sie zwey Jahr alt ist, Eyer, fängt mehrentheils im Februar an, und bringt etwa 10 bis 12, im ersten Jahre aber nur 4 bis 5, zum Vorschein. Wenn man eine Gans vom Brüten abhält, (in welchem Falle man die Eyer durch wälsche, oder auch nur gemeine Hühner ausbrüten läßt,) fängt sie dreymal im Jahre zu legen an. Gemeiniglich ist die Zeit vom Anfange des Märzes, bis zu Ende des Junius, diejenige, wo sie ihre Eyer zu legen pflegen. Wenn eine Gans ihr gehöriges Futter bekömmt, und einen muntern Gänserich bey sich hat, so fängt sie, gedachtermaßen, schon nach Lichtmesse an, Eyer zu legen; und wer gern frühe Gänse ziehen will, der darf nur die früheste Gans sofort setzen, so wird er gewiß Märzgänse bekommen. Findet sich aber im März noch strenge Kälte ein, und der Schnee bleibt noch liegen, so ist kein Nutzen dabey. Am besten ist es, wenn die jungen Gänse im April kommen; denn, giebt man diesen ihr gehöriges Futter, so werden sie eben so gut, wie die vom März.

Wenn es um die Zeit ist, daß die Gans legen will, wird man sie allezeit Stroh in ihrem Schnabel herum tragen sehen. Hievon machet sie ihr Nest; und man wird wohl thun, ihr darin, insonderheit bey dem frühen Brüten, zu Hilfe zu kommen. Man muß einen bequemen, warmen und geruhigen Ort für sie aussuchen, und daselbst ihr Nest von Stroh und Nesselwurzeln machen, deren Geruch sie liebet; und die Jungen befinden sich auch gut danach. Man muß sie damit an einen gewissen Ort in ihren Stall, oder (wie bey den Bauern) in eine Stube, gewöhnen, weil sie sonst, wo sie nur hinkommen, es sey in ihrem Stalle, im Hofe, auf der Weide, oder an andern Orten, ihre Eyer zu legen pflegen. Daher muß man Anfangs in der Legezeit des Abends die Gänse befühlen (betasten,) und diejenigen, welche Eyer haben, besonders stecken,

auch

auch nicht eher von da heraus lassen, als bis sie geleget haben. Denn die Gänse haben die Art an sich, daß, wo sie sich einmal hingewöhnt, und geleget haben, sie nachgehends alle ihre Eyer dahin legen. Die Gänseeyer sind weiß, und größer, als die von wälschen Hühnern. Die Eyer, welche man ausbrüten lassen will, muß man an einem temperirten Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, aufheben, dazu aber diejenigen, welche von großen Gänsen sind, auslesen. Diejenigen, so von Gänsen, welche nur ein Jahr alt sind, kommen, taugen nicht zur Brut, so wenig als die, welche von den Gänsen, die ohne Gänserich sind, geleget worden. Wenn man einer Gans die Eyer, so wie sie gelegt sind, wegnimmt, so legt sie bisweilen wohl hundert, und mehr; wenn man sie ihr aber läßt, so fängt sie, sobald sie merkt, daß ihr Nest voll ist, zu brüten an. Das Zeichen einer guten Brutgans ist, wenn sie bey dem Eyerlegen viel Federn im Neste hat liegen und fallen lassen.

Eine Gans ist zwar im Stande, 18 Eyer zu bebrüten, man thut aber wohl, wenn man ihr nicht mehr, als 10, oder höchstens 12, Eyer unterleget, und zwar, soviel als möglich, ihre eigene.

Ich habe oben erwähnt, daß man die Gänseeyer auch durch wälsche oder gemeine Hühner ausbrüten lassen kann. In letzterm Falle muß man die stärksten, und die man als die besten Bruthennen kennt, dazu wählen, ihnen aber nicht mehr, als nur 5 oder 6 Eyer unterlegen. Die wälschen Hühner können allenfalls wohl 11 ausbrüten.

Die Zeit, wie lange eine Brutgans über den Eyern sitzt, ist, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, 26 bis 30 Tage. In kalten Tagen sitzt sie gemeiniglich einen oder zween Tage länger, als bey warmem Wetter; und zuweilen beträgt der Unterschied 3 bis 4 Tage.

Eine Gans, wenn sie brütet, muß hinlängliches Futter bekommen, und zwar entweder Haser oder Gerste. Man weichet diese in Wasser, und setzt sie der brü-

brütenden Gans dergestalt vor, daß sie daran kommen kann, damit sie ihr Nest so wenig als möglich verlasse; oder wenn man auch das Futter nicht neben sie setzen will, so muß man es ihnen doch allezeit zu derselben Stunde und an einerley Orte geben. Läßt man es auch nur ein einzigesmal daran mangeln, so ist das schon hinreichend, die Eyer kalt werden zu lassen, oder der Muttergans das Brüten zu verleiden, dergestalt, daß alles Gelegte dadurch verloren gehen würde. Auch muß reines Wasser zum Saufen dabey seyn; wie auch ziemlich große Fässer mit Wasser, worin sich die Gans baden kann. Setzt sich dieselbe nahe bey einem Flusse oder Bach, so muß man sie nicht vom Baden abhalten, denn sie sitzt nicht geruhig, wenn es ihr nicht erlaubt ist, ihrem Naturtriebe zu folgen; es bekömmt ihr auch viel besser, wenn sie sich weitläuftig baden kann, als wenn es in einem Fasse geschieht, welches man ihr vorsetzt; jedoch ist letzteres nothwendig, wenn kein anderes Wasser in der Nähe ist. Gemeiniglich rechnet man auf eine Brutgans 1 Viertel Hafer.

Man wird wohl thun, wenn man unterdessen, daß die Gans vom Neste ist, die Eyer umkehret, wenn die Gans es nicht selbst gethan hat; und wofern einige eher, als die andern ausgebrütet werden, wie zuweilen 2 oder 3 Tage geschieht, muß man sie in Wolle an einen warmen Ort legen, bis die andern auch ausgebrütet sind, und sie ihr hernach wieder geben.

Gänsen, welche brüten sollen, muß man nicht die Federn abrausen, vielmehr ihnen solche lassen, damit sie die Eyer fein erwärmen. Es fallen aber den Brutgänsen die Federn über dem Brüten, wegen der Hitze, von selbst nach und nach aus; und einige rupfen sich dieselben selbst ab, von welchen Federn sie sich recht weiche Nester machen, und die Eyer erwärmen. Manche Gänse bedecken damit ihre Eyer, wenn sie vom Neste absteigen.

In der Brut- und Legezeit sind die Gänse böse; sie fürchten immer, es werde ihnen Jemand an ihrer Vermehrung und

Jun-

Jungen-Erzeugung hinderlich seyn. Geht Jemand bey ihnen vorbey, so zischen sie wie eine Schlange oder Otter, und wenn man ihnen zu nahe kömmt, beißen sie. Insonderheit sind die Gänseriche sehr böse; sie laufen die Menschen an, zumal Kinder und Personen, die sie fürchten; sie hängen sich mit dem Maule an; beißen, wenn die Kleider dünne sind, blaue Flecken in die Haut, welche zuweilen von schlimmen Folgen sind; und schlagen auch zugleich mit den Flügeln heftig um sich. Man kann sie aber getrost beym Halse ergreifen, aufheben, und zur Strafe ein wenig zappeln lassen, doch nicht gar ersticken oder erwürgen; oder man klopfet ihnen mit einem schwachen Stöckchen das Feder-Wamms ein wenig aus. In Zukunft werden sie alsdann nicht mehr beißen, sondern es bey dem langen Halsmachen und Zischen bewenden lassen.

Matthi. Tilingii obs. de periculosis symptomatibus ex morsu anseris circa primam articulationem pollicis sinistræ manus in femina quadam primaria, st. in den Eph. Nat. Cur. Dec. 2. Ann. 2. Obs. 75.

So bald die jungen Gänse aus der Schale gekommen sind, (*) muß man sie mit der Mutter acht bis zehn Tage lang an einem engen Orte einsperren. In den ersten 24 Stunden bekommen die jungen nichts zu fressen; alsdann giebt man ihnen, 2 oder 3 Tage hart gesottene und klein gehackte Eyer, mit ein wenig Weizenkleyen oder Brod vermengt, leget ihnen ein Stückchen ausgestochenen Rasen hin, und setzt ein Trögelein mit Wasser dabey; nachher füttert man sie mit klein gehackten, und mit Weizenkleyen vermengten, grünen Brennnesseln, auch grüner Gerstensaat, nebst etwas Gersten- und Haferkörnern oder Schrot, mit Wasser angefeuchtet, oder mit Gerstenmehl in Milch, oder warmen Korn in Milch. Nach acht oder zehn Tagen werden, bey warmen Sonnenschein, die alten mit den jungen vor dem Hause auf den grünen Rasen gebracht, auf welchem die Gänschen schon anfangen Gras zu fressen.

(*) Junge Gänse heißen im Hochdeutschen Gänschen, Gänseküchlein, in Schlesien Gruscheln, beym Pictorius Krüsel, im Nieders. Gossel, Gössel, Gösselken, im Engl. Gosling.

sen. Zugleich wird ihnen täglich dreymal Schrot und gestampfte Nessel in niedrigen Trögen vorgesetzt, und den alten werden gestampfte Rüben und Träber gegeben, bis die jungen Federn und Flügel bekommen wollen. Wenn sie 14 Tage alt sind, kann man sie die Alte zu Wasser führen lassen. Insonderheit müssen sie, wenn sie zu kielen angefangen haben, und die Flügelein (wie man es zu nennen pfleget,) das Kreuz schliessen wollen, Morgens und Abends gutes, mit Schrot angemengtes, gestampftes grünes Futter bekommen, weil ihnen sonst die Flügel hängen und vermatten, indem die vielen großen Kiele Saft und Kraft wegnehmen. Um diese Zeit muß man es ihnen also an gutem Futter nicht fehlen lassen. Man kann sie auch nunmehr auf die Hütung treiben, doch muß man ihnen zugleich, die Zeit vor der Aerndte über, täglich, und insonderheit des Abends, etwas Haser geben; denn, wenn sie was zu Hause bekommen, so darf weder der Hirt, noch der Eigenthümer der Gänse, befürchten, daß sie ausbleiben werden; vielmehr werden sie gerade nach Hause eilen, und zu dem Eintreiben nicht die letzten seyn. Sie wachsen auch besser; die Federn werden eher groß, und können zeitiger zu Gelde gemachet werden. Die ersten Tage, da sie ausgehen, muß man sie des Abends in das Haus bringen, und Jemanden auf sie Acht haben lassen; denn es sind arme Thiere, die sich nicht vertheidigen können, sondern einer jeden Sache zum Raube werden. Man muß aber die jungen Gänse nicht eher austreiben, als bis die Sonne den Thau aufgeleckt hat. In starken Schlag- und andern kalten Regen muß man sie nie austreiben; denn in den ersten Tagen, in welchen sie die freye Luft geniessen, ist ihnen der Regen sehr schädlich, ob sie gleich alsdann auf dem Wasser schwimmen. (Von dem um diese Zeit gewöhnlichen häufigen Sterben der jungen Gänse, werde ich weiter unten sprechen.) Auch muß man die

die jungen Gänse nicht eher bey die alten kommen lassen, als bis sie stark genug geworden sind, um sich gegen die Schnabelstreiche, denen sie als neue Ankömmlinge ausgesetzt sind, vertheidigen zu können.

Wenn noch einige Wochen verstrichen sind, und die Aerndte eingetreten ist, alsdann hat man nicht mehr nöthig, den Gänsen Körner zu streuen, sondern es können sich dieselben, nachdem die Armen vorher die Aehren aufgelesen und genossen haben, solche nun selbst auf den Stoppeln suchen und auflesen. Man pflegt daher gemeiniglich die Gänse und wälschen Hühner, zugleich mit den Schweinen auf die Stoppelstücke, vor dem Rindviehe voraus, treiben, und die Aehren und ausgefallenen Körner aufsuchen zu lassen. Wenn große Teiche besäet werden (s. Th. XIII, S. 771, flg.) kann man auch darein die Gänse aus mehrern Vorwerken, nach dem Aufnehmen und Einbringen des Hafers, treiben lassen; sie werden in solchen Teichen so gut, als wenn sie gemästet worden wären.

Solchergestalt finden die Gänse zur Sommerszeit zu Hause an den Abgängen von Salat und anderer grünen Waare, wie auch auf dem Felde, auf den Hütungen, und auf den Stoppeln, fast bis Michaelis hin, Nahrung zur Genüge. Kömmt alsdann der Winter, und findet sich der Schnee ein, daß die Gänse weder auf der Saat, noch auf den Rasen, etwas zu fressen finden, so muß man sie zu Hause im Stalle füttern. Man schneidet ihnen die Strünke von Kohl, auch weiße oder gelbe Rüben, vor. Man kann ihnen gleichfalls das bey dem Werfen mit der Worfschaufel zurückbleibende geringere Korn (das so genannte Aftergetraide oder Afterkorn) brühen und geben, oder anderes geringes Getraide alle Tage ein Paarmal vorwerfen, auch im Froste ihnen Wasser vorsetzen. Man nimmt warmes Wasser, und vermischet es mit dem kalten, damit es nicht gefriere, und die Gänse es saufen können.

Wenn

Wenn Schnee liegt, löschen sich die Gänse den Durst mit demselben.

Der Gänsestall, Gr. und L. Chenoboscium, Fr. Etable à Oyes, oder das Behältniß, worin man die Gänse des Nachts einsperret, und den Winter über füttert, muß auf dem Hofraume, an einem vor Winde und Nässe wohl verwahrten Orte angebracht seyn. Denn, ungeachtet die Gänse bey Tage gern in den Wässern und Teichen sich aufhalten, so haben sie doch zur Nachtzeit gern einen warmen, trocknen Stand und Sitz. In dieser Absicht streuet man ihnen zum öftern frisches Stroh unter, welches sie nicht nur warm und trocken hält, sondern ihnen auch, in Ansehung des Wachsthumes, sehr zuträglich ist. Der Gänsestall muß auch überall wohl verwahrt seyn, damit nicht der Fuchs, Marder, Iltis oder andere schädliche Thiere hinein kommen und schlimme Arbeit machen mögen.

Die Gänse sollen vor dem Fuchse sicher seyn, wenn man ihren Kopf mit Pech beschmiert.

Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. 23. B. S. 278.

Gemeiniglich hält man die Gänse für sehr dumme Thiere; daher man auch einen dummen einfältigen Menschen eine dumme Gans zu nennen pflegt. Allein, sie sind, bey dem allen so wachsam, wie irgend ein Thier seyn kann. Ihr Schlaf ist nicht fest, sondern sie werden bey dem geringsten Geräusche wach. Sie verrichten so gar oft das Amt des Hundes; denn so bald sie nur das geringste hören, erheben sie ein starkes Geschrey. Es wird in der römischen Geschichte erzählet, daß die Gänse auf dem Capitolium zu Rom die Soldaten, welche in der Wachstube waren, aufweckten, und daß dieses die Ursache geworden sey, daß der Feind in demselben Augenblicke zurück getrieben worden sey, als er im Begriffe gewesen, sich der Festung zu bemeistern; weshalb auch die Römer die Gänse unter die heiligen Vögel gezählet haben. Emery versichert, daß diese Thiere sehr gelehrig wären. Auf dem Lande gebrauchet

chet man sie oft, ein Rad umzudrehen, welches zum Bratenwender dienet.

Denjenigen Gänsen, welche zwar Eyer gelegt, sich aber zum Brüten nicht bequemt haben, auch dazu nicht gebracht werden können, kann man, wenn sie zu legen aufgehört haben, und man sieht, daß sie sich auf die Streuhaufen, auf den Mist, auf Besetzwände, oder sonst wohin, setzen, und, ohne Eyer unter sich zu haben, brüten wollen, die Federn unter dem Bauche ausraufen, wodurch bey ihnen das Brüten einigermaßen verhindert wird. Auch die Gänseriche, wenn sie nicht mehr zum Bepaaren der Gänse nöthig sind, können unter der Zeit, da die Gänse brüten, mit vorgedachten Gänsen, die nicht brüten sollen, zugleich gerupfet werden.

Die Gänse, welche nicht zum Brüten der Eyer gebrauchet werden, können durchgehends jährlich viermal gerupfet werden. Das erstemal kann man ihnen um die Mitte des Aprils die Federn raufen, und allezeit nach Verfließung von acht Wochen damit continuiren, so, daß die vierte Berupfung zu Michaelis trifft. Hernach aber aber muß man keiner Gans, vor den Frühling, mehr die Federn abfordern; denn sie brauchen dieselben eben so nöthig, als die Schafe ihre Wolle, zur Bedeck- und Erwärmung auf den bevorstehenden Winter. Ausgewachsene Federn an Gänsen, wenn man die Zeit der Berauſung nicht wahrnimmt, sondern länger, als es sich gebühret, damit verzieht, fallen ihnen entweder von selbst aus, oder die Gänse ziehen sich dieselben selbst aus, um den jungen neuwachsenden Raum zu verschaffen, da sie denn in den Ställen und auf den Hütungen zerstreut umher liegen. Die jungen Gänse, welche früh ausgebrütet sind, haben mehrentheils um Johannis, (überhaupt aber, so bald sie zween Monate alt sind,) reife Federn, und diese kann man schon raufen, wofern man die Gänse nicht

so jung mästen und schlachten will; denn sie wachsen ihnen, ehe sie gewöhnlichermaßen des Herbsts in die Mastbehältnisse gebracht werden, noch einmal. Im Herbste aber, wenn man sie mästen oder verkaufen will, muß man ihnen die Federn lassen, weil sie sonst unansehnlich werden, und allemal wenigstens 2 Groschen weniger gelten, da die abgerupften Federn kaum auf 9 Pfennige zu rechnen sind.

Gänse, welche nicht zur rechten Zeit, da eben die Federn reif sind, sondern entweder zu spät oder zu zeitig gerupfet werden, geben sodann nicht gute, sondern mit Kielen untermengte Federn. Denn in den Kielen, als denjenigen Federn, welche nicht reif genug sind, befindet sich viele Feuchtigkeit; und wenn sie aufgehoben werden, dauern sie nicht, sie werden dumpfig, ja es kommen die Milben und Motten hinein, und sie werden alsdann staubicht. Solche Federn sind hernach von keiner Güte, vielmehr werden die guten reinen Federn davon verdorben, wenn man sie mit denselben vermenget. Daher müssen solche Federn allemal in Sieben über warme Oefen gesetzet werden, damit gedachte Feuchtigkeit durch die Hitze vertrockne und verzehret werde. Ueberhaupt ist nöthig und gut, daß allezeit, nach dem Rupfen, die Federn in Säcken hinter die Oefen, oder wenigstens in warmen Stuben einige Tage auf Stangen gehänget werden, damit, ehe sie in Kammern und Gewölbe gebracht werden, alles feuchte Wesen sich ausziehen und vertrocknen möge. Ja auch in Kammern, und auf den Böden, wo man sie aufhebet, muß man sie nicht auf die Erde oder den Fußboden setzen, sondern aufhängen. Ein Mehreres von dem Verfahren mit den Federn, ehe sie zum Stopfen der Betten gebraucht werden, wird man im IV. Th. S. 319, fgg. antreffen.

Von Mast- und Schlachtgänsen sind die Federn auch nicht so reinlich, als von Gänsen, welche alle Tage auf Teiche und in reines Wasser kommen. Denn, wenn Gänse in unreinen Ställen, oder in Körben und Kasten zum Mästen sitzen; können sie sich im Wasser, als ihrem gewöhnlichen Labe, nicht reinigen, sondern beschmieren die Federn sehr; auch kömmt zuweilen die Zeit währendem Mästen, daß sie gerupfet werden sollen, es kann aber der Mast wegen nicht geschehen, und da verlieren sie alsdann die Federn, an deren Stelle Kiele und junge Federn kommen. Wenn nun eine Gans geschlachtet und gepflücket wird, finden sich viele Kiele

und

und unreife Federn, welche bey dem Pflücken und Reinmachen sehr viele Mühe verursachen, und es sind doch nicht alle Kiele aus dem Fleische heraus zu bringen, sondern es kommen öfters noch manche mit auf den Tisch. Daher sind dergleichen Federn von Mast- und Schlachtgänsen nur zu Gemadebetten zu gebrauchen, und es müssen dieselben, wenn sie nicht verderben sollen, ebenfalls in warmen Stuben getrocknet werden. Zur äußern Reinlichkeit der Federn, könnte man an Tage vorher, ehe die Mastgans geschlachtet würde, derselben reines Wasser in einem flachen Gefäße hinsezen; sie würde sich gern darin baden und abwaschen; und wenn solche hernach an der Luft oder in Stuben wieder abgetrocknet ist, könnte sie sodann desto reinlicher geschlachtet werden.

Die Theile des Körpers, an denen man die Gans von denen Federn, woraus Betten verfertiget werden, entblößet, sind gemeiniglich der Bauch, der Hals, und der Obertheil der Flügel und Füße.

Es ist unbillig, wenn man die Gänse allzu scharf berauset. Manche verfahren dabey so unbarmherzig, daß sie auch so gar die allerkleinste Wolle vom Bauche nehmen, daß die Gänse hernach so nackt gehen, als wenn sie beschunden wären. Insonderheit müssen die Federn unter den Flügeln nicht so scharf abgenommen, und die so genannten Schwung- oder Hebefedern nicht mit ausgerauset werden, weil die Gänse sonst die Flügel fallen und hängen lassen, als wenn sie ihnen entzwey gebrochen worden wären. Diese arme Creaturen haben davon viel Ungemach, und können sich weder auf der Erde, noch im Wasser, recht behelfen.

Bey dem Rupfen der Gänse für die Herrschaft, pflegen die Federn gesondert zu werden. Wenn die äußern groben vom Bauche abgerauset sind, bleiben im Grunde die besten und leichtesten (die so genannten Flaum- oder Staubfedern, Niederl. Dunen,) stehen, welche ganz allein gerauset werden müssen. Die ersten können gerissen werden, die Flaumfedern hingegen nicht, weil sie mehr einer feinen Wolle, als Federn, ähnlich sind. Wenn diese Flaumfedern mit Fleiß gesammelt, und zu neuen Betten gebraucht werden, geben sie die schönsten, wärmsten, und zugleich weichsten und leichtesten Betten. Bey dem Rupfen müssen daher ein Paar verständige Weibspersonen seyn, welche nur allein zum Flaumfedersammeln gebraucht werden. Es können alle-

zeit ein Paar die gemeinen Schleißfedern zuerst von den Gänsen abreißen, und die Gänse hernach aus der Hand, der Flaumfedernsammlerin zulangen.

Vier geschlachtete Gänse geben 1 Pfund gemeine, und 16, 1 Pfund feine Flaumfedern.

Die Federn oder Spuhlen aus den Flügeln, welche man zu Schreibfedern gebrauchen will, muß man den Gänsen in den Monaten März und September ausziehen. Von ihrer fernern Zubereitung zu diesem Behuf, ist bereits im XII. Th. S. 400, fgg. das Nöthigste vorgekommen.

Die Gänse leben wohl 6 bis 8 Jahr; allein, man thut besser, wenn man alle 3, oder 4 Jahr die alten aushebet, und entweder mit verkaufet oder mästet. Aelter können sie nicht wohl genuzet werden, weil ihr Fleisch zu zähe ist. Zum braten taugen sie gar nicht, weil bey ihnen das Mästen nicht gedeihet; zum Kochen sind sie allenfalls noch tauglich.

Was das Mästen der Gänse betrifft, so bleibt zwischen recht fett gemästeten, und nur ordinär gut gefütterten Gänsen ein großer Unterschied. Denn, wenn von einer Gans bey dem Abschlachten, ein ganzes Quart Fett heraus genommen, und bey dem Braten auch beynahe noch eben so viel Bratfett abgeschöpfet werden kann: so will das schon etwas mehreres sagen. Man pflegt hiezu die kleinsten Stücke, welche die kleinsten Köpfe und dünnesten Hälse haben, welche sämtlich weiblichen Geschlechts sind, und das zart und mürbeste Fleisch haben, auch sich zum Braten wohl schicken, auszusuchen.

Die Gänse werden mit mancherley Futter gemästet. Man sperret sie dabey entweder in besondere Behältnisse oder so genannte Gänse-Ställe, (Gänse-Steige,) oder läßt sie auch nur frey im Stalle gehen. Das Behältniß oder Gehäuse, worinn man einzelne Gänse aufzustellen, und einige Zeit zu mästen pflegt, besteht aus einem von Bretern zusammen genagelten viereckigen Kasten, welcher auf 4 hohen Füßen steht, inwendig

aber

aber in zween oder drey enge Stände unterschieden ist, und an der vordersten Wand vor jedem Stande eine lange schmale Oeffnung hat, daß die darein gestellte Gans heraus in die außen angenagelte Krippe langen kann. Unten ist der Boden, eines Bretes breit, offen, daß der Mist herunter falle, und die Gans beständig rein sitze; oben aber muß die Decke, welche, gleich einem Dache etwas schief lieget, sich auf- und zuschlagen lassen, oder auch verschlossen werden können. Einige pflegen den Gänsen, an statt sie einzusperren, die Augen zu blenden, welches sie weder am Fressen, noch Saufen verhindert. Man begnügt sich damit, ihnen nur einmal zu fressen zu geben, und dann wissen sie ihre Nahrung selbst zu suchen; allein, man muß es niemals daran fehlen lassen.

Gemeiniglich werden die Gänse mit Hafer gemästet; wenn man aber diesen mit Gerste oder Buchweizen vermischet, werden die Gänse weit fetter darnach, als nach dem bloßen Hafer, werden.

In England füttert man sie mit geschrotenem Malze, welches mit Milch eingerührt worden ist; oder, wenn die Milch nicht häufig ist, rührt man etwas Gerstenmehl mit Wasser ziemlich dick ein. An einem andern Orte des Stalles steht ein Gefäß mit gekochtem Hafer und Wasser für sie, welches sie erreichen können, wenn sie Lust haben, ihr Futter zu verändern.

Museum rust. & commerc. 3. Band, S. 143, fgg.
Hirsch, gesamml. Nachr. der ökon. Gesellsch. in Franken, 2. Jahrg. Anspach 1766, 4. S. 319, f.

Der bloß gequellte Hafer und reichliches Wasser, ist ebenfalls gut. Das Quellen des Hafers oder der Gerste, womit man sie füttert, ist ein Hauptkunstgriff. Die Gänse verdauen dieses Futter viel leichter, als trocknes, fressen bald wieder darnach, und setzen solchergestalt viel eher und besser an.
Wittenb. Wochenbl. a. d. J. 1768, S. 245.

Hr. Bradley zu Cambridge, will, daß man, in dieser Absicht, eine Gans in Leinen einwickeln, und ihr bloß den Hals und Kopf frey lassen, hernach aber dieselbe

selbe an einem finstern Orte aufhängen soll. Die Ohren werden mit Wachs verstopfet; und da sie auf solche Art weder hören noch sehen kann, so ist ihr alle Gelegenheit zu schreyen und sich zu bewegen, benommen. In diesem Zustande muß man sie des Tages dreymal mit Gersten-Schrot füttern, und beständig ein mit Wasser und Salz angefülltes Gefäß neben ihr stehen lassen. In 14 Tagen wird eine solche Gans so fett, daß, nach der Versicherung des Hrn. Bradley, ihre Leber beynahe 4 Pfund am Gewichte erhält.

No. 349 der Gaz. litter. de Berl. v. J. 1770, S. 390.
Berlin. Sammlungen, 3. Band, S. 398.

Im Straßburgischen, nimmt man, nach des Hrn. Prof. Sander Bericht, zum Mästen junger Hühner und Gänse, 2 Theile Gerstenmehl, 1 Theil Wälsch-Korn-Grütze, und ein wenig Salz. Im Sommer wird dieses mit bloßem Wasser angemacht, im Winter aber ein wenig mit Milch und Wasser gekocht, wegen der Zähigkeit, damit es ihnen nicht im Kropfe stecken bleibe. Man mischt auch etwas Sand darunter, um die Verdauung zu befördern, und stopft ihnen des Tages dieses Gemische zweymal ein. Auch alte Gänse haben vom Wälschkorne (Zea) innerhalb 8 Wochen 10 Pfund Fett, und eine herrliche Leber bekommen.

Neueste Mannigfaltigkeiten, 2. Jahrg. S. 40, f.

Man pflegt auch wohl die Gänse mit klein gestoßenen Möhren zu mästen, es findet aber der Geschmack des Fleisches nicht durchgängig Beyfall. Die Knochen der größtentheils mit Möhren gemästeten Gänse, sind auch weit gelber, als die Knochen derer, welche man mit Hafer oder andern Dingen fett gemacht hat.

Fränkische Sammlungen, 2. Band, S. 11.

Es können auch die Kartoffeln mit großem Nutzen zum Mästen der Gänse angewendet werden. Die darüber im Braunschweigischen angestellten Versuche sind folgende.

„Man

„Man rechnet gemeiniglich, um eine Gans einiger Massen fett zu machen, 1 Himten (*) Hafer auf ein Stück; und dieses ist in der That nicht zu viel, denn davon werden sie noch nicht sehr fett, wie alle die, so Gänse einschlachten, wissen werden. Giebt man aber den Gänsen außer einem Himten Hafer, Kartoffeln mit zu fressen: so kann man sich darauf verlassen, wenn sonst gehörig verfahren wird, und die Gänse gesund sind, daß sie ungleich fetter werden müssen. Will man aber solche nicht fetter haben, als sie etwa von einem Himten Hafer werden können: so kann man auf 6 Stück, welche 6 Himten haben müssen, wenigstens 2 Himten Hafer ersparen, wenn man auch nur 1½ oder höchstens 2 Himten Kartoffeln mit ihnen zugleich aufsüttert.

Vor 3 Jahren fieng ich zum erstenmal an, 6 Stück Gänse mit Kartoffeln mästen zu lassen. Sie fraßen ungefähr höchstens 2½ Himten, dazu 4½ Himten Hafer, und ganz zuletzt noch ½ Himten Gerste. Davon wurden 5 Stück auf einmal geschlachtet, und diese gaben überhaupt 12½ Pfund Schmalz. Man kann hieraus urtheilen, wie fett sie müssen gewesen seyn. Dies Jahr habe ich wieder 6 Stück mit Kartoffeln, bey dem Korn zugleich mästen lassen. Diese haben 1½ Himten davon gefressen, und hiezu 4 Himten Hafer, nebst ein Vierfaß Gerste, bekommen. Sie waren zwar nicht so fett, als die vor 3 Jahren; sie waren aber auch vor dem Aufsetzen etwas schlecht; und doch war auf der Brust ½ Zoll hoch Speck. Diese gemachte Versuche setzen mich also in den Stand, gewiß versichern zu können, daß die Kartoffeln zum Mästen der Gänse mit großem Nutzen zu gebrauchen sind, daß dadurch wirklich könne Korn ersparet werden; ja, daß 1 Himten Kartoffeln, wo nicht mehr, doch wenigstens eben so viel thue, als ein Himten Hafer. Die Kartoffeln geben, außer dem großen Beytrage zum Fettwerden, auch ein festeres und härteres Schmalz, als der bloße Hafer, nach welchem das Schmalz allemal sehr weich und dünn bleibt, so daß es, wenn es nur einige Minuten in der Wärme steht, gleich schmilzt, zerläuft, und wie Oehl wird. Es kömmt indessen bey dem Gebrauche der Kartoffeln zum Mästen der Gänse, hauptsächlich auf die Art an, wie sie gebraucht werden.

(*) Im Braunschweigischen besteht ein Himten aus 4 Viersaßen, oder 16 Löcher, und 40 Himten machen daselbst ein Wispel.

Der Nutzen der Kartoffeln ist sehr geringe, wenn sie roh und ungekocht gefüttert werden. Durch das Kochen verliert sich das Wässerige derselben, sie dehnen sich aus, und das Mehl wird aufgelöset. Man drückt sie hierauf mit der Hand entzwey, oder stampfet sie, daß gar keine große Stücke darunter bleiben, sondern sie ganz musig werden; und dieses darum, weil die Gänse sich sonst an den großen Stücken stopfen. Hienächst werden die Schalen, wenn sie sonst nicht ganz entzwey gegangen sind, darunter weggelesen. Dieses ist darum nöthig, weil die Schalen das Zusammenhängen der Kartoffeln befördern, und große Stücke machen, welche die Gänse nicht so gut hinunter schlucken können, sondern sich ebenfalls daran stopfen. Hierauf wird etwas Hafer darunter geknetet, damit die Gänse dieses Futter desto lieber fressen mögen. Da aber die Kartoffeln, wenn sie zerstampfet oder zerdrücket und kalt sind, ein sehr steifes Mus geben: so muß etwas Wasser hinzu gethan werden, aber nur so viel, daß der Hafer sich recht gut damit vermengen lasse, und sie nicht vor Steifigkeit in großen Klumpen an einander hängen. Denn zu dünn muß man sie nicht machen, sonst würden die Gänse den Hafer darunter aussuchen können. Auf diese Art werden sie nun den Gänsen in einen Trog gegeben, und in einem andern Gefäße steht Wasser daneben, damit sie den Schnabel und den Hals von den mehligen Kartoffeln oft rein spülen können, wodurch ihr Appetit zu fressen sehr verneuet wird. In dem Wassergefäße ist auch Sand, welcher überhaupt den Gänsen beym Mästen nicht zu sehr zuträglich, sondern fast unentbehrlich ist, und welchen sie auch ganz begierig, nach Nothdurft, mit hinunter schlucken.

Man muß sich aber wohl hüten, daß man kein zu großes Futter auf einmal gebe. Dieses ist, wie bey allen Arten des Viehes, die gemästet werden sollen, also auch bey den Gänsen nachtheilig. Sie fressen zu viel auf einmal: erfüllen sich also mit mehrerm, als sie gut verdauen können, verlieren dadurch den Appetit, und fressen oft in einem ganzen Tage nichts. Besonders ist die Vorsichtigkeit, kleines Futter zu geben, im Anfange, da die Gänse von einem schlechtern zum bessern Futter kommen, und also alles sehr begierig verschlingen, höchst nothwendig, weil ihnen sonst die Kartoffeln ganz zuwider werden könnten, daß sie solche vielleicht gar nicht mehr fräßen, oder durch Hunger erst dazu gezwungen werden müßten. Man braucht aber bey kleinen Futtern die Gänse gar nicht hungern zu lassen; denn ob man ihnen gleich jedesmal wenig giebt, so kann

man

man ihnen desto öfter was geben, wenn es auch des Tages fünf oder mehrmal geschähe.

Man muß nicht mehr Kartoffeln auf einmal kochen, als die Gänse etwa in 3, oder höchstens in 4 Tagen verzehren können, weil sie, vornämlich bey warmer Witterung, wenn sie lange gekocht stehen, leicht sauer werden. An statt des Hafers, welcher unter die Kartoffen zu mengen ist, würde es vielleicht mit Haferschrot noch besser gehen, weil der Hafer alsdann desto leichter und völliger im Magen aufgelöset und verdauet wird, und daher die mästende Kraft desto besser in die Säfte der Gänse übergehen kann."

101. St. der gel. Beytr. zu den Braunschweig. Anzeigen, v. J. 1767.

Herr v. Hohlberg gedenkt seiner in seinem adelichen Feld- und Landleben, einer besondern wohlfeilen Art der Gänse Mästung, welche unter den Soldaten üblich seyn soll, und für recht gut befunden worden ist. Es geschieht selbige mit einigen Broden. Man nimmt nämlich ein großes Rocken- oder Gerstenbrod, machet oben in der Mitte ein kleines Loch hinein, so groß als ein Daumen, schüttet Hafer darein, gießt Bier darauf, und setzt es der Gans also vor. Wenn nun die Gans den Hafer heraus zu suchen anfängt, macht sie das Loch im Brode größer, und auf diese Art gewöhnet sich die Gans nach und nach, durch das Biereingießen geweichtes Brod zu fressen, welches man immer mit Bier nachfeuchten muß. Innerhalb 14 Tagen wird das Brod gar aufgefressen, und die Gans zum Schlachten tauglich seyn.

Die Methode, welche in Thüringen, Obersachsen, und andern Provinzen Deutschlandes, bey dem Mästen der Gänse eingeführt ist, da man nämlich diesen Thieren ganz und gar nicht die Freyheit läßt, ob sie Lust zum Fressen haben, oder nicht, sondern das geschrotete Getraide mit Wasser in einen Teig knetet, eine Art von Nudeln (Schöpf- oder Stopf-Nudeln,) oder kleinen fingerslangen und daumendicken Cylindern daraus machet, sie etwas trocken werden läßt, und den Gän-

sen täglich in gewisser Quantität in den Hals stopfet, ist wohl unstreitig die sicherste und vortheilhafteste. Bey diesem Verfahren müssen sie fett werden, sie mögen wollen oder nicht; und der Eigenthümer weiß gewiß, daß er sein Korn nicht umsonst verfüttert. Wie vortheilhaft das Nudeln der Gänse sey, erhellet schon daraus, daß eine solche Gans oftmals 15 bis 18 Pfund wieget, und eine Leber hat, welche so groß ist, wie eine Kälberleber, die schon allein ein Gericht ausmachet, und wegen ihres Fettes und schönen Geschmackes eine von den herrlichsten Delicatessen ist.

Man macht den Anfang des Stopfens, nach dem es die Kehle zuläßt, mit wenig Nudeln, und nimmt deren etwa 8 oder 10; hernach setzt man sich selbst eine gewisse Zeit hiezu. Man kann sie alle 2 oder 3 Stunden stopfen, nach dem sie geschwinder oder langsamer verdauen. Je genauer man seine Ordnung hält, desto glücklicher geht die Mast von Statten. Des Nachts hat man sich nicht eben zu bemühen. Man stopfet sie beym Schlafengehen, etwa nach 10 Uhr; und wenn man früh, etwa um 5 oder 6 Uhr wieder aufsteht, läßt man es wieder seine erste häusliche Verrichtung seyn. Je fetter aber das Vieh wird, desto weniger Nudeln darf man ihm geben. Diese Mast setzt man 4 bis 6 Wochen fort, da alsdann dergleichen Vieh zum Abschlachten völlig gut ist. Hiebey aber muß ihm auch das Saufen nicht mangeln, welches sie beständig vor der Steige im Troge haben müssen. Es besteht dasselbe in Wasser, in welches die Nudeln geworfen werden, mit denen jedesmal das Vieh gestopft werden soll, von welchen durch das Wasser etwas Mehl los geweichet wird, welches den Trank desto nahrhafter macht. Je besser das Vieh säuft, desto erwünschter nimmt es zu.

Zum Teige der Nudeln, kann man das weizene Mittel- oder Hülsenmehl nehmen, imgleichen Gerstenmehl, von dem man das vornehmste wegnimmt. Letzteres

teres ist das gewöhnlichste und beste; darunter kann man auch gekochte Erbsen oder Kartoffeln kneten. Man menget auch gern Heidemehl darunter, als welches nicht nur gut mästet, sondern auch süßes Fleisch macht. Auf eine Gans, die 6 Wochen gestopfet wird, rechnet man gern einen halben Scheffel Mehl. Aus diesem gekneteten Teige macht man Nudeln, einige kleiner, einige größer, nach dem Nutzenmaße. Die kleinern braucht man zuerst und auch zuletzt. Sie müssen auf dem Ofen, oder im Backofen, wenn das Brod heraus ist, gebacken werden. Hiebey hat man sich zu hüten, daß sie keine Ecken oder Schärfen bekommen, als welche oftmals, bey dem Stopfen, den Schlund und die Kehle, auch wohl den Kropf verletzen, daß man das Vieh eiligst abschlachten muß, wo man dessen nicht gar verlustig werden will. Man muß, wenn man viel Gänse auf einmal stopfet, auch auf einmal eine große Menge Nudeln machen, damit man mit dem Stopfen nicht aussetzen dürfe, welches das Zunehmen sehr hindert. Man kann auch, damit das Vieh desto besser verdaue, folgendes Mittel mit Nutzen anwenden. Wenn man Nudeln macht, so nehme man von dem Teige, so viel als man mit beyden Händen abnehmen kann, und knete darunter für 3 Pfenn. gestoßenen Spießglanz. Von diesem Teige mache man auch Nudeln, trockne und backe sie, wie die andern. Man nehme sie aber besonders, und gebe davon jeder Gans, wöchentlich zweymal, jedesmal 2 Nudeln.

Um bey dem Mästen der Gänse insonderheit die Größe der Leber zu befördern, werden unter die Nudeln noch einige andere Ingredientien genommen. Nach der Anweisung der Frau Nem. Christiana verwittw. Hoffmann, in Sorau in der Niederlausitz, in No. 27 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1766, S. 263, f. nimmt man 2 Mäßchen Gerstenschrot, machet solchen mit ½ Mäßchen groben oder Aftermehl in laulichem Wasser ein,

thut darunter für 3 Pfenn. Pfeffer, für 1½ Pf. Ingber, und Salz, so viel man ungefähr mit 3 Fingern fassen kann. Hievon wird ein derber Teig mit Mehl ausgewirket, und es werden davon Nudeln, 2 Zoll lang, und eines mäßigen Fingers dick, gemacht, welche gleich dick und an den Enden nicht spitzig seyn müssen, weil sie sich sonst über einander schieben. Diese Nudeln werden in einer Ofenröhre oder einem Backofen recht hart gedörret, und die Gans wird damit alle 2 Stunden gestopfet, so, daß anfänglich derselben 8 Nudeln, und dann 10 bis 16 auf einmal eingestopfet werden, nach dem man merkt, daß die Gans gut oder schlecht verdauet, welches an dem Kropfe leicht gefühlet werden kann. Die gedörrten Nudeln müssen, wenn die Gans gestopfet wird, in das Wasser getauchet werden; auch muß das Wasser der Gans gar nicht entgehen, sondern beständig vorgesetzt seyn, in welches letztere ein wenig Sand geworfen werden kann. Wenn ein Dresdner Viertel besagten Futters einer Gans gegeben worden, ist dieselbe vollkommen gemästet, und hat eine gesunde Leber, wie ein Teller groß. Soll diese Mastung in 14 Tagen vollbracht seyn, so muß mit der zweystündigen Stopfung Tag und Nacht ordentlich continuiret, und zugleich wohl Achtung gegeben werden, daß die letztere Portion verdauet sey, und davon nichts mehr im Schlunde. Wird die Nacht nicht dazu genommen, so verzieht sich zwar die Mastung etwas länger, aber der Effect wird mit einem Dresdner Viertel der besagten Fütterung ebenfalls erreichet.

Der Pfeffer hilft den Gänsen, wenn sie nicht gut verdauen. Er wird ihnen entweder mit Butter beygebracht, oder auch, um diese zu ersparen, die Nudeln naß gemacht, und in den Pfeffer getunket.

Einige stechen den Gänsen die Augen aus, damit sie, weil sie also geblendet sind, eher still sitzen, und desto besser zunehmen sollen.

Die Juden pflegen die Gans in einen Topf, aus welchem sie den Boden ausgeschlagen haben, zu stecken, und nur den Kopf und Steiß heraus zu lassen, daß also die Gans im Topfe, die ganze Zeit der Mästung über, ohne sich zu bewegen, still sitzen muß. Zugleich verstopfen sie ihr die Ohren mit Erbsen oder andern Sachen, damit sie weder durch die Augen, noch durch das Gehör zum Geschrey bewogen werden; und also geben sie ihnen einen dünnen Teig von Gerstenmehl dreymal des Tages zu fressen, und sezen ihnen Wasser und Sand vor; von welcher Art zu mästen sie eine sehr große, und manchmal 4 bis 5 Pfund schwere Leber bekommen.

Sonst mästen auch die Juden ihre Gänse, wenn sie eine große Leber bekommen sollen, folgendermaßen. Zuvörderst ziehen sie der Gans die kleinen kurzen Federn um den Steiß herum, und unter den Flügeln, mit einem Zängelchen aus, und stopfen sie das erstemal mit untermengten lindenen Kohlen. Das Geäse, als Hirsen, Haber und Gerste, mischen sie trocken durch einander, und geben ihnen anfänglich schlecht, hernach immer besser, d. i. mehr Hirsen und Gerste, als Haber. Dieses Futter wird wohl gewaschen und gesäubert, auch wieder getrocknet, und die Gans damit im Anfange des Tages dreymal gestopfet, oder, wie es die Juden nennen, getippelt, bis der Kropf und Hals voll ist. Hierauf wird ihnen ein wenig Fleischwasser eingegossen, und etwas Brod in den Schlund gesteckt, damit sie das Futter nicht wieder heraus werfen, auch eine halbe Viertelstunde nach dem Tippeln ihnen Fleischwasser oder Milch vorgesezt, welches sie aber über eine halbe Viertelstunde nicht vor ihnen stehen, sie auch sonst niemals, als nach dem Fressen, trinken lassen. Auf das Stopfen läßt man sie ein wenig herum gehen, damit sie desto eher verdauen. Ehe man sie aber wieder in die Stige thut, werden sie noch einmal überstopfet, und ihnen der Hals angefüllet. So bald sie verdauet haben, werden sie wieder gestopfet, da sie denn zulezt des Tages nicht mehr drey und endlich nicht wohl zweymal mehr verdauen. In ungefähr 3 Wochen sind sie gut, welches daraus abzunehmen ist, wenn sie aufhören, des Tages zweymal abzudauen.

In No. 39 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778, S. 347, wird folgendes Mittel, Enten, Gänse, Kapaune ꝛc. geschwinde, wohlfeiler und leichter, als mit Nudeln, zu mästen, anzerathen. Man nehme Erbsen, und zwar solche, die ohnedies nicht zum Kochen taugen,

gen,

gen, quelle davon so viel, als auf 2 Tage verfüttert wird, in etwas salzigem Wasser ein, und stopfe den Aenten, Gänsen und Kapaunen, die Kröpfe davon voll; man sehe aber allemal, wenn man wieder stopfen will, zu, ob die Erbsen im Kropfe verdauet sind. Von diesen Erbsen werden sie schleunig fett und schmackhaft; doch müssen sie vollauf zu saufen im Troge haben. Es werden auch die Gänse große Lebern davon bekommen.

Manche raufen den Gänsen, wenn sie dieselben einsperren, wie ich bereits erwähnt habe, die so genannten Mast- oder Darrfedern aus. Diejenigen, welche es thun, sagen, es könnten die Gänse nicht fett werden, wenn ihnen nicht diese Federn ausgezogen würden; allein, die Erfahrung lehret das Gegentheil. Viele hundert, ja wohl tausend, kommen auf die Mast, und werden recht fett, denen doch gedachte Federn nicht ausgezogen worden sind.

Im 12. B. der ökon. Nachr. S. 557, thut Herr v. Griesheim den Vorschlag, die Gänse zu verschneiden, weil sie vermuthlich alsdann mehr an Federn, Fett, Fleisch und Wachsthum anlegen würden, wie dergleichen Proben auch schon mit Fischen gemacht worden sind; s. Th. XIII, S. 490.

Im 4. B. der ökon. Nachr. S. 305, fgg. findet man eine Berechnung des wirthschaftlichen Nutzens der Mästung der Gänse. Es heißt daselbst:

„Wenn man eine recht fette Gans bratet, und die Wannen auskreischet, so kann man wohl 5 Kannen Fett haben, ob man wohl ordentlich mit 3 oder 3½ Kanne zufrieden ist.

Eine gute Freundin hat sich mit dieser Mast manchen Vortheil gemacht. Sie hat Gänse gemästet, da die Leber über 1 Pfund gewogen hat, und mit 16 bis 18 Groschen bezahlet worden. Wenn man aber auch selbige gar nicht, oder nur 4 Groschen, rechnet, zeigt sich doch Vortheil genug. Ich will die Berechnung von einer Gans, da die Leber mit 16 Gr. bezahlt worden, hieher sezen.

Die

Die gute Freundin kaufte eine Gans zum Stopfen, à	7 Gr.	— Pf.
zum Stopfen brauchte sie ½ Scheffel Gerstenmehl	14 "	— "
Spießglas	— "	6 "
Summa	21 Gr.	6 Pf.

Nachdem die Gans fett war, bekam sie dafür

1½ Kanne Fett von den Wannen, à 5 Gr.	7 Gr.	6 Pf.
das Gänse-Gekleinert	2 "	— "
die Federn	1 "	— "
die Leber	16 "	— "
die ausgeschlachtete Gans	1 Rthlr. 6 "	— "
Summa	2 Rthlr. 2 Gr.	6 Pf.

Sie gewann also dabey 1 Rthlr. 11 Gr. Gesetzt nun, man rechnet die Leber gar nichts, so hat man seine Mühe doch mit 19 Groschen bezahlet."

Ueber diese Berechnung macht Hr. Amtm. Leopold, im 3. B. der neuen ökon. Nachr. S. 217, folgende Anmerkung.

„Daß die Gänse sehr fett gemästet werden können, ist bekannt; daß aber eine Gans 5 Dresdner Kannen Fett geben solle, ist wohl kaum möglich zu machen; denn 5 Kannen Fett nehmen beynahe so viel Raum ein, als die Gans selber groß ist. Und daß von einer gemästeten Gans, da dieselbe doch nur 1½ Kanne Fett gehabt, 2 Thlr. 8 Gr. 6 Pf. gelöset worden, ist wohl ebenfalls mit unter die ungewöhnlichen Dinge zu rechnen; der Hr. Autor hat auch die viele Mühe, die zur Mastung erfordert wird, anzuschlagen vergessen."

Ich komme auf die Krankheiten der Gänse. Die jungen Gänse sind nach der bekannten und allgemeinen Erfahrung, in den Monaten Junius und Julius den meisten und gefährlichsten Krankheiten ausgesetzt, die auch wohl ganze Heerden wegraffen. Nicht selten ist bloß die schlechte Wartung daran Schuld; denn diese Thiere haben eine sorgfältige Pflege zu keiner Zeit nöthiger, als hier, wo die Natur bey ihnen die gröbsern Kiele hervor treibt, und sie mit Flügeln versieht, welches denn unausbleiblich einen nicht geringen Theil

ihrer Kräfte erschöpfen muß, den sie auf den gewöhnlichen magern Weiden nicht wieder erhalten können. In solchem Falle ist oft durch eine kleine Zugabe von nahrhaftem Futter, welches des Morgens und Abends, vor und nach der Weide gereicht wurde, dem Sterben vorgebeuget worden. Die jungen Gänse, welche auf diese Art gepfleget wurden, blieben während dem Fiedern munter und gesund, da andere, in derselben Gegend, früher oder später, krank wurden, und umfielen, je nachdem sie außer der Weide nur kärglich gefüttert wurden, oder mit dieser allein sich begnügen lassen mußten. Doch giebt es auch mehrere Ursachen der so genannten Gänse-Seuche, so wie dieselbe sich auch in verschiedenen und mehrern Zufällen äußert.

Unter die Ursachen des Sterbens junger Gänse im Sommer, gehört insonderheit auch das unreine und ungesunde Wasser. Denn, wenn die warmen und dürren Tage nach einander continuiren, so saufen diese Thiere aus allen unreinen Pfützen, es möge das Wasser so unrein, stinkend, ja voll Würmer seyn, wie es will, weil es ihnen nicht verhindert wird, auch nicht allemal verhindert werden kann. Bey dieser Gelegenheit leget sich etwas von der Unreinigkeit und Schärfe in ihr Geblüt; insonderheit ziehen sie auch, wenn sie saufen, die lebendigen Würmer mit in die Nasenlöcher; und indem sie darin hängen bleiben, ziehen sie ferner mit dem Athem dieselben weiter in den Kopf, welches verursachet, daß sie keine Farbe am Schnabel bekommen, sondern blaß an demselben bleiben, zu taumeln anfangen, auf den Wegen und Hütungen, und wo es ist, sitzen bleiben, und endlich crepiren. Insonderheit wird eine Art Käfer, welche den Gänsen tödtlich ist, wenn sie dieselben verschlucken, und daher oft die unbekannte Ursache des Sterbens der Gänse wird, Gänse-Fliege, Dän. Gaasefluer, Gaasebilde, Scarabæus horticola *Linn.* genannt. In manchem Jahre sieht man die

abge-

abgegangenen jungen Gänse in großer Menge, und fast hinter allen Zäunen liegen. Wenn anhaltende Nässe ist, sollte man glauben, daß zu solcher Zeit die jungen Gänse nicht von unreinem Wasser stürben; denn es mangelt ihnen ja alsdann nirgends an Wasser. Allein, es mangelt ihnen doch zu solcher Zeit das reine Wasser. Einem jeden, welcher Kenntniß von Aeckern, Wiesen und Hütungen hat, ist bekannt, daß durch anhaltendes Regenwetter alles Wasser von den Anhöhen und Hügeln sich in die Gründe zusammen schwemmet, mithin von den Anhöhen und Bergen auch alle ungesunde Salze, Schärfe und Unreinigkeiten mit sich in den Grund führt. Wenn nun die jungen Gänse auf Hütungen dergleichen zusammen gelaufenes unreines Wasser öfters saufen, so werden sie davon matt, sie fangen an, die Flügel hängen zu lassen, und sterben. Daher muß derjenige, der viel junges Federvieh, Gänse, gemeine und wälsche Hühner ꝛc. ziehen will, ihnen gesundes, frisches und reines Wasser, und am allerbesten Quellwasser aus fließenden Gräben, oder aus gegrabenen Brunnen, alle Tage in hinlänglicher Quantität verschaffen. Deshalb halten sich die Gänse beständig in Höfen gern um die Wassertröge und Kasten auf, wo reines Wasser aus Röhren geflossen kömmt, damit sie sich erfrischen können. In großen Vorwerkswirthschaften ist es daher sehr nöthig, daß allezeit einige Tröge mit reinem Quell- oder Röhrwasser für das junge Federvieh reinlich gefüllet und gehalten werden.

Da sich das Sterben der jungen Gänse vorzüglich zur Aerndezeit ereignet: so suchen einige die Ursache ihres Sterbens in dem häufigen und übermäßigen Genusse des in den Scheuern bey dem Einfahren und Abladen ausgefallenen jungen Getraides, von welchem ihnen die Körner dergestalt aufschwellen sollen, daß nicht selten halbe und ganze Heerden plötzlich davon cre-

piren

piren. Um diesem Uebel vorzubeugen, soll man den alten sowohl, als jungen Gänsen 14 Tage vor der Aernde des Morgens und Abends etwas weniges altes Korn zu fressen geben.

Im 69. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, wird als ein bewährtes Mittel gegen das einzerissene Sterben der Gänse bekannt gemacht, daß man jeder Gans einen Morgen um den andern, zu drey wiederholtenmalen etwa einen halben Löffel voll gemeinen Küchensalzes, und zwar sowohl den schon wirklich kranken, als noch gesunden, oder statt des Salzes einer jeden 1 bis 2 Löffel voll Fleischsöhle, eingeben solle. Es wird versichert, daß beydes bey kranken und gesunden Gänsen erwünschte Wirkung gethan habe, daß jene genesen, und diese vor der Seuche und dem unzeitigen Sterben verwahret worden seyn.

Nicht selten verursachen auch das Sterben der jungen Gänse die kleinen Mücken und Fliegen, welche sich in die Ohren und Nasenlöcher derselben legen, und sie dermaßen quälen, daß sie von aller Kraft kommen, und umfallen, wenn sie ohne Hülfe gelassen werden, oder die Natur nicht stark genug ist. Man kann diesen Zufall an ihnen leicht gewahr werden. Sie lassen alsdann die Flügel niederhängen, schütteln mit den Köpfen, strecken den Hals lang aus, und fressen wenig oder gar nicht. Schon die alten Landwirthe haben vorgeschlagen, in den Monaten Junius und Julius die Ohren der jungen Gänse bisweilen mit Baum- oder Leinöhl einzuschmieren, um diese Thiere vor den Anfällen der Insecten zu sichern; und es würden allerdings viele von ihnen gerettet werden, wenn man in Beobachtung dieser nützlichen Regel nicht zu saumselig wäre. Außer diesem Präservativmittel empfehlen neuere Erfahrungen folgendes, wenn das Uebel bereits überhand genommen hat. Man schüttet des Abends, wenn die jungen Gänse von der Weide kommen, in lange tiefe Tröge, die man mit

mit frischem Wasser anfüllet, etwas Gerste, welche darin zu Boden fällt. Wenn nun die Gänse diese Gerste heraus langen wollen, welches sie auch wohl bey dem Mangel der Freßlust thun werden, weil sie eine ihrer Lieblingsspeisen vorfinden, so sehen sie sich genöthigt, die Köpfe bis über die Nasen und Ohren in das Wasser zu stecken, und reinigen sich dadurch von den Fliegen und Mücken. Man will auch mit gutem Erfolge es versucht haben, durch etwas Rienöhl, welches man in das Wasser goß, die Gänse vor den fernern Angriff der Insecten zu verwahren. Bey dem Herauslangen der Gerste soll dasselbe an den Köpfen hängen geblieben seyn, und in der Folge das Ungeziefer abgehalten haben, wieder in die Ohren zu kriechen.

§. XI.

Im J. 1771 begünstigte die nasse Witterung in den Monaten Jun. und Julius unzählige Arten von Insecten. Die Gänse litten davon in verschiedenen Gegenden am meisten; und man klagte damals, insbesondere in Sachsen, über allgemeines Gänsesterben. Bey genauer Untersuchung fand man eine unsägliche Menge kleiner Läuse an den Hälsen der Gänse, die von den eigenthümlichen oder sogenannten Gänseläusen, von welchen ich weiter unten sprechen werde, unterschieden, und eine ganz andere und kleinere Art waren. Aus der Erfahrung, daß Queckſilber, mit altem flüssigen Schmeer vermischt, solche kleine Insecten bey Pferden und Kühen tödte, nahm man bey diesem überhand genommenen fast allgemeinen Uebel zum Mercurius Zuflucht. Man rieb desselben einer Erbse groß unter ein Paar Löffel Schweinschmeer, und ließ den Hals der Gänse, die damit behaftet waren, wohl einschmieren. Der Erfolg entsprach nach dem Zeugnisse, welches uns das Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 216 hierüber gegeben hat, der Hoffnung, die man sich von diesem Mittel machte. Alle Gänse, bey denen solche Cur

angewandt wurde, blieben leben; die andern, wo sie unterlassen wurde, starben.

Leipz Samml. 3. Band, 174[illegible]8 S. 802.
Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, S. 669, fgg.
35. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768, S. 292, f.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. a. d. J. 1772, S. 145, f.
22. St. der ökonom. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schles. a. d. J. 1774, S. 179, f. und 40. St. ders. v. J. 1778, S. 314.
Jo. Sebast. Albrecht Obs. de lue epidemica anserum, st. im Commerc. litt. Nor. A. 1734, hebd. 45, n. 1. S. 361.
Paulet Beytr. zu einer Gesch. der Viehseuchen, 2. Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 266, fgg.
Kammelt gemeinnütz. Abhandl. 2. Th. Halle, 1771, 8. S. 252, f.

Von der Aufsätzigkeit der Gänse s. Th. II. S. 783.

Von dem Durchlaufe, den die jungen Gänse bisweilen bekommen, und den dagegen dienlichen Mitteln, s. Th. IX. S. 754.

Die Gänselaus ist ein kleines, langes, mit vielen Füßen versehenes, und geschwinde laufendes Ungeziefer von brauner oder grauer Farbe, welches sich unter den Federn der Gänse befindet, und dieselben dergestalt quälet, daß sie nicht gedeihen noch zunehmen können. Man streuet Farnkraut in die Gänseställe, und wiederholt es etlichemal, wonach sich die Läuse gänzlich verlieren. Man braucht aber nicht so lange zu warten, bis sie Läuse bekommen, sondern man kann die Ställe etwa alle 14 Tage einmal mit gedachtem Kraute bestreuen, so werden die Gänse von diesem Ungeziefer befreyt bleiben. Von den kleinen Läusen an den Hälsen der Gänse, welche in manchen Jahren ihren Tod verursachen, ist auf der vorhergehenden Seite Erwähnung geschehen.

Wenn bey den Gänsen der ledige Kropf schwillt, so füttere man sie mit Brod und Kohlblättern, und gieße einige Tropfen Branntwein auf das Brod.

Wenn die Gänse den Pfipps (Pipps, Zipf) haben, nimmt man große Pimpinelle, welche auf sonnenreichen Wiesen wächst, wirft sie in einen Topf mit Wasser,

Wasser, und brühet sie so lange, bis sie ziemlich weich geworden ist; davon läßt man hernach die kranken Gänse fressen, und die davon abgegossene Brühe trinken.

Die bequemsten Oerter, Gänse aufzuziehen, sind diejenigen, die sich in der Nachbarschaft von Flüssen und Sümpfen befinden. Das Verhältniß der beyden Geschlechter dieser Art ist eigentlich 1 Männchen für 5 Weibchen. Zu einem Zuge von 40 Gänsen müssen daher 8 Gänseriche seyn; mehrere sind überflüssig; mit einer geringern Zahl hingegen werden die Gänse nicht zu dem vollkommenen Vortheil brüten. Da vielmals die Brut der Gänse nicht glücklich ausschlägt, hienächst die jungen Gänse vielen Gefährlichkeiten unterworfen sind, und meistens halbwüchsig dahin sterben, die wenigsten aber den Brachmonat (welcher daher in einigen Gegenden der Gänsetod genannt wird) überleben, dabey dann gleichwohl ein Haus- und Landwirth die Federn von den Brutgänsen, welche bey dem Eyerlegen und Brüten nicht gerupft werden, einbüßet, jedoch sowohl für die Brut- als jungen Gänse gutes Futter aufwenden muß, und dieselben eine gute Aufsicht, mithin große Versäumniß erfordern, und sich solchergestalt das gehoffte Interesse nicht hoch erstreckt, ja zuweilen noch Verlust dabey sich hervor gethan hat, die Gänse aber doch bey einer Wirthschaft der Federn wegen unentbehrlich sind: so ertheilt der ungenannte Verf. der im 9. Bande der Leipz. Samml. S. 392 bis 395 befindlichen entworfenen unvorgreiflichen Gedanken über Haltung der Gänse auf den Gütern den Rath, seinem Beyspiele nach anstatt der Brutgänse lauter alte Ganserte zu halten, welche zu gehöriger Zeit gerauset, dadurch aber die nothdürftigen Federn erlangt werden können, und doch der andere Aufwand erspart wird. Er hält dieses insonderheit bey Rittergütern für das rathsamste, indem das Hofgesinde die erforderliche gute Aufsicht und Wartung nicht so als eine

Bauersfrau verrichtet, sondern unachtsamer damit umgeht, welches ein Wirthschafter unmöglich jederzeit verhüten kann. Gefiele es ja einem Hauswirthe, daß er nicht lauter Ganserte sondern auch Gänse zu halten gesonnen wäre: so thäte dieser am besten, die gelegten Eyer nicht den Gänsen zum Brüten unterzulegen, sondern sie zu verkaufen, wodurch derselbe doch ein Gewisses erlanget, und der Gefahr, sie durch die Brütung zu verlieren, entgeht. Der Verf. rühmt daher auch die Gewohnheit, welche die Hauswirthe in der meißnischen Pflege beobachten, indem sie alte Gänse nicht überwintern, sondern bey erlangter Stoppel allemal junge Gänse an Orten, wo deren viele erzogen werden, erkaufen, die Federn von ihnen nützen, und nachher wieder, was ein jeder zu seiner eigenen Consumtion nicht zu behalten gesonnen ist, anderweit verkaufen; denn solchergestalt erlangen dieselben Federn, ohne an dem Einkaufe wenig oder nichts einzubüßen, und sich großer Gefahr auszusetzen, und verhüten daneben den zu befürchtenden Schaden, welchen die Gänse auf den Getreidefeldern, Wiesen und der Hütung verursachen.

Man hat diesen Thieren gewisse kleine Fehler vorgeworfen, die aber doch bey weitem nicht so stark sind, als man sich gemeiniglich einbildet. Die Gans hat einen sehr starken Schnabel, welcher inwendig mit zwo Reihen scharfschneidender Zähne besetzt ist, so, daß sie das Gras, wenn es nicht ganz tiefe Wurzeln gefaßt hat, bis auf einige Fuß aus der Erde loszuarbeiten, im Stande ist. Dieser geringe Schade aber wird theils durch die Fruchtbarkeit der nahe dabey befindlichen Kräuter, und theils durch einen wohlthätigen warmen Regen geschwind wieder ersetzt. Und sogar, wenn man von ungefähr einige Grasbüsche findet, die von den Gänsen ausgezogen sind, so ist solches doch gemeiniglich nur in den schlechten Wiesen, welche durch darauf stehendes Wasser abgerissen sind, und in denen nichts

nichts anders wächst, als schmales dem Frauenhaare (Adiantum) gleichendes Kraut, welches gemeiniglich mit Schaum umgeben ist. In Ansehung des Getreides ist es kein Zweifel, daß die Gänse demselben, besonders wenn es noch schwach ist, vielen Schaden thun können, und deshalb muß man sie, weil sie von Natur sehr gefräßig sind, so viel möglich davon abzuhalten suchen. An einigen Orten pflegt man ihnen sogar die vornehmsten Federn zu nehmen, um sie dadurch desto leichter abzuhalten, zur Saatzeit nicht in das Korn kommen zu können.

Die Gänse von den Aeckern abzuhalten, darf man auch nur einen Bindfaden horizontal darum ziehen. Denn darüber getrauen sie sich so wenig zu schreiten, als die Hirschen über einen Zaun springen, über welchen eine Leine gezogen ist.
Berlin. Sammlungen, 8. Band, S. 37.

Wenn aber die Gänse diesen Früchten auch schädlich sind, so darf man doch deshalb nicht daraus folgern, daß sie es auch auf den Brachfeldern und Weiden seyn sollten, auf denen das Vieh oft Mühe hat, seine gewöhnliche Nahrung zu finden. Dergleichen Weiden liegen fast mehrentheils an Hügeln, wo das Gras sich dermaßen fest an die Erde gesetzt hat, und oft so kurz ist, daß es den Gänsen sauer wird, dasselbe los zu machen. Ueberdieß gehören die Weiden gemeiniglich den Gemeinden, und es haben alle Einwohner das Recht, ihre Gänse darauf weiden zu lassen. Die Gänse thun also den guten Wiesen niemals Schaden; man kann sie mit aller Sicherheit in den Heiden, Brachfeldern und andern wüsten Gründen weiden lassen; nur von den Kornfeldern muß man sie abzuhalten suchen. Vielleicht wird man aber sagen, daß ihr Koth (Mist) eine fressende Eigenschaft an sich habe, und dadurch dem Grase schädlich werden könne; allein das ist ein Irrthum, der sich durch alte Vorurtheile eingewurzelt hat, durch die tägliche Erfahrung aber widerlegt wird. Denn wenn man zu verschiedenenmalen die Oerter, wo

dieser Mist eine geraume Zeit gelegen hatte, untersucht hat, so hat man allzeit gefunden, daß das Gras nicht allein nicht welk, sondern vielmehr noch grüner und stärker geworden war.

Bey dem Anschlage der Lehen- und Landgüter nach der jährlichen Abnutzung pflegt in Pommern in Ansehung der Mastung der Deputatgänse auf jeden Deputanten eine Gans, und auf jede Gans ein Strickmaß (d. i. ein halber Rockenscheffel) Haber, und also auf 3 Gänse ein Haberscheffel gerechnet zu werden, wiewohl für die Deputanten nicht allemal Gänse gut gethan werden. Was die Unterhaltung der Zuchtgänse betrifft, so wird, wo eine starke Gänsezucht ist, und die Gänse in Anschlag gebracht werden, auf jede alte Gans ein halber Rockenscheffel Haber gut gethan; für die jungen Gänse aber nichts, weil sich diese auf dem Grase behelfen müssen.

Ob die Abnutzung von Gänsen mit in Anschlag zu bringen sey, pflegt von einigen in Zweifel gezogen zu werden, weil die Proventus davon sehr mißlich und ungewiß sind, und auch außer der Fütterung ein Hüter, als ein Junge oder Mädchen, gut gethan werden müßte, welches an Kleidung und Deputat weit mehr wegnehmen würde, als die geringe und ungewisse Abnutzung einbringen könnte. Es ist aber ein Unterschied zu machen, ob deren viel oder wenig gehalten werden können. Im letzten Falle werden dieselben in Æstimationibus übergangen, und für die Deputanten ausgesetzet; in ersterm Falle hingegen werden sie in Anschlag gebracht; es muß aber sodann nicht allein Hirtenlohn (nämlich für das Stück 4, 6, bis 8 Pfennige) sondern auch, wie kurz vorher erwähnt worden ist, für die alten Gänse Haber gut gethan werden.

Werden die Gänse in Anschlag gebracht, so ist zuvörderst die Anzahl der Gänse, welche auf dem Gute gehalten werden können, nach der Zeugen Aussage, wie bey andern Arten des Viehes gewöhnlich ist, fest zu setzen. Alsdann wird zu 8 Gänsen allemal 1 Gänser, und von jeder Gans hienächst 7 Junge gerechnet, von welchen die Deputatgänse abgezogen, und die übrigen zum Abnutz und Verkauf à 6 Pfl. oder 4 Gr. das Stück gerechnet werden.

v. Schwerder gründl. Nachricht von Anschlagung der Güter, Berl. 1775, 4. S. 142, f. und 168, f.

Ob

Ob eine Gans jung oder alt sey, ist an folgenden Merkmalen zu erkennen. Eine junge Gans hat spitzige Nägel; wobey man aber wohl zusehen muß, ob nicht die Nägel durch Kunst, wie es zu geschehen pflegt, spitzig gemacht worden sind. Ihre Gurgel ist weich, welches man durch Drücken erfahren kann, wie auch, ob ihre Flügel weich sind. Die Schnäbel sind bey jungen Gänsen nicht so roth, wie bey den alten.

Wenn man nicht Gelegenheit hat, die vielen selbst zugezogenen Gänse in nahe gelegenen großen Städten mit Vortheile zu verkaufen, so schlachtet man seinen Zuwachs an Gänsen selbst, um entweder das Fleisch davon als Dauerspeise für den herrschaftlichen Tisch sowohl als für den Gesindetisch im Hause zu verspeisen, auch die Federn zur Unterhaltung alter oder Anfertigung neuer Betten zu verbrauchen, oder die geräucherten Gänse und die Federn von den Gänsen zu verkaufen.

Die gemeinste Art, die Gänse abzuthun, ist diese, daß sie mit der Spitze des Messers in den Kopf gestochen werden. Um dieses nun mit Bequemlichkeit verrichten zu können, wird die Gans zwischen den Knieen der schlachtenden Person fest eingeklemmet, und so gehalten, daß sie sich nicht rühren könne. Oben an dem Kopfe der Gans ist eine Tiefe, wo die kurzen Federn zuvörderst ausgerupfet, und dieser Theil des Hirnschädels entblößt wird. An diesem Orte nun wird der Knochen des Hirnschädels hindurch gestochen, oder ein kurzer Schnitt gemacht, um das Blut heraus laufend zu machen. Einige pflegen auch, wenn sie eine Gans abschlachten wollen, dieselbe bey den Füßen eine Zeitlang aufzuhängen, damit das Blut sich durch den Hals in den Kopf ziehen, und sodann durch vorgedachten Stich oder Schnitt abgezapft werden möge. Von dem Gebrauche dieses Blutes werde ich weiter unten sprechen.

Nach dem Schlachten wird die Gans gerupfet, wohl abgestoppelt, und sehr hurtig bey öfterm Herumdrehen über einen brennenden Strohwisch gehalten, damit alle Flaumfederchen und Haare abgesengt werden. (*) Hiebey muß man insonderheit die Füße etwas nahe zum Feuer halten, damit bey dem Abputzen die grobe Haut sich abziehen lasse. Nach dem Absengen wird die Gans in einer hölzernen Mulde mit warmem Wasser, Seife und etwas Weizenkleye vermittelst eines wollenen Lappens wohl gewaschen, darauf mit noch etwas, aber reinem warmen, und nachgehends mit kaltem Wasser sauber abgespühlet, ausgenommen, abgetrocknet, und in den Schrank an den Haken gehänget.

Bey dem Ausnehmen werden die Därme der Länge nach aufgeschlitzet, gesäubert, und genugsam ausgewässert, um die Pfoten gewickelt, mit gekocht und gegessen, wovon weiter unten bey dem sogenannten Gänseklein ein Mehreres gesagt werden wird. Die Füße werden wie bey den Aenten bis in das Kniegelenk, die Flügel bis fast zur Hälfte des nächsten Gelenkes vom Leibe, der Hals aber bis auf wenige Gelenke vom Leibe abgenommen, welches alles, nebst Magen und Leber, zu dem vorerwähnten Gänseklein kommen muß.

Es kann zuweilen nützlich seyn, daß man seine zum Braten bestimmte mehrere Gänse auf einmal schlachten lasse, wenn es auch nur zwo wären, indem eine einzelne zurück gebliebene Gans nicht mehr in der Einsamkeit fressen will, dieserhalb aber abnehmen kann; wenn sie, so lange sie neben einer andern oder mehrern Gänsen eingestallet war, sich in ihrer besten Feiste befand. So weiß man auch, daß die

Gänse

(*) Gemeiniglich macht man von Strohwischen ein kleines Fladderfeuer auf den Heerd; allein es ist sicherer, daß dieses auf der platten Erde in der Küche geschehe, weil die Flamme vom Strohe hoch steigt, und die aufsliegende glühende Asche (Ammern, Glumern) leicht den Schornstein anzünden können.

Gänse nach Martini allmählich an ihrem eigentlich guten Geschmacke abnehmen, und solcher, je näher an Weihnachten, auch desto schlechter werde. Es kann also auch um dieser, wie um noch mehrer anderer Ursachen halber rathsam seyn, die Gänse auf einmal abzuthun, die zu Braten eines Hauses oder einer Familie bestimmt sind.

Es muß aber keine gelinde Witterung seyn, wenn man abgeschlachtete Gänse auf viele Tage wollte hängen lassen, um sie nach und nach zu braten. Denn der sogenannte ältelnde Geschmack würde sich ihrer bemächtigen, und sich durch das Essen auch denen offenbaren, die es sonst nicht wissen könnten, daß die Gänse keine frisch geschlachtete seyn.

Wenn hingegen Frostwetter vorhanden ist, so kann man darauf rechnen, daß die geschlachteten und zum Frieren hingehängten Gänse im gefrornen Zustande frisch und gut sich so lange halten werden, bis sich die Witterung ändert, und Thauwetter einfällt. Dergleichen aber durch das Frieren frisch bleibende Gänse müssen recht fett seyn. Denn man findet, daß gefrorne rohe Braten, wenn sie nicht sehr fett sind, saft- und kraftlos schmecken, und dieses um so mehr, je länger sie in gefrornem Zustande haben bleiben müssen, indem der Frost die Feuchtigkeit überall, also auch die Säfte des Fleisches mit der Zeit austreibt. Wie man aber sonst dem Froste ausgesetztes anderes zähes Fleisch, welches aber, wie zuvor erwähnt worden ist, nicht zu lange währen muß, mürbe machen kann, und dieses vielmals in den Haushaltungen eine eigentliche Hauptabsicht ist, daß man Fleisch dieserhalb frieren läßt: so kann man auch bey geschlachteten Gänsen eben solchen Endzweck gar wohl erreichen.

Ueberhaupt hat der Gänserich zäheres Fleisch, als die Gans. Je später nach Martini, desto zäher wird sein Fleisch; man verbessert aber dasselbe zum Braten

sehr, wenn man es vorher etwas durchfrieren läßt, weil es davon mürber wird. Und ungeachtet die jungen Gänse in der so späten Jahrszeit nicht mehr so gut wie um Martini schmecken, so bleiben sie doch, zumal auf dem, immer noch gute Braten, wenn man keine bessere hat, oder solche zur Veränderung in die Reihe anderer Braten mit einschieben muß. Für die Gesindeküche wären aber die Gänsebraten noch nach Weihnachten sehr willkommen, wenn sie bis so lange erhalten werden können.

Sollen aber Gänse durch das Frieren auf so lange Zeit, als der Frost dauert, erhalten werden, so müssen sie ganz ausgeschlachtet seyn; d. h. es muß alles Eingeweide aus der Gans heraus genommen, und dieselbe so gereinigt werden, als ob sie sogleich an den Spieß gesteckt werden sollte. Der Unrath in den Gedärmen würde, ehe die Gans durchfriert, dem Fleische ansteckend werden müssen; daher man auch die Gänse, wenn sie ohne Federn wohin versendet werden sollen, sofort ausnehmen muß, indem es bequemer ist, todte als lebendige Gänse zum Braten einzupacken und zu versenden.

Ich werde zuerst die mancherley frische Zurichtungen einer Gans zum Genuße, und sodann die verschiedenen Arten ihrer Erhaltung beschreiben.

Das von einer geschlachteten Gans auslaufende Blut fängt man in einem unter den Kopf der Gans gehaltenen Topfe auf, nachdem man ein wenig Salz und Essig hinein gethan hat, und rührt mit dem Messer, womit der Stich oder Schnitt geschehen ist, das Blut beständig um, bis es kalt geworden ist. Ohne ein solches fleißiges Umrühren des Blutes würde dasselbe gerinnen, und zur Bereitung des Gänsesauer, Gänseschwarz oder Schwarzsauer, einer in den meisten Häusern beliebten Hausmannskost, welche an einigen Orten auch Gänsepfeffer genannt wird, und worunter

man

man das mit dem Blute der Gans gekochte Gekröse versteht. Gänsegekröse aber nennt man den Kopf, Hals, Flügel, Füße, Magen, Leber und Gedärme einer geschlachteten Gans; welche Stücke auch das Gänseklein (Gänseklein) das Junge, imgleichen die junge Gans, Fr. Petite-Oie, genannt werden. Wenn die geschlachteten Gänse rein gemacht und ausgenommen sind, werden ihnen die Hälse, Flügel und Füße abgehackt, die Därme, nachdem sie wohl gereinigt worden sind, um die Füße gewickelt, der Magen, nachdem er aufgeschnitten, und die davon abgezogene inwendige Haut weggeworfen worden ist, in einige kleine Stücke, oder wohl nur in zwo Hälften zerschnitten, die Leber ganz und unzertrennt gelassen, die Flügel entweder klein gehauen, oder in ihren Gelenken aus einander geschnitten, alles aufs reinste ausgewaschen, und nebst ein wenig Salzwasser zum Feuer gesezt, damit es also koche. Hernach läßt man sie abkühlen, thut sie, wenn man Gänseschwarz daraus machen will, in einen Tiegel, legt eine Zwiebel dazu, gießt von der Brühe, worin sie gekocht sind, wie auch Wein und Essig darauf; wirft Citronenschalen, Nelken, Ingber und Pfeffer hinein, und läßt alles also zusammen kochen. Unterdessen macht man braune Butter fertig, und gießt dieselbe dazu, daß sie auch mit koche. Endlich läßt man, wenn man bald anrichten will, das von den geschlachteten Gänsen aufgefangene Blut durch einen Durchschlag in oben gedachten Tiegel laufen, indem das Gänsegekröse noch in vollem Sude ist, rüttelt es oft um, richtet es an, streuet Zucker und klein geschnittene Citronenschalen darüber, und läßt es zu Tische tragen.

Der gemeine und Landmann pflegt unter das Gänsegekröse auch noch gebackene Birnen zu thun. Anstatt der gebackenen Birnen können auch grüne Birnen von der Obstkammer genommen werden; nur muß man dahin sehen, daß sie nicht zu Mus kochen.

Zu dem Schwarzsauer kann man außer dem Gänsegekröse auch in Stücken gehauene Gänse oder eigentliches Gänsefleisch nehmen, und ungemästete Gänse zu diesem Gebrauche verwenden. Werden aber gemästete Gänse auf einmal in Menge geschlachtet, um sie zu räuchern oder einzupökeln, so wird bloß das Gänsegekröse dazu genommen. Ist die Leber nicht sonderlich groß, so nimmt man sie, wie gedacht, auch dazu; außer diesem giebt sie, besonders zubereitet, ein delicates Essen; wovon ich weiter unten sprechen werde.

Die allein zum Schwarzsauer bestimmten Gänse dürfen nicht sonderlich fett seyn, und können allenfalls, wie man sagt, vom Grase, wenn sonst gute Weide vorhanden ist, weg geschlachtet werden. Denn ob sie gleich, vom Grase geschlachtet, nicht den recht guten Geschmack haben, den sie von gegebenen Körnern beym Mästen erhalten: so wird doch der so zu nennende Grasgeschmack durch die saure Brühe gleichsam völlig überstimmt.

Man kann auch das Gänsegekröse mit Petersilienwurzeln zurichten. Nachdem man das Gänseklein, wie oben gelehrt worden ist, mit Wasser und Salz hat kochen lassen, läßt man es auskühlen, thut es in einen Tiegel, gießt von der Brühe, darin das Gänseklein gekocht worden ist, auch in den Tiegel, wirft Muskatenblumen, Ingber und Butter daran; nimmt darnach Petersilienwurzeln, schabt und schneidet sie in Stücken von beliebiger Größe, siedet sie mit Wasser ein wenig ab, wirft sie alsdann zum Gänseklein, und läßt es also mit einander kochen. Zuletzt streuet man geriebene Semmel daran, damit die Brühe ein wenig dick werde.

Anstatt der Petersilienwurzeln kann man auch gebähete Semmelschnitte daran thun, oder eine gelbe Saffranbrühe darüber machen.

Will man das Gänsegekröse nicht gleich consumiren, so kann man einen Theil als eine weiße Gallerte zubereiten, welche in Pommern Weißsauer genannt wird. Sie hält sich etliche Wochen gut.

End-

Endlich läßt sich das Gänsegekröse auch einsalzen.

Von den ausgeschlachteten Gänsen wird ferner das Fett von den sogenannten Blumen (Flomen) und den Därmen, wo es sich angelegt hat, gesammelt, hernach klein geschnitten, und in einer Pfanne ausgelassen oder ausgeschmolzen, sodann ein wenig gesalzen, und in einem glasurten Geschirre aufbehalten, da es dann unter dem Namen Gänsefett oder Gänseschmalz bekannt ist.

Unter das auszuschmelzende Gänsefett pflegen einige Hausmütter gern etwas Thymian zu legen, und hiemit dessen Geschmack zu verbessern; da es zumal in vielen Häusern, gleich der Butter, auf herrschaftlichen Tischen, so lange es frisch schmeckt, auf Brod oder Semmel geschmiert, und mit Salz bestreut, verzehrt wird. Sonst bedient man sich auch wohl des Gänseschmalzes, um Vorkosten damit zu kochen, und gut zu machen.

Als Zubrod ist das Gänseschmalz dem Gesinde eben nicht oft zu geben. Wirthschaftlicher wird dasselbe zur Fettung der Rüben und Kohlgewächse angewendet, weil es mehr als anderes Fett oder Butter in die Vorkosten beym Kochen eindringt, und solche erweicht und eßbar macht.

Um das Gänseschmalz so lange als möglich zu erhalten, muß man dessen Aufbewahrungstöpfe sorgfältig verdecken, und wider allen auch den geringsten Zugang der Luft genau verschließen.

Wie eine in Gänseschmalz gelegte gebratene Gans den Winter über zu erhalten sey, werde ich weiter unten zeigen.

Das zum Essen untaugliche Gänsefett kann zum Brennen gebraucht werden; es brennt dasselbe in einer Lampe viel heller und sparsamer, als Baumöhl und Talg; es raucht nicht, und riecht nicht übel, wenn das Licht ausgelöscht wird.

Die von dem ausgelassenen Schmalze in der Pfanne übrig bleibenden häutigen und sehnigen Stücke oder die sogenannten Grieben können, wie die von dem ausgebratenen Schweinsfette, theils als Zubrod dem Gesinde statt Butter oder Käse gegeben, oder Scheiben von

Topf-

Topf- und Beutelwurst damit aufgebraten werden. Außerdem aber dienen sie auch noch zum Gutmachen oder Weichkochen der mancherley Vorkosten oder Gemüse.

Kleine Gänselebern, die auch gemeiniglich hart sind, werden vorgedachtermaßen nur allein unter das Gänsesauer oder Gänseklein mit gekochet; es wäre denn, daß man sie zerhacken, und den Pasteten damit einen angenehmen Geschmack beybringen wollte. Zu dieser Absicht sind kleine Gänselebern ganz vortrefflich.

Die Gänse, welche noch jung sind, haben keine große Leber, wie man an Gänsen, die vor Michaelis geschlachtet werden, sieht. Auch die jungen Gänse, wenn sie etwa bis Weihnachten gehen, und sodann erst geschlachtet werden, haben nicht mehr eine so grosse Leber, wie sie etwa um Martini bey jungen Gänsen gefunden wird. Wenigstens ist die Leber um Weihnachten nicht mehr so schwammicht und weich, und läßt sich auch durch Küchenkunst nicht mehr ausdehnen oder größer machen.

Viele glauben, wie oben S. 41 gedacht worden ist, ihren Gänsen durch Spießglanz, welcher ihnen unter das Korn bey dem Mästen gemengt wirkt, die Leber zu vergrößern. Wenn gleich der Spießglanz nicht einzig und allein auf die Leber des Thieres wirket, so wird durch selbigen doch die Gans zum Fettwerden mehr geschickt; und je fetter die Gänse sind, desto größere Lebern hat man von ihnen zu erwarten.

Wenn die Leber, wie es seyn muß, ganz und unzerstümmelt aus dem Leibe der Gans heraus genommen wird, so legt man sie unverzüglich in kaltes Wasser, oder zur Winterszeit wohl gar in den Schnee, damit sie recht weiß werden möge, welches bey dem Braten derselben als eine Hauptschönheit geachtet wird. Der Schnee aber kann bey dem Froste, so lange er nicht

schmilzt,

schmilzt, dazu dienen, daß die Leber auf viele Tage gut und frisch bleibe.

Ich habe vorher der Küchenkunst zur Vergrößerung der Gänseleber gedacht, und sie besteht in Folgendem. Wenn die Leber rein ausgewaschen worden ist, legt man sie in warme Milch, und streuet etwas weißen fein gestoßenen Pfeffer darüber, läßt sie also 1 bis 2 Tage stehen, gießt aber unterdessen immer alle 2 Stunden frische Milch darauf: so läuft sie auf, und wird noch einmal so groß, als sie sonst geblieben wäre. Andere gießen Branntwein darauf, welcher eben dergleichen Auflaufen verursachet.

Soll die Leber zu einer Gastspeise zugerichtet werden, so wäscht man sie rein aus, und trocknet sie mit einer Serviette recht ab; inzwischen aber legt man in einen tiefen Tiegel oder eine Casserolle ein Stück wohl ausgewaschene Butter, thut eine ganze mit Gewürznelken bespickte Zwiebel nebst Muskatenblumen und Citronschale hinzu, legt die Leber oben darauf, welches man zusammen ganz gemächlich dämpfen läßt; woraus sich dann viele Brühe ergeben wird. In diese Brühe streuet man nun entweder geriebene Semmel allein, oder geriebene Semmel mit einigen gewässerten, von den Gräthen geschabten und klein geschnittenen Sardellen, oder an deren Stelle sauber geputzte Muscheln, gießt noch ein wenig Wein oder gute Brühe dazu, und läßt es noch etwas, aber ja nicht zu lange dämpfen; denn die Leber würde davon zu hart, die Muscheln aber, wenn dergleichen hinzu gethan worden sind, zu weich werden, und überdem noch Geschmack und Ansehen verlieren. Bey dem Anrichten wird über dieses Essen Citronensaft gedrückt, und der Rand der Schüssel oder Assiette mit Citronscheiben garniret, auch wohl die Leber selbst mit Citronscheiben beleget.

Will man die Leber aber backen, so schneidet man sie in Scheiben, salzt sie ein wenig ein, bestreuet sie mit etwas Ing-

ber,

ber und Pfeffer, und läßt sie also eine Weile liegen. Hierauf muß sie in einer Pfanne mit Schmalz, oder, welches besser ist, abgeklärter Butter heiß gemacht, die Leberscheiben entweder mit dem allerfeinsten Mehle bestreuet, oder in einer aus Milch, Mehl und ein Paar Eyern zubereiteten dünnen Soße (Klare) umgewendet, und aus der Butter selbst fein goldgelb gebacken werden.

Auch zu Pasteten wird diese in Milch eingeweichte Gänseleber angewendet. Man seihet die erste dünne Brühe davon, formirt eine Pastete aus einem mürben Teige, legt unten auf dem Boden Butter, Citronscheiben, ein Stück Speck, eine ganze Zwiebel, und, wenn man will, auch frische Austern, gießt etwas Wein hinzu, legt die Leber auch darauf, streuet Muskatenblumen darüber, macht die Pastete zierlich zu, und läßt sie in einem nicht allzu heißen Ofen gar backen. Inzwischen querlt man noch an die zuvor abgeseihete und nun wieder zum Feuer gesetzte Brühe ein Paar Eyerdotter, so daß sie nicht zusammen laufen, und macht, wenn die Pastete gar gebacken, und aus dem Ofen genommen ist, ein Loch in dieselbe, gießt die dünne Soße hinein, rüttelt es gehörig durch einander, und giebt es also zugemacht auf die Tafel. Denn wenn die Pastete eher aufgeschnitten, und der Dampf heraus gelassen wird, so werden die Lebern hart, und verlieren ihre Delicatesse.

Will man eine Gans als Kochfleisch gebrauchen, so kann man dieselbe auf mancherley Art zurichten; als z. B.

1. Mit Majoran. Wenn das Fleisch beynahe völlig gar ist, wird nebst etwas Butter grüner oder trockner Majoran angelegt, und ein wenig mit aufgekocht.
2. Mit Thymian. Es wird die Gans für sich gekocht, klein würfelichter Speck aber in einer Pfanne gebraten, etwas Mehl und Thymian darunter gerührt, und hierauf zu dem Fleische angegossen.
3. Mit Pastinaken. Man läßt die Gans sowohl als die Pastinaken für sich kochen, und wenn beyde halb gar sind, wird die Gans zu den Pastinaken mit etwas Butter und Thymian gethan, und beydes zusammen gar gekocht, nachdem die

Gän-

Gänsebrühe zu den Pastinaken auch hinzu gegossen worden ist.

4. Mit Kartoffeln, auf gleiche Art.

5. Mit Erbsen. Die Gans wird mit einer Majoran- oder Thymianbrühe für sich besonders gekochet, und in einer eigenen Schüssel aufgetragen; die Erbsen aber für sich allein, dick gekocht, und in einer eigenen Schüssel, gleichfalls neben dem Fleische, gereichet. Es können auch gebrochene Kartoffeln für sich in einer eigenen Schüssel, wie die dicken Erbsen, neben diesem Fleische zu stehen kommen.

Wenn Gänse nur als Kochfleisch gebraucht werden sollen, dürfen sie nicht so fett, als zu Braten, gemästet seyn. Sie können ganz mager, obwohl fleischicht, seyn und besonders Fett, Butter oder Schmalz, die Brühen eßbar machen. An einigen Orten kann man sie zu Kochfleisch schon schlachten, wenn sie die Getraidestoppeln überlaufen, und von den ausgefallenen Körnern der Aernde sich etwas auf dem Leibe gefressen haben.

Um eine Gans zu braten, wird dieselbe, nach geschehener Vorbereitung, in- und auswendig gesalzen, vermittelst des Gänseholzes am Spieße befestigt, inwendig mit Beyfuß, Aepfeln, Birnen oder Kastanien gefüllt, und alsdann fein saftig abgebraten. Neben einer gebratenen Gans werden gebackene Pflaumen, eingemachte Gurken, Kapern oder Oliven, aufgesetzt.

Das Gänse-Holz ist ein längliches, an beyden Seiten zugespitztes, in der Mitte aber schmales, mit einem viereckigen Loche versehenes Holz, welches den Gänsen, die man am Spieße braten will, mit seinen zwo Spitzen von innen heraus, gleich hinter den Flügeln durchgestoßen wird, damit, wenn man dieselben an den Spieß gesteckt hat, und mit dessen Spitze durch die mittelste Oeffnung dieses Holzes hindurch gefahren ist, sie, wenn sie durch die Hitze eingebraten sind, am Spieße nicht schlapp oder schlaudernd werden können.

Die Gänse werden auch wohl in eine Bratpfanne gelegt, und in dem Backofen, Bratofen, Kachelofen, auch wohl in der Röhre des Kachelofens in der Gesindestube, gebraten. Da aber in der Küche des Mittelmannes die Spießbraten den

Ofenbraten bey weitem vorzuziehen, und von geübten Zungen sogleich zu unterscheiden sind: so können alle Gesindebraten, weil doch einmal Bratenfeuer auf dem Küchenheerde unterhalten wird, zugleich mit an den Spieß gesteckt, und gebraten werden.

Beyfuß und Aepfel u. d. gl. werden mehrentheils in eine Gans hinein gesteckt, um ihr einen besondern Geschmack zu verschaffen. Man nimmt hiezu getrockneten und von seinen Blättern entledigten Beyfuß. Man pflückt ihn nämlich ab, ehe er aufgetrocknet wird. Die Blühtknospen werden allein daran gelassen; er muß daher eingesammelt werden, ehe diese aufbrechen. Ehe aber der Beyfuß in den Braten gesteckt wird, muß er in Wasser abgekocht werden, weil er sonst nicht weich und recht eßbar wird. Was die Aepfel betrifft, so ist es zwar willkührlich, dergleichen, von welcher Art sie sind, in den Braten zu stecken; allein, kein Apfel schmeckt in, und mit dem Gänsebraten, so gut als der Borsdorfer, welcher auch dem Fleische einen angenehmen Geschmack mittheilt. Die Aepfel können ungeschält bleiben; nur müssen vorher die Stiele und Kerngehäuse ausgeschnitten und weggethan seyn.

Könnte man bereits in der Aernde junge gemästete Gänse haben, so wird der Gänsebraten als etwas rares angesehen. Am besten aber schmecken die Gänsebraten vom Herbste, bis zu Weihnachten hin. Je größer und in die Augen fallender eine gemästete junge Gans ist, desto vortrefflicher ist der Braten. Nach Weihnachten schmecken zwar die jungen Gänse nicht mehr so gut, als um Martini; weil aber alsdann die meisten Gänse schon überall verzehrt sind, so bleibt zu dieser Zeit der Gänsebraten wieder ein rarer Braten. Nur muß die Vorsicht gebraucht werden, daß man keine Gänseriche, sondern allein Gänseweibchen zu solchem späten Braten verspare, weil die leztern mürberes Fleisch haben, und dieserhalb einen jungen gebratenen Gänserich gar sehr übertreffen.

In Mittelländern wird auch dem Gesinde einmal des Sontags ein Gänsebraten gegeben, wenn eine sättigende Suppe vorher gegangen ist. Auch werden in solchen Ländern die Festbraten, in Weihnachten und Neujahr, von der Gans gemacht. Insonderheit ist es fast der durchgängige Gebrauch, daß um Martini dem Gesinde die so genannte Martins-Gans gebraten werde.

Junge Gänse geben allein wohlschmeckende Braten. Gänse, die über ein Jahr alt sind, haben ein sehr grobes und zähes Fleisch, wenn sie auch noch so gut gemästet werden.

Doch

Doch müssen die jungen Gänse, wenn ihr Geschmack gefällig seyn soll, nicht unter drey Monate alt seyn. Wenn indessen dreymonatliche Gänse doch gern gegessen werden, so geschieht es, wie kurz vorher gesagt worden ist, daher, daß sie in der frühern Jahrszeit eine Art von Seltenheit, und das Neue vom Jahre sind.

Eine gebratene Gans läßt sich auch mit Meerrettig zurichten. Man nimmt Meerrettig, (Green,)schabet und reibet ihn, sezt ihn mit 1 Nößel Milch zum Feuer, rührt eine Hand voll abgezogene und klein gestoßene oder geriebene Mandeln darunter, legt ein Stück Zucker darein, und läßt dieses zusammen ein wenig aufkochen. Alsdann richtet man es in eine Schüssel, worin die Gans zu Tische getragen werden soll, an, sezt sie auf ein Kohlfeuer, zieht die gebratene Gans vom Spieße, legt sie auf den Meerrettig, besprengt sie mit etwas Fett, welches aus der Gans gebraten ist, streuet ein wenig Semmel darüber, und giebt sie hin.

Ferner lassen sich die Gänse eben so wie wälsche Hühner, Kapaune, oder anderes Fleisch, z. B. Kalbskeulen, Spanferkel ꝛc. *à la daube* zurichten. Man muß sie in dieser Absicht mit Wein, ein wenig Wasser, Essig und ganzem Gewürz, abkochen, in siedendem Wasser wohl abwaschen, alsdann mit Speck, Nelken und Zimmet durchspicken, in eine Serviette wickeln, und in einen Kessel, dereinen genau schließenden Deckel hat, stecken, hierin aber aufs neue in vermischten Wein, Wasser und Essig durchkochen, bis es genug ist. Hierauf thut man Lorbeerblätter, Rosmarin, Thymian und ganze Zwiebeln daran, läßt es zusammen gemächlich kochen, nimmt sodann die Speise ab, und sezt sie an einen kühlen Ort, damit sie erkalte. Dieses Essen, wenn es gleich weich gesotten ist, kann doch wegen der Serviette, nicht zerfallen, sondern wird im Stehen ganz fest, und kann bey dem Auftragen aus der Serviette genommen, und auf eine Schüssel ohne Brühe auf den Tisch gesezt, und mit Citronen garnirt werden.

Endlich kann auch die Gans in eine Pastete geschlagen, und folgendergestalt zubereitet werden: Wenn die Gans gereinigt ist, schlägt man ihr oben das Brustbein, imgleichen die Flügel und Beine mit einem großen Messerrücken entzwey, doch so, daß die Haut ganz bleibe, salzet sie ein wenig, und läßt sie auf dem Rosse über einem Kohlfeuer etwas anlaufen: hierauf legt man die Gans in ein irdenes

oder hölzernes Gefäß, gießt Essig darauf, und läßt sie etliche Tage darin liegen, jedoch nach Gelegenheit der Ausrichtung; denn sonst kann sie eher wieder aus dem Essig genommen und eingeschlagen werden. Wenn dieselbe hierauf aus dem Essig genommen worden ist, schneidet man Speck, eines kleinen Fingers dick und lang, bestreuet solchen mit Ingber, Pfeffer und Nelken, und spickt damit die Gans. Endlich, wenn der Teig zur Pastete, und der gemachte Teigrost, wie bereits im II. Th. S. 719, bey dem Auerhahn beschrieben worden ist, zubereitet, Ingber, Pfeffer, Nelken u. d. gl. wie auch Rosmarin dazu geschüttet, und vermittelst der Pastetenbänder, die Gans in den Pastetenteig auf das förmlichste eingeschlagen, und mit dem gehörigen Deckel versehen worden ist, schiebet man diese in einen Backofen; und wenn sie darin eine Viertelstunde gestanden hat, wird oben in die Pastete ein Loch gestochen, damit die Luft heraus gehen könne. Ferner nimmt man eine Casserolle, läßt Butter darin braun werden, gießt Brühe, Wein und Essig darein, so viel als man vonnöthen hat; endlich läßt man diese Soße durch einen Trichter in die Pastete laufen, und setzt letztere wieder in den Backofen, damit sie vollends gar backe. bey dem Anrichten beschmiert man sie mit Speck, und garnirt sie auf der Schüssel auf eine beliebige Art.

Die Gans kann, wie der Kapaun, oder auch, wenn sie groß ist, wie der wälsche Hahn, zerschnitten (trenchiret) werden; nur daß einige zuerst das Hintertheil aufschneiden, und das Gefüllte mit einem Löffel heraus nehmen. Von der Gans werden zuerst die Flügel einer nach dem andern vorgelegt, danach ein Stück von der Brust, und ein Stück vom Hintertheile, ferner ein Schenkel nach dem andern, und dann das übrige; und wenn die Gans gefüllt ist, legt man auf jeden Teller etwas von dem Gefüllten.

Ein Mehreres von dem Vorschneiden und Vorlegen einer Gans, findet man im Magazin für junges Frauenzimmer, Carlsr. 1769, 8. S. 89, f. und in Schenkens Kochbuch, Langens. 1773, 8. S. 202, f.

Es folgt die Beschreibung der verschiedenen Arten der Erhaltung einer geschlachteten und zum Theil auch schon zugerichteten Gans.

Hie-

Hieher gehört zuvörderst folgende Art, ihr Fleisch zu erhalten. Wenn man die Gänse gerupfet und auf dem Strohfeuer abgesengt hat, hebet man ihnen die Keulen in die Höhe und nimmt den großen Knochen heraus; darauf nimmt man den Magen dergestalt heraus, daß das Fleisch von den Flügeln daran bleibe; nachher schneidet man den Magen in die Länge in zwey Stücke, und nimmt die Knochen heraus. Man zerschneidet unter andern auch den Bürzel, um das Blut, was in den Hintertheilen verborgen seyn könnte, heraus zu bringen. Man nimmt zugleich alles Fett heraus, um es zu schmelzen. Alsdann überstreuet man das Fleisch mit feinem Salze, und läßt es 5 oder 6 Stunden liegen, damit es Zeit habe das Salz anzunehmen. Man läßt es darauf in dem Fette bis zum Sieden kochen, und nimmt es hernach heraus, um es abtröpfeln und kalt werden zu lassen. Wenn es kalt ist, legt man es eines über das andere, und zwischen durch etliche Pfefferkörner, Muscaten, Nelken oder Lorbeerblätter. Dieses geschieht in einem Fäßchen; und wenn dasselbe voll ist, füllt man die Lücken entweder mit Gänse- oder Schweinschmalz, und macht es nicht eher zu, bis alles ganz kalt ist, worauf man es dann an einem recht luftigen Orte aufbewahret.

Von dieser Art der Erhaltung des Gänsefleisches, ist das Einbökeln oder Einsalzen desselben, wovon ich weiter unten sprechen werde, unterschieden.

Hienächst ist das Trocknen der Gänse vermittelst des Holzrauches oder im Holzrauche, oder das so genannte Räuchern der Gänse, gewöhnlich. Es ist aber die Art, Gänse zu räuchern, nicht überall einerley. In der Mark Brandenburg, und in Ober-Sachsen, hat man folgende bisher immer für die beste gehalten. Man nimmt recht schöne fette Gänse, schlachtet sie, macht sie, oben beschriebenermaßen, rein, und schneidet sie am Rücken herunter auf. Hernach vermischet man Salz

mit Salpeter, (wobey man sich nach der Quantität der zu räuchernden Gänse richten muß,) und zwar unter eine halbe Metze oder 1 Quart (Kanne) Salz 1 Loth Salpeter, salzet die Gänse in einem Geschirre damit ein, und reibet das Salz ziemlich hinein. Es muß aber das Geschirr unten ein Löchelchen haben, damit man die Brühe, welche sich da setzen wird, abzapfen könne. Hierauf schält man eine rothe Rübe, schneidet Scheibchen daraus, legt solche auf die Gänse, beschwert dieselben mit einem Gewichte, und gießt alle Tage die Brühe, welche man abzapfet, wieder darüber; dadurch wird sich die Röthe aus den Rüben in das Gänsefleisch hinein ziehen, und das Fleisch gleich einer Koralle werden. Wenn sie nun etliche, zum wenigsten drey Tage gelegen haben, nimmt man sie heraus, bindet sie an so genannte Wurstspieße, und hängt sie auf, daß sie erst ein wenig ausseihen. Damit sie bey dem Räuchern nicht zusammen gehen, stämmt man in dem inwendigen hohlen Leibe Hölzerchen, und hängt sie sodann in eine Rauchkammer oder Feuermauer, doch daß keine zu starke Hitze dazu komme. So bald nun die Gänse in dem Rauche ein wenig angelaufen sind, verbindet man sie über und über mit Papier, und läßt sie also vollends zur Genüge räuchern.

Man nimmt auch bisweilen nur die Brüste von Gänsen zu räuchern. Man läßt sie 4 Tage im Salze liegen, bis solches geschmolzen ist, womit sie täglich begossen werden, hängt sie sodann 14 Tage bis 3 Wochen in gelinden Rauch; vorher aber werden sie in Papier gewickelt, und in alte dünne Leinwand genähet. Auf 6 Gänse nimmt man eine starke Messerspitze Salpeter.

No. 38 des ciez. Int. Bl. v. J. 1776, S. 346.

Andere, und zwar die meisten, verfahren mit den zu räuchernden Gänsen so, daß sie dieselben in zwo Hälften zerschneiden, einige Tage lang in den Bökel legen, und damit die obersten nicht trocken werden, sie öfters umlegen, daß diese die untersten, und die unter-

sten

sten die obersten werden. Oder, wenn dieses nicht geschieht, so begießen sie die obersten Gänsehälften mit der unten zusammen gelaufenen Salzlacke aufs fleißigste. Nach 3 bis 4 Tagen gehen sie damit in den Rauch, ohne sie worin einzuhüllen, und ihr Schwarzwerden zu verhindern. Viele lassen sie zu lange in dem Rauche hängen, wovon sie ziemlich hart werden, in der Absicht, daß sie desto länger dauerhaft davon werden sollen. Sie werden sodann aber eine weniger angenehme Speise, und gehören in solchem Zustande eher und mehr für den Gesindetisch.

Die größte Sorgfalt hat man aber wohl auf die zu räuchernde so genannte Flick- oder Spickgans (*) zu richten, wenn sie diesen Namen verdienen soll, weil man solche so gar unter die delicaten Speisen zu rechnen pflegt. Insonderheit stehen die pommerschen Spick-Gänse in der größten Achtung, worunter die besten in dem Amte Rügenwalde gemacht werden. Die wahre pommerische Art und Weise, solche Spickgänse zu machen, ist diese. Nachdem die hiezu bestimmten Gänse (**) in einen mit Stroh bestreuten Stall gesperrt,

(*) In einigen gemeinen Mundarten, z. B. in Thüringen, heißt eine halbe geräucherte Gans, eine Gänse-Bake, entweder von Back, welches im Niedersächsischen der Rücken heißt, der Rücken aber an geräucherten Thieren das vornehmste ist; oder auch von backen, dörren.

Das niedersächsische Flickgans, Gooseflikk, kömmt entweder vom Schwed. Flick, eine Speckseite, Niederf. ein Flicken Speck, daher man dergleichen geräucherte Gänse auch wohl Spick-Gänse zu nennen pflegt; oder auch von flicken, zertheilen, zerschneiden; oder endlich auch von dem Niederf. flak, flach, weil dergleichen Gänsehälften flach gedrückt zu seyn pflegen, wie sie dann auch Preß-Gänse heißen.

(**) Hr. v. Eckbart, in seiner vollständigen Experimentalöconomie, sagt, daß insonderheit die Ganserte hiezu ausgesucht würden, weil solche eher und besser zunehmen, auch stärkere Schäfte (Leiber) bekommen, als die Gänsinnen. Hierin aber kann man wohl Demselben nicht beypflichten, daß die Ganserte eher und mehr, als die Gänsinnen, in der Mast zu-

nah-

und 3 Wochen lang mit halb gestampften Rüben und halb Gerstenschrot vollauf gefüttert, auch mit Sand und hinlänglichem Wasser versehen worden, da alsdann dieselben, wie ein kleiner Finger dick, Speck gesetzt haben, werden sie nach Martini abgeschlachtet, und mit der größesten Vorsicht gerupfet, damit die so fette und weiche Haut nicht voll Löcher geschunden werde. Wenn nun alle Stoppeln sauber ausgezogen, und die Gänse ganz rein geputzt sind, werden sie gesenget, und alsdann mit warmem Wasser abgewaschen; nachher werden ihnen Hals und Flügel kurz am Leibe abgeschnitten. Hierauf wird eine Gans nach der andern recht accurat in der Mitte gespalten, Herz, Lunge, Magen und Leber, auch Kaldaunen, nebst dem Fette heraus genommen, und mit dem Halse, Flügeln und Beinen, nach und nach verzehrt; die gespaltenen Gänse aber werden stark mit Salz gerieben, und in ein reines Faß sehr dick auf einander geschichtet und zugedeckt; mit solcher Einsalzung bleiben sie aber länger nicht als 3 Tage liegen. Unter dieser Zeit wird das meiste Salz geschmolzen, und jede Gans, so viel als nöthig, davon durchdrungen seyn. Nunmehr müssen sämtliche Gänse so naß, und noch voll Salz hängend, her-

nähmen. Wenn die Ganserte nur ein wenig später im Herbste zur Mast eingestallet werden, so nehmen sie nicht recht zu, und wollen nicht gut fressen, indem der Naturtrieb sich bey ihnen nach dem Umgange mit den Gänsinnen zu sehr reget, daß sie sich abängstigen und nach der Freyheit sehnen, welches bey Gänsinnen nicht so gespürt wird. So haben auch die Gänsinnen, wie bereits erwähnt worden ist, ein weit zärteres, und weniger zähes Fleisch als die Ganserte. Erwählt man letztere aber vorzüglich zu Speckgänsen, so ist wohl die Hauptursache keine andere als diese, daß sie einen längern Leib haben, und deshalb mehr in die Nutzen fallend sind. Wenn die Pommern also uns nur die Ganserte als Speckgans zusenden, und die Gänsinnen für sich behalten, so schicken sie zwar das größte Stück Fleisch außer Landes, allein, das zärteste Fleisch bleibt ihnen doch zur eigenen Speise, und sie essen sodann besser, als die Ausländer.

heraus genommen, und an ihre Kniee Bindfaden mit Oesen (Schleifen) angebunden werden, damit dieselben auf langen hölzernen Spießen aufgehängt werden können. Wenn nun diese Oesen von Faden angebunden sind, werden die von Salzwasser noch ganz nassen Gänse über und über mit trockner Weizenkleye bestreuet, und in der Kleye so herum gewälzet, daß man von ihrem Specke und Fleische nichts mehr sehen kann. Hienächst werden dieselben auf ihre hölzerne Spieße an die Bindfadenösen aufgereihet, jedoch so, daß keine die andere berühre, sondern allezeit ein Fingerbreiter Raum dazwischen bleibe, und alsdann länger nicht, als 8 Tage, im Rauche gelassen; jedoch da, wohin keine Hize vom Feuer, sondern nur allein Rauch kommen kann. Endlich, und nach 8 Tagen werden die Gänse aus dem Rauche hinweg genommen, und auf dem Boden, hoch am Balken, 8 Tage in die Luft gehängt, nachher abgenommen, und ihnen mit einem zusammen gewickelten leinenen Lappen die Kleye sauber abgerieben. Solchergestalt werden die Gänse äußerlich so gelb wie ein Spilling, im Specke so weiß als Schnee, im Magern aber so roth wie eine Rose, aussehen, und sich Jahr und Tag saftig und wohl geschmackt erhalten lassen.

Bey dieser Anweisung zur Bereitung der pommerschen Spickgans, ist noch anzumerken, daß solche von einigen in Leinwand eingenähet wird, wenn sie in den Rauch gehängt werden soll. Dieses Verfahren aber ist nicht so gut, als dasjenige, wenn die Gans in Kleye eingehüllt ist. Denn gemeiniglich nimmt man doch nur abgenützte Leinwandlappen dazu, welche so dünn, wo nicht gar löcherig sind, daß der Rauch zu stark durchdringen, und in die Gans zu sehr wirken kann. So ist es auch weit mühsamer, eine Gans in Leinwand zu hüllen und einzunähen, als solche mit Weizenkleye zu bestreuen, und darin umher zu wälzen. Die Kleye geht ohnehin nicht verloren, sondern kann, wenn sie zu seiner Zeit von den Gänsen abgescheuert wird, immer noch zum Schweinefraß angewendet werden. Eine in Lappen eingenähete Gans gewinnt auch nicht die schöne vorhin an-

gegebene Farbe in der Maße, als solches von der Kleye geschieht.

Man darf nicht befürchten, daß die mit Salzlacke behangene, und darauf in Weizenkleye eingehüllte Gans vom Salze zu hart werden könne. Dieses würde nur geschehen, wenn sie mager und nicht fett wäre. Die Spickgans aber muß so fett als möglich seyn, wenn sie recht schmecken und sich den Augen vortheilhaft darstellen soll. Eben deswegen wird sie die Spick-Gans genannt, weil sie speckfett seyn muß. Dieser Speck der Gans verhindert aber das allzu starke Eindringen des Salzes, und die aufgestreuete Weizenkleye zieht ebenfalls sehr das Salz von der Gans in sich hinein, welche obiger Vorschrift gemäß, binnen den bemerkten Tagen wieder abgerieben werden muß.

Die Spickgänse werden in der Vorrathskammer, welche mit Gitterfenstern versehen seyn muß, damit die Luft durchstreichen könne, nebst anderm Räucherfleische, Speck, Schinken, Würsten u. d. gl. hingehängt und aufgehoben. Eine solche Vorrathskammer muß nicht so der Mittagsseite geöffnet seyn, daß die Sonnenhitze solche stark erwärmen könne; denn sonst wird die Gans, wie auch das andere Räucherfleisch, leicht gelb und ältericht. Man thut daher am sichersten, wenn es an solcher kühlen, der durchstreichenden Luft geöffneten Kammer fehlt, auch die Spickgans, im Maymonate, wie anderes Räucherfleisch, in Asche einzupacken, das Gefäß mit dem eingepackten Fleische sodann aber an einem kühlen Orte hin zu stellen, und die Gänse, wenn man sie nicht jede besonders in leinene Lappen noch zum Einpacken einhüllen wollen, zum Gebrauche, von der Asche, wie anderes Räucherfleisch, zu reinigen.

Es giebt auch eine gewisse Art, Gänse ohne Rauch zu dörren, welche auch bey andern Arten des Fleisches Statt findet, und wovon im Art. Räuchern des Fleisches Anzeige geschehen wird.

Was die Zurichtung der geräucherten Gänse, der Gänse-Hälften, und der Spick-Gänse, zum Genuß, betrifft: so werden

1. die geräucherten Gänse, wenn sie zum Kochen gebraucht werden sollen, zuvörderst vermittelst eines von Heu oder Stroh gemachten Wisches, in recht heissem Wasser abgescheuret, und sodann eine Nacht über in kaltes Wasser gelegt, damit sie ein wenig auflau-

fen.

sen. Will man die geräucherte Gans zu einer Gastspeise anwenden, wird sie ganz und unzerschnitten gekocht, und eben so aufgetragen. Doch zerschneiden einige die Gans in Stücke, wenn sie gekocht werden soll, und man ißt sie mit allerley Vorkosten; z. B. mit dicken Erbsen, trocken gebrochenen Bohnen, Kartoffeln, Kohl und Rüben. Insonderheit sind folgende zwo Arten von Zurichtungen beliebt.

Geräucherte Gans, mit Braunkohl, auf Westphälisch. Man nimmt 1 oder 2 Gänse, wäscht sie vorgedachtermaßen, in warmem Wasser rein ab; legt sie über Nacht in kaltes Wasser, damit sie ein wenig aufquellen; schneidet sie alsdann in Stücke, und setzt sie in einem Topfe mit Wasser zum Feuer, salzet sie aber nicht, sondern läßt sie nur gar kochen. Danach nimmt man Braunkohl, streift ihn von den Strünken ab, wirft ihn in frisches Wasser, wäscht ihn sauber aus, thut ihn in einen Topf, auch die Strünke schälet man wie Kohlrabi, schneidet sie ebenfalls zum Kohl, gießt ein wenig Wasser darauf, setzt ihn, nachdem er vorher etwas gesalzen worden ist, zum Feuer, deckt einen Deckel darauf, und läßt ihn eine Weile kochen. Ferner setzt man in einem Tiegel oder einer Casserolle 1 Pfund Butter auf das Feuer, daß sie weich werde, thut auch einen Löffel voll Mehl darein, und rührt es so lange, bis es braun wird. Endlich nimmt man den Kohl, schüttet ihn nebst dem Wasser in heiße Butter, legt noch ein Stück Butter, nebst weißem Pfeffer, Ingber und zerbröckelten Muskatenblumen daran, schüttet auch ein Paar Loth Zucker hinzu, und läßt es zusammen kochen. Endlich nimmt man die Gänse, legt sie zum Kohl, schöpfet das obere Fett ein wenig ab, gießt es auf den Kohl, läßt es also ein wenig mit einander kochen, und richtet es sodann an. Einige schärben auch den Kohl, und vermengen ihn mit gebratenen Kastanien.

Geräucherte Gans, mit Rüben. Man nimmt weiße oder auch Steckrüben, schälet oder schabet, und schneidet sie in längliche oder breite Stückchen. Hernach setzt man in einer Casserolle oder eisernen Pfanne geschmelzte Butter auf das Feuer, damit sie heiß werde; reibet 1 oder ½ Loth Zucker darein, und läßt es zusammen recht heiß werden, so wird der Zucker als ein brauner Schaum erscheinen. Wenn nun dieser sich auszubreiten anfängt, schüttet man die geschnittenen Rüben, nachdem solche vorher recht trocken gemacht worden sind, hinein: so bekom-

men

men sie sofort eine schöne braune Farbe; alsdann setzt man sie auf das Feuer, und rührt sie öfters um. Sind sie nun braun genug, so thut man sie in das Geschirr, worin sie gekocht werden sollen, gießt gute Fleischbrühe dazu, brennt ein wenig braunes Mehl und schüttet es darein, nebst etwas Pfeffer und Ingber. Hierauf nimmt man die auf vorgedachte Art vorbereitete geräucherte Gans, legt sie zu den Rüben, und läßt sie ferner kochen. Zu solchem Essen muß aber niemals ein starkes Feuer gebraucht werden, sondern je langsamer man es kochen läßt, desto besser wird es; auch muß es immer zugedeckt bleiben.

In einigen Häusern kocht man wohl gar diese Fleischspeise mit getrockneten Rübchen, oder so genannten welken Rüben, zusammen: wenn nämlich die geräucherten Gänse zuvor in einem besondern Topfe meist gar gekocht, und darauf zu den auch meist weich gekochten Rüben hinzugethan werden, damit beyde Kosten zusammen vollends in einem Geschirre gar kochen.

Die geräucherten Gänse schmecken in den Frühlingsmonaten am besten; nach Verfließung derselben haben sie schon den ersten guten Geschmack verloren.

Soll die geräucherte Gans nur Gesindekost werden, so läßt man sie nicht allzu fett werden, und erspart einen Theil des zum Mästen sonst erforderlichen Kornes oder der Gartengewächse. In diesem Falle dürfen die Gänse nicht sonderlich fett seyn, weil sie sodann auch noch desto länger dauerhaft sind; obschon das Fleisch von der Länge der Zeit desto härter wird, welches aber bey der Speisung des arbeitsamen Gesindes gar nicht für nachtheilig zu halten ist. Aber auch geräucherte, nicht sonderlich fett gemachte Gänse kommen auch öfters auf die herrschaftliche Tafel.

2. Von den Gänse-Hälften habe ich oben, S. 71, gesagt, daß viele dieselben, um sie desto dauerhafter zu machen, zu lange in dem Rauche hängen lassen, wovon sie ziemlich hart werden. Diese so, durch zu langes Räuchern verhärteten Gänsehälften können aber durch Einwässern wieder in etwas gemildert werden, wenn man sie, wie bey der zuvor beschriebenen Räuche-

rungsart der Gänse erinnert worden ist, eine Nacht vorher, wenn sie gekocht werden sollen, in kaltes Wasser legt, und darauf bey mäßiger Hitze ganz langsam gar kochet. Allein, die von dem Rauche angenommene Schwärze verlieren sie doch nicht durch solche Behandlungsart, daher es, um mehr als einer Ursache willen, wohl gethan ist, die Gänsehälften nicht zu lange, sondern nur einige Tage in dem Rauche zu lassen, und die Vollendung ihres Trocknens der Luft zu überlassen, wenn sie in einer luftigen Kammer frey hin gehängt werden.

Die Gänse, welche in Hälften zertheilt geräuchert worden sind, werden theils als Häften, theils in Viertel zerlegt, gekocht. Letzteres geschieht vornämlich, wenn, wie kurz vorher gedacht ist, geräucherte Gänse mit welken Rüben zusammen gekocht werden. Auch zertheilt man, um der Bequemlichkeit willen, eben diese geräucherten Gänsehälften in Viertel für den Gesindetisch, wenn eine Vorkost damit zugleich gekocht, und von dem Gänsefette geschmelzet werden soll, damit es des Zusatzes eines andern Fettes zum erweichen und Garkochen der Vorkost nicht bedürfe.

3. Was die Verspeisung der Spickgans betrifft, so wird sie nicht gekocht, sondern roh, und zwar mit Pfeffer und Salz gegessen. Doch haben einige Gefallen daran, von der Spickgans dünne Schnitte in Wasser, zerlassener Butter und Citronensaft, wie den geräucherten Lachs, über Kohlen in einem Geschirre anzubraten. Es muß aber dieses mit Vorsicht geschehen, damit das Fleisch nicht hart oder zähe braten möge. Da aber die geräucherte Spickgans meistentheils nur roh gegessen wird, so trägt man sie gern in ihren völligen Hälften auf, um mit ihrer in die Augen fallenden Größe die Tafel zu zieren. Doch ist es auch nicht ungewöhnlich, wenn in einer Schüssel mancherley Schnitten von kaltem Bökel- und Räucherfleische aufgesetzt

gesetzt werden sollen, den Rand der Schüssel, wie mit Scheibenschlackwurst, also auch mit Schnitten von Spickgans zu garniren. Bey warmer Vorkost aber muß man sich dessen enthalten; denn der von der heißen Vorkost warm gewordene Schüsselrand würde den Speck weich und schmelzend, und weniger appetitlich machen. Wenn man aber eine kalte Vorkost essen wollte, so ließe sich solche wohl mit Schnitten von Spickgans belegen; dergleichen auch wirklich geschieht, wenn man kalte gebrochene Erbsen, als ein pommerisches Essen beliebt, welche mit fein zerhackten Bollen oder Zwiebeln und scharfem Weinessig gegessen werden. Uebrigens aber wird die Spickgans mit allerley Vorkosten, oder auch wohl für sich besonders, ohne Vorkost gegessen.

In manchen Häusern wird fast mehr auf das Einbökeln, (Einsalzen,) als auf das Räuchern der Gänse gehalten. Man nimmt auch hier gern Salpeter unter das Salz, um dem Fleische eine angenehme Röthe zu wege zu bringen. Es hat ein besseres Ansehen, wenn Gänsehälften eingesalzen, unzerstückt gekocht, und eben so zu Tische gebracht werden. So viel aber ist richtig, daß in kleine Stücken zerschnittenes Gänsefleisch sich zum Einsalzen fester einpacken lasse.

Je früher man das eingebökelte Gänsefleisch, welches warm und kalt, entweder zu allerley Vorkosten, oder nur mit Möstrich, oder Weinessig, gespeiset wird, verbraucht, desto besser ist der Geschmack desselben. Will man aber das Gänsebökelfleisch für den Gesindetisch allein haben, so läßt man es so lange dauern, als es seyn kann. Und da die zum Einbökeln bestimmten Gänse eben nicht so fett seyn dürfen, damit das Fleisch sich desto besser im Salze erhalten möge, auch das Gänsefleisch in Vergleichung mit den dicken Stücken vom Rindfleische, nur dünn ist, so wird es je länger je mehr von dem Bökel dermaßen durchzogen, daß es

fast

fast halb Salz wird. Lange im Bökel gelegenes Gänsefleisch muß dieserhalb auch länger eingewässert, und das Wasser muß zum Einwässern einigemal abgewechselt und frisches aufgegossen werden.

Auch das Einsäuern des Gänsefleisches, ist eine Art dasselbe zu erhalten, welche aber nicht aller Orten, sondern nur vornämlich in den Provinzen längs der Ost-See, wo gemeiniglich die stärkste und beste Gänsezucht in Deutschland getrieben wird, anzutreffen ist. Da aber in gedachten Provinzen die auf einmal in Menge geschlachteten Gänse nur für den Rauch bestimmt sind: so wird das so genannte Gänseklein fast nur allein in Essig gelegt, weil solches nicht auf einmal consumirt werden kann, wenn gleich ein Theil davon zu Schwarzsauer, als einer, wiewohl nicht allzu langen Dauerspeise bestimmt ist. Man pflegt aber auch hin und wieder nicht sonderlich gemästete Gänse zum Kochfleisch einzuhauen, und in Essig zu legen. Man verfährt dabey entweder auf die im IV. Th. S. 176, angezeigte Weise, oder bedient sich anderer Einsäuerungsarten, deren bey dem Rindfleische Erwähnung geschehen wird.

Doch pflegen die Köche auch in vornehmen Häusern das Gänsefleisch noch auf folgende Art einzusäuern. Sie pflegen die Gänse in zierliche Stücke zu hauen, und ein wenig auszuwässern, sodann aber in kochendem Wasser nur eben bestarren zu lassen, aber nicht zu viel, weil sonst die beste Kraft des Fleisches verloren geht. Hierauf wird das Fleisch sauber ausgedrückt und ausgeputzet, mit gutem Weinessig zum Feuer gesetzt, daß es bedeckt ist, und, wenn es zu kochen anfängt, wohl abgeschäumet, gleich im Anfange aber auch etwas geraspeltes Hirschhorn in ein dünnes Tuch gebunden, und mit dazu gethan; sodann auch etwas Nelken und ganzer Pfeffer. Weil aber das Fleisch lange dauern soll, muß man genau darauf Acht haben, daß das

Fleisch

Fleisch durch das Kochen nicht zu mürbe werde. Gegen die Zeit, da das Fleisch gar seyn kann, muß man weite, so genannte Zuckergläser, in welchen man dasselbe aufbewahren will, in einen, auf dem Boden mit etwas Heu belegten breiten Kessel mit kaltem Wasser setzen, und alsdann auf das Feuer stellen, daß es heiß werde. Herauf wird das Gänsefleisch, Stück bey Stück, in die Gläser gelegt, hernach auch die Fleischbrühe, worin das Gänsefleisch gekocht worden ist, durch ein Tuch ganz siedendheiß darüber gegossen, so daß die Gläser recht voll werden. Man setzt die Gläser hin, daß sie kalt werden; nimmt sodann das auf der Brühe befindliche Schmalz rein ab, und gießt ein wenig zerschmolzenes Wachs über die Brühe; welche Verschließung des Glases mit Wachs so genau geschehen muß, daß nirgends eine Ritze, wodurch Luft zur Brühe kommen könne, gesehen werde. Man verwahrt nun die Gläser an einem guten Orte, wo es nicht warm noch dumpfig ist: so dauert das Fleisch von Martini, bis mitten in den Sommer hinein.

Daß eingesäuertes Gänsefleisch mit keiner andern, als einer sauern Brühe, zur Mahlzeit bereitet werden könne, versteht sich von selbst. Verschiedener Arten säuerlichen Brühen aber, geschieht bey Bereitung anderer Fleischspeisen, Erwähnung.

In der Gegend des sächsischen Churkreises, welche der Fläming genannt wird, haben die Landleute die Gewohnheit, die gebratenen Gänse in Schmalz zu legen, um solche den Winter hindurch zu erhalten. Der gelehrte Pastor in Schlalach, Hr. Germershausen, welcher sich durch viele überaus nützliche ökonomische Abhandlungen in dem beliebten wittenbergischen Wochenblatte, welches der verdienstvolle Hr. Prof. Titius mit unermüdetem Fleiße heraus giebt, und durch die Hausmutter, (welches letztere Werk als die reichste Schatzkammer der gemeinnützigsten practischen Belehrungen in

der

der Hauswirthschaft anzusehen ist,) berühmt gemacht hat, liefert uns davon im 48. St. des witt. Wochenbl. v. J. 1770, S. 396, f. und im 2. B. der Hausmutter, Lpz. 1778, gr. 8. S. 675, fgg. folgende Nachricht.

Es wird die Gans, wie gewöhnlich, gar gebraten, doch so, daß sie nicht zu sehr ausbrate. Man kann, um der Gans einen bessern Geschmack zu ertheilen, Beyfuß und Aepfel hinein stecken; doch muß beydes vor dem Einlegen in das Schmalz wieder herausgenommen werden. Alsdann wird der Gänsebraten in einen großen steinernen Topf gethan, und mit zergangenen warmen Gänseschmalz übergossen, daß von der Gans nichts zu sehen ist, und darauf an einem kühlen Orte aufbewahret.

Will man für den herrschaftlichen Tisch einen oder den andern Gänsebraten um Martini auch so einlegen, so muß man etwas genauer damit zu Werke gehen, um zu seiner Zeit keinen älterichtschmeckenden Braten aus dem Schmalze hervor zu ziehen.

Der so genannte älterichte Geschmack nimmt seinen Ursprung bey der Gans aus der Höhle des Leibes. Diese muß daher mit Schmalz recht ausgefüllet werden. Man nimmt deswegen einen geräumigen Topf von Steingut, und gießt zuerst Gänseschmalz, und zwar so viel hinein, daß es eine gute Querhand hoch den Boden des Topfes bedecke. Dieses Schmalz muß zuvörderst gerinnen, worauf der Gänsebraten so hinein gesezet wird, daß der Steiß gerade oberwärts in den Topf zu stehen komme. In der Nähe dieses Steißes wird von dem Brustknochen an, die Haut, eines Thalers groß, rund heraus geschnitten, die ausgeschnittene Haut aber indeß bey Seite geleget, da sie zu zulezt auch in dem Schmalze beygesteckt wird.

Das Gänseschmalz, welches zwar fließend, aber nur noch laulich seyn muß, wird zuerst, außerhalb der Gans herum, bis nahe an den gemachten Ausschnitt, gegossen, und alsdann mit dem fernern Verfahren so lange gewartet, bis das Schmalz erkaltet. Damit aber die Gans in dem Topfe gerade bleibe, muß man Splitter von ellernem oder anderm Holze, von zwo innern Seiten des Topfes her, so gegen den Steiß stämmen, daß die Gans nicht umfallen oder sich an die eine Wand des Topfes legen könne. Man gießt sodann abermal zergangenes, und nur noch laulichtes, Gänseschmalz durch den runden Einschnitt in die Höhle des Leibes hinein, daß sie ganz voll werde. Man rüttelt ein wenig den Topf, wenn

das Schmalz gerinnen will, daß es überall sich fest anlegen möge. Ist dieser Guß geschehen, so ist noch ein dritter zurück, womit der Topf voll gefüllet wird, wenn das Schmalz des zweyten Gusses sich gesezt, und völlig erkaltet. Es werden die Späne behende heraus genommen, die runde ausgeschnittene Haut an der einen Seite der Gans, doch ohne selbige zu berühren, hingeleget, und das lezte lauliche Schmalz übergegossen. Dieses muß hoch genug über die Gans stehen, indem es sich beym Erkalten senket.

Will man die Gans im Frühjahre genießen, so wird der Topf, worin sie eingelegt ist, in einen nicht allzu heißen Ofen gesezt, und das Schmalz so fließend gemacht, daß es aus der Höhle des Leibes heraus fließen könne, wenn man die Gans heraus nimmt. Man läßt das Schmalz in eine untergehaltene Schüssel abtriefen, leget die Gans in eine Bratpfanne, und läßt sie etwas anbraten, leget den runden Ausschnitt der Haut wieder an seine Stelle, damit keine Oeffnung erscheine, und bringt die Gans warm zu Tische. Wenn man will, kann man auch besonders dazu in eine Pfanne gebratene Aepfel, auch angekochten und mit den Aepfeln in Gänseschmalz gebratenen Beyfuß hinein stecken.

Es ist aber aus obgesagtem zu ersehen, daß man einen Vorrath von frischem Gänseschmalze bey der Hand haben müsse: es wäre denn, daß man abgeklärte Butter, welche, nach diesem Gebrauche, wie das Schmalz, zur Fettung der Speisen dienlich bleibt, nehmen wollte; welche Butter aber mäßig gesalzen werden muß, und durch ihr Salz, zur längern Aufbewahrung des Bratens, nützen kann.

Auf gleiche Weise kann man auch Krammetsvögel und Lerchen einlegen, die man aber auch nicht allzu stark braten muß. Will man aber dieses und anderes Geflügel nicht als Braten dereinst, sondern auch mit säuerlichen Brühen gekocht essen, so kann man sie in Zuckergläsern eben so einsäuern, wie vorher bey der Einsäuerung des Gänsefleisches gesagt worden ist, daß man es auf diese Weise sehr lange erhalten könne.

Ich glaube, von der Zurichtung der Gänse, zum Genuß, genug und fast zu viel gesagt zu haben; denn das diätetische Urtheil, welches ich noch als Arzt über den Genuß des Gänse-Fleisches zu fällen habe, wird

nicht

nicht sehr vortheilhaft ausfallen. Das Fleisch einer Gans überhaupt ist mehr schmackhaft, als heilsam; zwar sehr nahrhaft, aber immer mehr oder weniger bössaftig und schwerverdaulich, nach dem Unterschiede ihres Alters und ihrer Fütterung. Es ist daher dessen öfterer Genuß nur für arbeitsame und starke Leute. Stillsitzende und zärtliche Personen aber können im Winter sich nicht so viel mit Gänse-Braten, ohne Schaden ihrer Gesundheit, zu gute thun. Den meisten Ueberfluß an rohen Säften haben die gemästeten Gänse, weil ihnen die Bewegung gemangelt hat. Die Juden wenden, wie ich erzählt habe, vornämlich großen Fleiß auf die Mästung der Gänse, damit solche recht große Lebern bekommen; allein, wirklich ist dieser Nation das viele Gänsefleisch, und ihre unterschiedene Gerichte von Gänselebern, sehr nachtheilig. Davon entsteht die blasse gedunsene Farbe, die Verunreinigung des Blutes, Verstopfung der Eingeweide, kaltes Fieber. Dann und wann können wir wohl etwas von einer zarten, jungen, gut gefütterten, und im Freyen herum gelaufenen Gans essen; man muß sie aber keinem Kranken erlauben. Das Gänse-Fett und Gänse-Schmalz ist ungesund. Die schön gelb geräucherten, und pommerischen Spick-Gänse lassen sich, wenn sie noch frisch sind, und roh mit Pfeffer gegessen werden, leichter verdauen, als wenn man sie gekocht genießt; sie sind aber doch auf jede Arte eine bössaftige und ungesunde Speise. Die Gänse-Eyer sind schwer-verdaulich.

Was endlich den medicinischen Gebrauch und Nutzen der Gänse und ihrer Theile anbelangt: so behauptet man, daß ihr Blut dem Gifte widerstehen könne. Man verordnete es ehedem, in einer Quantität von 1 bis 2 Quent, in der Schwermuth und andern Krankheiten dieser Art; man ließ es eintrocknen, machte es zu Pulver, und vermischte es mit etwas Syrupp. Der äußerliche Gebrauch desselben soll das übermäßige

Jucken vertreiben. Das Fett oder Schmalz kochen die Westphäler stark in warmem Wasser, und lassen mit gutem Effect, den Dampf davon an die schmerzhaften scorbutischen Glieder gehen. Es kömmt auch dieses Fett unter einige Salben wieder arthritische Zufälle, Zuckungen der Glieder und Lähmung; wie es dann auch vielfältig mit zu Klystieren genommen wird. Es erweicht harte Geschwüre; man schmiert die Hände und Füße wider den Frost damit, und mit Zwiebelsaft in die Ohren getröpfelt, treibt es das eingetretene Wasser aus. Vom innerlichen Gebrauche des frischen mit arabischem Gummi oder Eygelb geriebenen Gänsefettes, als eine Emulsion, s. Th. XII, S. 662. Die erste Haut von den Füßen trocknet und hält an, und war vormals beliebt, um Blutstürze aufzuhalten, oder die zu starke monatliche Reinigung zu mäßigen; auch wider die Frostgeschwulst in Händen und Füßen. Einige Schriftsteller behaupten, daß eine zu Pulver gebrannte Gänse-Zunge wider die Verhaltung des Urins gut wäre. Der Koth ist die Basis von des Kaisers Maximilian Augenwasser. Man gebraucht ihn auch in der Gallenruhr der Schafe; s. Th. XV, S. 773, f.

Die Landleute verschiedener Gegenden, insonderheit auch in Preußen, stehen in der Einbildung, daß sie aus der mehr röthlichen oder weißen Beschaffenheit des Brust-Knochens einer Gans um die Zeit des Martinstages, eine sichere Vorbedeutung eines gelinden und nassen, oder heftigen Winters wahrnehmen könnten, welche Meinung aber der Erfolg vielfältig widerleget.

* * *

Die wilde Gans, L. Anser ferus s. sylvestris; Anas cinereus, corpore subrotundo *Barrere*. Fr. Oie sauvage, kömmt der zahmen an Gestalt fast allerdings gleich, außer daß sie schmächtiger ist und einen schärfern Schnabel hat. Die Weite ihrer Flügel ist sehr ausgebreitet,

breitet, auch ihr Hals ist sehr lang. Ihr Schnabel, die Beine und die Plattfüße sind saffrangelb. Der obere Theil des Schnabels ist mit verschiedenen Reihen von kleinen Zähnen, der Unterschnabel aber nur mit einer Reihe, von jeder Seite, besetzt. Auch ihre Zunge hat dergleichen an jeder Seite der äußern Haut; und bisweilen hat so gar ihr Gaumen kleine Zähne.

Der Farbe nach, sind die wilden Gänse, entweder grau, die man am häufigsten sieht; oder ganz weiß, die 4 oder 5 letzten Schwingfedern ausgenommen, welche kohlschwarz sind. Diese werden Hagel-Gänse, Anser grandinis *Klein.* und, weil sie sich nur im Winter sehen lassen, Schnee-Gänse, imgleichen Sahl-Gänse, genannt, und sind zwar etwas kleiner, können aber weit stärker und höher fliegen, als die grauen.

Auf den molucischen Inseln findet man große Heerden von schwarzen Gänsen, derer Füße den Papageyfüßen gleichen.

Die wilden Gänse legen im Frühjahre 9 bis 12 Eyer, welche weiß, und an beyden Enden fast gleich stumpf sind, und bringen, nach einer Brutzeit von 4 Wochen, ihre Jungen in morastigen Orten auf Frischen und Hügeln aus. Sie sind sehr scheu, und setzen sich nicht leicht, wo sie nicht vorher etlichemal zur Sicherheit herum geflogen sind, und sich die Gelegenheit besehen haben. Sie halten sich in großen Brüchen auf, und fliegen des Nachts auf die Saatfelder nach dem Getraide. Uebrigens sind sie, sofern sie der Natur und Freyheit überlassen bleiben, ordentlich Zeitvögel; sie kommen alle Jahr im Frühlinge zu uns, und ziehen in einer oder zwo Linien, welche vorn die Spitze eines Keiles ausmachen, wobey sie nicht selten ein starkes Geschrey von sich hören lassen. Einige meinen, sie schreyen darum, daß, wenn bey Nacht oder dickem Nebel einige zurück geblieben sind, dieselben sich nicht verwirren, sondern durch solches Zeichen ihrem Zuge richtig nachfolgen können. Sie scheinen über die See aus Norden zu uns

zu kommen; doch halten sich unstreitig auch viele den Winter über in unsern Sümpfen und Brüchen auf, wo viel Gesträuch und Wasser ist.

Im 1. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1758, wird angemerket, daß am 23. Dec. 1757, Morgens, eine große Menge wilder Gänse aus Norden in Süden gerade über Hannover weg gezogen, und daß dergleichen Zug zu dieser Jahrszeit etwas ungewöhnliches sey, vornämlich da ihr Weg sonst immer aus Osten in Westen geht.

Die Anmerkung wird im 15. St. derf. v. e. d. J. bestätiget. Am 24. Dec., also einen Tag später, begegnete dem Verf. dieser Nachricht, auf einer Reise von Süden, gerade in Norden, ein dergleichen starker Zug wilder Gänse, der von Norden nach Süden, oder vielmehr mit einiger auf der Seuterschen Karte von den Winden von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West bemerkten Ablenkung seinen Streif nahm. Der Verf. setzt die Anmerkung hinzu: „Ob zwar hier zu Lande „der ordentliche Zug der wilden Gänse um Martini aus zu „erfolgen pflegt, so ist doch auch dergleichen später in diesen „nördlichen Gegenden des Unterharzes, jedoch selten, imglei„chen mehrmals von Norden gegen Süden, oder Harz ein„wärts bemerkt worden. Da der verwichene Herbst ziem„lich gelinde gewesen, und Schnee und Kälte mit dem Win„ter oder Christfeste erst eingetreten, so kann die Ursache die„ses späten Zuges nach Süden, oder den warmen Ländern, „vermuthlich darin liegen."

In Akadien ziehen die wilden Gänse ebenfalls nach einem wärmern Himmelsstriche, und kommen im Frühjahre wieder zurück.

Auf Kamtschatka kömmt im Frühling über die kurilischen Inseln, und vielleicht von dem Compagnielande her, eine gewisse Art von Gänsen aus Südwesten angeflogen, welche nach Beschreibungen, eine Nebenart der türkischen Gans (Anser cygnoides) zu seyn scheint. Diese bleibt größtentheils am penschinischen Meerbusen und in der kurilischen See, wo sie auch ihre Jungen ausbrütet, und nur ganz einzeln höher nach Norden sich verliert. Mit dieser hat es eine andere Bewandtniß, als mit den aus Osten nach Asien ankommenden Gänsen und Aentenarten. Denn diese scheinen sowohl, als die über Europa sich ausbreitenden Schaaren derselben, in den wasserreichen Gegenden von Amerika, und auf den zwischen

Asien

Asien und Amerika liegenden vielen Inseln, etwa auf einer Breite von 20 bis 30 Grad, den Winter zu zubringen. So bald aber im Frühlinge die Wärme diesen von Natur hizigen Vögeln unerträglich zu werden anfängt, und die Brutzeit heran nahet, zu welcher ihnen ein kühlendes Klima und reichliche Nahrung nothwendig sind, so ziehen sie immer höher nach Norden, und bevölkern nicht nur das nördliche Amerika, sondern fliegen auch auf der einen Seite nach Europa, auf der andern aber in großer Menge, und gleichsam mit einer Hauptcolonie, nach der in Westen nahe gelegenen Spize von Asien herüber, in dessen großen und wasserichen Wüsten sie Ueberfluß an Nahrung, und Sicherheit für sich und ihre Jungen zu finden wissen; und von wo sie durch den Frost, welcher das Wasser mit Eis zu bedecken, und die Ufer hart und ihren stumpfen Schnäbeln undurchdringlich zu machen anfängt, den alten Weg zurück nach Amerika getrieben werden, nachdem sie den Sommer hindurch eine junge Brut zu erziehen, und die Mause zu überstehen Zeit und Gelegenheit gehabt haben.

Nichts bestätigt diesen Satz mehr, als dieses, daß meist alle diejenige Arten von Aenten und Gänsen, welche im Frühlinge von Osten nach Westen in Asien und über Europa von Südwesten nach Nordwesten sich ausbreiten und im Herbste denselben Weg zurück ziehen, in Nordamerika häufig sind, niemals aber in dem dürren Afrika, auch nicht im heißen Erdstriche, viel weniger aber im südlichen Hemisphär, angetroffen werden. Nichts ist auch der Natur und den Kräften dieser Vögel gemäßer; da sie gewiß umkommen müßten, wenn sie den heißen Erdstrich durchreisen und sich in die südliche Hälfte der Erdkugel, bis auf eben die Breite, welche sie bey uns zu ihrem Aufenthalte gehabt haben, begeben sollten, wie einige haben behaupten wollen.

Zu mehrerer Bestätigung dieses Satzes dient auch die Beobachtung des Hrn. Steller. Dieser hat nicht nur aus dem beobachteten Zuge dieser Vögel die Nähe des festen Landes von Amerika, eben so, wie es nachher befunden worden, gegenüber Kamtschatka, in Nordosten richtig gefolgert und vorher gesagt, sondern auch im Oct. 1741 auf seiner Reise von Kamtschatka nach Amerika, die kamtschatkischen Gänse nahe am festen Lande von Amerika auf 50 Grad in großen Schaaren angetroffen, wo sie längs dem Ufer südwärts flogen; dahingegen er dieselben im April 1742, da er auf der Beringsinsel schiffbrüchig lebte, aus Südosten deutlich wieder nach Kamtschatka ziehen sah.

Da nun zwischen Kamtschatka und Amerika die See am wenigsten Breite hat, mit Inseln besäet ist, und die Vögel sich also nach dieser Spitze von Asien versammeln, um den kürzesten Weg über die See zu nehmen: so ist kein Wunder, daß alle Wässer, Seen und Flüsse in diesen Landstrichen zu solcher Zeit von Wasservögeln wimmeln, da ohne dieß die Menge derjenigen, welche längs dem Eismeere hin, den Sommer über, brüten, so groß ist, daß die Anwohner sich bloß von Eyern ernähren könnten, und an vielen Orten die Klippen und Ufer mit Eyern dergestalt besäet sind, daß man fast nicht einen Schritt thun kann, ohne darauf zu treten.

Die Gänse suchen, unter allen Zugvögeln, die nördlichsten Gegenden vorzüglich darum, weil solche wasserreicher und also für dieselben nahrhafter sind, auch wegen geringer Waldung den Raubvögeln wenig Aufenthalt verstatten. Die kühle Temperatur dieser Gegenden ist auch diesen Vögeln gemäßer; und nichts ist dem zahmen Federviehe dieser Art schädlicher, als die Sommerhitze, der die wilden durch ihre Wanderung zu entgehen suchen.

Man sieht in Sibirien, am Kolyma, Lena und Janastrom die ganz weißen wilden Gänse, von welchen unsere zahme weiße Gans entstanden zu seyn scheint, und wovon ich weiter unten, bey den wilden Gänsen, No. 7, mit mehrerm sprechen werde, in großer Menge. Sie kommen sehr früh in großen Schaaren, bey den Mündungen jetzt gedachter Flüsse, und zwar zuerst des Kolyma, an, und scheinen also aus Nordosten und höher von Amerika herüber zu kommen. Daher hat man dieselben so wenig auf Kamtschatka und in den südlichen Theilen Sibiriens, als eine gewisse Art kleiner Gänse, Neemka (Anser Bernida) genannt, welche mit ihnen zugleich ankommen, und eben den Zug halten. Das Merkwürdigste von diesen beyden Arten ist, daß man sie zwar die Lena aufwärts, niemals aber wieder zurück ziehen sieht. Es scheint daher, daß diese Gänse, weil sie bey ihrer Ankunft den Fluß noch mit Eis belegt finden, nachdem sie sich nach den Bächen und Quellen landwärts begeben, und an den auf dem Eise sich erzeugenden und in warmen Quellen vorhandenen Insecten und Wasserkräutern etwas erholt haben, längs den Landseen hin und so nordwärts ziehen, um sich im Herbste nach der Brutzeit wieder nach derjenigen Spitze von Amerika, von welcher sie gekommen sind, und welche nordöstlich von Kolyma liegen mag, zurück zu begeben. Daß sie diesen Weg durch das Land nehmen, ist desto wahrschein-

scheinlicher, da man sie von der Lena in groser Menge nach Jakuzk und Werchogansk kommen sieht, welches eben auf dem angedeuteten Wege gelegene Oerter sind. Dem sey wie ihm wolle, so scheinen diese Gänse gleichwohl einen viel nördlichern Winteraufenthalt in Amerika zu nehmen, als diejenigen Vögel, welche aus Osten auf Kamschatka ankommen; und vielleicht dient ihnen die Gegend oberhalb Californien und die Wüsten nach Hudsons- und Baffinsbay zum Winterlager. Wenn man mit Gewisheit erfahren könnte, ob man sich auf den spanischen Colonien in Amerika des eisernen Schrotes bedient: so wäre die Beobachtung, welche man gemacht hat, daß in den auf Kamschatka gefangenen Enten und Gänsen, außer bleyernen Kugeln, auch zuweilen dergleichen Hagel im Fleische verwachsen angetroffen wird, ein merkwürdiger unwiedersprechlicher Beweis ihres Winteraufenthalts, und sie können auch diese Geschenke in der That nicht wohl anderwärts, als auf den amerikanischen Colonien, empfangen haben.

Daß bloß der Mangel der Nahrung im Winter, die Gänse und andere Vögel aus diesen nördlichen Gegenden, welche ihr eigentliches Vaterland sind, wieder nach dem wärmern Theile von Nordamerika treibe, beweisen diejenigen Enten, Taucher ꝛc. welche in Wässern, die niemals zufrieren, um den See Baikal, und anderwärts bey warmen Quellen, wie schon oben erwähnt worden ist, zurück bleiben, wo sie den ganzen Winter hindurch nothdürftige Nahrung finden. Eben dieses beweisen die auf Kamtschatka häufig überwinternden Schwäne, welche mit ihren langen Hälsen und mit ihrem Tauchen, aus tiefern warmen Quellen ihre Nahrung hervor zu langen vermögend sind; womit sie sich auch so reichlich zu versorgen wissen, daß sie im März am allerfettesten befunden werden; da hingegen die Gänse ihren Schnabel nicht gern tiefer, als bis an die Augen, in das Wasser stecken.

Wenn wir alle übrige Zug- und Strichvögel durchgehen, so werden wir finden, daß bloß der Mangel gehöriger Nahrung an einem, und der Ueberfluß derselben an einem andern Orte, ihre Wanderungen fast durchgängig veranlasset, und ihre Reiseroute bestimmt. Aus diesem Grunde bleiben gemeiniglich alle Raubvögel, sie mögen bey Tage oder bey Nacht fliegen, alle Krähenarten, welche mit allerley Nahrungen fürlieb nehmen, alle Saatvögel und die Hühnerarten, welche beständig Futter finden, in jedem Lande den ganzen Winter über, und ziehen nicht fort. Hingegen suchen alle Vögel, welche bloß von Würmern und

Insecten leben, (die Spechtarten nur allein ausgenommen, welche zwar bloß von Insecten leben, solche aber auch im Winter, und zwar noch häufiger, unter den Baumrinden starr und von Kälte eingeschläfert antreffen, auch wirklich die Wälder des kältesten Norden den ganzen Winten hindurch so wenig, als die Häher, verlassen ;) ferner die Strandvögel, welche an den Ufern im Schlamme und Wasser ihren Unterhalt finden, imgleichen die meisten Schwimmvögel der süßen Wässer, wärmere Gegenden, wo jene Insecten, und diese das Wasser in denen Monaten, welche bey uns kalt sind, offen, und beyde also Nahrung und Unterhalt finden. Weil diese aber in der See niemals fehlt, so wandern auch die eigentlichen Seevögel, welche niemals in die süßen Wässer kommen, und nicht aus einem Klima in das andere, wohl aber zur Brutzeit nach abgelegenen Orten der See, wo sie viel unbewohnte Inseln und Klippen antreffen, auf welchen sie ihr Geschlecht ungehindert vermehren können. Auch findet man hin und wieder an der See, insonderheit auf Inseln, den ganzen Winter hindurch einzelne Strandvögel, weil sie sich daselbst von dem Ungeziefer, welches die See auswirft, zu erhalten wissen.

Hrn. Pallas vermischte Anmerkungen von den Zugvögeln Sibiriens, im 2. St. des 1. B. des Stralsund. Magaz 1768, §8. S. 152, fgg.

Wenn man, in Ansehung großer Teiche Gelegenheit hat, die wilden Gänse jung erzieht, in die Ställe mit zahmen Gänsen zu gehen gewöhnet, und ihnen die vorher abgeschnittenen Federn erst nach Martini wieder wachsen läßt, damit sie fliegen lernen: so wird sich die deshalb angewandte Mühe mit Nutzen und Vergnügen belohnen. Denn eine solche abgerichtete Gans, welche oft einen ganzen Sommer, da sie vermuthlich viele Meilen weit, nach den großen Sümpfen und Seen zum Brüten sich begeben, nicht gesehen wird, kömmt im späten Herbste, mit vielen andern, die man schießen kann, begleitet, wieder zurück, und bezeigt sich im geringsten nicht wilder, als sie vorher gewesen ist, sondern läßt sich mit Händen fangen, da sie hingegen auf dem Felde einen Jäger so ungern zu Schuß kommen läßt, als eine ganz wilde.

Die

Die wilden Gänse gehören zur niedern Jagd; und weil sie daher wenig durch Schießen und Fangen in grosser Anzahl vermindert werden, verursachen sie auf den Feldern großen Schaden. In Gegenden, wo sie häufig zu brüten, und sich daher im Frühlinge ganz zeitig zu Ende des Februars und Anfange des Märzes einzustellen pflegen, und wo man, die Sommerfrüchte, Erbsen, Wicken, Gerste und Hafer ganz zeitig im März zu säen, gewohnt ist, wird man sie zu Hunderten, ja wohl zu Tausenden, auf die mit vorbenannten Getraidearten besäeten Felder auffallen sehen, wo sie die noch nicht aufgegangenen Körner aus der Erde zu scharren wissen, daß die Felder in der Folge zum größten Nachtheil ihrer Besitzer kahl bleiben. Dieses ist ein beträchtlicher Schade, welchen sie gleich nach dem Säen verursachen. Der andere, welcher nicht geringer ausfällt, wird von ihnen verübet, so bald das Getraide zu reifen anfängt, da die jungen wilden Gänse in großer Anzahl, ehe sie noch flück werden, aus den Teichen sich des Nachts Wege in die Korn- Weizen- Hafer- und andere Sommerfelder bahnen, und so viel zu Schanden treten, als sie abfressen. Wenn sie flück geworden sind, bleiben sie diesem Getraide des Nachts so lange gefährlich, bis es in die Scheunen gebracht wird. Um diese Jahrszeit ist zwar eine junge wilde Gans ganz gut und eßbar, aber auf große Unkosten der benachbarten Feldbesitzer. Man sollte ihnen daher mehrern Abbruch zu thun, sich ernstlich bemühen, zumal, da sie sich eben so stark, als die zahmen, vermehren, und keinen Krankheiten und Seuchen, wie diese, ausgesetzt sind.

Man pflegt die wilden Gänse, wie die wilden Aenten, entweder mit dem Schießpferde zu schießen, vermittelst eines Fuchses oder rothen Hundes, oder durch Beyhilfe zahm gemachter wilder Gänse mit Netzen und einem besonders dazu verfertigten Garne (s. Th. XI, S.

S. 46—51, und 63, f.), oder mit Angeln zu fangen, (s. eb. das. S. 53). Man kann auch ein Gehäge für sie machen, wie für die Aenten (eb. das. S. 45, f.

Eine besondere Invention, die Gänse nebst den wilden Aenten mit Doppel-Flinten oder Karren-Büchsen zu schießen, habe ich hier, meinem im XI Th. S. 64 gethanen Versprechen gemäß, noch zu beschreiben. Man läßt sich eine Doppelflinte, d. i. eine Flinte mit 2 Läufen, machen; es muß aber dieselbe lang seyn, und die Röhre auch ziemlich Eisen haben. Die Röhren liegen neben einander; und auf beyden Seiten befindet sich an jedem Laufe ein Flinten- oder französisches Schloß. Der Schaft ist wie ein ordinärer Flintenschaft. Beyde Abzüge zu den Schlössern sind dergestalt gepaßt, daß der eine etwas vor dem andern steht, und kurz, der andere aber länger ist, daß man, nach Gefallen, beyde zugleich, oder ein Rohr nach dem andern abschießen kann. Es geht auch gar wohl an, daß beyde Röhre zugleich nur von einem Schlosse gezündet werden; doch ist es besser, wenn jedes Rohr besonders, nach Erfordern, los geschossen werden kann. Und weil den Aenten und Gänsen nicht leicht anzukommen ist, so ist nöthig, daß ein solches Stückgewehr lang und stark sey, damit man, wegen des weiten Schusses, recht groben Hagel darein laden könne, als mit welchem allezeit, außer dem, daß er besser durchschlägt, auch weiter hinaus zu reichen ist. Weil aber eine solche schwere Flinte nicht wohl fortzutragen ist, noch weniger aber aus freyer Faust angeschlagen und abgefeuert werden kann: so muß man auf Mittel, wie das Gewehr nicht nur fort zu bringen, sondern auch damit anzukommen ist, bedacht seyn. Hat nun der Aentenschütz ein Pferd, so läßt er sich einen leichten Pferdekarren machen, mit geraden und niedrigen Leitern, auch nicht gar hohen Rädern, daß, wenn er neben dem Karren steht, er auf den Leitern auflegen und darüber hin-

hinweg schießen könne. Gleich hinter dem Pferde auf den Karrenbäumen wird ein Bret gelegt, worauf der Fuhrmann sizt. Auch befindet sich über der Axe eine Schale, wie an den Wagenaxen, worin ein ziemlich großes Loch eingebohrt ist, daß ein Säulchen hinein gesteckt werden kann, welches sich aber leicht umdrehen lassen muß. Oben in dem Säulchen muß eine Gabel seyn, daß man die Flinte auf- und einlegen kann. Auf der einen Seite muß ein Schirm von Leinwand, welcher als Buschwerk gemahlt, doch nicht von glänzender Farbe ist, gemachet werden, und zwar so, daß man denselben auf die Leitern einstecken, und nach Begehren auf diese oder jene Seite bringen kann. Der Schirm ist so lang, daß er von dem Pferde bis hinten hinaus, so lang der Karren ist, reiche, und so hoch, daß der Fuhrmann und der daneben hergehende Schüz dahinter verborgen sitze, oder gehen kann. Da das Säulchen mit der Gabel 6 bis 7 Zoll höher, als die Leitern, seyn muß: so wird auch der Schirm also eingerichtet, daß, gleich der Gabel, ein Guckloch in dem Schirme ist, welches länglich geschnitten seyn muß. Der Schirm ist zwar an und vor sich selbst oben und unten in einem ganzen Rahmen durch weg: jedoch läßt man, gleich dem Schießsäulchen, an 2 Fuß Leinwand fehlen. Diese Scharte aber zu verblenden, wird noch ein Rahmen hinein gemacht, der sich in dem grossen Rahmen hin und her schieben läßt, wie dergleichen an einigen Glasfenstern zu seyn pflegt. Dieser kleine Rahmen ist ebenfalls, wie der große, von Leinwand gemacht, so, daß diese, wenn der kleine Rahmen, in welchem eben die Schießscharte ist, an den großen hineingeschoben wird, das offene Loch bedecket.

Wenn nun zur Winterszeit die Seen und Teiche zufrieren, und die Enten nach den Flussen und Strömen, gemeiniglich wo offene Striche bleiben, oder aber zur Herbstzeit sich auf den Teichen und Seen stark versam-

sammeln, läßt man ein Pferd in den Karren spannen, und leget die Doppelflinte darauf. Der Fuhrmann setzt sich auf den Karren hinter den eingesteckten Schirm, und der Schütz geht auf der Seite am Karren her. Sehen sie die Aenten liegen, so fahren sie erst etwas von ferne bey denselben vorbey. Wenn sie eine Strecke weg sind, daß ihnen die Aenten nicht mehr recht nachsehen können, stecken sie behende den Schirm auf die andere Seite, und fahren also allmählich näher. Sind sie noch nicht nahe genug, müssen sie nochmals vorbey, und hernach näher hinzu fahren. Wenn nun der Schütz bald nahe genug zu seyn glaubt, fasset er allgemach seine Flinte, leget sie währendem Fahren auf die Säule, und steckt sie allmählich die Schießscharte hindurch. So bald er nun sieht, daß ihm die Aenten oder Gänse recht zum Schusse sind, giebt er dem Fuhrmanne ein Zeichen, welcher denn mit einer Hand das Pferd aufhält, und mit der andern nach dem Schieberahmen greift, und denselben zurück zieht. Es muß aber auch der Schütz schon fertig und bereit zum Schusse seyn, und los drücken. Sollten nun die Aenten, wie sie ohne dieß zu thun pflegen, geschwinde aufstehen, wenn das Pferd angehalten wird, so ist deswegen das weite Loch mit dem Schieberahmen schon weggezogen; es kann daher der Schütz sich mit seiner Flinte auf die Seite oder nach der Höhe wenden, und dieselben im Fluge schießen; oder aber, da sie ihm im Sitzen nicht nahe genug bey einander wären, schießt er nur mit dem einen Laufe im Sitzen, und mit dem andern im Fluge, nach ihnen. Auf solche Art kann diese Invention, außer den wilden Aenten und Gänsen, auch zu Schnepfen und Trappen gebraucht werden.

Sollte aber ein Weidmann diese Maschine mit einem Pferdekarren nicht anwenden wollen, so lasse er sich einen langen Schiebkarren machen, worauf die Flinte bequem liegen kann; in der Mitte, wie oben

bey

bey dem Pferdekarren gezeigt worden ist, ein Säulchen mit einer Gabel, so hoch, daß, wenn der Schütz auf den Knieen liegt, er darauf auflegen könne. Auf der Seite wird noch ein Gerüste gemacht, welches nur so hoch seyn darf, daß sich der Schütz gebückt dahinter verbergen kann. Hiebey ist aber noch ein besonderer Schild nöthig, dergleichen auch bey dem Rebhühnerfange gebraucht wird; doch muß dieser etwas lang seyn. Wenn nun der Jäger an Aenten anziehen will, leget er seine Flinte auf den Schiebkarren, steckt den Schirm auf, und spannt den Schild auf; ein anderer Mann führt den Schiebkarren, er selbst aber trägt den ausgespannten Schild, daß er und der Fuhrmann dahinter verborgen gehen, und laviret Anfangs nur von ferne, wie bey dem Rebhühner-Eintreiben, bis er vollends hinan ziehen kann. Wenn er nun sieht, daß er nahe genug ist, gibt er, währendem Fortziehen, seinem Fuhrmanne den Schild, greift unterdessen nach seiner Flinte, bringt sie behende auf die Gabel, und schleicht immer gebückt dabey her, bis er zum Schuß fertig ist. So bald er jenem ein Zeichen giebt, hält dieser sofort an, und der Schütz muß auch in demselben Augenblicke losdrücken. Hiebey ist auch ein guter Hund nöthig, welcher hernach das getroffene Geflügel aus dem Wasser holen muß.

In Cartagena werden die wilden Gänse, wie im XI. Th. S. 61, f. bey den wilden Aenten beschrieben worden ist, vermittelst holer Kürbiß-Schalen gefangen.

Wenn eine wilde Gans jung ist, so putzet und bratet man sie wie eine wilde Aente; ist es aber eine alte, so thut man am besten, wenn man sie etliche Wochen in Essig leget, und alsdann in eine Pastete schlägt, und einige Stunden backen läßt; denn mit dem bloßen Braten kann es nicht wohl gezwungen werden.

Wenn man eine wilde Gans in Essig beizen will, muß sie vorher rein gemacht, und alsdann ziemlich geschlagen werden,

den, damit ihr die Beine entzwey gehen. Hierauf besprengt man sie mit Salz, leget sie auf einen Rost, und läßt sie ein wenig anlaufen: thut sie sodann in ein Geschirr, nebst Lorbeerblättern, Rosmarin, Thymian und etlichen ganzen Zwiebeln, gießt so viel Essig darauf, daß derselbe über die Gans gehe, und giebt ihr alle 3 Wochen frischen Essig, so wird sie recht mürbe und in die Pasiete zu schlagen tüchtig werden. Man kann sie wohl ein halbes Jahr in Essig liegen lassen, ohne daß sie verdirbt.

Ich gedenke noch einiger besondern Arten wilder Gänse, und den Beynamen der Gans führender Vögel.

1. In Schweden und Preußen giebt es eine Art wilder Gänse, welche wie der Fuchs in der Erde nistet, und Fuchs-Gans oder Erd-Gans, Anas Tadorna *Linn.* Vulpanser *Klein.* Tadorna *Bellon.* Fr. Tadorne, genannt wird. Dieser sehr schöne Vogel ist mehr in Gothland und einigen Nordländern, als in den west- und südlichen Gegenden zu Hause. Er ist weißsprenklicht, an den Seiten der Brust rostfarbig, und längs dem Bauche aschgrau. Kopf und Oberhals sind ebenfalls aschgrau. Die Flügelfedern sind an den Spitzen röthlich, wie dann auch dergleichen Streifen längs über die Flügel geht. Der Schnabel ist wie ein anderer Gänseschnabel, nur mehr abgestumpft. Die Federn sind überaus weich.

2. Die Fett-Gans, welche den Namen daher hat, weil, sie sehr fett wird; sie wird auch die magelanische Gans, Anser magellanicus, genannt, weil sie um die magellanischen Meerenge sehr häufig ist: Plautus pinguis *Klein.* Engl. Pinguin. Sie hatt einen langen vorn gekrümmten Schnabel, großen Rachen, am untern Kiefer eine Erhöhung, neben den Augen einen weißen Flecken, um den Hals einen weißen Ring; auf dem Kopfe und Rücken schwarze, sehr weiche Federn; weiß am Bauche; kurze Flügel, die wie ein Stück Leder herab hängen, und mit borstigen kurzen

Haa-

Haaren besetzt sind, ohne Federn. Sie halten sich an den Ufern in unterirdischen Höhlen auf. Es giebt eine Art mit rothen, und eine mit schwarzen Füßen. Man findet sie häufig auf den Inseln der Südsee und um Amerika. Sie sollen daselbst wie Kaninchen in Höhlen brüten. Sie können nicht fliegen, aber eben so geschwinde auf dem Wasser hinlaufen, als die andern fliegen, und nähren sich größtentheils von Fischen, fressen aber auch Gras. Sie haben sehr zarte Flaumfedern, welche die indianischen Weiber spinnen. Es werden Decken daraus gemacht, und an die Spanier verkauft. Die Indianer gehen, um diese Vögel zu fangen, des Nachts an das Ufer, und nehmen eine gewisse Baumrinde mit sich, welche, wenn sie recht trocken ist, wie ein Licht brennt; sie machen Fackeln daraus und zünden sie an, und die Vögel, welche von diesem Scheine verblendet werden, bleiben unbeweglich, und lassen sich mit Prügeln todt schlagen.

Samml. aller Reisebeschreib. 18. B. S. 462, f.

An der patagonischen Küste wird eine Art **Pinguins** oder **Fettgänse** gefunden, welche die gemeinen Gattungen eben so an Größe übertrifft, wie die Patagonier die andern Menschen (der Sage nach) übertreffen soll n. Eine von Herrn v. Murr aus dem 58. B. der philosophischen Transact. v. J. 1769, übersetzte Beschreibung des patagonischen Pinguins, findet man im 1. St. des Naturforschers, Halle, 1774, gr. 8. S. 258—261, und im Wochenbl. für den gem. Mann, a. d. J. 1775, leipz. 8. S. 347—349.

3. Die **Baumgans, Bernaklegans, Brentgans, Rothgans**, (bey den Seefahrern verderbt auch Rotges oder Rotjes genannt,) Anser Brenta *Klein.* Anas Bernicla *Linn.* Anas torquata *Aldrov.* Engl. Brent Goose, Rood-Gose, Fr. Cravant *Briss.* Oie de Brenta *Albin.* Cane oder Collier blanc, Cane de mer *Belon.* Den Namen Baum- und Bernaklegans haben die Wasservögel daher erhalten, weil man ehemals glaubte, sie wüchsen auf den Bäumen

und würden aus den Bernaklemuscheln Concha anatifera *Aldrov.* Tellina pedate *Bonann.* Lepas anatifera *Linn.*) erzeuget. Es ist eine Art mittelmäßiger Gänse, welche einige zu den großen Aenten rechnen. Heut zu Tage ist es nicht mehr Zeit von Zeugung derselben auf den Bäumen, und ihren Ursprung halb vegetabilisch, halb animalisch zu machen, oder zu schreiben, daß sie aus Muschelschalen entständen. Genug, es ist eine kleine Art Gänse, die sich im Winter in den nördlichen Provinzen Englands, vornämlich aber auf den arkadischen und andern schottischen Inseln aufhalten, bey angehendem Frühlinge aber von dannen wegziehen; sie heißen daher auch schottische Gänse. Sie sind an Farbe braunroth, mit schwarzem Halse und dergleichen Brust, und einem weißen Halsbande. Sie ziehen weit nördlich über Schweden hinaus, finden sich auch in Dänemark, Norwegen, Island, Grönland, vermuthlich auch in den Nordländern von Amerika.

4. Die Löffelgans, der Löffler oder Löffelreiher, Gralla Platalea *Linn.* ist eine Art Sumpfvögel oder Angeler, mit einem löffelförmigen Schnabel, welche etwas kleiner als eine Gans ist. Sie wird bey einigen Neuern auch Pelikan genannt, dagegen der Pelikan der Alten die heutige Kropfgans ist. Siehe die folgende Numer.

5. Die Kropfgans, Sackgans, der Nimmersatt, Ohnvogel, (*) Schwanentaucher, Wasservielfraß, Plan-

(*) Im Griech. heißt dieser Vogel Ονοκροταλος, von ὄνος, ein Esel, und κροταλον, das Geklapper, weil er den Schnabel in das Wasser stecket, damit ein Geklapper macht, und dabey wie ein Esel schreyet, daher ihn auch einige den Eselschreyer nennen. Dieses ὄνος, scheint auch in dem schweizerischen Namen Ohnvogel zum Grunde zu liegen, welches denn mit dem Vorworte ohne hier nur eine zufällige Aehnlichkeit hat. Im Französ. heißt der Esel gleichfalls Ane für Asne.

Plancus Gulo *Klein.* Pelecanus Onocrotalus *Linn.* Fr. le Pelecan Grand Gosier, ist eine Art von Gänsen, und hat, wie diese, alle 4 Zehen, vorn und hinten mit einer Haut verbunden, auch einen Gänseschnabel, nur etwas stärker. Bey den Alten kömmt dieser Vogel unter dem Namen Pelikan vor, und war nicht so bekannt, als heut zu Tage, da man ihn in allen Welttheilen findet. Auch in Europa ist er noch in den nördlichen Gegenden, in den vollhynischen und semlominischen Gewässern anzutreffen. Er ist viel größer als eine Gans, noch größer als ein Schwan, und hat breite und große Flügel. Es giebt ihrer so große, die in der Länge über 5 Schuh, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze, betragen, und einen $1\frac{1}{2}$ Schuh langen Schnabel haben. Die mehresten, welche man in unsern europäischen Gegenden hat, bekömmt man aus Rußland, wo es in dessen asiatischen Besitzungen eine Menge dieser Vögel giebt. Der Körper ist weißlich, die großen Schwingfedern schwarz, der Schwanz weiß, der Kopf an den Seiten und um die Augen herum kahl, und mit einer blaßrothen Haut bedeckt. Der Rücken ist bey manchen schwärzlich, und der mehreste Theil des übrigen Körpers weiß; der Schnabel blaßroth, mit einem gelblichen Haken am Ende; die Füße bleyfarbig; die Nägel grau. Der obere Kiefer ist breit und niedrig, daher er einigermassen löffelicht genannt werden kann, wie dann auch der Vogel zuweilen den Namen Löffelgans bekömmt. Am untern Kiefer hängt eine starke gelbliche Haut, einer Ochsenblase ähnlich, welche im ausgedehnten Zustande einen Sack vorstellt. Dieser Sack kann sich erstaunend erweitern, daß darin eine Menge Nahrung Platz hat; doch ist dieser Sack bey einigen schmal und enge. In denselben laden sie eine große Menge Fische, und schleppen sie mit sich fort, zur Nahrung für sich und ihre Jungen. Denn aus diesem Sacke

füttert der Vogel seine Jungen, indem er den Kopf nach der Brust niederdrückt, das Maul weit aufsperret, und die Jungen daraus die Fische hervor langen läßt. Diese blutige Fische, welche sie solchergestalt herausnehmen, haben vielleicht zu der Fabel, als wenn der Pelikan sich die Brust aufritzte, und die Jungen von dem herausfließenden Blute nährete, Anlaß gegeben. In gedachtem Sacke oder Beutel behält er auch eine Menge Wasser auf, seine Nahrung feucht zu machen; und er wird auch der Wasserträger genannt, weil er in Arabien und andern Orten, wo das Wasser schwer zu haben ist, sein Nest weit entfernt von Strömen oder Brunnen machet, indem er, vermöge seines natürlichen Instinctes, voraus zu sehen scheint, daß er an solchen Orten weniger Gefahr einer Beunruhigung zu fürchten habe. Hingegen wird er durch Beobachtung dieser, für seine Ruhe nöthigen Vorsicht, gezwungen, oftmals ganze Tagereisen weit zu fliegen, um für seine Jungen einen Vorrath von Wasser zu holen, welches er ihnen in einem Schlauche, der unter dem Schnabel hängt, überbringt. Er hat eine besondere Geschicklichkeit, die Fische zu fangen, indem er das Wasser mit den Flügeln trübe macht, den Fisch betäubet, und ihn solchergestalt behende ergreift.

So groß diese Thiere auch sind, und dazu breite Gänsefüße haben, so können sie doch auch auf den Bäumen sitzen, und sich fest anhalten, welches Labat bey den amerikanischen gesehen hat. Sie ruhen doch aber meist auf der Erde, schlafen daselbst, und stützen alsdann den Kopf auf ihren breiten und langen Schnabel. Sie bauen ihre Nester auf die Erde, weit vom Meere, legen 4 bis 5 Eyer, und brüten dieselben, ohne sich stören zu lassen, oder scheu zu werden, wenn Jemand sie antrifft. Die Zunge fehlt eigentlich am Vogel; er kann aber durch Hülfe der Gurgelhaut, wenn er den Kopf in das Wasser hält, eine Stimme von

sich

sich hören lassen, welche einem Eselsgeschrey gleichet, davon er auch, wie S. 98 in der Anmerkung gedacht worden ist, den griechischen Namen bekommen hat.

Ihr Fleisch ist zart, hat aber einen thranigen Fischgeschmack. Ihr Sack wird von Landesbewohnern, wo sie einheimisch ist, zu allerley Beuteln, Säcken, Mützen, auch statt der Felle u. s. w. gebraucht. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung machen die gemeinen Leute aus dem Kropfe Beutel, einen zu 2 Pfund Toback.

Eine seltene und sehr schöne Art von kleinschnäbeligen Nordgänsen, welche auch in Sibirien nur an wenig Orten gesehen wird, ist.

6. die Rothhalsgans, Anser ruficollis. An Größe und Gestalt gleicht sie der canadischen Gans, hat auch einen eben so kleinen Schnabel, welcher kegelförmig, schwärzlich, und an der Spitze mit einem kolbichten, ganz schwarzen Nagel versehen ist. Die vordere Hälfte des Kopfes ist mit der Kehle schwarz, und diese Farbe, welche sich an der Kehle mit einer Ecke endigt, bedeckt mit einigem Glanze obenher die ganze Platte, und erstreckt sich, wie ein schwarzes Band, über den Nacken hinunter, bis zum Rücken. Die Federn stehen längs dem Nacken also gegen einander, daß eine schwache, nach der Länge laufende Mähne, oder Kamm entsteht. Auf jeder Seite steht zwischen dem Schnabel und Auge ein ovaler weißer Fleck, und das untere Augenlied ist halbmondförmig weiß bezeichnet. Von den Schläfen herunter zum Halse liegt auf jeder Seite ein länglicher, rostbrauner, weiß eingefaßter Raum, dessen Einfassung unten spitzig ausläuft, und dem schwarzen Bande des Nackens auf beyden Seiten einen weißen Saum giebt. Die ganze untere Seite des Halses und der Kropf, sind von schöner, und glänzender, dunkelrostbrauner Farbe, welche an der Brust durch einen weiß und schwarzen, vor den Flü-

geln über den Rücken zusammen laufenden Ring eingeschlossen wird. Der Rücken, die Brust und die Seiten unter den Flügeln sind ganz schwarz; der Unterbauch aber und die Federn unter dem Schwanze sind weiß, und auf beyden Seiten, was über den Schenkeln liegt, schwarz geschuppt. Die Daunen am ganzen Leibe haben eine graue Farbe, sind dabey reichlich lang, und so weich, wie Eider. Die Füße haben die Proportion von Gänsefüßen, und sind ganz schwarz.

Die Rothhalsgans ist die kleinste und schönste Gattung ihres Geschlechtes. Man sieht sie in den untern Gegenden des Obflusses jährlich bey den ersten Frühlingsblicken aus Nordwest anfliegen. Weil alsdann in den nördlichsten Gegenden noch alles von Frost starret, so ziehen sie bis Beresof, und noch südlicher den Ob herauf, wo sie schon aufgethauete Pfützen und Sümpfe finden. Man sieht solche nicht anders, als in grossen Schaaren, und zwar, wie andere wilde Gänse, in schrägen Reihen ziehen, und sie lassen auch während dem Fluge ihre Stimme hören; selbige lautet ungefähr wie Tschakwoi; und daher haben auch die Ostjaken dieser Gans den Namen Tschagwoi gegeben, welchen die unter ihnen wohnenden Russen beybehalten, und die angränzenden Samojeden in Tschágu verändern. Sonst wird sie auch, weil sie vom Eismeer heran geflogen kömmt, und sich am liebsten in dessen Nachbarschaft aufhält, die Meer-Nordgans, auf Russisch Morskaja Kasarka, genannt.

Am Ob sieht man die Rothhalsgänse niemals einzeln, sondern in großen Schaaren, welche sich nie anders, als auf freyen Plätzen niederlassen, und so vorsichtig sind, daß man selten eine zum Schuß bekömmt, Sie halten sich stets beysammen; wohin eine den Kopf dreht, dahin drehen sie ihn, wie eine Compagnie Soldaten, alle. Kaum hebt eine den Flügel, so fliegen sie alle davon. Allein, man fängt sie häufig in gewissen

Luft-

Luftnetzen, welche in Herrn Pallas Reise 2. Th. S. 325, beschrieben sind, und bringt sie, ihrer Schönheit wegen, den Befehlshabern lebendig nach Tobolsk und andern Orten. Sie werden, wenn man sie also eingefangen hat, und mit genetztem Hafer füttert, in wenig Tagen ganz zahm, lassen sich aber über Winter im Hause schwer erhalten, werden zusehends mager, und sterben gegen den Frühling eine nach der andern dahin, ohne daß man sie jemals hat zum Hecken bringen, und also als Hausgeflügel vermehren können.

Eine ausführlichere Beschreibung der Rothhalsgans, nebst Abbildung, findet man in Hrn. Pallas Naturgesch. merkwürdiger Thiere, 6. Samml. Berl. und Stralf. 1776, 4. S. 24—29.

7. Die, theils wegen ihres weißen Gefieders, theils, weil sie nur im kältesten und mit Schnee bedeckten Norden anzutreffen ist, eigentlich so genannte Schneegans, Anser hyperboreus, ist an der Nordküste von Asien hauptsächlich nur von ungefähr dem 130 Grad der Länge an gegen Osten, um die untere Gegend der Lena, Jana, und noch östlicher in das Eismeer fallenden Flüsse, gemein. Sie werden daselbst von den Jakuten Yrung-Chaff, und von den Russen Bjeloi gus genannt; beydes bedeutet weiße Gans. Man soll sie auch auf den äußersten Landzungen, welche den obischen Meerbusen einschließen, dann auf Nova Semlja an der ganzen jurazkischen Küste des Eismeeres zwischen dem Ob und Jenisei, und sehr häufig auf der großen taimurischen Landecke zwischen dem Jenisei und Chatanza antreffen. Sie ist kleiner, als die gemeine wilde Gans, der Hausgans fast gleich, und hat fast eben die Proportion und Bildung. Der ganze Körper ist bey alten schneeweiß, nur mit etwas Gelb um den Schnabel überlaufen; die Jungen hingegen haben, wie Schwäne, über den größten Theil des Kopfes und Halses eine bräunlich goldgelbe Schattirung,

rung, und auch wohl zuweilen etwas Grau um die Ohren und an der Kehle. Die kahle Haut zwischen den Schenkeln des Unterschnabels ist purpurhaft. Die Füße sind dunkelroth, bey jungen bräunlich.

Die obdorischen Ostjaken halten diese Gänse, wegen ihrer Weiße, für Schwäne, und nennen sie, weil sie im Fliegen keinen Laut von sich geben, Ungulae Choteng (zungenlose oder stumme Schwäne.) Allein, in dieser Gegend pflegen sie nie landeinwärts zu verweilen, und ungeachtet man sie am Ob zur Frühlingszeit ziehen sieht, so lassen sie sich doch niemals nieder. Es scheint, daß auch in noch westlichern Gegenden, und selbst in Europa vorbey wandernde kleine Schwärme dieser Gänse gesehen zu werden pflegen; denn Schwenkfeld hat ihrer unter den schlesischen Vögeln Erwähnung gethan, und der Graf Marsigli scheint sie in seinem Danubius abgebildet zu haben. Allein, nach diesen Gegenden scheinen sie sich nur zu verirren, da hingegen dieselben an der Nordküste des östlichern Sibiriens sich jährlich in Menge einfinden, und insonderheit an der Lena immer einerley Zug beobachten, wovon bereits oben, S. 88, Erwähnung geschehen ist.

Die Schneegänse kommen in viel größern Schaaren, als alle andere Arten wilder Gänse, gezogen. Man soll deren oft bis 400 in einer Flucht zählen. Weil sie zugleich die dümmsten unter allen Gänsen sind, werden sie von den am Jana und Indigirka wohnenden Jakuten und Russen jährlich in großer Menge gefangen. Die Art sie zu fangen, welche sehr lächerlich ist, verdient, da man sie in Krascheninnikow Beschreibung des Landes Kamtschatka, sehr unvollkommen liefet, aus Stellers genaueren Bemerkungen hier angeführt zu werden.

Die beste Fangzeit ist vom Ausgang des Aprils bis zum Junius. Denn bey der ersten Ankunft im Frühlinge sind die Schneegänse sehr mager, und im Junius, wenn sie die Federn fallen zu lassen und zu kranken anfangen, verlieren

sie auch wieder alles Fett. Zween, drey bis vier Menschen gehen gemeiniglich auf diesen Fang aus. Wenn sich irgendwo ein Schwarm Gänse an einem Gewässer niedergelassen hat, stellen sie in einiger Distanz am Ufer desselben entweder ein großes Netz aus, oder machen von Stangen und Rennthierhäuten eine ordentliche und geräumige Hütte zurecht. Alsdann nahet sich einer aus der Gesellschaft, welcher ganz in weißen Rennthierfellen gekleidet seyn muß, der Heerde ohne Umstände; die übrigen aber nehmen einen Umweg, und fangen, die Gänse von fern mit Pfeifen zu scheuchen und gegen die Falle zu treiben, an, wohin die einfältigen Gänse ihrem weißgekleideten Führer, den sie vielleicht für die älteste leitende Gans ansehen, ohne Furcht und Unordnung folgen. Wenn sie solchergestalt bis an das Netz getrieben worden sind, wird dasselbe durch die daran angebrachten Leinen über sie zusammen geschlagen, und oft der ganze Schwarm gefangen. Ist aber statt des Netzes eine Hütte errichtet worden, so muß diese zwo Thüren haben, welche offen stehen; durch die vordere geht der weiß gekleidete Gänseführer hinein, und stellt sich vor die Hinterthür, bis die Gänse sich alle in die Hütte hinein gedrängt haben, und die Cameraden des Führers die Thür hinter ihm zumachen können, worauf denn eine Gans nach der andern in der verschlossenen Hütte abgeschlachtet wird. Am wunderbarsten ist hiebey, daß sich die Gänse den Jägern leicht bis auf einen Steinwurf nahe kommen lassen, und so wenig vor Menschen fürchten, daß, wenn die Jäger den einen Schwarm treiben, sich oft ein anderer vorüber fliegender Schwarm dazu niederläßt und zu jenem geselle. Diejenigen, welche diese, wie bey vielen Seevögeln, also auch bey unserer Schneegans bemerkliche Einfalt daher leiten, daß dergleichen Vögel, in ganz unbewohnten Gegenden zu leben gewöhnt, sich vor dem Menschen zu fürchten noch nicht gelernt haben, scheinen nicht den rechten Grund zu treffen. Denn was ist gewöhnlicher, als daß Vögel, welche von Natur nicht so einfältig sind, sich in volkreichen Gegenden, insonderheit um Städte, wo nicht geschossen wird, an den Anblick des Menschen gewöhnen, und viel von ihrer Wildheit ablegen, welche eben diese Arten, wenn sie sich ohne Mangel an unbewohnten wüsten Gegenden aufhalten können, in so hohem Grade besitzen, daß man sie kaum zum Schuß bringen kann! Hievon hat man ein Beyspiel an Aelstern, Krähen, Dohlen und Sperlingen, die, obwohl nichts weniger als einfältig, im Winter gesellig und verwegen bey

Dörfern und Städten ihre Nahrung suchen, im Sommer aber so wild wie möglich sind.

Der jezt beschriebene Gänsefang ist den Einwohnern jener brodlosen nordöstlichen Wüsteneien eine große Hülfe; denn weil daselbst die Erde im Sommer niemals über eine Spanne tief aufthauet, so werden die Gänse, deren ein Hausgesind durch diese Art von Jagd oft an tausend Stück in einem Sommer erhält, gepflückt und ausgenommen, dicht auf einander in tiefe und geräumige Gruben geschichtet, und ohne andere Bedeckung gleich mit dem ausgehackten gefrornen Erdreiche überschüttet. Man hat nämlich bemerkt, das denenjenigen, welche um mehrerer Reinlichkeit die Gänse zuerst mit Laub oder Heu bedeckt, und sodann Erde darüber gestürzt hatten, der ganze Vorrath vor Winters völlig verfault ist; wogegen die unmittelbar mit Erde bedeckten Gänseschichten sich nicht nur sehr wohl halten, sondern auch, wenn man gezen den Winter zum nothdürftigen Gebrauche die Gruben öffnet, ganz rein gesunden werden, indem die Erde in ein Gewölbe gefroren, und hohl über den zusammen gesunkenen Gänsen zu stehen pflegt.

Pallas, a. a. ang. O. S. 35, fgg.

Auf Kamtschatka, ist eine Manier, die grauen Gänse zu fangen, welche ihrer Behendigkeit und Klugheit so wenig Ehre macht, als die jezt erzählte der weißen Art. Die Kamtschadalen suchen an dem leimigen Ufer der Landseen die mit Schaftheu bewachsenen Plätze auf, welche von den Gänsen zu Ruhe- und Spazierstätten erwählet werden. Daselbst graben sie, in verschiedener Distanz 2 Fuß tiefe Gruben, welche kaum so weit sind, daß eine Gans darin Platz hat. Diese Gruben bedecken sie mit dürren Reisern, die sie an den Rand herum stecken, und streuen Schaftheu darüber. Wenn nun Gänse an diese Gruben kommen, wie bey der großen Menge gar leicht geschieht, so fallen sie stehend in die Gruben, und sizen dergestalt eingeklemmt darin, daß sie die Flügel nicht ausbreiten können, um sich heraus zu helfen. Zudem schlagen die am Rande herumgesteckten elastischen Weidenreiser wieder in die Höhe, und bedecken die Oeffnung der Grube, da denn die gefangene Gans nur den Kopf herous

stecken

stecken und sich umsehen kann, wobey sie wahre Zähren in grosser Menge vergießen. Doch muß man, zur Ehre der grauen Gänse, und zum Beweise ihrer Gedächtnißkraft, erinnern, daß selten alte Gänse durch diese Fallgruben betrogen werden, sondern sich dieser aus anderer Unglück ihnen bekanten Gefahr, ihres halbjährigen Außenbleibens ungeachtet, bey ihrer Wiederkunft in Kamtschatka gar wohl erinnern. Die Bären wissen sich dieser Gruben gar sehr zu bedienen, und leeren, wenn der Eigenthümer nicht fleißig darnach sieht, bey der Visitation alles, was voll ist, aus.

Pallas Anmerk. von den Zugvögeln Sibiriens, im 1. B. des Stralsund. Magaz. S. 104, f.

Gans, (Bauern-) siehe oben, S. 21.
— (Baum)
— (Bernakle-)
— (Brent-)
} siehe oben, S. 97.

Gans, (Deputat-) s. oben, S. 54.
— (Eider-) s. Th. X. S. 331.
— (Eisen-) s. oben, S. 20.
— (Erd-)
— (Fett-)
} s. oben, S. 96.
— (Flick-) s. oben, S. 71.
— (Fuchs-) s. oben, S. 96.
— (Geräucherte-) s. oben, S. 69. fgg.
— (Hagel-) s. oben, S. 85.
— (Haus-) s. oben, S. 21.
— (Heer-) s. im H.
— (Kropf-) s. oben, S. 98.
— (Licht-) s. oben, S. 21, und Licht-Braten.
— (Löffel-) s. oben. S. 98 und 99.
— (Magellanische-) s. oben, S. 96.
— (Martins-) s. oben, S. 21, und 66.
— (Meer-Nord-) s. oben, 102.
— (Preß-) s. oben, S. 71, in der Anmerk.
— (Roth-) s. oben, S. 97.
— (Rothhals-) s. oben, S. 101.

Gans,

Gans, (Sack-) s. oben, S. 98.
— (Sahl-) s. oben, S. 85.
— (Schnee-) s. oben, S. 85, und 103.
— (Schottische-) s. oben, S. 98.
— (Spick-) s. oben, S. 71, und 83.
— (Türkische-) s. oben, S. 86.
— (Wilde-) s. oben, S. 84.
— (Zahme-) s. oben, S. 21.

Gans-Eisen, s. oben, S. 20.

Gänse-Aar, Gänseadler, ein Name, der im gem. Leben verschiedenen Arten von großen Raubvögeln gegeben wird, welche den jungen Gänsen nachstellen. Besonders führt in Obersachsen diesen Namen ein großer braungelblicher Raubvogel mit kurzen ungeschickten gelben Fängen und langen Flügeln, welcher dem Rohrvogel gleicht, nur daß er größer ist, und auch Gänsehabicht, wegen der Gestalt seines Schwanzes auch Schwalbenschwanz, imgleichen der Milan oder die Milane, (Melane, Mülane,) Fr. Milan, im mittlern Lat. Milio, (welches mit dem Lat. Milvus, Weihe, übereinkömmt,) und vermuthlich wegen seines kirrenden Geschreyes auch Kurweihe, Niederf. Goosarend, Dän. Gaasehøren, genannt wird. Er kömmt spät im Frühlinge, nicht eher, als bis die jungen zahmen Gänse ausgebrütet sind, denen er am gefährlichsten ist. Wenn die Gänse auf der Erde sind, thut er ihnen nichts; sobald sie aber nur über sich in der Luft fliegen, schießt er unter sie. Daher pflegt man zu sagen: „Die Gänse sind närrische Vögel; wenn der Fuchs oder Wolf kömmt, sollten sie in die Höhe fliegen; wenn aber der Gänseaar kömmt, sollten sie sitzen bleiben.„ Uebrigens ist dieser Vogel nicht wohl zu schießen, weil er sich nicht setzt, sondern beständig oben in der Luft schwebet. Wo er aber seine Jungen etwann auf einem Baume hat, da setzt er sich bisweilen. Auf den Krähenhütten vor dem Uhu ist er

am füglichsten zu schießen, wo er leicht aufsitzet. Sonst fängt man sie, wie die Mäusegeyer, in Eisen. Von Wildbret kann er selten etwas anderes fangen, als ganz junge Hasen und Hühner, wenn er solche zuweilen in der Freyheit erwischt; er nährt sich und seine Jungen daher meistentheils mit Feldmäusen, Maulwürfen, auch mit Fröschen, und zieht im Anfange des Septembers wieder fort.

Man braucht diesen Vogel zur Jagd, daher an dem kaiserlichen Hofe zu Wien eine eigene Melan- oder Milanpartey ist, welche aus dem Milanmeister, und verschiedenen Milanknechten und Milanjungen besteht, und von der Falkenpartey und Reiherpartey noch unterschieden ist.

Bey dem Klein heißt der Hasengeyer, Vultur leporarius, auch Gänseaar.

Gänse-Auge. 1. Eine in den Buchdruckereyen übliche Benennung desjenigen orthographischen Zeichens, wodurch man fremde angeführte Worte von seinen eigenen unterscheidet, und welches das Anführungszeichen (Signum citationis) bey den Buchdruckern auch Hasenohr oder Hasenöhrchen genannt wird. Es besteht aus zween gebogenen Strichen oder Häkchen, („) die sowohl zu Anfange und Ende der angeführten Stelle, als auch im Anfange jeder Zeile derselben, gesetzt werden.

Die von den Buchdruckern sogenannten Gänseaugen oder Gänsefüße,(*) Fr. Guillemets, werden an dem linken

(*) Im 2. Th. der Buchdruckerkunst und Schriftgießerey, Leipz. 1740, 8. S. 205, werden die Benennungen Gänseaugen und Sybben als gleichbedeutend angegeben, welches aber unrichtig ist. Denn Sybben heißt das Bindezeichen (Signum conjunctionis, Fr. Tiret,) wodurch zwey Worte zu einem gemacht, und also unter einem Accente ausgesprochen werden; und ist dem Zertheilungszeichen der Sylbe (Signum divisionis oder disjunctionis,) völlig gleich. Man zeigt es im Lateinischen und Französischen mit einem einzigen kurzen Querstriche (-) an; im Deutschen aber macht man deren zween, und zwar so, daß sie von der Linken gegen die Rechte herauf etwas schräg über einander liegen. (=)

ten Rande jeder Zeile einer angeführten Stelle dergestalt gesetzt, daß sie ungefähr halb über die Linie und halb unter dieselbe hervorragen. Am Ende der angeführten Worte wird dieses Zeichen umgekehrt neben der Spitze des letztern Buchstabes nach dem Unterscheidungszeichen gesetzt. z. B. Er schreibt mir: „es ist alles verloren!“ So oft indessen diese Zeichen im Drucke vorkommen, so selten bedient man sich ihrer im Schreiben, und unterstreicht die angeführten Worte lieber, oder unterscheidet sie auf andere Weise.

Mit eben diesem Zeichen („) ist das sogenannte Zeichen des Nachdruckes (Signum emphaseos) bey einigen einerley. Sie schreiben zum Beyspiel: er ist ein recht „Jüdischer Christ.“ Aber auch in diesem Falle ist das Unterstreichen besser und sogar gewöhnlicher. Weil im Drucke das Unterstreichen nicht wohl angeht, so setzen die Buchdrucker ein in der Handschrift unterstrichenes nachdrückliches oder emphatisches Wort mit anderer Schrift, z. B. im Deutschen mit der so genannten Schwabacher, und im Lateinischen entweder mit der sogenannten Cursiv- oder auch mit Quadratschrift.

2. Im gem. Leben eine Art schlechten Drilliches, so in Westphalen Gastenkoorn, Gerstenkorn, genannt wird.

Gänse-Bake, siehe oben, S. 71, in der Anmerk.

Gänse-Bauch. 1. In den Küchen, eine ausgenommene Gans, so wie sie für den Bratspieß bestimmt ist.

2. Im niedrigen Scherze, ein dünner eingefallener Bauch, der dem Bauche einer ausgenommenen Gans gleicht.

Gänse-Baum, in einigen Gegenden, eine Benennung des im I. Th. S. 242, f. und 245, f. erwähnten spitzigen Ahornes, Acer platanoides *Linn.* dessen fünffach gezackte Blätter den Gänsefüßen gleichen, und der auch unter dem Namen der Lehne oder Löhne bekannt ist.

Gänse-Blume, eine Benennung verschiedener wild wachsenden Blumen und Pflanzen, welche eine angenehme Speise der Gänse sind. 1. Der Bellis minor *Linn.* s. Maßlieben.

2. Des

2. Des Chrysanthemum Leucanthemum *Linn.* siehe Goldblume, No. 6.

3. Der Draba verna *L.* s. Hungerblümchen.

Gänse-Blut, siehe oben, S. 55, 58, und 83.

Gänse-Brustknochen, s. oben, S. 84.

Gänse-Därme, s. oben, S. 56.

Gänse-Disteln, Sonchus *Linn.* s. Sonchenkraut.

— — — (Wilde) Dens leonis, Taraxacum s. Röhrleinkraut.

Gänse-Ey, s. oben, S. 25, und 83.

Gänse-Federn, s. oben, S. 31, 533.

Gänse-Fett, s. oben, S. 61, 83 und 84.

Gänse-Flieder, s. Schwalkenbeerstrauch.

Gänse Fliege, s. oben, S. 46.

Gänse-Füßer, s. im folg. Artikel.

Gänse-Fuß. 1 Eine Pflanze, deren eckige Blätter die Gestalt eines Gänsefußes haben, Chenopodium *Linn.* s. wilde oder Zwittermelde, im Art. Melde.

2. Eine Art Weinstöcke mit dickschäligen Beeren, welche gewürzhaft schmecken und einen guten Wein geben. Er hat den Namen gleichfalls von der Gestalt seiner Blätter, und wird auch Gänse-Füßer, imgleichen weißer Traminer genannt.

Gänse-Fuß-Haut, s. oben. S. 84.

Gänse-Garbe, Potentilla Anserina *Linn.* siehe Th. II. S. 238.

Gänse-Gekröse, s. oben, S. 59. f.

Gänse-Gras, Potentilla Anserina *Linn.* siehe Th. II, S. 238.

Gänse-Grieben, s. oben, S. 61.

Gänse-Habicht, s. Gänse-Aar.

Gänse-Haut, die Haut der Gänse. Figürlich wird auch die Haut an dem menschlichen Körper, wenn sie in der Kälte rauh wird, und an derselben so kleine und spitzige Bläschen auffahren, daß sie wie die Haut einer gerupften Gans aussieht, die Gänsehaut genannt.

Gänse-Hirt, ein Hirt, welcher die Gänse hütet, der, wenn er ein Knabe ist, der Gänse-Junge, und wenn es ein Mädchen ist, das Gänse-Mädchen genannt wird; s. oben, S. 54.

Gänse-Holz, s. oben, S. 65.

Gänse-Kiel, ein Kiel von den Schwungfedern aus den Flügeln der Gänse, welche zum Schreiben gebraucht werden; siehe Th. XII. S. 400.

Gänse-Klein, s. oben, S. 59.

Gänse-köthig, Gänseköthiges Erz, ein reichhaltiges Silbererz, welches den Namen von seiner Aehnlichkeit mit der Farbe des Gänsekothes hat; s. Silber,

Gänse-Kohl, Sonchus *Linn.* s. Sonchen-Kraut.

— — — (Wald-) Prenanthes *Linn.* s. eb. daselbst.

Gänse-Kopf, eine Art Birn; s. Th. V. S. 445.

Gänse-Koth, s. Gänsemist.

Gänse-Krankheiten, s. oben S. 45, f.

Gänse-Kraut. 1. Eine Benennung des Chrysanthemum Leucanthemum *Linn.* s. Maßlieben. 2. Der Potentilla Anserina *Linn.* s. Anserina. 3. Des Comarum palustre *Linn.* s. Th. XIII. S. 406. 4. Des Equisetum *Linn.* s. Kannen-Kraut. 5. Der Alsine media; s. Th. I. S. 584.

Gänse-Küchlein, s. oben, S. 27, in der Anmerk.

Gänse-Laus, s. oben, S. 50.

Gänse-Leber, s. oben, S. 62, f33.

Gänse-Mist, s. oben, S. 53 und im Art. Mist.

Gänse-Pappel, Malva rotundifolia *Linn.* s. Pappel.

Gänse-Pastete, s. oben, S. 67, f.

Gänse-Pfeffer, } s. oben, S. 58.
Gänse-Sauer, }

Gänse-Schmalz, s. oben, S. 61, 83 und 84.

Gänse-Schwarz, s. oben, S. 58, f.

Gänse-Seuche, s. oben, S. 46.

Gänse-Stall, s. oben, S. 30 und 34.

Gänse-Steige, s. oben, S. 34.

Gänse-

Gänse-Tod, eine Benennung des Brachmonates; siehe oben, S. 51.

Gänse-Weid, Alsine media; s. Th. I, S. 584.

Gänse-Wein, eine im gem. Leben übliche scherzhafte Benennung des Wassers.

Gänse-Zehend, s. unter Zehend.

Gänse-Zunge, die Zunge der Gänse; s. oben, S. 84. Figürlich eine Benennung der Endivie und des Steinbrechs.

Ganse de Diamant, siehe Diamant-Schnur.

Ganserkraut, Stabwurz; siehe Abrotanum.

Gant, s. Handschuh.

Gant (*) (die,) eine oberdeutsche Benennung eines öffentlichen Verkaufes an den Meistbietenden, einer Auction oder Versteigerung, s. Th. II, S. 645, fgg. Imgleichen des Ortes, wo solches geschieht. Daher das Gant-Buch, das Gant-Register, oder die Gant-Rodel, das Verzeichniß derjenigen Sachen, welche auf solche Art verkauft werden sollen; das Gant-Haus, die Gant-Stube, der Ort, wo solches geschieht; der Gant-Meister, der Gant-Verkäufer, der Auctionarius; das Gant-Recht, die dabey vorgeschriebenen Gesetze, imgleichen das Recht, dergleichen Ganten anzustellen, das Strangen-Recht; die Gant-Zeit, wenn solches geschieht, u. s. f. Siehe auch Verganten.

Gantan, Gantang, ein ostindisches Gewicht, welches insonderheit zu Bantam, auf der Insel Java, gebräuchlich ist, und 3 holländischen Pfunden gleich geschätzet wird.

Auch

(*) Da die Sache selbst eine römische Erfindung ist, so ist auch dieses Wort ohne Zweifel aus dem Lat. Worte quanti gebildet, welches bey dergleichen Verkaufen mehrmals gehöret wurde. Eben daher rührt auch das mittlere Lat., Inquantus, Incantus, Encantum, und das Franz. Encan, Ital. Incanto, eine solche Gant oder Auction, und das mittlere Lat. incantare, encantare, verganten, und Incantator, ein Auctionarius.

Auch heißt auf Java und Amboina Gantang ein Inhaltsmaß, oder eine Gattung von einer Metze, womit der Pfeffer gemessen wird. 1 Gantang hält gemeiniglich 3 Pfund Pfeffer.

Gantas, ein Gewicht, dessen man sich zu Queda, einer ostindianischen, und an der Meer-Enge von Malacca gelegenen Stadt bedienet. Siehe Hali.

Gantelée, s. Hals-Kraut.

Gantelet, s. Hand-Leder.

Ganten (*) (der,) in einigen, besonders niedersächsischen Gegenden, in Pommern und den benachbarten Landen, eine Art des Prangers, welcher aus einigen zwischen zween Pfählen befestigten und mit drey Löchern versehenen Bretern besteht, durch deren eines der Frevler den Kopf, und durch die beyden andern die Hände stecken, und in dieser Stellung einige Zeit gebückt stehen muß.

Ganymede, s. unter Hyacinthe, Nelke, Tulpe.

Ganz, ein Wort, welches überhaupt genommen, denjenigen Zustand ausdrückt, wo alles Mannigfaltige, welches wir uns an einem Dinge vorstellen können, zusammen genommen wird; L. Integer, Totus, Fr. Entier, Tout, Total. Es ist in dreyerley Gestalt üblich.

I. Als ein Bey- und Nebenwort, denjenigen Zustand zu bezeichnen, da ein Ding alle Theile unverletzt beysammen hat, die vermöge seines Begriffes, oder seiner Bestimmung, dazu erfordert werden.

1. Im strengsten physischen Verstande. (1) Im Gegensatze dessen, was zerbrochen, zerrissen, oder schadhaft

(*) Frisch glaubt, daß dieses Wort aus dem Franz. Carquant entlehnet sey. Allein, da diese Art des Prangers in einigen Statuten und Dorfordnungen auch der Block genannt wird, so scheint es vielmehr zu dem Oberd. Ganter, Kanter, ein Tragbalken, vom Lat. Cantherius, Ital. Cantiero, zu gehören, weil es ehedem vielleicht einem Balken oder Blocke ähnlicher gewesen ist, als jetzt.

haft ist. Das Glas fiel von dem Tische und blieb dennoch ganz. Ein ganzes Fenster und ein zerbrochenes. Ein ganzes Ey. Das Siegel ist noch ganz. Er hat keinen ganzen Rock am Leibe. Ein Buch ist nicht mehr ganz, wenn es zerrissen ist, oder Blätter daran fehlen. Ein Berg ist im Forstwesen ganz in Haaren, wenn das in demselben befindliche ausgewachsene Holz noch unversehrt beysammen steht. In eben diesem Verstande nennet Notker die Vorhaut Kanzlidi, und Ottfried braucht ganz und ganzer für gesund, Ganzida für Gesundheit und Unganzi für Krankheit, so wie das Nieders. heel sowohl ganz, als gesund, bedeutet. (2) Im Gegensatze dessen, was in mehrere Theile getheilt ist. Ganzes Gewürz, ganzer Pfeffer, im Gegensatze des zerstoßenen. Ganzes Geld, hartes im Gegensatze des einzelnen. Ein ganzer Thaler, ein Speciesthaler. Die Jagdbauern ganz machen, im Jagdwesen, sie in Reihe und Ordnung stellen. Ein ganzer Käse, im Gegensatze eines halben, oder angeschnittenen. Die Bouteille ist nicht mehr ganz, sie ist schon angebrochen. Eine ganze Zahl, L. Numerus integer, im Gegensatze einer gebrochenen, oder eines Bruches. (3) Figürlich, im gem. Leben, in seiner Art vollkommen, doch nur als ein Beywort. Das ist ein ganzer Mann. Das ist ein ganzes Pferd. Das waren ganze Leute.

2. In der weitesten Bedeutung, das Beysammenseyn aller Theile zu bezeichnen, die ein Ding hat, oder haben kann, es sey nun ein körperliches, oder unkörperliches Ding, ein Raum, eine Zeit, u. s. f.

1) Eigentlich. Das ganze Haus durchsuchen. Die ganze Gesellschaft brach auf. Das ganze Heer nahm die Flucht. Ein ganzes Brod verzehren. Geben sie es mir ganz. Ganz Rom erschrak, alle in Rom befindliche Leute. Das ganze Glas austrinken, allen in dem Glase befindlichen Wein. Ein ganzer Bauer,

im Gegensatze eines halben. In Thüringen heißen ganze Güter diejenigen, welche in einerley Lehen und Zinsen gehören, und daher nicht vereinzelt werden dürfen, die Zahl ihrer Aecker mag übrigens beschaffen seyn, wie sie will. Er trank es ganz aus. Den ganzen Tag herum gehen. Von ganzen Herzen, von ganzer Seele.

2) Figürlich. (a) Für völlig, das Beysammenseyn aller Grade der innern Stärke zu bezeichnen. Es ist mein ganzer Ernst. Sie haben meinen ganzen Beyfall. (b) Mit dem Nebenbegriffe der Größe, dieses Ganze als etwas Großes, als etwas Wichtiges vorzustellen. Es giebt ganze Völker, welche an gewissen Vergnügungen durchaus keinen Geschmack finden.

Wenn das Hauptwort, zu welchem ganz gehöret, ein Zahlwort bey sich hat, so kann das Beywort sowohl vor als nach diesem stehen. Er ist ganze vierzehen Tage, oder vierzehen ganze Tage ausgeblieben. Im gem. Leben pflegt man alsdann für ganze gern ganzer zu sagen. Ich gieng zwey ganzer Tage um das Haus herum. Vier ganzer Tage, oder ganzer vier Tage.

II. Als ein Hauptwort, dasjenige Ding bezeichnen, welches erwächst, wenn man dessen sämtliche wirkliche oder mögliche Theile zusammen nimmt. Der menschliche Körper ist ein aus unzählig vielen Theilen zusammen gesetztes Ganze (Ganzes.) Ein Gemälde ist nicht schön, in welchem die übel verbundenen Theile kein Ganzes machen. Im Ganzen, alle zu einer Sache gehörigen Theile genommen, oder betrachtet. Unsere Lebensart ist, im Ganzen genommen, besser, als mancher Milzsüchtiger sie beschreibt.

III. Als ein Nebenwort, wo es in den meisten Fällen eine Fortsetzung der zweyten Hauptbedeutung des Beywortes ist.

1. Für völlig, eine Sache nach allen Graden ihrer innern Stärke zu bezeichnen. Ich bin ganz der

Ih-

Ihrige. Sich dem Studiren ganz ergeben. Ingleichen bey Nebenwörtern, ihre Bedeutung zu verstärken und zu erhöhen. Ich war ganz allein. Die Sache ist mir ganz genau bekannt. Das will ganz etwas anders, oder etwas ganz anders sagen. Ich habe ihn ganz wohl gekannt.

2. Für ziemlich, einen mittelmäßigen Grad der innern Stärke zu bezeichnen, in der vertraulichen Sprechart. Das gefällt mir ganz wohl. Es mag ein ganz hübsches Buch seyn. Ich habe mich ganz gut dabey befunden.

* * *

In den schönen Künsten nennet man dasjenige Ganz, von dem kein Theil abgebrochen, oder was nicht selbst ein Theil einer andern Sache ist. Nach diesem Begriffe ist ein Gegenstand ganz, dessen Schranken überall so bestimmt sind, daß jeder hinzu gesetzte Theil etwas fremdes und überflüssiges, jeder davon genommene aber einen Mangel anzeigen würde. Es werden demnach zweyerley Bedingungen erfordert, um einen Gegenstand zu einem Ganzen zu machen; nämlich, eine ununterbrochene Verbindung der Theile, und eine völlige Begränzung des Gegenstandes. Durch die Verbindung werden die Theile in einen Gegenstand zusammen gefaßt, und durch die völlige Beschränkung wird dieser Gegenstand ganz.

Bey der Baukunst ist es am sichtbarsten, wie durch Anfang und Ende ein Gebäude, als ein für sich bestehendes Ganzes erscheint. Man stelle sich die beyden Figuren A und B, Fig. 848, als Außenseiten eines kleinen Gebäudes vor. A zeigt nichts, woraus man schließen könnte, daß dieses eine ganze Außenseite eines Hauses vorstellen soll. Man kann sie eben so gut als ein Stück einer Faßade vorstellen, an welche noch auf den Seiten sowohl, als in der Höhe, etwas anzubauen ist; sie führt den Begriff eines Ganzen keines-

weges mit sich. An der Figur B hingegen fällt es sogleich in die Augen, daß sie eine ganze Faßade vorgestellt. Sie ist sowohl von unten durch die Plinthe, die den Fuß vorstellt, als von oben durch ein Hauptsims, geendigt; so, daß sich weder von oben noch von unten etwas hinzu setzen läßt, daß nicht außerhalb der Gränzen läge und ein unnützer Theil wäre. Eben so sind auch beyde Seiten durch die Ausladung der Plinthe und des Hauptgesimses völlig begränzt, weil man deutlich sieht, daß nichts daran gesetzt werden kann.

Dieses Beyspiel dient also zum Muster, wie jedes Werk der Baukunst durch Anfang und Ende zu einem vollständigen Ganzen gemacht werden könne. Auch jeder einzele Theil, insofern er wieder ein kleineres Ganzes macht, hat diese Vollständigkeit nöthig. In der erstern Figur ist man einigermassen ungewiß, ob die Fenster wirklich vollendet, oder nur angefangene Oeffnungen, oder gar in der Mauer gelassene Löcher seyn, die noch zugemauert oder erweitert werden sollen. Diese Ungewißheit hat in der zweyten Zeichnung nicht mehr Statt. Bloß die Einfassungen um die Fenster zeigen deutlich an, daß diese Oeffnungen nicht zufällige, oder noch nicht fertige Löcher, sondern wirkliche Fenster seyn, welche durch die Einfassung auf allen Seiten ihre Begränzung haben.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit, jedem Körper, der nicht als ein abgebrochenes Stück, sondern als ein Ganzes erscheinen soll, einen Anfang und ein Ende zu geben, ist so gewiß und so allgemein, daß wir die Aeußerung davon überall sehen können. Ein Mensch aus dem niedrigsten Haufen, der am wenigsten über Schönheit und Geschmack nachdenkt, wird doch seinem, aus einem Zaune gerissenen Stocke, oben eine Art von Knopf, und unten eine Spitze zu geben suchen, damit es ein ganzer Stock, und nicht ein Stück eines Stockes sey. Daher sehen wir sowohl in den ältesten, als in den unzierlichsten Gebäuden, schon überall, wo Säulen und Pfeiler sind, Spuren von Fuß und Knauf, ohne welche die Säule nicht so wohl eine Säule, als ein Stück einer Säule, seyn würde. Um so viel weniger ist es zu begreifen, wie griechische Baumeister dorische Säulen ohne Fuß haben setzen können. Vielleicht hat dieses Gefühl auch die Verjüngung der Säulenstämme hervor gebracht; denn sie scheint doch die Empfindung des obern Endes der Säule

zu

zu erwecken. Gewisser aber sind der Ober- und Untersaum des Säulenstammes, der Ablauf und Anlauf an demselben daher entstanden; denn sie sind offenbar die beyden Enden des Stammes.

Bey einem ganzen Gebäude empfindet jedermann, wie wichtig die beyden Hauptenden, der Fuß und das Gebälk seyn. Jeder verständige Baumeister wird diesen Theilen ein Verhältniß zu geben suchen, welches dem Ganzen wohl angemessen ist, daß das Auge an diesen beyden Enden die Ruhe finde. Auf der andern Seite wird er auch jeden einzelnen Theil, er sey groß oder klein, so zu machen suchen, daß er weder als ein unabhängliches Ganzes hervor stehe, noch als ein unvollendetes Stück ohne Anfang und Ende erscheine. Darin besteht ein Hauptheil des richtigen und guten Geschmackes.

In der Malerey sind ebenfalls besondere Veranstaltungen nöthig, dem Inhalte des Gemäldes seine völlige Begränzung zu geben. Daß alles, was wirklich zum Inhalt gehört, in eine einzige Hauptmasse vereiniget werde, ist hiezu noch nicht hinlänglich; das Auge muß empfinden, daß dieser Masse nichts fehle. Darum erfüllet sie nicht den ganzen Grund, oder die ganze Tafel des Gemäldes, damit rings herum noch Sachen angebracht werden können, die außer dem Inhalte liegen, und uns empfinden machen, daß der Hauptmasse nichts fehle. Dieses ist die Ursache, warum meistentheils auf dem Vorgrunde, und oft auch an den Seiten, fremde und eigentlich außer dem Inhalte des Gemäldes liegende Sachen gesetzt werden. Sie bewirken offenbar das Gefühl, daß wir die Vorstellung ganz sehen, da sie rings herum von den umstehenden Sachen abgelöset ist. Deshalb werden auch diese fremde und zur Absonderung der Hauptmasse dienende Dinge meistentheils nur halb vorgestellet. Ob nun gleich die Maler dieses nicht allemal beobachten, so findet man doch, daß die Gemälde, wo diese Ablösung des Inhaltes von umstehenden Dingen beobachtet wird, etwas haben, wodurch sie mehr gefallen, als andere, da dieses versäumet wird. Niemand ist hierin sorgfältiger, als die Land-

schaftmaler; sie haben es aber auch am meisten nöthig, um ein Stück Landes als ein Ganzes, und nicht als ein bloßes Stück, sehen zu lassen.

Auch die Form der Hauptmasse im Gemälde kann hiezu viel beytragen. So ist z. B. für die Hauptmasse die Pyramidalform die beste. Ihr Vorzug vor andern kömmt bloß daher, weil Anfang und Ende daran am deutlichsten zu bemerken sind.

Einen Gegenstand im Ganzen betrachten, heißt so viel, als auf die Wirkung Achtung geben, den alle Theile zugleich, insofern sie nur eines ausmachen, auf uns thun. Man betrachtet ein Gebäude im Ganzen, indem man auf seine Form und Größe und auf seinen Character Achtung giebt, ohne auf irgend einen besondern Theil desselben Acht zu haben. Ein Gemälde wird im Ganzen betrachtet, wenn die Aufmerksamkeit überhaupt auf die Empfindung gerichtet wird, die von der Vereinigung aller Gegenstände herkömmt, es sey in Absicht auf den Geist desselben, oder bloß in Absicht auf die Harmonie der Farben, oder der Haltung, oder des Hellen und Dunkeln. Es geht auch so gar in solchen Werken, die man nicht auf einmal, sondern nach und nach empfindet, wie die Werke redender Künste, doch an, sie im Ganzen zu betrachten.

Es ist eine wichtige Anmerkung, daß gewisse Werke der Kunst die Wirkung des Ganzen zur Absicht haben, so daß die Theile bloß des Ganzen halber da sind, da andere Werke einzele Theile zur Hauptabsicht haben. So wie es in der Malerey Landschaften giebt, in welchen kein einziger besonderer Gegenstand vorkömmt, der eine große Aufmerksamkeit verdiene, alle zusammen aber eine reitzende Aussicht machen, so ist es auch mit andern Werken der Kunst. Hingegen giebt es auch Werke, worin das Einzele die Hauptsache ist. In jedem Gebäude muß die Außenseite im Ganzen betrachtet werden; kein einziger Theil derselben ist für sich da, sondern bloß, um die Wirkung des Ganzen erreichen zu helfen. In dem Innern der Gebäude aber, und so auch in den Gärten, ist bald jeder Theil seiner selbst wegen da, und wenige zur Wirkung des Ganzen.

Ganz, im Ganzen, oder im Großen kaufen und verkaufen, wird in der Handlung gesaget, wenn ganze und große Partien von Waaren, sowohl von einerley, als von unterschiedener Gattung und Beschaffenheit, zusammen und auf einmal gekaufet und verkaufet werden, dergleichen auf den ersten Fall besonders von den Großhändlern oder Grossirern geschieht, wovon bey diesem Worte ein mehreres vorkommen wird; von dem letztern Falle aber die Artikel Bausch und Bogen, und Bogenfahrt, nachzusehen sind.

Ganz-Hüfner, in einigen Gegenden, z. B. im sächsischen Churkreise, ein Hüfner, der eine ganze Hufe besitzt, im Gegensatze des Halb-Hüfners. Siehe den folg. Artikel.

Ganz-Löhner, im Oestreichischen, ein Unterthan, welcher so viele Güter hat, daß er die Robath oder Frohne mit vier Pferden oder Ochsen verrichten kann, und in andern Gegenden ein Anspänner, Ganz-Hüfner, Pferde-Bauer, Pferdner u. s. f. heißt; zum Unterschiede von dem Halb-Löhner und Viertel-Löhner. Siehe Löhner.

Ganz Pacht, siehe unter Pacht.

Ganz-Vogel, siehe Krammets-Vogel.

Ganza oder Ganzas, eine Scheidemünze von vermischtem Kupfer und Zinne, die in Ostindien, in dem Königreiche Pegu, gangbar ist, und auch daselbst geprägt wird. Diese Species werden aber nicht in den königlichen Münzen gemacht, sondern es steht einem Jeden frey, dergleichen zu schlagen, wenn er nur die königlichen Gebühren dafür bezahlet.

Es ist auf dieser Münze zu gewinnen, wenn man sich in Pegu eine Zeit lang aufhalten will; indem die Bezahlungen für Gold, Silber, Specereyen, Perlen und andere reiche Waaren gemeiniglich in Ganzas geschehen; welches denn verursachet, daß der Preis derselben zur Zeit dieser Bezahlungen steigt.

Der Werth der Ganzas ist nicht genau bestimmt; doch gelten sie gemeiniglich 2 bis 3 französische Sols, oder 8 bis 12 Pfennige unsers Geldes. Es giebt auch halbe und Viertelganzas, welche nach Proportion gelten.

Gar, bedeutet eigentlich zubereitet, fertig, und wird am häufigsten als ein Nebenwort gebraucht.

1. Eigentlich, zubereitet, fertig, wo es doch nur noch in einigen Lebensarten und Handwerken vorkömmt. Gares Eisen, im Hüttenbaue, welches seine völlige Zubereitung erhalten hat. Die leichtflüssigen Eisensteine am Harze geben gares Eisen. Das Kupfer gar machen, es völlig rein und schmeidig machen; siehe Gar-Bruch, Gar-Eisen, Gar-Feuer, Gare u. s. f. Gares Salz, das Salz gar sieden, fertiges Salz, es fertig sieden, in den Salzwerken. Die Kohlen werden im Meiler gar, wenn sie so viel gebrannt werden, als nöthig ist. Gares Leder, bey dem Gärbern, gegärbtes, zubereitetes Leder. Das Leder gar machen, unter welchem Ausdrucke man sowohl überhaupt die ganze Zubereitung der rohen Häute zu Leder, als auch in engerer Bedeutung die Zubereitung der gehaarten, geläuterten und gebeizten Felle mit Alaun, Kalk oder andern ähnlichen Mitteln, begreift. Siehe Gar-Leder.

Die Weiß- und Sämischgärber machen 1) rauchgar, daß nämlich die Haare außen sitzen bleiben; und die Kürschner geben auch nicht weiter. Daher rauchgare Felle, Felle, welche gar gemacht, oder zubereitet worden, ohne die Haare zu verlieren; welche in der Gare ihre Haare oder Wolle behalten, auf welche Art alles Rauch- oder Pelzwerk bereitet wird. Doch verfahren die Weißgärber auf zweyerley Art, indem sie 2) auch närben, d. i. auf der auswendigen Seite die Haare abstoßen, und weiter nichts daran thun; die inwendige Seite aber wird schön gemacht, um zu allerhand schönen Farbenleder gebrauchet zu werden. Solche Gare aber ist wiederum zweyerley; nämlich a) weißgar, welches sie in der Werkstatt mit Alaun zurichten; und b) sämischgar, welches mit Fischthran zugerichtet wird.

Am häufigsten von den Speisen, in den Küchen und bey den Bäckern, wo es im Hochdeutschen nur als ein Nebenwort, bey den Niedersachsen aber auch als ein Beywort üblich ist. Das Essen ist noch nicht gar, hat noch nicht genug gekocht. Das Fleisch, das Brod, der Fisch ist gar. Ich bin noch nicht gar mit ihm, mit der Sache, sagt man auch wohl im gem. Leben, für, ich bin noch nicht mit ihm fertig, noch nicht mit ihm zu Stande. Die Arbeit ist gar, ist fertig, im Oberdeutschen.

2. Figürlich, wo es doch nur in Gestalt eines Nebenwortes gebraucht wird.

1) Das Prädicat nach seinem ganzen Umfange, imgleichen nach allen Graden seiner innern Stärke zu bezeichnen, für völlig, ganz, gänzlich; wo es zugleich den Ton hat. Es waren nicht gar zehen Thaler. Es sind noch nicht gar vier Wochen, daß ich ihn gesehen habe. Ein Narr schüttet sein Herz gar aus. Es ist gar aus mit ihm; siehe Garaus. Im Hochdeutschen wird es in diesem Verstande gemeiniglich mit dem Worte ganz verbunden, indem die meisten Fälle, wo gar allein gebraucht wird, im Oberdeutschen am üblichsten sind. Sie haben es ganz und gar verdorben. Das Kleid ist ganz und gar zerrissen.

2) Einen hohen Grad der innern Stärke des Prädicates zu bezeichnen, für sehr; in welcher Bedeutung es des Tones beraubt ist, außer wenn so vorher geht, da es denselben hat. Es wird in dieser Bedeutung am liebsten andern Nebenwörtern vorgesetzet. Ich bekomme ihn gar selten zu sehen. Etwas gar genau betrachten. Er ist so gar alt noch nicht. Er ist ein gar gelehrter Mann.

Besonders wird es, so wie all, gern den Superlativis der Nebenwörter vorgesetzet, und hat alsdann zugleich den Ton. Es ist gar zu groß, allzu groß. Es

ist

ist mir gar zu theuer. Ich kenne ihn nur gar zu wohl. Er ist nicht gar zu groß, nicht sehr groß, Ich bin dir gar zu gut, im gemeinen Leben für sehr gut.

3) Eine Steigerung zu bezeichnen, wo es gleichfalls den Ton hat. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Ey warum nicht gar? Zuweilen auch mit der Partikel so. Er hat ihn so gar geschlagen. Er traut so gar seinem Bruder nicht.

Gar-Arbeit, in dem Hüttenbaue, diejenige Arbeit, da die Kien-Stöcke auf dem Gar-Heerde zur Gare gebracht werden.

Gar-aus (das,) ein aus den Wörtern gar aus zusammen gezogenes Hauptwort. Einer Sache das Garaus machen, ihr ein Ende machen. Das Garaus mit einem spielen, ihn zu Grunde richten.

In einigen oberdeutschen Gegenden ist es im männlichen Geschlechte üblich, der Garaus; und zu Nürnberg bedeutet es die letzte Stunde des Tages und der Nacht, und figürlich auch das Ende einer jeden Sache.

Gar-Bräter, siehe Gar-Koch.

Gar-Bruch, in den Schmelzhütten, ein Bruch, welchen der Garmacher in das Kupfer macht, wenn er mit dem Gareisen in dasselbe stößt, dessen Gare zu erkennen.

Gar-Brühe, Fr. Etoffe, bey den Weißgärbern, die in dem Gar-Fasse befindliche Alaunbrühe, worin die gehaarten, geläuterten und gebeizten Häute ihre völlige Zubereitung bekommen.

Gar-Eisen, in den Schmelzhütten, ein langes spitziges Eisen, welches der Garmacher, wenn das Schwarzkupfer geflossen, und etwas getrieben hat, bey der Form in das geschmolzene Kupfer stößt, um an demjenigen, was daran hängen bleibt, zu sehen, ob das Kupfer bald seine Gare habe. Die Kupfer-Theilchen, welche an dem Gareisen hängen bleiben, wenn man dasselbe in das geschmelzte Kupfer stößt, heißen die Gar-Späne. Siehe auch Gar-Bruch.

Gar-Erz, im Hüttenwesen, Erz, welches genugsam geröstet ist.

Gar-Faß, siehe unter Gar-Brühe.

Gar-Feuer, in dem Hüttenbaue, ein starkes Flammenfeuer, bey welchem das Kupfer gar und geschmeidig gemacht wird.

Gar-Heerd, eben daselbst, ein Heerd außerhalb des Garofens, wo das Metall gar, d. i. fein, geschmelzet und gereiniget wird.

Gar-Knecht, im Bergbaue, ein Arbeiter, der unter der Aufsicht des Garmachers das Kupfer gar schmelzet.

Gar-Koch, ein Koch, bey welchem allezeit gar gekochte oder gebratene Speisen für Geld zu haben sind; im Niederf. ein Garbräter; Fr. Charcutier, Gargotier. Siehe Gar-Küche.

Gar-König, im Hüttenbaue, 1. das auf der Kapelle stehende Kupfer, wenn das Schwarzkupfer auf gares Kupfer probiret wird. 2. Die kleine Scheibe Kupfer, welche zuletzt stehen bleibt, wenn die Scheiben aus den Garheerden gerissen werden.

Gar-Krätze, eben daselbst, die Krätze oder das Gekrätz, welches von dem Garkupfer abgeht.

Gar-Küche, L. Popina, Fr. Gargotte, die Wohnung und Küche eines Garkoches, wo gar gekochte und gebratene Speisen zu allen Zeiten anzutreffen und zu verkaufen sind.

Es ist dieses eine besondere Anstalt in den Städten, wo allerley Fremde und insonderheit Landvolk zusammen kommen, damit sie allezeit etwas zur Speise zubereitetes finden können, und woher auch jedermann in seine Wohnung die Speisen, welche er begehret, erhalten kann. Man findet in denselben gemeiniglich Tafeln aufgehangen, die es täglich bezeichnen, welche Speise man um billigste Preise erhalten kann. An vielen Orten ist diese Gerechtigkeit den rathhäuslichen Einkünften, oder den Gemeinden, imgleichen den herr-

schaft-

schaftlichen Gütern zugeschlagen; da dann das Recht, eine Garküche zu halten, gegen Pacht oder beständigen Zins, den Fleischern oder auch der Fleischerinnung, imgleichen besondern Köchen, oder auch Gastwirthen überlassen wird, und auch wohl besondere Häuser und Gebäude dazu bestimmt sind. Ja, es ist so gar an einigen Orten das Recht zu tractiren, zu speisen, oder Speise über die Straße zu senden, dergestalt damit verbunden, daß auch der Gastwirth seine Reisende so wenig, als der Schenkwirth seine Gäste, anders, als aus der Garküche, speisen darf.

Ob nun dieses zwar ein großes Hinderniß eines wohl eingerichteten Gastwirthschaftswesens ist, wovon ich in dem Art. Gast-Wirthschaft mit mehrerm sprechen werde: so ist gleichwohl auch übrigens eine Garküche eine feine Revenüe der Rathhäuser, der Gemeinden, und bisweilen der herrschaftlichen Landgüter und Aemter.

Ohne Veranstaltung und Aufmerksamkeit der Policey, gelangen dergleichen Häuser entweder selten zur Vollkommenheit; oder die übertriebenen Forderungen verwandeln sie bald in ihr voriges Nichts.

Hrn. Justizrath Willebrand Grundriß einer schönen Stadt, 1. Th. Hamb. und Leipz. 1775. 8. S. 284.

Eine Neger-Garküche beschreibt Phillips in seiner Reise längs der Küste von Guinea nach Whidáw ꝛc. im Jahr 1693. Sie wurde an dem Fuße eines großen Baumes gehalten. Der Wirth davon hatte, anstatt des Tisches ein Stück flaches Holz, ungefähr 1 Elle breit, welches auf der Erde stand. Das Essen war gekochtes Rind- und Hundefleisch, welches in eine rohe Kühhaut gewickelt war, und auf der einen Seite lag. Auf der andern Seite stand ein irdener Topf mit gekochtem Kankis, (d. i. verrotteten Fisch, mit Mays-Mehl vermengt, welches statt des Brodes diente. Wenn nun einer zu speisen kam, setzte er sich bey dem Tische auf die Knie nieder, und legte 8 oder 9 Cauris (Muscheln, welche anstatt der Scheidemünze gebraucht werden; siehe Th. VII, S. 736, f.) darauf. Der Koch schnitt ihm alsdann von demjenigen, was er erwählte, sehr ehrlich so viel ab, als er bezahlt hatte,

te, gab ihm sein Stück Känki, und etwas Salz. Wenn dieses für seinen Magen noch nicht genug war, legte er noch mehr Muschel=Schalen hin, und bekam mehr Essen. Der Verfasser hat 8 bis 9 auf einmal um seinen Tisch gesehen, die er alle sehr geschickt und ohne die geringste Verwirrung bediente. Wenn sie trinken wollten, giengen sie an das Ufer; und die Schwarzen pflegen auch nur erst nach Tische zu trinken.

Gar=Kupfer, im Hüttenbaue, gares, d. i. von aller Steinart, wie auch vom Silber und Bley geschiedenes Kupfer; siehe Kupfer.

Gar=Leder, Leder, welches von dem Weisgärber gar gemacht, oder gegärbet worden ist, und sonst auch weißgares Leder genannt wird, zum Unterschiede von dem lohgaren Leder und Rauch=Leder. Siehe Leder.

Gar=Macher, in dem Hüttenbaue, ein Arbeiter, der das Schwarzkupfer gar macht, d. i. von allen fremdartigen Dingen reiniget.

Gar=Ofen, eben daselbst, eine Grube vor dem Gebläse, worin das Kupfer gar gemacht wird; siehe Kupfer.

Gar=Pfanne, eben daselbst, große eiserne Pfannen, in welchen das Garkupfer nochmals geschmelzet, und dadurch völlig gereiniget wird; siehe eb. daselbst.

Gar=Probe, eben daselbst, diejenige Probe, worin untersucht wird, wie viel gares, d. i. reines Kupfer in einer Quantität Erz enthalten ist.

Gar=Salz, in den Salzwerken, d. i. wohl gekochtes, gehörig gesottenes Salz.

Gar=Scheibe, in dem Hüttenbaue, Garkupfer in Gestalt einer Scheibe.

Gar=Schlacken, eben daselbst, Schlacken, welche bey dem Garmachen des Kupfers erfolgen; Seiger=Schlacken.

Gar=Späne, siehe unter Gar=Eisen.

Gar=Stück, in den Salzwerken, ein Stück fertiges, oder gar gekochtes Salz.

Garaffel, siehe Benedicten=Wurzel.

Garance, Rubia tinctorum; siehe Röthe.

Garant, siehe Bürge. Gewährmann. Läufer.

Garantie, siehe Gewähr.

Garantiren, siehe Gut sagen.

Garas, ist der Name, den man in Ungarn dem Kaisergroschen giebt, der in Oberungarn 6, in Niederungarn aber 5 ungarische Groschen hält.

Garas, ein grober weißer Baumwollenzeug, der aus Ost-Indien, und vornämlich aus Surate kömmt; siehe Gueras.

1. Garbe, ein Wort, welches in verschiedenen Namen der Kräuter vorkömmt; dergleichen z. B. Blutgarbe, deutsche Cochenille, Schafgarbe, Gänsegarbe, Gänserich, wilde Garbe, rother Steinbrech, Garbe oder Garben, Kümmel, Feldkümmel u. s. f. sind.

Da alle diese Kräuter eine Menge gespaltener und gekerbter Blätter haben, so scheint dieses Wort zu kerben zu gehören. Siehe das folgende, und Kerbel. Indessen kann auch das Lat. Harba, Wallach. Jarba, Kraut, mit in Betrachtung gezogen werden.

2. Garbe, (*) in der Feldwirthschaft, ein Arm voll abgeschnittener und zusammen gebundener Getraidehalmen, so lange sie noch nicht gedroschen sind. Garben binden, das Getraide in Garben binden; siehe Th. XI, S. 426, fgg.

Gar-

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Notker Garba, im Tatian im Diminut. Gerbilin, wo es für Bündlein steht, in Lipsii Glosse Garivo, wo es eine Handvoll bedeutet, im Nieders. Garve, im Engl. Garb, im Franz Gerbe, im mittlern Lat. Garba, Jarba, Geliba, Gelima, im Bretagnischen Kerbe, im Schwed. kerfwe. Dieterich von Stade leitet es von gerben, zubereiten, Hickes vom Angels. ripan, garipan, einärnden, Rudbeck von kerfwa, kerben, schneiden, Wachter vom Angels. gripa, greifen, Frisch von gar, Ihre von acervus, andere von dem Griech. καρφη, Stroh, und καρπος, Frucht, und Schiller auf eine sehr seltsame Art von gar, reif, her. Unter allen diesen Ableitungen scheint Rudbeck's noch die wahrscheinlichste zu seyn. Im Schwed. ist kerfwa, im Angels. georfan, im Griech. κειρειν, schneiden. Siehe Kerben und Scheren.

Garbe, (Blut-) Scleranthus perennis *Linn.*; siehe Johannis-Blut.

— (Forst-) siehe Th. XIV, S. 612.

— (Gänse-) Potentilla Anserina *Linn.*; siehe Th. II, S. 238.

— (Kraut-) siehe Forst-Garbe.

— (Schaf-) Achillea *Linn.*; siehe Th. I, S. 275.

— (Stock-) siehe Forst-Garbe.

— (wilde) siehe unter Steinbrech.

Garben-Krähe, siehe unter Krähe.

Garben-Recht, Fr. Champan, ein Recht, welches an einigen Orten dem Lehensherren zusteht, aus den Feldern seiner Lehensleute eine gewisse Anzahl Zinsgarben zu nehmen.

Garben-Zehent, siehe unter Zehent.

Garben, ein Wort, welches nur bey den Bäckern einiger Gegenden, z. B. in Leipzig, üblich ist, den rohen und zu Brod geformten Teig in den Ofen schieben, damit er plötzlich eine braune Rinde bekomme; welches in Niedersachsen gasseln heißt.

Vermuthlich ist es durch eine gröbere Aussprache aus gärben (s. Th. XV, S. 629) entstanden.

Garcapuli, siehe Gutta-Baum.

Garcette, siehe Seising.

Gard-Richter, eine vor nicht gar langer Zeit abgeschaffte obrigkeitliche Person auf der Insel Rügen, die auch Gard-Vogt hieß, und so viel als ein Burggraf oder Burgrichter war. Er hatte den Vorsitz in der Gard-Vogtey, deren Gerichtsbarkeit sich über alle diejenigen Personen und Güter erstreckte, welche nicht unmittelbar unter der Landvogtey, oder unter den städtischen und adelichen Gerichten standen. Das Gebiet dieser Vogtey hieß auch der Garten. Alles von dem alten Gard, eine Burg, ein Schloß. Siehe Garten.

Gard-Vogt, Gard-Vogtey, s. im vorhergehenden Artikel.

Garde, aus dem Franz. Garde, welches wiederum von dem Deutschen wahren und warten abstammet. 1. Ein Haufen zur Beschützung der Person eines großen Herren bestimmter Soldaten. Die Leib-Garde, die Leibwache. Eine Garde von tausend Mann. Ein Soldat von der Garde. Die adeliche Garde, wenn sie aus lauter Edelleuten besteht.

Bey dem Kaisersberg lautet dieses Wort Gwardey, bey dem Dasypodius Gewardi, der auch einen solchen einzelen Trabanten Gewardi-Knecht nennet.

2. Bey der ehemahligen Verfassung des deutschen Kriegeswesens war die Garde ein Haufen nach dem Kriege von einem Fürsten abgedankter Soldaten, welche unter dem Vorwande, neue Kriegesdienste zu suchen, im Lande herum streiften und allerley Gewaltthätigkeiten begiengen. Einzelne Glieder eines solchen Haufens wurden daher in den vorigen Jahrhunderten häufig Garde-Knechte, Gart-Knechte, Garten-Knechte, Garden-Brüder, u. s. f. genannt. Da sie sich dabey vornämlich auch auf das Betteln legten, so hieß die Garde, der Gart u. s. f. oft auch so viel als die Betteley. Auf der Garde herum laufen, betteln gehen. Auf der Garde betreten werden. Siehe Garden.

Gardelebischer Garley, siehe Th. V, S. 28.

Garden, mit dem Hülfsworte haben, so im Hochdeutschen nunmehr veraltet ist, ehedem aber, sowohl im Ober- als Niederdeutschen häufig für betteln gebraucht wurde. Herum gartendes müßiges Gesindel kömmt noch jetzt im Oestreichischen vor. Im Niedersächsischen wurde das Marodiren ehedem Garding, Gardung, Gardering genannt. Siehe Garde 2.

Gardenische Pflanze, Gardenia. Die Jungfer Jenny Colden, welche in der Kräuterkenntniß wohl erfahren war, hat Alexander Garden, einen amerikanischen Reisebeschreiber, zu Ehren eine Pflanze mit diesem

sem Namen belezet, welche dem Johanniskraute nahe verwandt, jedoch in Ansehung der Zahl von Staubfäden und der Honigbehältnisse davon unterschieden ist. Die bisher bekannte Art, welche Ellis und Ehret beschrieben haben, Gardenia florida *Linn.* Jasminum ramo unifloro pleno, petalis coriaceis. *Ehret. & Trew.* Jasminum foliis lanceolatis oppositis integerrimis, calycibus acutioribus *Mill.* Cousjopiri *Rumph.* Umki vel Umni Sinensibus; Frutex cynosbati fructu alato, tinctorio, barbulis longioribus coronato *Raj.* wächst in Ost-Indien, Surate, Umboina, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihr Stamm ist groß und holzig, und treibt viele Anfangs grüne, hernach aber graue und glatte Aeste, welche paarweise einander gegen über stehen, und kurze Gelenke haben. Ihre Blätter sitzen fest auf, stehen einander gerade gegen über, und sind unzertheilt, dick, ungefähr 5 Zoll lang, und in der Mitte 2½ Z. breit, werden an beyden Enden schmäler, endigen sich mit einer Spitze, und haben eine glänzende Fläche und viele Adern. Ihre wohlriechende Blumen zeigen sich im Julius und August an dem Gipfel der Aeste, sitzen dicht an den Blättern, haben einen röhrigen, und in fünf lange, schmale und spitzige Abschnitte zertheilten Kelch, und eine aus einem Stücke bestehende Krone, und sind sehr oft mehr oder weniger gefüllt.

Man kann sie leicht aus den abgeschnittenen Zweiglein ziehen, die man im Sommer in Töpfe pflanzt, diese in ein gemäßigtes Mistbeet gräbt, dicht mit Gläsern oder Handglocken bedeckt, und bey Taze vor der Sonne verwahret. Haben sie Wurzeln bekommen, so muß man sie sorgfältig abtheilen, und einzeln in kleine besondere Töpfe setzen, die man in ein Mistbeet gräbt, bis sie eingewurzelt sind, im Schatten erhalten, und allmählich an die freye Luft gewöhnen.

Die Sineser gebrauchen ihre Samen zur scharlachrothen Pflanze. Die Samen geben auch noch nach 80 Jahren dem Wasser, dem Weingeiste und andern Flüssigkeiten, eine gelbe Farbe.

Garderobe, Fr. Garde-robe, die Kleider-Kammer, nennt man das zur Aufbewahrung der herrschaftlichen Kleider bestimmte Zimmer in vornehmen Häusern. Man versteht auch darunter, alles in der Garderobe befindliche Kleidergeräth und Leinenzeug; man sagt daher: sie hat ihre ganze Garderobe ihrer Kammer-Frau vermacht.

Die Garderobe oder Kleiderkammer in vornehmen Häusern, dient gemeiniglich auch zu einem Wohn- und Schlafzimmer eines Kammerdieners, oder einer Kammerfrau, oder der andern Bedienten, welche insonderheit bey der Nacht der Herrschaft am nächsten, und sogleich bey der Hand seyn müssen. Eben deswegen werden sie insgemein zwischen dem Cabinette und Schlafgemache der Herrschaft angeleget. Bisweilen, wo es nämlich die Höhe des Stockwerkes verstattet, wird die Garderobe als ein Halbzimmer über ein anderes Gemach angebracht. Im übrigen sieht man bey ihrer Anlage auch darauf, daß aus dem untern Stockwerke geheime Treppen in das obere und in die Garderobe gehen, und unweit davon ein Platz zum Abtritt (Privet) sich befinde. Derjenige Ort beym Bade, wo man sich entkleidet, heißt Garde-robe de bain, Gr. und L. Apodyterium. Die Garderobe in einem Schauspielhause, Garde-robe de théatre, besteht gemeiniglich aus verschiedenen kleinen Cabinetten, wo sich die Acteurs und Actricen, jede besonders, ankleiden.

Mehrern Unterricht hievon findet man in Sturms vollständ. Anweisung, großer Herren Palläste ꝛc. S. 23.

Gardine, (*) eine im gemeinen Leben, besonders Niedersachsens, übliche Benennung eines Vorhanges vor den

(*) Niederf. Gardine, Gordine, Holländ. Gordyne, Dän. Gardine, Schwed. Gardin, Engl. Courtin, Ital. Cortina, im mitt-

den Fenstern, Betten und Thüren, welche zur Zierde und Bequemlichkeit, wegen der Sonne, der Kälte ꝛc. davor gemacht werden. Von den Fenster-Gardinen, siehe Th. XII, S. 604, f. Von den großen Spring-Gardinen an die Fenster in Zimmern, ist eben daselbst Meldung geschehen. Eine Anweisung zur Verfertigung der Spring-Gardinen vor den Fenstern einer Kutsche, findet man in Hrn. Duhamel Schlösserkunst, im IX. B. des Schauplatzes der Künste und Handwerke, S. 436.

Die gemeinen Gardinen-Ringe von verzinntem eisernen Draht, sind eine Arbeit der Nadler; siehe Hallens Werkstätte, 2. Band, S. 356, f. Die messingenen werden gegossen.

Gardon, ein Fisch; siehe Alant.

Gardseer Oehl, siehe unter Oehl. (Baum-)

1. Gare (die), das Hauptwort von dem Bey- und Nebenworte gar.

1. Der Zustand, da eine Sache gar, d. i. fertig, zubereitet, zu einem gewissen Gebrauche geschickt ist, in verschiedenen einzelen Fällen. Die Gare der Häute bey den Gärbern. In den Pfeifenmanufacturen ist die Gare der Grad des Brennens, den die Pfeifen haben müssen, wenn sie zum Gebrauche geschickt seyn sollen. Die Kohlen-Meiler haben die rechte Gare, wenn sie genug gebrannt haben. Das Kupfer hat seine Gare, in den Schmelzhütten, wenn es gehörig gereinigt ist. Das Erz hat seine Gare, wenn es genug geröstet worden ist; siehe Gar-Erz. In der Bienenzucht bedeutet die Gare des Weisers, dessen Mündigkeit, da er zur Zeugung geschickt wird; im-

mittlern Lat. Cortina; vermuthlich durch Zusammenziehung von dem alt Franz. Couvertine, eine Decke, Ital. Copertina, von couvrir, bedecken, obgleich du Fresne eine andere minder wahrscheinliche Ableitung angiebt.

gleichen das Werkzeug, vermittelst dessen er seine Eyer leget. Ein solcher zur Zeugung fähiger Weiser wird alsdann garig genannt; siehe Th. IV, S. 743. Die Gare der Sohle, im Salzwesen, wenn sie gehörig gesotten hat; siehe Gar und Gärben.

2. Bey den Weißgärbern ist eine Gare Häute, eine Zahl von 24 Häuten, so viel nämlich auf einmal gar gemacht, oder in die Gar-Brühe gesetzt werden.

2. Gare (*) (die), in dem Feldbaue verschiedener Gegenden, der Dünger oder Mist. Geil und Gare, der Dünger.

Gareisel, Gareiß; siehe Karausche.

Garence, Garance; siehe Röthe.

Garenne, aus dem Franz. Garenne. (**) 1. Ein zur Zucht und Hägung der Kaninchen angelegter Ort, ein Kaninchenzehäge; siehe unter Kaninchen. 2. Ein Ort in fließenden oder stehenden Wassern, wohin die Fische ihre Zuflucht nehmen, und wo sie in großer Anzahl gefangen werden, eine Fischweide; siehe Th. XIII, S. 793.

Gargantua, eine Tulpensorte; s. unter Tulpe.

Gargel, siehe Darm-Seuche der Schafe.

Gargote, Gargotier; siehe Gar-Koch. Gar-Küche.

Gari, eine Rechenmünze, deren man sich an vielen Oertern in Ost-Indien, vornämlich in den Staaten des Großsultans bedienet. Ein Gari Rupien gilt ungefähr 4000 Rupien: siehe Rupie.

Garist, siehe Gare 1.

Garier, eine Tulpensorte; s. unter Tulpe.

Ga-

(*) Dieses Wort erhält noch das Andenken des veralteten Gor, Gor, Koth, Mist, welches auch in der monseeischen Glosse Gor lautet. Siehe Garstig und Gornung.

(**) Im mittlern Lat. Garanna, Garenna, Warenna, von dem Deutschen wahren, bewahren, hägen.

Gariner, siehe Garnele.

Gariot, siehe Benedicten-Wurzel.

Garipot, siehe Galipot.

Garley, eine Art Bieres in der alten Mark Brandenburg, welches von der Stadt Gardeleben, wo es gebrauet wird, den Namen hat; siehe Th. V, S. 28.

Garn, (*) L. Filum, Fr. Fil, wird 1. der aus Flachs oder Lein, imgleichen aus Hanf, Werg, Wolle, Baumwolle ꝛc. einfach gesponnene oder zusammen gedrehete Faden genannt. Man pflegt das Garn 1) nach den verschiedenen Materien, woraus es gesponnen und zusammen gesetzt ist, auch verschiedentlich zu benennen; nämlich, das aus Flachs oder Lein heißt flächsenes oder leinenes Garn, siehe Leinen; das aus Wolle, wollenes Garn, siehe unter Wolle; das aus Baumwolle, baumwollenes Garn, siehe unter Baum-Wolle und Kattun; das aus Kamelhaar, Kamel-Garn; siehe Kamel-Haar. In engerer Bedeutung wird flächsenes oder hänfenes Garn nur schlechthin Garn genannt. Man macht auch Garn und Zeug aus Geniste und Hopfen-Reben, siehe unter Geniste und Hopfen. Ferner hat man 2) in Ansehung der Reiche und Länder, in welchen das Garn verfertiget wird, verschiedene Sorten desselben, z. B. englisches Garn; siehe unter Wolle; florentiner Garn, Fr. Fil de Florence, eine Art besondern zarten und feinen Garnes, so von Florenz gebracht, am meisten aber zu den dasigen Raschen und andern dergleichen Zeugen verbraucht wird; türkisches Garn, siehe in T.

Von dem Spinnen des Garnes, siehe den Art. Spinnen. Wenn der Flachs oder das Werg von dem

(*) So fern dieses Wort ein Gespinnst bedeutet, lautet es beym Otfried Garno, im Nieders. Garen, im Dän und Schwed. Garn, im Angels. Gearn, im Engl. Yarn. Ihre leitet es von dem Holländ. gaëren, gittern, gattern her; allein es gehört mit mehrerm Rechte zu dem alten garen, bereiten, Engl. gare. Siehe Gar und Gärben.

Spinnrocken ab, und auf die Spuhle mit dem Spinnrade, oder aber, welches noch besser ist, aus freyer Hand auf die Spille oder Spindel gesponnen worden ist, wird alsdann das Garn von der Spuhle oder Spindel wieder ab, und auf den Haspel gewunden; siehe Haspel. Dieses Garn, welches ohne alle Bleiche und noch ohne alle Zurichtung, und in dem Stande ist, wie es aus der Spinnerin Hand gekommen, wird rohes Garn, Fr. Fil cru, oder écru, genannt. Wenn man eine Quantität Stücke Garn beysammen hat, wird das Garn entweder verkauft, von welchem Garnhandel im Art. Leinen ein mehreres vorkommen wird, oder es wird dasselbe von den Garn- oder Leinwebern gewirket und zu allerley Gewebe verarbeitet, siehe den Art. Leinwand; oder zu Zwirn gemachet, siehe Zwirn; vorher aber wird dasselbe, um es von dem ihm noch anhängenden Unrathe zu reinigen, durch eine warme und schacke Aschenlauge gezogen, welches man äschern, und das solchergestalt ausgekochte und ausgelaugete Garn, abgesottenes oder abgekochtes Garn, Fr. Fil cuit, nennt; und sodann gebleichet und gefärbet.

Von dem Aeschern, Kochen oder Weißsieden des Garnes, und von dem Bleichen desselben, werde ich im Art. Leinen handeln.

Das Färben des Garnes, besteht theils in der Zurichtung, theils im Färben selbst. Die erste Zurichtung des Garnes zum Färben besteht darin, daß dasselbe gut abgesotten, oder mit guter Asche abgelauget, hernach aber ausgerungen (ausgewunden,) und in Fluß- oder Brunnenwasser abgespühlet, und sodann abermal ausgerungen werde. Zu dem Färben selbst, findet man in jedem, von den Farben handelnden, besondern Artikel, Anweisung.

2. Ein aus gezwirnten oder zusammen gedreheten Garne gestricktes Netz sowohl bey den Fischern, als bey den

den Jägern; L. Rete, Fr. Filet, Panneau. Das Garn aufstellen. Wild in das Garn treiben. Einen Wald mit Garnen umstellen. Daher die im gemeinen Leben entlehnten figürlichen Redensarten: Jemanden im Garne haben, in seiner Gewalt; einem ins Garn gehen, oder fallen, Fr. donner dans le panneau, sich von ihm fangen, hintergehen lassen; ingleichen, ihm in sein Gehäge gehen; einen aus dem Garne lassen, u. s. f. In engerm Verstande nennen die Fischer nur die großen Netze, welche gezogen werden, und nicht sackförmig gestrickt sind, Garne, zum Unterschiede von den Warhen, Schlepp-Säcken u. s. f. Dagegen pflegen die Jäger nur die Netze von schwachen Fäden, welche zum höchsten neun Fäden haben, Garne, die von stärkern aber Netze zu nennen.

Von den bey der Fischerey nöthigen Garnen und Netzen, ist bereits im XIII. Th. S. 620, fgg. Erwähnung geschehen.

Bey der Jagd des hohen Wildbrets bedient man sich der Garne, um sowohl das Wild darin zu fangen, als auch insonderheit der Tücher zu schonen. Dahin gehören die Hirsch-Netze, Sau-Netze, Prell- und Spiegel-Netze, Wild-Garn, Kuppel-Netze, davon die Hirsch- Sau- und Spiegelnetze auch zum Abhalten der Hirsche und Schweine gebrauchet, und daher inwendig, wo des Wildes Gang und Lauf ist, vor die Tücher auf die Forkeln gerichtet werden, damit bey dem Anfallen der Hirsche und wilden Schweine die Tücher nicht durchbrochen oder zerrissen werden mögen. Wenn aber das Wild nur ohne Tücher und ohne besondere Vorbereitungen gejaget werden soll, welches die Jäger ein Streif-Jagen nennen, so müssen diese Garne ihre besten Dienste im Niederfallen und Bedecken des Wildes erweisen. Zur niedern Jagd, hat man Reh- und Wolfs-Netze, Lausch-Garne oder Luck-Netze, Flach- oder Steck-Garne zu den Hasen und Kaninchen, zu welchen

auch die so genannten Ingarne gebrauchet werden; ferner Dachs-Hauben, Biber- und Fischotter-Netze, Marder- und Iltiß-Netze. Zum Federwildbret hat man allerley Flach- und Steck-Garne, Rebhühner-Zeug mit Hamen und Flügeln, Hoch-Hänge- und Zieh-Garne, Spinneweben, Tirasse, Schnee-Garne, Steck-Netze, Wachtel-Garne, Nacht-Netze, Klebe-Netze, Bügel-Garne, wovon unter diesen Benennungen ein Mehreres zu finden ist. Ueberhaupt aber ist von allen diesen Garnen und Netzen zu bemerken, daß sie durchgehends viele Busen und Höhlen haben müssen, darein sich das Wild und Gevögel fangen und verwickeln könne. Damit sich aber die Garne oder Netze nicht weiter ausdehnen, noch auch enger einziehen mögen, als die nöthige Länge oder Breite erfordert, so muß der Weidmann dieselben nach der Breite, die sie haben sollen, nehmen, zum öftern auf einem großen Platze ausbreiten, und sodann mit Lohwasser besprengen, jedoch aber wieder wohl abtrocknen lassen, da sich denn das Geflecht an den Maschen so fest in einander schlinget und zusammen hält, daß es viel Mühe kostet, wenn ein Garn sich über die gerechte Länge und Breite ausdehnen soll.

Die Garne zum Feder-Wildbret, werden entweder grün, blau oder gelb gefärbet; denn wenn sie weiß bleiben, würde dasselbe erschrecket und vertrieben werden. Die grüne Farbe aber, welche die Vögel, die sich beständig im Grünen aufhalten, nicht so leicht gewahr werden, wird aus grünem Korne bereitet, welches man zu einem Safte stößt, und damit das Garn über und über bestreicht; welches man hierauf mit dem Safte in einen Zober oder in eine hölzerne Wanne thut, und es Tag und Nacht darin liegen läßt. Die braune Farbe, welche die Garne am längsten erhält, macht man aus Gärberlohe; oder, man nimmt von den ausgegrabenen Wurzeln eines Nußbaumes die Rinde, zerhackt dieselbe gröblich, und läßt sie eine Stunde lang

in

in Wasser sieden. Hernach leget man das Garn oder Netz unten auf den Boden des Kessels, schüttet die Rinden mit dem Wasser darüber her, und läßt sie Tag und Nacht darin weichen. Nach diesem thut man das Garn heraus, und läßt es wohl auswinden und trocknen, so bekömmt es eine schöne hellbraune Farbe, welche sehr wohl dauern, und das Garn lange Zeit gut erhalten wird. Die gelbe Farbe macht man aus Schöllkraute; von diesem nimmt man ganze Hände voll, und treibet das Garn durchgehends damit, wie mit Seife, läßt es wohl austrocknen, und hebt es zum Gebrauche auf.

Wenn man die Garne lange Zeit gut erhalten will, muß man sie niemals zur Sommerszeit, vornämlich bey großer Hitze, eine Nacht über im Wasser liegen lassen, weil sie sonst gleich morsch werden; im Winter hingegen, wenn es nicht zu sehr friert, und sonst in den kühlen Zeiten, kann man sie wohl zwo Nächte und einen Tag darin liegen lassen, nach welcher Zeit sie sodann abgetrocknet werden müssen. Hienächst muß man auch die Garne an solchen Orten aufbehalten, wo es kein Ungeziefer von Ratzen oder Mäusen giebt; auch dieselben an keine Wand, sondern in die Mitte an Stricke oder Stangen aufhängen. Wäre ungefähr an einem Garne eine Masche aufgegangen, muß solche unverzüglich wieder gefasset und zusammen gezogen werden; denn sonst gehen auch die übrigen nach und nach von selbst auf, und machen also das ganze Garn unbrauchbar.

3. Der zweyte Magen der widerkäuenden Thiere, vielleicht wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Fischer- oder Jägergarne. Bey einigen führt er auch den Namen der Mütze.

Garn, (abgekochtes oder abgesottenes) siehe oben, S. 136.

— (baumwollenes) s. Th. IV, S. 105, f.

Garn,

Garn, (Beutel-) s. Th. XIII, S. 669.
— (Docht-) s. Th. IX, S. 345.
— (engliſches) s. unter Wolle.
— (Fiſcher-) s. Th. XIII, S. 620, fgg.
— (Flach-) s. Th. XIV, S. 3.
— (flächſenes) s. Leinen.
— (Fliegen-) s. Th. XIV, S. 239.
— (florentiner) s. oben, S. 135.
— (Frauen-) s. Sommer-Faden.
— (Groß-) s. Th. XIII, S. 627.
— (Hänge-) } ſiehe in H.
— (Hoch-) }
— (Jäger-) s. oben, S. 137, f.
— (Kamel-) s. Kamel-Haar.
— (Klopf-) s. Th. IX, S. 345.
— (Koffer-) s. Th. XIII, S. 648.
— (leinenes) s. Leinen.
— (Licht-) s. Th. IX, S. 345.
— (Loth-) s. unter Leinen.
— (Marien-) s. Sommer-Faden.
— (Mücken-) s. Th. XIV, S. 239.
— (rothes) s. oben, S. 136.
— (Senk-) s. Th. XIII, S. 631.
— (Spinneweben-) s. in S.
— (Steck-) } s. Th. XIV, S. 3.
— (Stock-) }
— (türkiſches) s. in T.
— (wollenes) s. unter Wolle.
— (Wurf-) s. Th. XIII, S. 626.
— (Zieh-) siehe Hänge-Garn.

Garn-Baum, bey den Webern, der hinterſte Baum an dem Weberſtuhle, auf welchen das Garn, ſo die Kette oder den Aufzug ausmacht, gebunden wird; der Ketten-Baum. Siehe im XXXVI. Th. S. 36.

Garn-Bier, in Weſtphalen, diejenige Tonne Bier, welche verarmte Landleute, oder diejenigen, denen eine unge-

ungewöhnliche Ausgabe bevor steht, den Dorfseinwohnern zum Besten geben, wofür sie ein in Garn bestehendes Geschenk erhalten.

Garn-Enden, Fr. Pennes, heißen diejenigen Enden, welche die Leinweber von dem Ende ihrer Stücke Zeug abschneiden. Es erhandeln dieselben die Lichtzieher um einen geringen Preis, und machen daraus entweder am Dochte ihrer gegossenen Lichter ein Ohr oder Schleife, oder binden die kleinen Löcher pfundweise damit an.

Garn-Gabel, bey den Jägern, Gabeln mit zween Zacken, die Garne damit zu stellen; die Garn-Stange. Siehe Th. XV, S. 604, und die dazu gehörige Fig. 837.

Garn-Handel, der Handel mit gesponnenem Garne; daher der Garn-Händler, der mit solchem Garne handelt. Siehe unter Leinen.

Garn-Haspel, ein Haspel, das gesponnene Garn von den Spuhlen zu winden. Imgleichen, bey den Webern, ein Haspel, den Aufzug auf den Garnbaum zu wickeln. Siehe Haspel.

Garn-Klotz, bey den Lichtziehern, ein Klotz, das zu Dochten verarbeitete Garn darauf zu klopfen.

Garn-Leute, in der Fischerey, diejenigen Leute, welche das Garn ziehen; s. Th. XIII, S. 620, in der Anmerkung.

Garn-Masche, eine von den Maschen oder Löchern, welche durch das Stricken in einem Netze oder Garne entstehen.

Garn-Meister, ein Fischer, der mit Garnen oder großen Netzen fischet; s. Th. XIII, S. 621, in der Anmerkung.

Garn-Pacht, s. unter Spinnen.

Garn-Reuse, eine Reuse, welche aus Garn wie ein Netz gestrickt ist, zum Unterschiede von den Binsen-Reusen ꝛc. s. Th. XIII. S. 655, flgg.

Garn-Sack, Garn-Schlauch, bey den Fischern, ein wie ein Sack oder Schlauch gestricktes Garn, welches zwo Einkehlen hat, und aufgestellet wird; die leichte Wathe; Fr. Guideau. Siehe Th. XIII, S. 647.

Garn-

Garn-Schlauch, s. den vorhergehenden Artikel.

Garn-Spinnerey, s. Spinnen.

Garn-Stange, s. Garn-Gabel.

Garn-Stock, Fr. Trafiloir, bey den Seidenbereitern, eine auf einem Kreuzfuße aufgerichtete Stange, mit einem runden Zapfen, worauf die gesponnenen und gefärbten Seidenstrehnen nach dem Färben gehängt werden, um dieselben auszuwirren, d. h. die Fäden, welche in den Färbekesseln unter einander gebracht worden sind, mit den Händen dadurch wieder in Ordnung zu bringen, daß man die geöffneten Strehnen, eine nach der andern, mit der Hand niederzieht, und also die verwirrten Fäden ruckweise ausspannet, damit sich die Strehne ohne Hinderniß abhaspeln lasse, und die zusammen klebenden Fäden, wie sie der Färber liefert, durch diese Erschütterungen einander fahren lassen mögen. Siehe Fig. 849; und den im XI. Th. S. 76, f. beschriebenen, und Fig. 598 b) abgebildeten Winde-Stock.

Garn-Stück, bey den Spinnerinnen und Webern, eine Anzahl Fäden gesponnenen Garnes von 20 Fizen, so auch eine Strehne, imgleichen ein Stück genannt wird.

Garn-Weber, ein Weber, der flächsenes oder hänfenes Garn verwebet; s. Lein-Weber.

Garn-Winde, Weife, Fr. Dévidoir, Guindre, eine Winde, das gespaltene Garn oder eine Garnstrehne in Knäuel zu winden. Nieders. eine Krone, wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt.

Garn-Zug, bey den Fischern, der Fischfang mit den Zuggarnen.

Garnele, Krabbe, Cancer Crangon *Linn.* eine Art kleiner runder Meerkrebse ohne Scheeren, welche den Spinnen gleichen, und auch Taschen-Krebse genannt werden. Siehe Krebs. (Meer-)

Garni. Wenn die Pariser Goldschmiede ihre emaillirte Büchsen, Dosen u. d. gl. ganz von ächtem Golde und Sil-

Silber machen, so müssen sie, vermöge eines Arrêt du Conseil von 1736, auf den Schluß der Dose das Wort Garni eingraben, und in das G dieses Wortes wird hernach der Probestempel gedrückt. Dieses Zeichen unterscheidet eine solche Arbeit vor andern emaillirten Stücken, die nicht von ächtem Golde oder Silber, oder mit fremden Materien unterlegt sind.

Garniren, aus dem Franz. garnir, mit demjenigen versehen, was zur Nothwendigkeit, oder zur Bequemlichkeit, oder zur Zierde gehört; mit dem erforderlichen Zubehör versehen. Wenn bloß von Putz und Zierrath die Rede ist, so ist auch das Wort ausstaffiren gebräuchlich. Insonderheit wird dieses Wort von dem Besetzen der Frauenzimmerkleider gebraucht; dergleichen Besetzung oder Garnirung, Fr. Garniture, insgemein aus seidenen Börtchen, goldenen, silbernen und andern Spitzen, Blumen, Blonden, Bändern, Galanten oder Falbalas, oder bey der Trauer aus weißer Krepye u. s. f. besteht. Eine Garnirung von rothem, grünem, gelbem Band ꝛc. Fr. une garniture rouge, verte, jaune. Siehe auch Garnitur.

In der Küchensprache braucht man das Wort Garnirung in zweyerley Verstande. Man nennt nämlich also 1) allerley Zuthaten oder Nebeningredienzien, welche man gewissen Speisen, zur Erhöhung ihres Geschmackes, beyfüget. So machen z. B. die in einer Soße oder Brühe befindlichen Morcheln, Trüffeln, Austern u. d. gl. die Garnirung aus. 2) Noch öfter nennt man also alle diejenigen Dinge, womit, bey dem Anrichten der Speisen, der Rand einer Schüssel zierlich beleget wird, z. B. kleines Backwerk, Lerchen, Krammetsvögel ꝛc. oder auch Blumen, Blätter und Wurzeln.

Garnirung, siehe im vorhergehenden Artikel.

Garnison, aus dem Franz. Garnison, die Mannschaft, oder derjenige Haufe Soldaten, womit ein Ort besetzt wird,

wird, um ihn gegen Feinde zu vertheidigen, oder zu bewachen, zugleich auch, um die Einwohner im Gehorsam zu erhalten; die Besatzung, ehedem die Hut, Knechte, die Hut. Es liegt hier eine Garnison von tausend Mann, Fr. il y a mille hommes de garnison. Zuweilen versteht man durch Garnison auch den Ort selbst, worin eine Besatzung liegt. In einem Orte in Garnison stehen, in Besatzung liegen, Fr. être en garnison.

Garnitur, Ausstaffirung, Fr. Garniture, nennt man überhaupt alles dasjenige, womit eine Sache, insonderheit zur Bequemlichkeit und Zierde, versehen oder besetzt wird; zusammengehörige Stücke von einerley, oder auch von verschiedener Art. Also ist z. B. die Garnitur eines Kleides, (das Zubehör zu einem Kleide) Fr. Garniture d'habit, der Oberzeug, das Unterfutter, die Seide, Knöpfe, Band, Spitzen, Galonen, Tressen ꝛc. womit dasselbe ausgeschmückt oder besetzt wird: insonderheit die sämtlichen zu einer vollständigen Mannskleidung gehörigen Knöpfe; eine Garnitur Knöpfe. Was an Frauenzimmerkleidern Garniture heiße, siehe oben, S. 143. Eine Garnitur Diamanten, Fr. Garniture de diamans, ein Assortiment von Diamanten, die nach einem gewissen Geschmacke bearbeitet sind; z. B. die sämtlichen diamantenen Knöpfe, womit ein Mannskleid besetzt wird; die sämtlichen Brillanten, womit eine Tabatiere, ein Degen, ein Porträt, Schnallen u. d. gl. besetzt werden; oder auch den Diamantschmuck einer Dame, er mag nun für den Kopf, oder für Hals und Brust, oder für die Arme und Hände, oder für alles dieses zusammen bestimmt seyn.

Die Garnituren von Edelsteinen zu den Kleidungen der Mannspersonen, bestehen gemeiniglich nur in Knöpfen auf die Oberröcke, in Hut- und Schuhschnallen, Hemdeknöpfen, Degengefäßen und Stockknöpfen. Bey den Garnituren zur Kleidung des Frauenzimmers aber, kömmt es auf die

Mode und den Geschmack desselben an. Die gewöhnlichsten Stücke, sind: die Knöpfe, die Heftlein oder Haken, und die Schnallen, welche aber nach Beschaffenheit der Moden, auf hundert erley Arten verändert werden. Die Haar- und Zitternadeln, Schmetterlinge, Fähnlein und Rosen, gehören zu ihrer Garnatur auf den Kopf. Doch werden sonst auch die Schnallen und Ohrengehenke, wie auch die Halsbänder von Edelsteinen, mit unter diesen Namen, die Ringe und die Halsbänder von Perlen aber nicht darunter begriffen.

Die Garnitur eines Zimmers oder einer Kammer, Fr. la garniture d'une chambre, oder une garniture de chambre, heißt bey den Tapezirern, das in ein Zimmer oder in eine Kammer zur Auszierung oder Ausmeublirung gehörige Geräth; hauptsächlich begreift man unter diesem Ausdrucke die Stühle, Tische, Spiegel, Tapeten, Bette und Vorhänge eines Zimmers. Gleicher Gestalt heißt bey ihnen auch eine Garnitur eines Bettes, Garniture de lit, was zu einem vollständigen Bette erfordert wird, als: die Matratzen, Federbetten, Kopfkissen, Bettdecken, Strohsack, und Bettvorhänge. Manchmal aber versteht man unter Garnitur eines Bettes auch nur die Vor- und Umhänge, das Fußgestelle und die Decken sowohl, als die Doublirungen aller dieser Stücke. Eine Stuhl Garnitur, Fr. Garniture de chaise, nennt man alles Zubehör, einen Stuhl zu beschlagen, auszupolstern und zu überziehen, z. B. Gurte, Stahlfedern, Pferdehaare, Leinwand, Seidenzeug ꝛc. Sonst wird auch bey den Galanteriehändlern das Wort Garnitur von gewissen Büscheln oder Schleifen Band gebraucht, womit das Frauenzimmer sich putzet, da es selbige unter ihr Kopfzeug vermenget, oder womit die Mannspersonen ihre Kleider ausstaffiren lassen. Bey den Spitzenhändlern aber begreift das Wort Garnitur verschiedene Stücke, woraus die Kopfzeuge des Frauenzimmers bestehen, unter sich; wozu auch sonst noch die Touren um den Hals, und die Engageanten gerechnet werden. Eine

Spitzen-Garnitur für Mannspersonen aber besteht in Halskrausen, in Spitzen an die Oberhemden, und in Manschetten. Eine Garnitur zu einem Degen, Garniture d'épée, das vollständige Degengefäß, nämlich das Stichblatt (Garde,) der Griff (Poignée,) welcher in engerm Verstande auch das Gefäß heißt, der Knopf (Pommeau,) und der Bügel (Branche.) Eine Garnitur zu einem Kamin, Garniture de cheminée, nennt man einen Aufsatz von Porzellangefäßen u. d. gl. auf einen Kamin. Auch werden andere Aufsätze (oder zusammen gehörige Stücke,) die man zum Zierrath auf Oefen, Commoden, Schränke, Tische und Bettstellen setzt, Garnituren genannt.

Garnitz, ein russisches Maß trockener Körper, deren 8 einen Czetwerin, 130 aber eine Hamburger Last machen.

Garou, Daphne Gnidium *Linn.*; s. Seidelbast.

Garouille, Quercus coccifera *Linn.*; s. Kermes-Baum.

Garoupe, Garoute, Cneorum tricoccum *Linn.*; s. Zwerg-Oehlbaum, im Art. Oehlbaum.

Garrot, s. Knebel. Wiederrüst.

Garstig, (*) ein Wort, welches nur im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich ist.

1. Eigentlich, kothig, beschmutzt. Sich garstig machen, sich besudeln. Garstige Hände haben. Garstiges, unreines, trübes Wasser. Eine garstige, schmutzige, Arbeit. Es ist garstiges Wetter, kothiges, schmutziges.

2. Fi-

(*) Frisch leitet dieses Wort von dem Holländ. Kroos, Koth, Andere von gären, und einem veralteten Hauptworte Garst, die Hefen, her. Allein, es gehört im mehrerm Rechte zu dem veralteten Gor, Koth; siehe Gare 2 und Gornung. Bey den krainerischen Wenden heißt garstig gerd, die Niedersachsen aber brauchen dafür auch lelik, lelk, in Bayern leidlich, Erlaid, Engl. lewd. Uebrigens sprechen die Hochdeutschen das st in diesem Worte wie scht aus, welchen Laut es auch in Bürste, Durst, Wurst, u. s. f. hat.

Figürlich. 1) Verdorben, von Fett und Fettwaaren, doch nur im Oberdeutschen; ranzig. Garstiger Speck, garstige Butter. Das Oehl riecht, schmeckt garstig. In dieser Bedeutung scheint es beynahe aus dem Niederf. galstrig, ranzig, verderbt zu seyn, welches widerum von geil abstammet. 2) Ungesichtet, häßlich, von widriger Bildung. Ein garstiges Gesicht. Sie ist nicht gar garstig, sie sieht erträglich aus. 3) Schändlich, den guten Sitten im hohen Grad zuwider. Garstige Reden, Zoten. Garstige Bilder. Garstige Bücher, ein garstiges Lied.

Gart=Hafer, s. Gert=Wurz.

Gart=Heil, (Wildes) Hypericum quadrangulum; s. unter Johannis=Kraut.

Gart=Heu, s. Hartheu.

Gart=Kraut, s. Gert=Wurz.

Garten, betteln; s. Garden.

Garten, (der) (*) eines der ältesten Wörter der Sprache, welches überhaupt einen eingeschlossenen verwahrten Platz bedeutet, und besonders folgende Arten desselben bezeichnet.

1. Einen Zaun, ein Gehäge; eine im Deutschen völlig veraltete Bedeutung, in welcher doch das Schwed. Gärd und Dän. Giärde, ein Zaun, und gaerda, Dän. giärde, zäunen, noch üblich sind.

(*) Das hohe Alter dieses Wortes und die vielen demselben dem Klange nach ähnlichen Wörter machen dessen Ableitung schwer, wo nicht unmöglich. So fern es einen Zaun bedeutet, kann es zu Gerte und Hurde gerechnet werden: so fern mit demselben auf die Verwahrung gesehen wird, kann es zu wahren, warten, bewahren, Fr. garder, gehören; wäre der Begriff des Umkreises, des Bezirkes der herrschende, so würde es zu Gurt, Girgillus, Girare u. s. f. gehören; würde vornämlich auf den Begriff eines Platzes gesehen, so müßte es mit Erde, Schwed. Jord, verwandt seyn; anderer Ableitungen zu geschweigen. Uebrigens lautet dieses Wort, wenn es hortus bedeutet in einigen Gegenden der Garte, und andern scheint es gar weiblichen Geschlechtes zu seyn.

Schon das Griech. χορτος, und Angels. Gearde, bedeutete einen Zaun. Im Wendischen ist gradim, noch jetzt einzäunen, und Gard ein Stacketenwerk.

2. Einen mit einem Zaune, mit einer Hecke, oder auf ähnliche Art eingeschlossenen Ort; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, wovon aber in den ältern Sprachen eine Menge Beyspiele vorkommen.

Dahin gehören das Lat. Cohors, Chors, ein eingeschlossener Ort, Engl. Yard, das mittlere Lat. Curtis, Dän. Gaard, ein Hof, das mittlere Lat. Girata, Gordus, Gortium, Gortus, eine Fischweide, Garenne, u. a. m.

3. Besonders, einen befestigten Ort, ein Schloß, eine Burg, einen Pallast, eine Stadt; eine Bedeutung, welche in den fremden Sprachen gleichfalls sehr häufig ist, ungeachtet sie im Deutschen auch unter die veralteten gehört.

Das Poln. Grod, Ruß. Gorod, Böhm. und Wend. Hrod, Hrad, Schwed. Gard, u. a. m. bedeuten theils eine Burg, theils eine Stadt. Dahin gehören gleichfalls die vielen Namen der Städte und Schlösser in und außer Deutschland, welche sich auf gard, endigen, z. B. Stargard, Belgard, Stuttgard, u. s. f. Siehe Gard-Richter.

4. Ein Haus; welche Bedeutung das Goth. Gards und Dän. Gaard hat.

Aus der deutschen Sprache gehört hieher das an Höfen übliche Wort Zehr-Garten, das Vorrathshaus oder Gewölbe von dem zu Bedürfnissen des Hofes gehörigen Gemüse, Fleische und Fischen zu bezeichnen, dessen Aufseher der Zehr-Gärtner genannt wird.

5. Ein mit einem Zaune oder einer Hecke eingefaßtes oder befriedigtes Stück Acker, Nieders. ein Kamp. und wenn es Graseland ist, eine Wörte, Wuurte. In diesem Verstande ist ein Eichelgarten oder Eichelkamp, ein zum Anfluge junger Eichen eingehägtes Stück Feldes. Siehe Gartenfeld, Gartenrecht, Gartine und Wörde.

6. In der engsten und üblichsten Bedeutung, ein befriedigtes Stück Landes, worin allerley Gewächse so-

wohl

wohl zum Nutzen, als auch zum Vergnügen, gebauet werden; wovon im Folgenden ein Mehreres vorkommen wird.

In dieser Bedeutung lautet es bey dem Kero Gartin, bey dem Ottfried Garton, bey dem Willeram Gerto, im Niederf. Garden, Garen, im Holländ. Gaerde, im Engl. Garden, in Walliſ. Gardd, im Franz. Jardin, im Ital. Giardino, im lat. Gors, cortis, Hortus, im mittlern lat. Gardum, Goretus, im Wallach. Garntina, im Poln. Ogrod, u. ſ. f.

7. Eine Gegend, ein Gebiet, ein Land; eine nur noch in einigen verwandten Sprachen übliche Bedeutung, wohin das alte Schwed. Gärd, das Griech. χώρα, eine Gegend, und das Angelſ. Gearde, die Erde, der Weltkreis, gehören.

Auf der Inſel Rügen heißt das Gebiet der ehemaligen Gardvogtey noch jezt der Garten; ſiehe Gard-Richter.

Der Menſch lebet nicht vom Brode allein, ſondern bedarf zu ſeiner Nahrung auch Kräuter und Gewächſe. Solche Gewächſe nun, welche außer dem Getraide zu ſeiner Nahrung dienen, werden Gartengewächſe genannt. Man theilt ſie, wie ich weiter unten mit mehrern zeigen werde, in Gartenkräuter und Garten- oder Obſtbäume, ein. In dem natürlichen Zuſtande des Menſchen iſt die Gewinnung dieſer Gewächſe mit wenig Umſtänden verbunden. Der Menſch nimmt ſie, wo er ſie findet. In dem geſitteten geſellſchaftlichen Zuſtande muß er ſie bauen, zumal, wenn ſeinem Gaumen nach Gewächſen gelüſtet, welche unter ſeinem Himmel nicht von ſelbſt wachſen. Ein befriedigter oder eingehägter Platz, wo ſolche Gewächſe gebauet werden, heißt ein Garten. Es giebt vier Hauptarten davon; nämlich: 1) ein Kunſt-Luſt-Pracht- oder Ziergarten, Jardin de plaiſance, welcher allein, oder doch hauptſächlich zum Vergnügen angelegt iſt; 2) ein Kraut- oder Küchengarten, im Oberd. Kachelgarten, Krätzgarten, in welchem allein, oder doch vornäm-

lich eßbare Kräuter und Küchengewächse erzeuget werden; 3) ein Baum- oder Obstgarten, in welchem nur Obstbäume gezeuget und gewartet werden; und 4) ein botanischer, medicinischer oder Arzneygarten, worin die zur Arzney und zur eigentlich so genannten Kräuterkunde (Botanik) gehörigen Pflanzen gezogen werden. Hienächst bekömmt ein Garten auch noch mancherley besondere Benennungen, theils nach dem Unterschiede der darin befindlichen Gewächse, z. B. Grasgarten, ein mit Gras bewachsener; Blumengarten, ein vornämlich für die Blumen bestimmter; Kräuter- Küchen- Würz- Arzney- und Baumgarten; theils erhält er auch seinen Zunahmen von gewissen Arten der Bäume, Stauden, u. d. gl. und daher giebt es Obst- Hopfen- Wein- Oehl- Nuß- Rosen- Feigen- Orangerie- Feldgärten u. s. w. theils aber unterscheidet er sich nach seiner besondern Abtheilung der Anlage, und heißt ein Lust- oder Blumen- Irr- Menagerie- Bienen- Thiergarten; imgleichen nach der besondern Art solche anzulegen, und der Gestalt, welche eine Nation ihren Gärten zu geben pflegt; ein französischer, italienischer, englischer, deutscher u. s. w. Die Bestellung und Unterhaltung eines Gartens, wird der Gartenbau; die Kunst, einen Garten sowohl zum Nutzen, als auch zum Vergnügen geschickt anzulegen und zu unterhalten, die Garten- oder Gärtnerkunst, im gem. Leben die Gärtnerey, L. Horticultura, Fr. Jardinage; und die zur Bestellung eines Gartens nöthige Arbeit, die Gartenarbeit genannt.

Die Spuren der Gartenkunst sind nur in den Zeiten des Lichtes, der Ruhe und der gemilderten Sitten, aufzusuchen. Was kann man hoffen davon bey Völkern zu finden, die noch in dem Stande der ersten Wildheit leben, deren ganze Thätigkeit auf die Befriedigung ihrer vielen natürlichen Bedürfnisse eingeschränkt ist,

ist, die von der Noth zur Jagd und zum unstäten Leben hingerissen werden! Eben so wenig können Gärten bey einem Volke empor kommen, welches beständig in den Waffen steht, Unruhe sucht, wenn es sie nicht hat, und mehr Vergnügen in Anfällen und Herumschweifungen findet, als in der Vertheidigung und dem Anbaue einer Gegend. Auch alsdann, wenn der Mensch sich der rauhen Lebensart entwöhnet, wenn er Sicherheit und Gemächlichkeit zu lieben anfängt, wenn er unter dem Schatten des Friedens sein Eigenthum bebauen und sich daran ergötzen lernet: so gehört doch noch eine gewisse Verfeinerung seiner Sinne und seiner Gefühle dazu, ehe er Lustgärten von einiger Bedeutung anzulegen fähig seyn wird. Der Geist muß sich erst an die Scenen der Ruhe und der natürlichen Schönheit gewöhrt haben, das Auge der Wahrnehmung landschaftlicher Reize geübt seyn, und das Herz sich leicht und gern milden Eindrücken eröffnen. Ja, die Erfahrung lehrt, daß, wenn Zeitalter schon zu einem feinen Geschmacke gelangten, sie weit eher schöne Gebäude zu errichten und vortreffliche Gemälde auszuführen wußten, als Gärten wohl anzulegen; als wenn die Gartenkunst, die doch so nahe mit der Natur verwandt ist, mehr Schwierigkeiten unterworfen wäre. Das Klima, welches die Heiterkeit und Fröhlichkeit des Menschen, so wie die Annehmlichkeit eines Landes, befördert, kann dem Anbaue der Gärten günstig seyn, ob es gleich nicht allezeit so gewesen ist. Der Wohlstand und Ueberfluß können zu der Ausbildung der Gärten behilflich seyn, ob sie gleich oft zur unnützen Pracht und zum Ekel an wahrer Schönheit verleitet haben. Bey einer gewissen Milde der Sitten und Veredelung des Geschmackes, wird sich vornämlich die Liebe der Gärten zu ihrer guten Bildung beeifern.

Ohne Zweifel waren die ersten Gärten, oder vielmehr die ersten Plätze, welche man zu Gärten zu be-

bauen anfieng, bloß dem Nützlichen gewidmet. Der Mensch sammelte die Bäume und Pflanzen, bey denen er Nahrung und einen angenehmen Geschmack fand, um seine Wohnung her, und widmete ihnen seine vorzügliche Pflege. Nothdurft sowohl als natürlicher Hang zur Erfrischung lehrte ihn Schatten und Wasser suchen. Die Natur ließ vor seinen Augen in den Thälern und auf den Hügeln eine große Mannigfaltigkeit von farbigen Blumen aufsprießen, die ihn ergötzten, die er nahe um sich her verpflanzte, und durch eine sorgfältige Wartung zur größern Schönheit erzog. Tausendfältige Beobachtungen und Bemerkungen, die er einsamelte, vermehrten seine Kenntniß, und reizten seinen Geschmack; und indem er reichlicher seine Bedürfnisse befriedigte, so erkannte er leicht, wie viele und mannigfaltige Beziehungen die Gegenstände der Natur auch auf die Belustigung seiner Sinne und seiner Einbildungskraft hätten. Die Liebe zur Einsamkeit, der Ekel an den Unruhen und Beschwerlichkeiten der gröfsern Gesellschaft, die Aussicht auf eine bequemere Art der Erhaltung, unterstützten den Trieb zum ländlichen Vergnügen. Durch Muße und Nachdenken, mit der täglichen Erfahrung befruchtet, lernte er allmählich der Natur ihre mächtige Zaubereyen ab, und suchte sie zum längern Genuß auf dem Platze, den er bewohnte oder liebte, zu vereinigen und fest zu halten. Dieses war ungefähr der erste Ursprung der Lust-Gärten, wovon die warme Phantasie der Dichter mehr, als die kalte Muthmaßung, anzugeben fähig ist. Denn da, wo die Geschichte schweigt, über deren Anfang sich die erste Entwickelung der Gärten hinaus hebet, ist es doch nur der Laut der Muthmaßung, welcher gehört werden kann.

Freylich sehr roh mußten die ersten Gärten seyn, noch weit von der richtigen Anordnung entfernt, die erst Zeit, Geschmack und Ueberlegung ihnen nach und nach mit-

mittheilen konnten. Man weiß nicht, wonach man fragt, wenn man die Beschaffenheit der ältesten Gärten wissen will. Allgemeinen ließe sich wohl ihre vermuthliche Gestalt angeben; will man aber näher unterrichtet seyn, so beliebe man zuvörderst eine zuverlässige Antwort auf die Frage: wie sah eigentlich das erste Gemälde aus, womit die Kunst anfieng? zu geben.

Die Gartenkunst gewann bey den Alten keine so merkliche Vollkommenheit, als die andern schönen Künste. Zwar erheiterte das griechische und italiänische Klima mit der Landschaft den Geist; es erzeugte eine Menge natürlicher Schönheiten, und schärfte die Fähigkeit, sie mit einer Art von Wollust zu genießen. Allein, es fehlten der Gartenkunst die mächtigen Triebfedern, die für einige andere der schönen Künste so wirksam waren. Diese erhoben sich mit den großen republikanischen Bestrebungen des Geistes, mit dem Kampfe nach Freyheit, nach Ruhm und Unsterblichkeit, mit den sichern sogleich gegenwärtigen Belohnungen des Vaterlandes. So stieg vornämlich die Beredtsamkeit, die Dichtkunst und die Bildhauerkunst. Die Anlage der Gärten aber erforderte eine Denkungsart, welche der heroischen entgegen war, die Ruhe der Leidenschaften, die Liebe der Stille und des ländlichen Vergnügens. Wenn damals auch gleich zuweilen der verjagte oder sich selbst entfernende Weise das Getümmel der städtischen Geschäfte mit dem Frieden eines verborgenen Landhauses verwechselte, so war doch weder sein Geist, noch sein Geschmack immer aufgelegt genug, sich mit einer vorzüglichen Verschönerung eines zum Garten geschickten Platzes zu befassen. Je mehr die heroischen Zeiten sich verloren, desto mehr breitete sich wirklich der Geschmack an den Gärten aus. Die Römer waren, als sie die Menge ihrer Landhäuser (Villen) und Gärten anlegten, nicht mehr die Zeitgenossen des **Fabricius**, sondern des **Lucullus**; es war

nicht mehr die Beschäftigung, nicht mehr die sanfte, einfältige Freude, sondern es war die verfeinerte Wollust des Landlebens, wonach sie durstete.

Es giebt wohl nicht leicht eine cultivirte Nation, die nicht einige Gärten zum Vergnügen angelegt haben sollte. Die Reizungen der schönen Natur haben eine fast allgemeine Wirkung. Religion und Nationalmeinungen schränken sie nicht ein. Der römische Mönch belustigt sich in dem Garten seines Klosters so gern, als der Muselmann seinen Landhäusern am Meere zueilt, um da die frische Luft zu genießen, welche ihm die Stadt versagt. Die Anlage der Gärten ist lange schon ein Gegenstand des öffentlichen Aufwandes nicht bloß der Fürsten, sondern auch der begüterten Glieder der Nationen geworden. Die Nothdurft erforderte um volkreiche Städte einen fleißigern Anbau der Gewächse, die der Mensch zu seiner Nahrung brauchet; und neben diesen Plätzen erhoben sich auch bald Gärten, die dem Genusse der Freyheit, der frischen Luft und des Vergnügens, gewidmet wurden. Man sieht gemeiniglich Gärten um größere Städte, wo der Handel, Wohlstand, oder der Reichthum einen gewissen Luxus erzeugt hat.

Die Gärten, welche zu den öffentlichen Denkmälern einer Nation gehören, lassen sich aus so mancherley erheblichen Gesichtspuncten betrachten, daß die Unachtsamkeit oder Gleichgültigkeit mancher Reisebeschreiber in diesem Puncte nicht anders als tadelhaft angesehen werden kann. Sie sind Gegenstände nicht bloß der Cultur und des Wohlstandes, sondern auch des Geschmackes eines Landes; sie können, wenn sie mit eigener Wahl angeleget und nicht bloß nachgeahmt sind, zum Theil einen Beweis von dem Nationalcharacter abgeben, der sich in ihnen sichtbar macht. Die brittischen Parks kündigen dem Reisenden eine Nation an, deren Geist höhern Schönheiten entgegen

strebt,

strebt, das Große und Edle ergreift, und sich gern in kühnere Unternehmungen einläßt. Der Hang zu dem Zierlichen und Witzigen, so wie ein gewisser Geist der Kleinigkeit, womit jener Hang sich leicht vermischt, ist in den französischen Gärten ausgeprägt.

Unter allen Nationen des Alterthumes sind die Römer am meisten wegen der Landhäuser und Gärten berühmt gewesen. Gleichwohl geschieht schon lange vor ihnen bey alten Völkern Erwähnung von Gärten, welche damals nach dem Geschmacke der Zeit ihren Werth mögen gehabt haben, die aber von einigen neuern Schriftstellern übermäßig erhoben worden sind, weil sie, an statt sie näher zu untersuchen, den übertriebenen Lobsprüchen anderer nachzulallen bequemer fanden.

Man hat der babylonischen Gärten nicht gedenken können, ohne in eine Art von Erstaunen zu fallen, ohne dabey zu wissen, worüber man erstaunte. Bey einer nähern Betrachtung dieser schwebenden Gärten aber verliert sich ein großer Theil von ihrer wunderbaren Pracht. Man nehme auf einige Augenblicke an, daß die Beschreibungen des Diodor, Lib. 2, Cap. 4, Strabo, Lib. 15, und Curtius, Lib. 5 Cap. 1, ihre historische Richtigkeit haben. Nach diesen Schriftstellern waren es künstliche Erhöhungen, die unten auf Pfeilern ruheten, oben in dem aufgetragenen Erdreiche mit Bäumen bepflanzt, in verschiedene Absätze vertheilt, und durch eine gewisse Wasserkunst befeuchtet waren. Ich sehe hier nichts anders, als ein Werk eines kühnen Geistes, der etwas Seltsames unternehmen wollte, ohne sich von einer richtigen Beurtheilung leiten zu lassen. Es war ein Werk, welches der Natur Trotz bieten sollte, ein einzelnes gewagtes Werk und nicht wohl einer Nachahmung fähig. Noch weniger läßt sich begreifen, wie es den Namen eines Gartens anders als in einem sehr ungewöhnlichen Verstande hat verdienen können. Aber wenn es nun auch mit der

Glaub-

Glaubwürdigkeit dieser Schriftsteller nicht gar zu sicher stände? Nur der einzige verdächtige **Berosus**, welcher gar zu gern die Seltenheiten seines Landes auf Kosten der Wahrheit erhebt, redet von den Gärten aus seinem eigenen Zeugnisse; die andern berichten bloß nach andern; und selbst **Curtius** scheint an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln, da er sie vulgatum Græcorum fabulis miraculum nennt. Vermuthlich befand sich zu Babylon ein Hügel, der in verschiedene Absätze getheilt und mit hohen Bäumen bekleidet war; das Ungewöhnliche eines solchen Gegenstandes in einem ebenen Lande erschien einer erhitzten Phantasie wunderbar, und die Sage machte daraus ein Wunder in der besten Form. Was dieser Vermuthung einen Grad der Wahrscheinlichkeit mehr giebt, ist das Stillschweigen des **Herodot**. Er hatte Babylon sorgfältig besucht, er beschreibt alle Seltenheiten der Stadt ausführlich: von den schwebenden oder hängenden Gärten aber schweigt er ganz; und nur Schriftsteller reden davon, die viel jünger sind, als er.

Die babylonischen oder hängenden Gärten, werden, nebst den babylonischen Mauern, für ins der sieben Wunderwerke der Welt angegeben, und ich füge hier eine verkleinerte Zeichnung derselben, aus des kaiserl. Oberbauinspectors, Joh. Bernh. Fischer von Erlachen, Entwurf einer historischen Architectur, Lpz. 1725, Quer-Regalfol. Tab. III, bey. Siehe Fig. 850.

Die babylonischen Stadt-Mauern, soll, wie Ctesias berichtet, die Königin Semiramis, nach dem Absterben ihres Gemahls, des Ninus, ungefähr um das Jahr der Welt 1860, aus Ziegelsteinen und Harz haben erbauen lassen. Die Stärke der Mauern war, wie Curtius und Strabo berichten, 30, nach dem Plinius und Andern aber, 50 Schuh, so daß auf denselben zwey mit vieren in der Reihe bespannte Wägen einander ausweichen könnten. Die Höhe war von 100 Werkschuhen, außer den Thürmen, welche, wie Strabo meldet, noch 20, nach des Plinius, Solinus und Martianus Berichte aber, 200 Werkschuhe hervor geraget. (Plinius rechnet noch

dazu

dazu den Schuh 3 Zoll länger, als den römischen; und es scheint also in dem überstimmten Strabo ein Versehen zu seyn.) Der Umfang hatte bis 380 Stadien, wie Strabo rechnet, welches, wenn ein Stadium zu 625 Schuh gerechnet wird, mehr austrägt, als 60000 Schritte, welche Plinius angiebt. Hyginus ist der einzige von den Alten, der ihnen weniger, als 360 Stadien, zugeleget hat. Dio Cassius, Herodot und Apollonius steigen bis 400 und mehr Stadien, scheinen aber über die Schnur zu hauen; obgleich der noch heutige weite Umfang der asiatischen Städte jenen glaublich machet, zumal da die Häuser in Babylon nicht dicht an einander standen, und inwendig auf einen Noth all viel Ackerbau war. Doch dieses alles schien dem großmüthigen Unternehmen der Königin keine Genüge zu thun, wenn sie nicht sowohl durch die Menge der Arbeiter ihre Macht, als durch die Beschleunigung des Werkes ihre Anstalt, zu erkennen gegeben hätte, indem ein jeder Tag gleichsam durch eine neue Erschaffung, ein ganzes Stadium von der Mauer zu Stande gebracht haben soll. Nach des Herodot Erzählung, haben diese Mauern 100 Thore von Erz gehabt. Womit sich die Königin dennoch nicht vergnüget, bis sie ebenfalls zum gemeinen Nutzen den Tigrisfluß durch einen schiffreichen Canal in den Euphrat geleitet, und überdem zur Pracht die königliche Burg A, erbauet; welche Andere glaubwürdiger dem Belus zueignen; wie denn auch mehr als eine Semiramis gewesen, deren unterschiedene Gebäude einer allein zugeschrieben werden. Diese hatte 20 Stadien im Umfange, und in der Einfassung Thürme von 80 Schuh hoch, nahe an dem Euphrates B, welcher mitten durch die Stadt floß, in der Breite eines Stadii, und war nicht nur mit einer steinernen Schifflände nebst herabgehenden Stiegen C. eingefaßt, sondern auch mit einer herrlichen Brücke D geziert, an deren einen Seite obgedachtes Schloß gelegen, mit dreyfachen reich verzierten Thoren, und jenseit der Brücke einem kleinern.

Die hängenden Gärten waren viereckig; jede Seite hatte 4 Jugera, d. i. (nach Plinius Berechnung ein Jugerum zu 240 Fuß gerechnet,) an 1000 Fuß lang; und ruheten oben über dem Schlosse auf 20 gewölbten Mauern E, welche 22 Fuß dick waren. Vor selbigen sind in diesem Risse 20 andere Arcaden in der Façade vorgestellt. Der Zugang zu der untersten Terrasse geschah über eine abhängige Fläche F, welche der ersten Mauer an Höhe gleich war. Nach diesem war der Prospect durch unterschiedene Terrassen

rassen einer Schaubühne ähnlich, daran der letzten Mauer Höhe 50 Fuß gewesen; so, daß an diesen gleichsam in der Luft angelegten fruchbaren Baumgängen, und durch geheime Wasserleitungen springenden Wasserkünsten, alles überirdisch schien. An dem Schlosse war eine von Ziegelsteinen erbaute Pyramide G. 1 Stadium hoch, und an jeder Seite 1 Stadium breit, des Ninus Grabmal, welches Xerxes ruinirt hat, Alexander der Große aber wieder zu repariren darum abgeschreckt wurde, weil bloß zum Aufräumen der Steine 10000 Menschen 2 Monate arbeiten mußten. Plinius und Diodor gedenken noch eines Tempels H, der dem Belus, als einem Jupiter, gewidmet gewesen ist. Pausanias und Herodot haben ihn noch gesehen. Nach des Letztern Berichte, war derselbe nahe bey dem Schlosse gelegen, von einem Baue, dessen äußerliche Pracht der Salomonischen am nächsten kömmt, indem er an dessen viereckigen Umfange jede Seite 2 Stadien lang gefunden hat, und in der Mitte einen Thurm, der mit 8 gleichsam auf einander gesetzten und durch auswendige Stiegen zusammen gesetzten Thürmen ein Stadium hoch, in dem untersten Absatze aber ein Stadium weit gewesen ist. Oben in der Spitze war ein kleiner Tempel und inwendig könnte man, vermittelst einer Maschine, sitzend bequem hinauf gezogen werden. Diodor meldet noch, es habe dieser Thurm den Chaldäern zum Observatorium gedienet.

Der in neuern Zeiten angelegten hängenden Gärten, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Die Gärten der alten Perser, welche nicht wenig im Alterthume ihr Lob hatten, verdienen allerdings diesen Namen mehr, als die zu Babylon. Es scheint aber, daß sie mehr natürlich angenehme Plätze und mehr Gegenden voll freywillig wachsender schönen Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als Gärten, gewesen sind, die nach einer bestimmten Absicht angelegt waren. Das Klima und Erdreich begünstigten vorzüglich die herrlichen Gewächse und Früchte, welche diesem Lande eigenthümlich sind. Der Fremde, der sie auf seiner väterlichen Flur nicht gesehen hatte, wurde von ihnen desto mehr bezaubert, je mehr neu und reizend er sie sowohl für das Auge, als auch für den Geschmack,

schmack, fand. Und bald war der Ruhm der persischen Gärten verbreitet. Die Beschreibungen von ihnen, die auf uns gekommen sind, haben mit andern aus dem Alterthume, die von den Gärten handeln, das Mangelhafte, daß sie sich bloß auf eine kurze Anzeige der Gegenstände einschränken, die Anordnung derselben aber fast ganz unberührt lassen. Selbst Xenophon erwähnt nur im Allgemeinen lustiger Plätze oder Gärten, die er fruchtbar und schön nennt, und wobey er nur der Fruchtbäume und Wässerungen gedenkt, woraus Carlencas, und andere Schriftsteller seiner Art, Lustsäle und prächtige Fontänen nach französischem Geschmack machen wollen. Die einzige Spur von einem Anfange der Kunst, die sich beym Xenophon findet, ist der Garten des jüngern Cyrus zu Sarden in Lydien, worin Lysander die Schönheit und Ordnung der Bäume, die in einer Quincunx gestellet waren, bewunderte, weil er vermuthlich so etwas in Sparta, das seinen Feldbau von Sclaven besorgen ließ, noch nicht gesehen hatte. Bey aller Vergleichung der vorhandenen Stellen der alten Schriftsteller, läßt sich nichts anders mit Ueberzeugung erkennen, als daß die so gerühmten Gärten oder Paradiese der Perser Fruchtgärten gewesen sind, die ihren Ruhm bloß der natürlichen Annehmlichkeit der Lage, und der Schönheit der Gewächse, zu danken hatten.

Die Griechen bewohnten zum Theil Gegenden, welche zum Anbau der Gärten sehr geschickt und einladend waren. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihre besondere Empfindlichkeit gegen angenehme Eindrücke, ihr Hang zum Vergnügen und zur Abwechselung, mußte sie nicht weniger zur Liebe der Gärten reizen. Sie waren auch dagegen eben so wenig gleichgültig, als gegen die großen Schönheiten der Natur selbst, wovon ihre Dichter die herrlichsten Nachbildungen hinterlassen haben. Allein, bey allem diesen scheint es doch,

daß

daß sie in den ersten Zeiten zu sehr mit harten Bedürfnissen beladen, in der Folge zu sehr mit den Geschäften der Staatseinrichtungen und des Krieges überhäuft, endlich für andere Künste und vornämlich für Ergötzungen von einer stärkern und berauschenden Art zu lebhaft eingenommen waren, als daß sie Zeit und Ruhe genug hätten finden können, für den sanftern Reiz der Gärten recht thätig zu werden. Ihre Gärten haben daher auch nie das Ansehen erreicht, zu welchem sonst die schönen Künste bey dieser Nation gestiegen sind. Homer beschreibt, im 7ten Buche der Odyssee, die Gärten des Alcinous, die man oft eben so unmäßig, als die babylonischen, erhoben hat, da doch sonst die ältern Scribenten keinem, als dem Homer, folgen konnten. Ihre Schönheit bestand in Granaten-Feigen- und Oehlbäumen, und andern Arten von Bäumen; in einer gewissen Abtheilung, nach welcher den Fruchtbäumen, den Weinstöcken und den so genannten Küchengewächsen besondere Plätze angewiesen waren; in dem Wasser, welches zur Befruchtung hin und wieder geleitet ward. Es scheint auch, daß die Bäume und übrigen Gewächse in einer gewissen Ordnung und Symmetrie gepflanzt gewesen seyn, womit die Kunst fast überall ihren Anfang nahm und nehmen konnte, doch ohne daß sie nachher auf diesem Puncte hätte stille stehen sollen. Man sieht in dieser Beschreibung die erste Entwickelung eines Gartens in der Auswahl der Bäume und Gewächse, in der Sorgfalt für ihre Befruchtung, und in ihrer Stellung nach einer gewissen Ordnung, wodurch man sich von der Wildheit der Natur zu entfernen suchte. Aber noch giebt diese Beschreibung, so wie sie da ist, keinen großen Begriff von einem königlichen Lustgarten. Man sieht nichts weiter, als einen nützlichen Fruchtgarten in einem dazu besonders abgetheilten Strich Landes. Dieses Beyspiel der Nutzbarkeit und Einfalt in den Gärten mußte den spätern

Grie-

Griechen, welche immer noch in dem Homer ihren Lehrer erkannten, beständig vor Augen schweben, und ihnen zur Regel werden, von welcher abzuweichen sie sich nach aller Vermuthung nicht erlaubten

Erst bey den Römern läßt sich ein Standort nehmen, von welchem man einen sichern Blick in die Gärten der Alten werfen kann. Man kennt ihre schwärmerische Neigung für den Aufenthalt auf dem Lande; man weiß, wie viele Gegenden sie bebauet, wie viele herrliche Gebäude sie aufgeführt haben, um ihren Enthusiasmus für die ländliche Ruhe und Ergötzung zu befriedigen. Noch jetzt erinnern wir uns nicht ohne eine gewisse Fröhlichkeit an die kühle Lage von Präneste, an Tiburs heitere und gesunde Höhen, an die Westwinde von Caprea, wo die herrliche Aussicht nach dem neapolitanischen Meerbusen entzückte, und selbst den August reizte, hier zwölf prächtige Gebäude anzulegen, an so viele andere lustige Berge und Vorgebirge, die der Römer im Sommer besuchte; an Bajä in Campanien am Meere, wo ihn im Winter eine gelindere Wärme erquickte. Noch jetzt, saze ich, reizt uns das zauberische Bild dieser und vieler andern Gegenden, so voll von Villen und Gärten, daß damit wohl nirgends ein Erdstrich so sehr bedeckt gewesen ist, als es damals Italien war.

Man muß Villen und Gärten, welche oft mit einander verwechselt worden, unterscheiden, wie selbst die Römer in spätern Zeiten zwischen beyden den Unterschied bemerkten, der sich wirklich zwischen ihnen befunden. Weil man die Villen aus den Beschreibungen der römischen Schriftsteller genauer kennt, als die Gärten, und jene auch mehr als diese auf gewisse bestimmte Regeln gebracht zu seyn scheinen: so hat man zuweilen den eigenthümlichen Ruhm der Villen zugleich den Gärten zugetheilt, und diesen eben so vielen Werth beygelegt.

Aus der verschiedenen Art, wie die alten Schriftsteller der Villen und wie sie der Gärten gedenken, läßt sich vielleicht ein Beweis für die größere und geringere Vollkommenheit derselben annehmen. Es werden nicht allein weit mehr Villen als Gärten, sondern jene auch ausführlicher beschrieben, da diese gemeiniglich nur eine kurze Anzeige und ein nur allgemeines Lob ihrer Fruchtbarkeit oder ihrer Annehmlichkeit erhalten. Wahrscheinlicher Weise hatten doch wenigstens in den spätern Zeiten, wie Plinius Nat. Hist. lib. 19. c. 20. und andere nicht undeutlich zu erkennen geben, die meisten Villen ihre Gärten. Dieses bestärkt die Vermuthung, daß selbst nach dem Begriffe der Römer ihre Gärten verhältnißmäßig eine weit geringere Vollkommenheit hatten, als ihre Villen.

Zu den Zeiten des August waren schon die herrlichsten Villen vorhanden; gleichwohl waren die Gärten noch weit entfernt, einen sichern Anspruch auf Lustgärten zu machen. Virgil, Georg. lib. 4, v. 121, nennt bloß Rosenstöcke, Endivien, Gurken, Narzissen, Epheu, Myrthen, Bärenklau, als die Gegenstände in einem Garten. Columella in der Vorrede zu dem Gedichte de cultu hort. merkt ausdrücklich an, daß der Gartenbau von den ältern Römern sehr vernachlässigt worden, und daß er erst zu seiner Zeit in Aufnahme gekommen sey. Er betrat daher eine Bahn, die ihm Virgil offen gelassen hatte; allein die Vorschriften, die er in seinem kleinen Lehrgedichte vorträgt, so nützlich sie auch sonst seyn mögen, betreffen doch nur den ökonomischen Gartenbau. Indessen gedenkt er im 10ten Buche verschiedener Blumen, die zur Schönheit der Gärten gerechnet werden, der Violen, Rosen, Lilien, Hyacinthen, Levkojen. Weiter aber sagt Columella von irgend einer Anlage und Einrichtung eines Gartens zur Ergötzung eben so wenig etwas, als andere Schriftsteller, die von dem Landbaue und von den Villen handeln.

Nur allmählich erst ward Italien mit den edlern Bäumen, welche von da in andere Länder von Europa weiter verpflanzt sind, bereichert; denn aus größtentheils entfernten Gegenden mußten die Römer sie suchen,

suchen, aus Syrien die Feigen, aus Meden die Citronen, aus Persien die Pfirsichen, aus Afrika die Granaten, aus Cypern die Lorbeeren, aus Griechenland die Myrthen, aus Epirus allerley Arten von Aepfeln und Birnen, aus Armenien die Pflaumen, aus Pontus die Kirschen u. s. w. Die Seltenheit sowohl als die natürliche Schönheit dieser Bäume mit dem angenehmen Geschmacke ihrer Früchte mußten besonders in der ersten Neuheit die Römer bezaubern, und ihnen die Gärten reizend machen, die mit solchen Pflanzungen allmählich erweitert wurden. Indessen sind alle die Anzeigen, die uns von den römischen und selbst von den luculliſchen Gärten, die noch zur Zeit des Plutarch unter die kostbarsten Güter der Regierung gerechnet wurden, übrig geblieben sind, so allgemein, daß man sich noch weniger von ihnen einen bestimmten Begriff zu machen im Stande seyn würde, wenn der jüngere Plinius Epist. 17. lib. 2. und Ep. 6. lib. 5. uns nicht eine nähere Beschreibung von seinen Gärten, obgleich nicht so ausführlich als von seinen Landhäusern hinterlassen hätte.

Der Garten zu Laurentin war mit einem Baumgange (gestatio) eingeschlossen, der hier mit Buchsbaume, dort mit Rosmarin eingefaßt war. An dem innern Umfange des Baumganges lag ein junger und schattiger Weingarten, der einen weichen und zum Gehen sehr bequemen Boden hatte. Den Garten zierten viele Feigen- und Maulbeerbäume, weil der Boden diesen Arten mehr als andern günstig war; Im Garten lag ein Speisesal, aus welchem man, wiewohl entfernt von dem Prospecte nach dem Meere, nicht weniger eine schöne Aussicht genoß.

In der weitern Beschreibung, worin Plinius vornämlich der Gebäude im Garten und um die Hauptwohnung her gedenkt, wird noch eines Gartenaltanes oder einer Erderhöhung erwähnt, die mit wohlriechenden Veilchen bepflanzt war. Etwas genauer hat er den Garten zu Tuscum geschildert, ohne Zweifel, weil er durch die Anlegung des Besizers, wie ausdrücklich bemerkt wird, mehr Schönheit für ihn erhalten zu haben schien. Zu den mancherley

Theilen dieses Gartens gehörte ein offener freyer Platz oder erhabener Gang, der in vielerley Absätze und Gestalten getheilt, und mit Buchsbaume umfaßt war; etwas weiter davon ein sanft abhängender Rasenteppich, auf welchem verschiedene einander entgegen gesetzte Figuren von Thieren (der Anfang der Gartentändeley) mit Buchsbaume vorgestellt wurden; der Boden dazwischen war mit schönem Bärenklau geziert. Rings umher lief ein Spaziergang, der von dicken und auf verschiedene Weise beschnittenen grünen Bäumen eingefaßt war; nach diesem folgte ein Baumgang nach Art eines Rennplatzes, welcher Buchsbaum von mancherley Form und niedrige geschorne Bäumchen in sich schloß. Alle diese Scenen waren von einer Mauer umgeben, die, mit Buchsbaume bedeckt, den Augen entzogen war.

In dem Verfolge der Schilderung kömmt Plinius bald auf die Gebäude, bald auf die übrigen Stücke, die zu dem Gartenplatze gerechnet werden können. Zu den ersten gehören vornämlich die Reitbahne, die Bäder, der Speisesal, das Schlafzimmer, wohin weder Sonnenhitze noch Geräusch dringen konnte: von außen schlängelten sich die Ranken des Weinstockes an den Fenstern hinauf, und inwendig war Auszierung von Marmor und Malerey von Vögeln, die auf den Zweigen saßen, unter welchen eine Quelle rauschte; eine glückliche Ausschmückung eines Gartengebäudes. In dem übrigen Theile des Gartenplatzes erschienen bald Marmorbänke, die sich zum Ausruhen darboten, bey welchen anmuthige Quellen umher rieselten, die hie und da hingeleitet, das Grüne durch Wässerung belebten; bald springendes Wasser oder Fontainen, (oft fälschlich für eine Erfindung der Neuern ausgegeben) die in marmorne Becken sich ergossen; bald Wege, die von Buchsbaum durchschnitten und eingefaßt waren. Außer den Prospecten, die das Innere des Gartens selbst verschaffte, hatte man Aussichten auf Weinberge, Felder, Wiesen, Berge, Wälder voll natürlicher Schönheit; Aussichten, die den Aufenthalt im Garten ergötzender machen mußten, ohne daß eben dadurch seine Einrichtung selbst zu einem Muster erhoben werden könnte.

Wer selbst untersucht hat, der wird noch immer eingestehen, daß es sehr schwer ist, sich von der Anlage und Verbindung aller Gegenstände dieses Gartens einen ganz bestimmten Begriff zu machen; wenn man nicht

nicht etwa, wie Felibien, nach dem Modelle, welches man einmal von einem Garten sich in den Kopf gesezt hat, einen römischen Garten beurtheilen, und Gestalt und Stelle der Sachen nach Willkühr ändern will.

Vom Gartenbau der Römer, s. C. G. Rößig Versuche über die ökonomische Policey, nebst einer Abhandlung über den Landbau der Römer, Lpz. 1779, 8. S. 124, fgg.

Die Römer hatten auch in der Luft schwebende oder hängende Gärten, Horti pensiles genannt. Dergleichen waren die Gärten des Tiberius, welche man hinschieben konnte, wohin man wollte; auch konnte man solche zur Winterszeit unter das Dach bringen.

Christ. Adolph. Klotz. progr. de nemoribus in tectis aedium Romanorum. Jen. 1762, 4. 2 B.

Ge. Hier. Velschii locus Athenaei, de hortis in navi Hieronis Regis Syracusani expositus; de hortis Adonidis, & hortis pensilibus; s. in den Misc. Nat. Cur. A. 1672, Obs. 31.

Unter die hängenden Gärten kann auch das Mausoleum Augusti gerechnet werden, wovon viele Merkmale übrig geblieben sind, welche man noch heutiges Tages in Rom sieht. Es hatte schon vorlängst Artemisia, Königin in Carien, ihrem Gemahle Mausolus ein prächtiges Grabmal aufrichten lassen, und dasselbe nach dessen Namen Mausoleum genannt. Gleicher Weise ließ Kaiser Augustus für sich und seine Familie an dem Campo Martio ein solches prächtiges Grabmal vom schönsten weißen Marmor zubereiten. Es stand auf einem mäßigen Hügel, welcher mit Gewölben unterbauet war, und da es nach fünf Auf- oder Absätzen immer enger und spitziger zuvieng, präsentirte es eine Pyramide, auf deren Spize die Bildsäule des Kaisers von Erz stand. Die breiten Gänge an den Aufsätzen bis oben hinaus, waren rings herum mit stets grünenden Bäumen besezt. Es hatte hinter sich einen angenehmen Busch mit lauter Alleen zum Spazierengehen des Volkes, gegen dem Campum Martium aber ein Thor, und auf dessen beyden Seiten zween Obelisken, jeder von 80 Fuß hoch. Das Mausoleum selbst bestand aus vielen Zimmern und Kammern, mit kleinen Fenstern, worin eines jeden Asche besonders verwahrlich aufbehalten wurde. Man hat vor einiger Zeit noch die Ueberbleibsel davon, von ziemlicher Höhe, unter dem Namen Augusta zeigen wollen, worauf oben ein Garten an

gelegt gewesen, welcher zu seiner Zeit dem Hause der Herren Sodermi gehört habe. Siehe Fig. 851.

Vestigi dell' Antichità di Roma, Tab. 36.

Welsch bemerkt, daß zu seiner Zeit zu Venedig und Genua solche Palläste gestanden, auf deren obern Theil lustige Gärten angelegt gewesen. Weil zu Genua wenig platter Boden, und also zu Anlegung einiger Gärten wenig Platz vorhanden ist, so beschütten sie, wenn das Haus die Last tragen kann, die Altane ihrer Häuser mit Erde, welches desto leichter angeht, weil die meisten Häuser an die Anhöhen der Hügel und Berge angebauet sind.

In Verona findet man auf dem grünen Markte, Piazza dell' Erbe genannt, einen künstlich erbaueten Pallast, welcher dem Grafen von Massei gehört. Oben auf dessen flachen Dache oder Boden war ein Garten anzutreffen, in dessen Felder Blumen und Bäume gepflanzt waren. Auch fanden sich daselbst anmuthige Springbrunnen; und war beydes inwendig herum, wie auch auf der Brusthöhe nach dem Markte zu mit künstlichen Statüen besetzt. Einen Abriß davon findet man in Jo. Eph. Volkamers *Continuation* der nürnbergischen *Hesperidum*, Nürnb. 1714, f.

Auch in Deutschland findet man in der wegen des Religionsvertrages berühmten Stadt Passau an der bischöflichen Burg und Residenz ein dergleichen künstliches Gebäude, mit einem über Gewölbe und Zimmer angelegten schönen Garten. Einen Abriß davon stellt Fig. 852 a) dar.

No. 1. zeigt die Facciata, oder wie das Gebäude von unten anzusehen ist; 2, ist ein grüner mit Rasen belegter Gang, in welchen man durch die Thür No. 3. aus den Zimmern tritt; 4, ist die Thüre in das Ballhaus, wohin man aus diesem Gange gelanget; 5, eine Gallerie von Werkstücken oder eine Brusthöhe, welche mit Orangerie und andern Gewächsen besetzt ist; 6, ein anderer langer Spaziergang, welcher ebenfalls mit Rasen belegt ist; 7, ist der Garten selbst; 8, Gebäude, deren Fenster nordwärts sehen; die Süd- und Westseiten dienen anstatt einer Gartenmauer, und es sind dieselben insgesamt mit Landschaften zierlich bemalt; 9, eine Vertiefung, worin wieder 4 mit Buchsbaum besetzte, auch mit Springbrunnen und Zwergbäumen gezierte Blumenfelder sind; 10, der Thurm, so viel davon im Garten in das Gesicht kömmt; 11, das hochfürstliche Schlafzimmer, woraus man vermittelst einer Schnecken- oder Windeltreppe in den Garten, und von da durch eine

andere

andere dergleichen Treppe unter den Garten hinweg in das Ballhaus kommen kann, so, daß besagtes Gartenfeld völlig auf Untergebäuden lieget; 12, ein Theil der Residenz, so viel man in dem Garten sieht.

Fig. 852 b) zeigt die zween Gärten, wie sie, von der hochfürstlichen Residenz aus, zu sehen, mit Fontänen und allerley seltenen Gewächsen geziert, auch mit künstlich gemalten Prospecten versehen sind.

In Nürnberg ist unter den öffentlichen Gebäuden, welche an Schönheit und Stärke andern nichts nachgeben, insonderheit das Schloß, oder die auf einem etwas erhabenen Hügel gelegene kaiserliche Burg, von da man die ganze Stadt übersehen kann, merkwürdig. An dieser Burg hat Kaiser Friedrich II. als ein großer Liebhaber des Gartenwesens, ebenfalls hängende Gärten zu seinem Vergnügen anlegen lassen. Conrad Celtes meldet folgendes davon: Cæsar Fridericus, ut hortis plurimum se oblectare solebat, in ea arce pensiles sibi hortos fieri fecit; pilis onus sustinetur, altitudinem muri æquans, solumque super stratum herbarum & arbusculorum patiens est. Helius Eobanus Hessus gedenkt dieser hängenden Gärten in nachstehenden Versen:

Nec desunt variis vernantes floribus horti,
Quales blanda Venus, tibi, pulcher Adoni, paravit;
Pensile suffultum stat opus nixumque columnis,
Quale apud Assyriam memorant Babylona fuisse,
Si tamen exiguis componere maxima fas est.

Nach so mannigfaltigen Revolutionen und Verheerungen, wodurch Italien viele Jahrhunderte hindurch entkräftet, und von seiner alten Fruchtbarkeit und Schönheit herab gesetzt worden ist, fieng es endlich spät wieder an, die Erquickungen des Friedens zu genießen. Die Freyheit, zu welcher sich verschiedene Städte wieder erhoben, der Reichthum, den der Handel verschaffte, die Kenntniß und der Edelmuth einiger Päbsteund Fürsten erweckte allmählich die Liebe der schönen Künste, und breitete in den Geistern mehr Heiterkeit, in den Empfindungen mehr Verfeinerung aus. Die schönen Künste schritten bald einer Vollkommenheit nach der andern entgegen, nachdem sie sich nur erst einmal aus den alten Ruinen hervor gearbeitet hatten. Nur blieb

bey dieser fast allgemeinen Wiedererweckung des Gefühls für das Schöne die Gartenkunst noch lange vergessen. **Addison** in seinen Anmerkungen über Italien meint, daß die Franzosen die erste Einrichtung ihrer Gärten von den Italiänern genommen hätten; eine Meinung, für welche er die Beweise schuldig geblieben ist. Vielmehr weiß man gewiß, daß le **Notre** selbst den französischen Geschmack nach Italien gebracht hat; und dieser Geschmack ist selbst nach seiner Vermischung mit dem, was er von der Nation annahm, noch in den meisten Gärten sichtbar. **Volkmann**, dessen Urtheil Glauben verdient, versichert im 1. B. seiner Nachricht von Italien S. 58, daß die Gärten der Italiäner nicht das bedeuten, was sie sich davon einbilden. „Die Anlag, sagt er, ist simpler, als die von den französischen: man findet aber auch keine solche prächtige Alleen, solche hohe Hecken, so viele kleine Cabinete und Abwechslungen darin; inzwischen gefallen sie vielleicht den meisten Reisenden aus nördlichen Gegenden, besonders wegen der Neuheit der Gewächse, welche man bey uns vergebens sucht; dahin gehören die verschiedenen immer grünenden Bäume. Die Wasserwerke sind wirklich meistens bloße Spielwerke, wenn die Italiäner, die nichts besseres kennen, sie gleich für unverbesserlich halten. Sie bestehen größtentheils aus Fontänen, mit einem niedrigen dünnen Strahle, der auf allerley Art verändert werden kann, aus kleinen mit wenigem Wasser versehenen Cascaden und dergleichen Stücken.“ Gleichwohl zeichnen sich nach der Beschreibung eben dieses Schriftstellers verschiedene größere Gärten aus, um Turin die bey den Lustschlössern Venerie, Stupinigi und Vigne de la Reine; zu Florenz Boboli; zu Rom die vaticanischen Gärten, der ausgedehnte ludovisische Garten, und die bey den Villen Corsini und Medicis — die ihre Schönheiten haben von der angenehmen Lage, den abwechselnden Durchschnitten, den malerischen Prospecten, den Alleen, kleinen Lustwäldchen, Blumenparterren, Rasenstücken, Grotten, Statüen — welche allerdings die Nachahmung des französischen Geschmackes verrathen,

aber

aber mit noch mehr kleinen Spielwerken angefüllt sind. Es ist hier noch nicht der Ort, von diesen Gegenständen ein ausführliches Urtheil zu fällen. Italien ist indessen voll sowohl von edlen Landhäusern, als auch von kleinern Lusthäusern, worin man außerhalb der Stadt freye Luft schöpft, und die mit anmuthigen Weingärten umzogen sind. Vornämlich sind die lieblichen Gegenden um Meiland, Padua, Genua, Venedig — die romantischen Landschaften des Meerbusens von Neapel bis Portici, und selbst verschiedene Striche in Sicilien, von Villen und Lustgärten verschönert. Ich kann dieses Land nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf den Garten auf der Isola bella, der berühmtesten unter den borromäischen Inseln, zu werfen; einen Garten, dessen Anlage auf einem vormals ganz unfruchtbaren Felsen fast eben so einzig in ihrer Art ist, als die von den babylonischen Gärten.

Der Garten zeigt sich von weitem als eine Pyramide, weil er aus zehn Terrassen besteht, welche immer abnehmen, oder spitziger zusammen laufen. Auf der obersten, welche 60 Ellen über dem Meere erhaben, und 45 Schritt lang ist, hat man eine herrliche Aussicht. Sie ist mit Quadersteinen gepflastert, auf welchem das Regenwasser in den unten verborgenen Cisternen gesammelt, und durch Röhren zu den Wasserwerken geleitet wird. An den vier Ecken der obersten und untern Terrassen stehen große steinerne Statüen. Jede der neun untern Terrassen hat einen breiten, mit Citronen, Pomeranzen und andern dergleichen Bäumen besetzten Spaziergang, woran man das ganze Jahr durch Blüthen und Früchte sieht. Die Myrthen- Lorber- und Pfirsichbäume bleiben im Winter frey stehen. Der ganze Garten liegt gegen Mittag; zu beyden Seiten sind zwey schöne Gartenhäuser in der Gestalt von ein Paar Thürmen angebracht, deren untere Zimmer mit dem See in gleicher Linie liegen, und mit schönem rothen und schwarzen Marmor verziert sind. Linker Hand des Gartens bemerkt man einen bedeckten auf steinernen Säulen ruhenden Gang, der mit Citronbäumen besetzt ist. Auf der andern Seite kömmt man in eine Allee mit einfach stehenden großen Pomeranzenbäumen. Das Wohngebäude ist

weitläuftig, von guter Architectur, und mit vielen Gemälden geziert. Das angenehmste darin sind die untern Zimmer, woran beständig die Wellen des Sees spühlen. Sie sind als Grotten mit mancherley Muschel- und Marmorwerk verziert; in den heißen Sommertagen kann man sich keinen angenehmern Ort gedenken. Aus einer Grotte von bäuerischem Werke steigt man vermittelst einer doppelten Treppe auf die vorgedachte hohe Terrasse. Hier genießt man eine Aussicht, dergleichen wenig gefunden wird. Auf einer Seite liegen die Alpen, welche sich in dreyfachen Absätzen und Bergen erheben. Unten sind sie sehr fleißig angebauet, in mehrerer Höhe mit Waldung besetzt, und oben mit Eis und Schnee bedeckt. Insonderheit ist der Anblick des Morgens, wenn die ersten Sonnenstrahlen von den Eisspitzen zurück prallen, vortrefflich. Auf der andern Seite sieht man über die große Fläche des Sees bis an das östliche Ufer, und gegen Norden ein fruchtbares Ufer, welches mit Weinbergen, Flecken und kleinen Städten besäet ist. Der Anblick des Sees ist nicht weniger schön; außer dem hellen Wasser und einer Menge von Wasservögeln sieht man den ganzen Tag über viele Fischerboote und kleine Schiffe, welche die Waaren zwischen der Schweitz und Italien hin und her führen, darauf herum segeln.

Volkmanns Nachrichten von Italien, 1. B. S. 291, fgg.

Die Verbindung der Alpen führt mich nach der Schweitz. Wenn die Natur ein Land gebildet hat, das mit einer erstaunlichen Größe und Mannigfaltigkeit heroischer Gegenstände eine vorzügliche Annehmlichkeit der Aussichten vereinigt, so ist es gewiß die Schweitz. Es scheint, daß die Natur hier gleichsam ganz Original hat seyn wollen, so kühn, so seltsam und auffallend ist ihre malerische Manier: und auswärtige Landschaftmaler, welche diese Gegenden nachbilden wollten, fühlten es bald zum Erstaunen, wie weit der Character dieser landschaftlichen Prospecte sich über andere erhebt. Ich rede nicht von den wilden Gegenden, wo die Natur nichts als ihre Schrecknisse und Schauer gehäuft hat, sondern von den milden Strichen, die sich durch eine Sammlung aller landschaftlichen Schönheiten auszeichnen, die von dem Anblicke jener fürchterlichen Gebirge entweder entlegen sind, oder nur in der Ferne ihren schim-

schimmernden Gipfel sich erheben, und vom äußersten Horizonte her eine gewisse feyerliche Majestät verbreiten sehen. Die beständige Abwechslung von Erhöhungen und Vertiefungen; die Hügel, die Berge, die Gebirge mit ihren Waldungen und Weiden, mit ihren grauen felsigen Höhen, gebrochenen Absätzen und Wasserfällen, mit ihren Dörfern und bebaueten Plätzen; die Seen und Flüsse in den Ebenen; die Viehtriften; die einzeln zerstreuten Hütten der Freyheit; die größtentheils kühnen Lagen der Städte und alter Schlösser; die reizenden Fluren voll Obstbäume und Weingärten — alles dieses vereinigt sich, eine so unendliche Mannigfaltigkeit von schönen Prospecten zu bilden, deren sich nur wenig Weltgegenden rühmen können. Der Freund des Landlebens hat hier also einen wesentlichen Theil seines Vergnügens, eine zauberische Aussicht, die er aus seinem Garten genießen kann. Die sanften Abhänge der Berge bieten ihm die schönsten Lagen für Landhäuser an, und von den Höhen herab eilt ihm das reinste Wasser freywillig entgegen. Weil die Natur sich so mild gegen die Schweitzer beweist, so folgen sie auch ihrem Winke. Ihre Gärten sind fast durchgehends Schauplätze wahrer natürlicher Schönheiten, entfernt von leeren Zierrathen und kleinen Künsteleyen. Viel springendes Gewässer, Fruchtbäume, Weinreben, zuweilen ein Blumenbeet, erhöhete Rasensitze, von welchen das Auge frey in die umher liegende Gegend schweifen kann, einige schattige Lauben, nur selten eine Statüe. — Indem Natur und Fleiß die Landschaft umher zu verschönern wetteifern, so begnügt man sich mit dem Genusse dieser Reizungen, und verachtet die eiteln Bemühungen, den Gartenplatz mit Tändeleyen zu füllen. Und wie viele herrliche Gegenden dieses Landes sind nicht mit Landhäusern und Gärten bebauet! Die beyden Ufer des Zürchersees, dessen

Schön-

Schönheit nur ein Geßner in der Idylle, nur ein Aberli im Gemälde nachbilden kann, sind zwischen einer Menge reicher Dörfer mit Landgütern und Lustgärten bepflanzt. Hinter ihnen erhebt sich ein langes Gebirge voll der fruchtbarsten Weinreben; noch höher erscheinen Felder und Wiesen in der anmuthigsten Abwechslung; und Tannenwälder schließen den dunklern Gesichtskreis. Nicht weniger ist die Gegend um den Genfersee mit Landhäusern besäet, die sich unter so mancherley schönen Ansichten mit einem malerischen Reize heben, und in der Ferne auf das Auge des Reisenden eine bezaubernde Wirkung thun.

Der Nationalgeschmack der Franzosen, der nach Tändeley und Schimmer haschet, hat die Neigung zum Landleben fast ganz bey der Nation vertilgt. Auch giebt die elende Bebauung der Felder fast in allen Provinzen, und die Unterdrückung, die Armuth und der Schmutz, worin der Landmann lebt, wenig Anlockung. Die Gewinnsucht versammelt die Menschen in den Städten; Galanterie und Vergnügen der Gesellschaft beschäftigen die vornehmern Familien, und die von der ersten Classe sind im beständigen Gedränge, um an den Hof zu kommen, und da die Eitelkeiten der Ehrsucht zu befriedigen. Der Schimmer des Hofes ist für das Auge der Nation so blendend, daß ein Minister fast kein größeres Unglück zu kennen scheint, wenn ihm die Veränderlichkeit des Cabinetes Gelegenheit giebt, auf sein väterliches Landgut zurück zu kehren. Die Franzosen haben daher in Vergleichung mit denjenigen Nationen, die auf eben der Stufe der Cultur stehen, wenig erhebliche Landhäuser und Gärten. Denn die berühmten Gärten zu Versailles, Marly, Fontainebleau u. s. w. sind Gärten des Königs, nicht der Nation. Die Beschreibungen derselben sind so häufig geworden,

den, (*) daß man es nicht mehr wagen darf, noch eine davon zu wiederholen. Hätte man sich bemühet, mehr eine kritische Untersuchung ihres Characters anzustellen, als übertriebene Lobsprüche zu verschwenden; wären die Ausländer bedachtsam genug gewesen, nicht jeden Einfall des Franzosen für Witz, jede Künsteley für Schönheit anzunehmen: so würden die Gärten des Königs von Frankreich ohne den rauschenden Beyfall, den sie erregten, ohne die unüberlegte Nachahmung, die sie überall veranlaßten, sich immer noch in einem billigen geschätzten Werth erhalten haben. Das übermäßige Geschrey blinder Bewunderer, welche Dinge für Gartenschönheiten ansahen, die es nicht waren, oder sie mehr erhoben, als sie verdienten, mußte um so mehr den Widerspruch der Kenner rege machen, je mehr der natürliche Geschmack der Britten sich auszubreiten anfieng. Es ist kein leerer Tadel, was schon Laugier im Essai sur l'Architecture, Par. 1753, 8. S. 276, sqq. und andere Männer gesagt haben, sondern es sind gegründete Einwürfe, die jeder machen mußte, der von solchen Dingen zu urtheilen fähig war. Man erkennt den falschen Geschmack der Franzosen in der Gartenkunst schon so sehr, daß selbst die witzigen Scribenten der Nation darüber zu spotten anfangen.

Einen sehr feinen Spott darüber findet man in der Jolie Femme, ou la Femme du Jour, 12. 2 Theile, Paris 1769, wenn es erlaubt ist, hier einen Roman anzuführen.

So

(*) Einige der vornehmsten davon sind diese:
Description de Paris, de Versailles, de Marly, de Meudon, de St. Cloud, de Fontainebleau &c. par *Piganiol de la Force*, à Par. 1726, 1742. 12. 8 Bände.
Les delices de Versailles, de Trianon & de Marly, par *Edelinck*, Paris 1713, 12. 1751, 8. 2 Bände.
Nouvelle description de Versailles & de Marly, Par. 1738, 8.
Die Statüen, Fontänen, Grotten u. s. w. sind einzeln ebenfalls oft beschrieben. Abbildungen von den französischen Lustschlössern und Gärten findet man in großer Menge in *Mal et* Geometrie pratique, gr. 8. 4 Theile, Paris 1702, vornämlich im ersten Theile.

So wenig als der Franzose, liebt der Spanier das Landleben; aber nicht aus einerley Ursache. Bey jenem ist es Leichtsinn und verwöhnter Geschmack; bey diesem eine ganz eigene Art von Trägheit, die man am nachdrücklichsten die spanische nennt, die theils in einer gewissen sonderbaren Mischung des Temperamentes, theils in Nationalvorurtheilen ihren Grund zu haben scheint. So fühllos ist der Spanier gegen die Reizungen der Natur, daß er nichts als die Ergötzungen seiner Hauptstadt kennt, nichts von angenehmen Landsitzen weiß, nicht einmal von ländlichen Lustörtern in der Nachbarschaft der Städte; alles liegt unbebauet, sogar um Madrit sieht man keine Lusthäuser, keine Gärten; eine Sorglosigkeit, die desto unbegreiflicher ist, je mehr natürliche Annehmlichkeiten das Land in seinem Schooße vereinigt. Die Gärten des Königs sind also auch hier nur diejenigen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Man rühmt die Gärten des Escurials wegen der anmuthigen Lage, der großen Terrassen, der vielen beständig laufenden Springbrunnen und des geräumigen Parks, der daran gränzt, und mit vielen seltenen Fruchtbäumen erfüllt ist. Mehr erhebt sich der Garten beym Schloß Ildefonso. Natur und Kunst haben sich wetteifernd bemühet, daselbst überall Schönheiten zu verbreiten, und diesen Garten zugleich prächtig und angenehm zu machen. Man findet in demselben prächtig gezierte Springbrunnen, sehr schöne Wasserfälle, Canäle, Rasensitze, Espaliers, bedeckte Gänge, Lauben, Grotten, Labyrinthe, Lustsiücke und Hecken von Myrthen und Lorberbäumen; alles ist aufs schönste vertheilt, und thut die angenehmste Wirkung. Das Wasser kömmt von dem nächsten Gebirge, welches rings umher ist, und macht, wo es zusammen fließt, eine Art von Strom, der in ein großes Behältniß fällt. Viele Wasserwerke beleben diesen Garten. Die Alleen sind sehr lang; einige bis auf drey-

viertel

viertel Meilen, und fast alle sind mit Hecken besetzt, die durch ihre Höhe und Dicke einen um so viel angenehmern Schatten machen, weil sie mit verschiedenen Statüen der niedern Bildhauerey geziert sind, als: den Jahrszeiten, den Musen u. s. w.

Briefe eines Italieners über eine 1755 angestellte Reise nach Spanien, Lpz. 1774, 8. S. 180, f.

Nichts aber scheint nach der Beschreibung des Baretti in Spanien reizender zu seyn, als der Garten oder vielmehr Park von Aranjuez. „Ein Dichter würde sagen, daß Venus und der Gott der Liebe sich hier mit dem Catull und Petrarch berathschlagen, um der Psyche, Lesbia, Laura, oder einer spanischen Infantin einen Landsitz zu bauen. Stellen Sie sich einen Park vor, der viele Meilen im Umfange hat, und von Alleen, welche 2 bis 3 Meilen lang sind, an verschiedenen Orten durchschnitten wird. Jede dieser Alleen besteht aus zwo doppelten Reihen von Ulmen. Sie sind so breit, daß 4 Wägen neben einander fahren können, und zwischen einer jeden doppelten Reihe fließt ein kleiner Canal von Wasser, daher es ihnen niemals an Feuchtigkeit und frischem Wachsthum fehlt. Zwischen diesen Ulmen sind die großen Plätze mit allerley Bäumen besetzt, darin sich viele tausend Hirsche, Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rebhühner und andere Vögel aufhalten. Der Park ist mit einer Mauer umgeben; das Wild geräth indessen nicht in Versuchung ihn zu verlassen, weil die ganze Gegend umher weder Schatten noch Weide hat. Der Tagus theilt diesen Ort in zween ungleiche Theile. Das Schloß liegt im Mittelpuncte des Parks, und ist zum Theil von einem Garten umgeben. Am Haupteingange des Gartens liegt ein aus vielen Abtheilungen bestehendes Parterre, welches mit Buchsbaum und Myrthen eingefaßt, und mit allerley Arten europäischer und amerikanischer Blumen reichlich besetzt ist. In dem Parterre sind 5 Wasserstücke angebracht. Rechter Hand des Parterre liegt eine Cascade, von der das Wasser des Tagus über künstlich gelegte Felsen herab fällt, und durch ein angenehmes Geräusch das Ohr ergötzet: Andere Gegenden sind mit Fontänen geziert. Von einer sieht man 4 Obstgärten, die so voll von Pomeranzen und Citronen hängen, daß die Hesperiden selbst darüber neidisch werden könnten. Man geht vermittelst so schattiger Gänge dahin, daß man von keinen Sonnenstrahlen getroffen wird.

Wenn

Wenn die Hitze im ganzen Garten groß ist, so befindet man sich hier im Kühlen. Von diesen Obstgärten kömmt man in das sogenannte Bad der Venus. Diese Göttin ist vorgestellt, als käme sie aus dem Bade; das Wasser tröpfelt von ihren Haaren in ein Gefäß von Marmor, welches die Liebesgötter halten. Bey den Fontänen sieht man viele Statüen und andere Werke der Bildhauerkunst. Nicht weit von der Fontäne des Neptun liegt ein ansehnlicher runder Rasenplatz, in dessen Mitte vier große Bäume stehen, und der mit einer hohen dicken Hecke umgeben ist, die ihn kühl und angenehm macht. Rechter Hand dieses Platzes führt eine schöne Brücke von fünf Bögen über den Tagus, und jenseits liegt wieder ein großer Obstgarten. Von einer andern Brücke, die über einen kleinen Arm des Tagus geht, hat man auf der linken Seite des Flusses einen angenehmen Prospect in einen nach der Natur wild wachsenden Wald. Vor der Brücke steht ein Pavillon, der durch die wild gepflanzten Bäume auf beyden Ufern und durch den Fluß, der hier mit starkem Geräusche an dem Felsen vorbey eilt, überaus reizend gemacht wird. Von dem Pavillon geht man in eine große Laube von Linden. Bey einem andern Platze, der mit unzähligen ausländischen Blumen besetzt ist, liegt das artige Gärtnerhaus, daran eine angenehme Wiese stößt, die mit hohen und dicken Bäumen beschattet ist. Nicht weit von dem Gärtnerhause trifft man eine andere Cascade vom Wasser des Tagus an, dessen helle Fluth das Auge, und dessen Geräusch, welches bald schwach, bald stark ist, das Ohr ergötzet. Bey derselben liegt ein anderer Pavillon, dessen Lage dem erstern wenig nachgiebt; hinter sich hat man die Cascade, und vorwärts die Fontäne des Herkules, die größte im Garten.“ **Baretti, der so viel gesehen hat, und so gut zu urtheilen weiß, versichert, daß er keinen angenehmern Aufenthalt kenne.**

Reisen durch England, Portugal, Spanien und Frankreich. Aus dem Engl. 1ster Th. Lpz. 1772, 8. S. 411, fgg.

Der richtige Verstand und der gesunde Geschmack der Engländer macht ihnen das Landleben schätzbar. Das gelinde Klima, die natürliche Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, der Wohlstand der Felder und die Freyheit sind nicht geringe Reizungen für diese Nation, wovon ein großer Theil so sehr, als der Schweizer, das Landleben liebt. Die Gebirge, Berge, Thäler,

ler, Flüsse, Wasserfälle, Plantazen, Meierhöfe, Dörfer machen nach ihren Lazen und Abwechslungen viele Gegenden zu Urbildern der schönsten Leidenschaftsgemälde. Und welche Annehmlichkeit hat nicht in unsern Zeiten die Cultur über dieses Land ausgebreitet! Ueberall liegen adelige Sitze und Landhäuser zerstreut, welche besonders nach dem Anfange dieses Jahrhunderts größtentheils eine edle Architectur erhalten haben; und um diese Landhäuser verbreiten sich meilenlanz die herrlichlichsten Parks, die alles in sich vereinizen, wodurch die Natur, von der bescheidenen Kunst unterstützt, einnehmen und bezaubern kann. Keine andere Nation kann Parks in einer solchen Menge und von einer solchen Schönheit aufweisen, als die Engländer besizen und noch täzlich anlegen. Arthur Young, (*) und der Ritter Whately, (**) haben uns von ihnen Beschreibungen gegeben, woraus man sich einen hinlänglichen Begriff machen kann. Auch in Scotland findet man allenthalben unglaublich viele schöne Landhäuser, welche schön gebaut und wohl unterhalten sind. Allein die Lustgärten sind nicht so gut angelegt, noch zu sehr nach steifen Linien, und nicht mit der edeln Freyheit und grossen Mannigfaltigkeit ländlicher Gegenstände, wodurch die Parks in England so berühmt geworden sind.

Die Aussichten in den Niederlanden sind sehr wenig abwechselnd und meistens durch Bäume einzeschränkt; sie umfassen einen kleinen Gesichtskreis und gar keine Berge; weswegen verschiedene berühmte Landschaftsmaler die Gegenden um Lüttich, Mastricht und an den Ufern des Rheins suchten, die mehr malerische Pro-

(*) Arthur Youngs Reise durch die nördlichen Provinzen von England ꝛc. aus dem Engl. Lpz. 1772, gr. 8. 2 Theile.

(**) Betrachtungen über das heutige Gartenwesen. Aus dem Engl. Lpz. 1771, 8.

Prospecte liefern. Indessen beleben die Canäle, die darauf hin und her segelnden Fahrzeuge, der Handel und die außerordentliche Geschäftigkeit überall das Land, und bieten mancherley angenehme Auftritte dem Auge an. „In der That kann nichts anmuthiger seyn,„ schrieb die Lady **Montague**, (*) „als in Holland zu reisen. Das ganze Land scheint ein ausgebreiteter Garten zu seyn; die Landstraßen sind wohl gepflastert, auf jeder Seite mit Reihen von Bäumen beschattet und von breiten Canälen eingeschlossen, auf denen es von hin und her fahrenden Bothen wimmelt. Alle zwanzig Schritte geben die Aussicht auf irgend ein Landhaus, und alle vier Stunden auf irgend eine feine Stadt, von einer so unerwarteten Nettigkeit, daß man davon ganz bezaubert wird.“ Die Landhäuser an den Ufern der unzähligen Canäle, die so vielen Ueberfluß durch das ganze Land ausbreiten, sind zierlich, ohne prächtig zu seyn; die reichsten Besitzer leben darin mit einem Anstande, der von Unmäßigkeit entfernt ist, und sich mit der Bequemlichkeit begnügt. Vornämlich zeichnen sich die Gegenden von Haarlem nach Amsterdam, und von Katwyk bis Woerden, durch schöne Landhäuser aus. Die Gärten sind im französischen Geschmack angelegt. Selbst in den berühmten Gärten bey den Lustschlössern zu Ryswyk, Hondslaardyl, Sorguliet, findet man zu viel zierliche Abmessungen und gekünstelte Anlagen. Man weiß es übrigens, daß ein nicht geringer Vorzug der holländischen Gärten in den vortrefflichen Blumen und seltenen Gewächsen besteht, die man mit eben so viel Kosten als Sorgfalt zieht.

Die holländischen Gärten sind sich so ähnlich, wie ihre Häuser und Städte. Sie bestehen aus lauter geraden Alleen und Hecken, figurirten Blumenbeeten und Gräsereyen, welche

(*) Briefe während ihrer Reisen in Europa, Asia und Afrika rc. Lpz. 1764, 1.

che mit Statüen von weißem Marmor besezt sind. Die Zierde der Hecken wird darin hauptsächlich gesucht, daß sie in mancherley Gestalt beschnitten werden. Chinesische Arten von Gärten findet man allda gar nicht, und vermuthlich haben sie solche deswegen nicht, weil die Engländer ihre meisten Gärten also einrichten. Ihre Eifersucht gegen die Engländer leidet es nicht, daß sie etwas von ihren Gewohnheiten annehmen, oder dasjenige hochachten sollten, was ein Engländer liebt.

20. St. der der gel. Beytr. zu den braunschweig. Anzeigen, v. J. 1777, Col. 166, f.

Sollen wir noch einen Blick weiter werfen, so scheinen die Gärten der Türken nicht zu verdienen, daß wir sie ganz unachtsam übergehen. Die Annehmlichkeiten des Canals bey Constantinopel sind ihnen so reizend, daß sie alle ihre Lusthäuser an seinen Ufern bauen, und also zugleich die schönsten Aussichten in Europa und Asien haben. Einige Meilen um Adrianopel besteht das ganze Land in Gärten, und die Ufer der Flüsse sind mit Reihen von Fruchtbäumen besetzt, unter welchen die angesehensten Türken sich jeden Abend belustigen; zwar nicht mit Spazieren, welches sie nicht lieben; sondern kleine Gesellschaften wählen sich einen grünen beschatteten Platz, über den sie einen Teppich ausbreiten, trinken daselbst Kaffee, und haben gewöhnlich einen Sclaven bey sich, der eine feine Stimme singt, oder auf einem Instrumente spielt. Die Harams oder Frauenzimmerwohnungen der Türken, die von dem öffentlichen Anblicke entfernt liegen, sind gemeiniglich mit Gärten umgeben, in welche die Damen aus ihren Zimmern die Aussicht haben. Diese Gärten, die mit hohen Mauern umschlossen sind, haben nichts von Luststücken, sondern sind mit hohen Bäumen bepflanzt, die einen anmuthigen Schatten und einen reizenden Anblick geben. In der Mitte des Gartens ist der Chiosk, ein großes Zimmer, welches gemeiniglich mit einem schönen Brunnen in der Mitte pranget. Es ist 9 bis 10 Stufen hoch, und mit vergoldetem Gitterwerke bezäunet, um welches sich Weinreben, Jasmin und Geißblatt

winden, und eine Art von grüner Mauer machen. Rund um diesen Ort sind breite Bäume gepflanzt; er ist die Scene ihrer Ergötzungen, und die Damen bringen daselbst die meisten ihrer Stunden mit Musik und Strickwerke zu.

Von den Gärten der heutigen Perser giebt uns Bruyn (*) eine nicht so vollkommene Nachricht, als Chardin. (**) Jener schränkt sich auf die königlichen Gärten zu Casian und zu Persepolis ein, lobt darin Blumen, Canäle, Fontänen, Gebäude, Cypressen, Granatbäume; sagt, daß alles schön und groß angelegt sey, und doch giebt seine Beschreibung von diesen Anlagen keinen hinlänglichen Begriff. Nach Chardin's zuverlässigem Bericht, ist die Gegend von Hyrcanien, die nach Morgen liegt, der schönste Sammelplatz von Blumen, und eine immer blühende Flur, vornämlich vom September bis zu Ende des April. Das ganze Land ist alsdann mit Blumen bedeckt, und diese Zeit ist auch die beste in Ansehung der Früchte; denn in andern Monaten wüthet eine außerordentliche Hitze und eine böse Luft. Nach Medien und Arabien zu, bringen die Felder von selbst Tulpen, Anemonen, Ranunkeln von dem schönsten Roth, und Kaiserkronen hervor. In andern Gegenden, als um Ispahan, wachsen die Jonquillen und Hyacinthen von selbst; und man hat da Blumen während des ganzen Winters, viele Sorten von Narzissen, Lilien, Violen von allen Farben, Nelken und Jasmin von einer Schönheit und einem Geruche, die alles übertreffen, was wir davon in Europa haben. Nichts fällt unter diesen Gegenständen schöner in die Augen, als die Pfirsichbäume; die Blüthe bedeckt sie oft so sehr, daß das Auge keinen Durchgang finden kann.

(*) Reizen over Moscovie door Persie &c. Amst. 1711, f. S. 151 und 323.

(**) Voyages en Perse &c. Amst. 1735, 4. To. 3. S. 27, f.

kann. In der That ist Persien das Vaterland der herrlichsten Blumen. Nach dem, setzt Chardin hinzu, was von der Anzahl und Schönheit der Blumen gesagt ist, sollte man leicht denken, daß es auch da die schönsten Gärten von der Welt gebe. Allein, nach einer Regel, die man sehr allgemein findet, ist da, wo die Natur fruchtbar und gefällig ist, die Kunst roher und unbekannter, wie in diesem Falle mit den Gärten. Wo die Natur Gärten so vortrefflich bildet, da hat die Kunst fast nichts mehr zu thun. — Die Gärten der Perser bestehen gewöhnlicherweise in einer großen Allee, die den Garten theilt, die nach der Linie gezogen, und von Ahorn gesetzt ist; mit einem Wasserbehältnisse in der Mitte, von einer dem Garten angemessenen Größe; auf den Seiten zwey kleinere Bassins. Der Raum zwischen beyden ist mit allerley Blumen besäet, mit Fruchtbäumen und Rosensträuchern bepflanzt; und hierin besteht die ganze Verzierung. Man weiß nichts von Parterren, grünen Lauben, Labyrinthen und Terrassen, und von den übrigen Zierden der europäischen Gärten. Dieses kömmt besonders daher, daß die Perser nicht, wie wir, in ihren Gärten spatzieren, sondern sich begnügen, darin die Aussicht und frische Luft zu genießen; sie setzen sich daher bey ihrer Ankunft in den Garten an einem Orte nieder, und halten sich da so lange auf, bis sie wieder weggehen.

Die chinesischen Gärten sind unstreitig diejenigen in einem andern Welttheile, welche in den neuern Zeiten bey uns das meiste Aufsehen gemacht haben. Nach der Beschreibung, die der Engländer Chambers von den chinesischen Gärten gegeben hat, erhellet, daß diese Nation bey Anlegung und Verzierung ihrer Gärten die Natur zum Muster nimmt, und ihre Absicht dabey ist, sie in allen ihren schönen Nachlässigkeiten nachzuahmen. Zuerst richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des Platzes, ob er eben oder abhängend

ist, und ob er Hügel hat, ob er in einer offenen oder eingeschlossenen Gegend, trocken oder feucht ist, ob er Quellen und Bäche, oder Mangel an Wasser habe. Auf alle diese Umstände geben sie genau Achtung, und ordnen alles so an, wie es sich jedesmal für die Natur des Platzes am besten schickt, zugleich die wenigsten Unkosten verursacht; wobey sie die Fehler des Landes zu verbergen, und seine Vortheile hervorleuchtend zu machen suchen. Da dieses Volk sich wenig aus den Spatziergängen macht, so trifft man bey ihm selten solche breite Alleen und Zugänge an, dergleichen man in den europäischen Gärten findet. Das ganze Land ist in mancherley Scenen eingetheilt, und krumme Gänge, durch Büsche ausgehauen, führen zu verschiedenen Aussichten, die das Auge durch ein Gebäude oder sonst einen sich auszeichnenden Gegenstand auf sich ziehen. Die Vollkommenheit dieser Gärten besteht in der Menge, Schönheit und Mannigfaltigkeit solcher Scenen. Die chinesischen Gärtner suchen, wie die europäischen Maler, die angenehmsten Gegenstände einzeln in der Natur auf, und bemühen sich dieselben so zu vereinigen, daß nicht nur jeder für sich gut angebracht sey, sondern aus ihrer Vereinigung zugleich ein schönes Ganze entstehe. Sie unterscheiden dreyerley Arten von Scenen, welche sie lachende, fürchterliche und bezaubernde nennen. Die letzte Art ist die, die wir romantisch nennen; und die Chineser wissen durch mancherley Kunstgriffe sie überraschend zu machen. Sie leiten bisweilen einen rauschenden Bach unter der Erde weg, der das Ohr derer, welche an die Stellen, darunter sie wegströmen, kommen, mit einem Geräusche rührt, dessen Ursprung man nicht erkennt. Ein andermal machen sie ein Gemäuer von Felsen, oder bringen sonst in Gebäuden, und andern in dem Garten angebrachten Gegenständen, Oeffnungen und Ritzen dergestalt an, daß die durchstreichende Luft fremde und seltsame Töne her-

vor

vor bringt. Für diese besondere Partien suchen sie die seltensten Bäume und Pflanzen aus; auch bringen sie in denselben verschiedene Echo an, und unterhalten darin allerhand Vögel und seltene Thiere. Ihre fürchterliche Scenen bestehen aus überhängenden Felsen, dunkeln Grotten und brausenden Wasserfällen, die von allen Seiten her von Felsen herab stürzen. Dahin setzen sie krumm gewachsene Bäume, die vom Sturme zerrissen scheinen. Hier findet man solche, die umgefallen mitten im Strome liegen, und von ihm dahin geschwemmt scheinen. Dort sieht man andere, die vom Wetter zerschmettert und versengt scheinen. Einige Gebäude sind eingefallen, andere halb abgebrannt, und einige elende Hütten, hie und da auf Bergen zerstreut, scheinen Wohnstellen armseliger Einwohner zu seyn. Nach Scenen von dieser Art folgen insgemein wieder lachende; und die chinesischen Künstler wissen immer schnelle Abwechslungen und Gegensätze sich wechselsweise erhebender Scenen, sowohl in den Formen als Farben, und im Hellen und Dunkeln zu erhalten. Wenn der Platz von beträchtlicher Größe ist und eine Mannigfaltigkeit der Scenen erlaubt, so ist insgemein jede für einen besondern Gesichtspunkt eingerichtet; wenn dieses aber des engen Raumes halber nicht angeht, so suchen sie dem Mangel dadurch abzuhelfen, daß die Partien nach den verschiedenen Ansichten immer andere Gestalten annehmen. Dieses wissen sie so gut zu machen, daß man dieselbe Partie aus den verschiedenen Ständen gar nicht mehr für dieselbe erkennen kann. Man findet daher alle Arten von optischem Betrug hier angebracht, Malereyen auf künstlich zubereitetem Grunde, die aus einem Gesichtspunkte eine Gruppe von Menschen, aus einem andern ein Thiergefecht, aus einem dritten Felsen, Wasserfälle, Bäume, Gebirge, und aus dem vierten Tempel, Säulengänge und eine Menge anderer ergötzender Objecte abbilden. Mosaische Arbeit findet

man häufig in den Zimmern der Gebäude dieser Gegenden, die vielleicht in der Nähe betrachtet, nichts als Stücke Marmor zu seyn scheinen, die ohne Ordnung eingelegt sind, die aber von einem gewissen Standorte Menschen, Thiere, Gebäude oder Landschaften vorstellen. Hin und wieder sind mit großer Kunst angeordnete Perspective, entweder von Gebäuden oder selbst von ganzen Prospecten, welche auf die Weise hervor gebracht werden, daß die Tempel, Brücken, Fahrzeuge, oder andere Objecte kleiner und kleiner sind, und schwächere ins Graue fallende Farben haben, je weiter sie entfernt scheinen sollen, und daß die Bäume je weiter von dem Gesichtspunkte ebenfalls von schwächerm Grün und kleinerm Wuchs ausgesucht werden, als die im Vordergrunde sind, so, daß man aus einem gewissen Standpuncte eine beträchtliche Entfernung zu sehen glaubt, wo in der That doch nur eine geringe ist. In großen Gärten bringt man Scenen, die sich für jede Tageszeit schicken, an, und führt an bequemen Stellen Gebäude auf, welche sich zu den verschiedenen, jeder Tageszeit eigenen Ergötzlichkeiten schicken. Weil das Klima in diesem Lande sehr heiß ist, so sucht man viel Wasser in die Gärten zu bringen. Die kleinen werden, wenn es die Lage gestattet, oft ganz unter Wasser gesetzt, daß nur wenig kleine Inseln und Felsen hervor stehen. In großen Gärten findet man Seen, Flüsse und Canäle. Nach Anleitung der Natur werden die Ufer der Gewässer verschiedentlich behandelt; bald sind sie sandig und steinig, bald grün und mit Holz bewachsen, bald flach mit Blumen und kleinen Gesträuchen bekleidet, bald mit steilen Felsen besetzt, welche Höhlen und Klüfte bilden, in die sich das Wasser mit Ungestüm wirft. Bisweilen trifft man darin Fluren, worauf zahmes Vieh weidet, oder Reißfelder, die bis in die Seen hinein treten, zwischen denen man in Kähnen

herum

herum fahren kann, an. An andern Orten findet man Büsche von Bächen durchschnitten, die kleine Nachen tragen. Ihre Ufer sind an einigen Orten dergestalt mit Bäumen bewachsen, daß ihre Aeste von beyden Ufern sich in einander schlingen, und gewölbte Decken ausmachen, unter welchen man durchfährt. Auf einer solchen Fahrt wird man insgemein an einen interessanten Ort geleitet, an ein prächtiges Gebäude, etwa auf einen terrassirten Berg, an eine einsame Hütte auf einer Insel, an einen Wasserfall, an eine Grotte. Die Flüsse und Bäche der Gärten nehmen keinen geraden Lauf, sondern schlängeln sich durch verschiedene Krümmungen; sind bald schmal bald breit, bald sanft fliessend, bald rauschend. Auch wächst Schilf und anderes Wassergras darin. Man trifft Mühlen und hydraulische Maschinen darauf an, deren Bewegung den Gegenden ein Leben giebt.

Wenn man sich gleich verwundern muß, wie ein Volk, welches sonst fast nichts von den schönen Künsten kennt, und in Ansehung seines Geschmacks so weit zurück steht, auf eine so gute Anlage der Gärten kommen können: so scheint der Bericht des de Chambers, der selbst in China mit seinen Augen gesehen hat, die Sache fast außer Zweifel zu setzen. Indessen, da dieser Bericht in vielen Stellen die sinnreichsten Gemälde der Phantasie und die wunderbarsten Feenbezauberungen enthält, so möchte vielleicht nur einem Theile davon historische Wahrheit zukommen. Ja, man möchte fast vermuthen, daß Chambers, wenn er sich nicht durch die Erzählungen späterer Reisenden hat hintergehen lassen, dasjenige, was er selbst gesehen hat, nur zum Grunde gelegt habe, um darauf ein Ideal nach seiner eigenen Einbildungskraft aufzuführen, und dabey seinen Landsleuten, die noch zu sehr dem alten Geschmacke anhiengen, einen Wink auf eine neue Bahn zu geben. Uebrigens muß man gestehen, der Chineser folgte allein der Natur; und man weiß, daß die Schritte gemeiniglich da am sichersten sind, wo man von keinen falschen Wegweisern von dem Pfade der Natur abgeleitet wird. Wenn es wahr ist, daß die Engländer durch die chinesischen Gärten auf die ächte Spur des Natürlichen in Ansehung ihrer Parks geleitet sind, so ist es auch nicht zu läugnen, daß sie schon vorher manche richtige Aufklärungen

über diesen Gegenstand von ihren eigenen Schriftstellern erhalten hatten. Es ist dabey offenbar, daß nicht allein in den chinesischen Gärten, selbst nach den schmeichelhaften Beschreibungen, viel Uebertriebenes, Spitzfündiges und Abgeschmacktes herrscht, worüber sich wohl eben kein Kenner der Nation verwundern wird, sondern daß auch verschiedene neuere Schriftsteller die Gärten mit einem unbegränzten und gar zu parteyischen Lobe erheben. Selbst die copirten Beschreibungen enthalten manche Widersprüche und sind mit Zusätzen überladen, die ihnen eine günstige Phantasie geschenkt hatte, die ihnen die Wahrheit aber mit einer gerechten Hand wieder entreißt. War es denn nicht genug zu sagen, daß manches Natürliche in den chinesischen Anlagen Nachahmung oder Aufmerksamkeit verdiene?

Desings of chinese buildings, furniture, dresses, machines and utensils, engraved by the best hands. from the original drawn in China, by Mr. *Will. Chambers*, tho which is annexed a description of their temples, houses, gardens &c. Englisch und Französ. Lond. 1757, gr. fol. 18. B. u. 21, K. T.

Account of the chinese gardening, extract from *Chambers* desings &c. st. im Lond. Magaz. for May 1757, S. 230—232, Franz. übers. u. d. T. Description des jardins chinois, par Mr. *Chambers*, im Journ. étranger, Sept. 1757, S. 88—96.

Of the art of laying out Gardens among the Chinese, by Mr. *Chambers*, st. im Gentlem. Magaz. for May 1757, S. 216—219. Deutsch übers. u. d. T. Die Kunst, Gärten anzulegen bey den Chinesern, im 3. St. des 1. B. des Brem. Magaz. 1758, 8. S. 405—416.

Sur les jardins de la Chine. Extrait des descriptions, qu'en a fait Mr. *Chambers*, st. im Journ. oecon. Mai 1762, S. 237—240.

Eb. Dessel. dissertation on oriental gardening, Lond. 1772, gr. 4. 94. St. siehe Hrn Prof. Beckmann phys. ökon. Biblioth. 4. B. Gött. 1774, 8. S. 252—257.

Beschreibung der chinesischen Gärten aus Sir Chamber's diss. on oriental gardens, v. D. Mancard, st. im 12. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1774, Col. 185—192.

Ueber die orientalische Gartenkunst. Eine Abhandlung aus dem Englischen des Hrn. Will. Chambers, Gotha, 1775, 8. 5. B.

Beschreibung der Gärten und Lusthäuser des Kaisers von China bey Peking; von P. Attiret, einem französischen Missionär, welcher in diesen Häusern für den Kaiser malt; aus *Dodsley's* fugit. Pieces, Vol. 1, P. 1. übers. im 2. St. des 3. B. des neuen Brem. Magaz. 1770, 8. S. 399423.

In

In den übrigen Weltgegenden trifft man wenig Gärten von Erheblichkeit an, aus leicht begreiflichen Ursachen. Shaw, im 1. Th. seiner Voyages à la Haye 1743, 4. S. 92 und 295, rühmt indessen die Hügel und Thäler in den umliegenden Gegenden von Algier, die voll von Landhäusern und Gärten sind, wohin die reichen Einwohner der Stadt sich während des Sommers begeben. Die Landhäuser von einer schimmernden weissen Farbe und mit Fruchtbäumen bedeckt, haben eine sehr angenehme Wirkung auf das Auge, wenn man sie vom Meere erblickt. Die Gärten bringen eine große Menge von Früchten und Kräutern hervor, und sind von Quellen und Bächen durchwässert, welches in einem so heißen Lande von vielem Vortheil ist. Sie sind aber nichts weniger als regelmäßig, ohne Plan und Anlage; eine Vermischung von Fruchtbäumen, von Gartengewächsen und von Getreide durch einander; man weiß hier nichts von Parterren, Blumenbeeten, Alleen.

Es würde leicht seyn, mit den Reisebeschreibern noch manchen entlegenen Erdwinkel, noch manche ferne Insel zu durchirren, um den Menschen mit dem Anbaue seiner Gärten beschäftigt anzutreffen. Allein, nachdem wir schon in die vornehmsten Gegenden des Erdbodens welche durch Gärten merkwürdig sind, einen Blick geworfen haben, so würden wir wohl nicht viel mehr als Gleichförmigkeit oder Dürftigkeit vorfinden. Denn auch in den Gärten zeigt es sich, wie gern der menschliche Witz die Bequemlichkeit der Nachahmung nützt. In manchen Winkel der andern Welttheile hat der Europäer seinen Geschmack hinüber getragen. Indien hat in seinen schönsten Gegenden Gärten, welche mit den unsrigen völlig übereinstimmen, die Bäume und Gewächse ausgenommen. Unter andern Himmelsstrichen winkt noch die Natur dem blödsinnigen Menschen vergebens; sie läßt aus einem fruchtbaren Boden Blumen, wohlriechende Gewächse, anmuthige Bäume vor seinen Augen

gen empor wachsen, sie läßt Quellen zu seinen Füßen hinrieseln, und Schatten sich zu seinem Haupte hinneigen, ohne daß er ihre freundliche Einladung verstehen lernt.

Auch ohne eine scharfsinnige Beobachtung fällt es gleich bey der ersten Betrachtung der meisten heutigen Gärten in die Augen, daß der Geschmack derselben sich so übereinstimmig auf einen Punkt zusammen gezogen hat. Eine große Einschränkung und Einförmigkeit, eine genaue und zierliche Abmessung aller natürlichen und künstlichen Gegenstände, eine regelmäßige und symmetrische Anordnung derselben, ein Ueberfluß von willkührlichen Verzierungen; dies ist der wesentliche Theil von dem Character der Gärten, so wie man sie jetzt sieht. Denn die mancherley kleinen Spielwerke und ängstlichen Verunstaltungen sind mehr zufällig; wenigstens werden sie nicht überall so häufig angetroffen.

Man hat behaupten wollen, daß diese Einschränkung, Einförmigkeit, Regelmäßigkeit, und Symmetrie, welche in den Gärten herrschend geworden sind, und die man nicht unrichtig unter dem Namen des französischen Gartengeschmacks zusammen gefaßt hat, wirklich eine Nachahmung der Gärten der Alten sey, und daher ohne allen Tadel seyn müsse; zween Irrthümer in einer Behauptung. So nachläßig auch die Schriftsteller der mittlern Zeiten in Aufbewahrung der Nachrichten gewesen sind, welche die Gartenkunst betreffen: so weiß man doch, daß dieser Geschmack vor dem Zeitalter des le Notre nicht sichtbar geworden ist. Die vorhergehenden Jahrhunderte waren der Anlegung der Lustgärten wenig günstig. Diese, wenn sie den Namen schon hätten verdienen können, zeigten noch überall Spuren einer Wildniß, die weit entfernt war, sich abgemessenen Regeln zu unterwerfen. Man schränkte sich auf den Anbau nützlicher Gewächse, auf Wasser und Schatten, und die

die nothwendige Reinlichkeit ein. Wie hätte man denn eben damals die Gärten der Alten zum Muster nehmen können, die wir noch jetzt nach so mancherley darüber angestellten Untersuchungen und Aufklärungen nicht einmal so genau kennen gelernt haben, daß wir einen ganz zuverlässigen Begriff davon angeben könnten? Und wenn der heutige Geschmack der Gärten nach den römischen sich wirklich hätte bilden können, wäre denn dieses schon Beweis genug, daß er richtig und unverbesserlich sey? In wie manchen Fächern der schönen Künste sind wir nicht von den Alten unterschieden, haben wir uns nicht freywillig von ihnen entfernt, und sie sogar übertroffen! Der jüngere Plinius hat zwar schon einige Spielwerke mit dem Buchsbaume in seinen Gärten angebracht; (*) aber wer wird ihn deswegen loben? Ein sehr seltsames Vorurtheil ist es, das mit dem herauf gefoderten Schatten des Alterthums unsere Gartenanlagen feyerlich machen will.

Man braucht nicht zu falschen Muthmaßungen und zu unnatürlichen Umwegen seine Zuflucht zu nehmen, wo man die Wahrheit in der Nähe finden, und auf dem geraden Pfade zu ihr kommen kann. Wenn sich sogleich mit dem Zeitalters des le Notre eine fast allgemeine Veränderung mit den Gärten ereignete, so darf man wohl die Ursachen davon nicht erst in der Ferne suchen. Dieser Mann trat zu einer Zeit auf, wo die Wissenschaften und Künste, gleichsam durch eine allgewaltige Erschütterung des Genies erweckt, ihrer Wiederherstellung entgegen eilten. Er arbeitete für einen Monarchen, auf

(*) Das unerträglichste Beyspiel davon ist dieses: Alibi ipsa Buxus interveniit in formas mille descripta, literis interdum quae modo nomen domini dicunt, modo artificis, Lib. V. Ep. 6. Bald ist eine kleine Aue zu sehen, bald ein viereckiges Rasenstück mit Buchsbaum besetzt, worin entweder der Name des Kaisers, oder des Gärtners verzogen steht.

auf welchen ganz Europa aufmerksam war. Er legte Gärten mit einer Regelmäßigkeit und mit einer Pracht an, wovon man weder die eine noch die andere in irgend einem Lande bisher gesehen hatte. Er bepflanzte mehr als eine Gegend mit solchen Gärten, wobey er nicht selten den Eigensinn der Natur mit ungeheuern Kosten überwältigte. Er übte beynahe die ganze letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hindurch seine Kunst nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien. Der allgemeine Ruf des französischen Geistes vermehrte den Ruhm dieser Gärten. Man kannte schon damals nichts schöneres, als was Frankreich erfunden hatte. Man nahm von da Wiz, Wissenschaften und Sitten in dem größten Theile von Europa an. Man sah diese Gärten und erstaunte, weil man solche Anlagen noch nirgends angetroffen hatte. Die zurückkehrenden Reisenden unterstützten durch mündliche Erzählungen die Nachrichten, welwelche die geschäftigen Schriftsteller der Nation davon überall verbreiteten. So ward der französische Geschmack herrschend; und wer wird sich darüber verwundern? Man trifft ihn überall in Italien, in Holland, in Spanien, in Deutschland, in Norden, selbst in den ältern Zeiten in England, (*) an. Fast überall hat er aus den Gärten Laubstädte, aus den Wegen Straßen, aus den Hecken Mauern mit Pfeilern, Wölbungen und Schwibbogen, aus einzelnen Bäumen Pyramiden, Obelisk oder andere seltsame Figuren geformt; fast überall das genaueste Ebenmaß und die sorgfältigste Regelmäßigkeit eingeführt, wo eine Laube der andern, eine Statüe der andern zuwinkt, wo Freyheit, Mannigfaltigkeit und schöne Unordnung von der Genauigkeit ganz verschlungen sind.

Die

(*) Delices de la Grande-Bretagne &c. par *Beeverell*, Leide 1707. Tom. 5. wo eine Menge von Rissen und Abbildungen der ältern englischen Gärten vorkömmt.

Die Ursachen, welche zu Ausbreitung dieses Geschmacks beygetragen hatten, trugen auch allerdings dazu bey, daß er sich so lange in seinem Ansehen erhielt. Allein, mit ihnen vereinigten sich noch einige andere. Die kleinern Eigenthümer glaubten dem Beyspiele der Fürsten folgen zu dürfen; die Nachahmung vervielfältigte die Copien, und man fieng bald an sich zu überreden, daß das, was man so allgemein sich ausbreiten sah, keiner Verbesserung mehr bedürftig sey. Man nahm, wiewohl sehr unrichtig, als eine Grundregel an, daß ein Garten, wegen der nahen Verbindung mit dem Gebäude, den Vorschriften der Baukunst unterworfen seyn, und in demselben nicht weniger Ebenmaß, Symmetrie und Genauigkeit herrschen müsse. Die Lehrer der Baukunst, welche die Gartenkunst mit in den Bezirk ihrer Regeln hinein zogen, verbreiteten eben dieses Vorurtheil; und dieses war desto nachtheiliger, da sie fast die einzigen Schriftsteller waren, die von der Anlage der Gärten handelten. Die Landschaftmaler wagten es nicht, sich diesem Geschmacke entgegen zu setzen, vielmehr nahmen sie auch noch da, wo ihnen freye Wahl überlassen war, ihre Ideen von den Gartenstücken, die ihnen vor Augen lagen, und vergaßen in diesem Theile der Nachahmung auf das Vorbild, die Natur, achtsam zu seyn.

Endlich erhob sich ein neuer Geschmack in den Gärten, der englische, der dem französischen fast ganz entgegengesetzt ist.

Nicht gar lange ist es, daß in eben den Gegenden, in welchen er sich auszubreiten angefangen hatte, die Gärten nach der ganz alten Art von Anlage abhängig waren. **Bacon** und **Temple** hatten zwar versucht, einen reinern Geschmack einzuführen; es verriethen aber doch ihre Vorschriften noch immer, daß sie sich nicht ganz von der Gewalt der alten Mode hatten los-

reißen

reißen können. **Addison**, im 414. St. des Zuschauers, klagte noch über die zu große Zärtlichkeit und Zierlichkeit der brittischen Gärten, über die Bäume, die als Kugeln, Kegel und Pyramiden geschnitten waren, über die an allen Büschen und Pflanzen gar zu sichtbaren Merkmale der Scheere. Von dem Beyspiele eines entfernten Volkes veranlaßt, oder von den Aufklärungen seiner eigenen Schriftsteller unterstützt, und von seinem eigenen Genie aufgefodert, brach **Kent**, ein Mann, dessen Talente noch unter uns so wenig bekannt zu seyn scheinen, nach dem Anfange dieses Jahrhunderts zuerst die Bahn. Er verließ die gemeine Regelmäßigkeit, weil er einsah, wie sehr sie ermüdete, und zuletzt gar Ekel erregte. Er bemerkte, daß die Natur die Symmetrie nur in kleinen Körpern, nicht aber in großen Stücken Landes, liebe, daß sie in ihren angenehmsten Werken Mannigfaltigkeit und eine schöne Unordnung herrschen lasse. Er fühlte die unwiderstehlichen Eindrücke, welche große und angenehme Gegenstände der Natur in einer feinen- und kühnen Anordnung auf die Seele beweisen, und daß diese Eindrücke weit rührender und unterhaltender seyn, als alle diejenigen, welche keine zierliche Anlagen hervor bringen. Er wählte für die Abwechslung die gebogene Linien; gab den Bächen und Wässern einen sich krümmenden Lauf; bepflanzte die Anhöhen, ohne sie zu ebenen; verschönerte natürliche Buschwerke, ohne sie zu zerstören; zog grünende Rasen einem sandigen Platze vor; eröffnete dem Auge eine Menge reizender Aussichten, worin es sich frey ergötzen konnte; veredelte einen anmuthigen Hain mit Gebäuden; kurz, **Kent** fand den Garten, wo er ihn suchte, in der Natur. Seinen Anlagen folgte nicht allein der verdiente Beyfall; es folgten auch mehr Künstler, die auf der eröffneten Bahn weiter fortschritten. Und Eng-

land

land ward das Vaterland der schönsten Gärten oder Parks. (*).

Bey allen Vorzügen dieser Parks, die man aus den Beschreibungen eines Young und anderer erkennen kann, bey der Auswahl der schönsten Gegenstände der Natur, denen die Kunst nur mit bescheidener Hand zu Hülfe kömmt, bey den freyen, anmuthigen und edlen Scenen und Anordnungen, ist es indessen nicht zu läugnen, daß selbst die brittische Parks ihre Fehler haben. Man könnte fast sagen, daß hier das Natürliche, so wie in den französischen Gärten, das Künstliche, übertrieben wird. Die gar zu besorgte Liebe des Natürlichen wird nicht allein Verschönerungen der Kunst, die noch immer zulässig sind, so gar manchen Gegenständen der Natur selbst feindselig. Man will nicht schöne Fruchtbäume sondern lieber wilde Stämme sehen: man verwirft Alleen, gerade Gänge, Blumenbeete, die bey der gehörigen Anlage und Einschränkung nichts haben, was wider das Natürliche streitet; man vermischt nicht selten aus Hang zur Neuheit fast alle ausländische Bauarten in den Gebäuden eines einzigen Parks durch einander; man erweitert den Platz so sehr, daß er nicht mehr ein Garten, sondern eine ganz verschönerte Landschaft, wird, u. s. w.

Wir haben in Deutschland nicht das überflüssige Land, auch nicht die großen Summen der brittischen Lords, um im Allgemeinen eine Nachahmung ihrer Parks wünschen zu dürfen. Auch ist es dem Deutschen

(*) Park bedeutet gemeiniglich bey uns einen bey einem fürstlichen oder andern größern Garten abgesonderten Platz für das Wild, welches gehäget wird; eine Wildbahn. In dieser eingeschränkten Bedeutung wird hier das Wort nicht gebraucht; man versteht vielmehr darunter einen Garten von größerm als gewöhnlichem Umfange, und von einer edeln natürlichen Anlage, oder vielmehr eine durch die Kunst verschönerte Landschaft.

schen nicht anständig, in seinen Gärten bloßer Nachahmer zu seyn, ihm, der andere Nationen in so mancher Wissenschaft und Kunst übertrifft. Es ist also weit von mir entfernt, blinde Nachahmung anzurathen; da er Geist und Erfindung genug hat, um sich seinen eigenen Weg zu wählen. Alles ohne eigene Prüfung, ohne eigene Ueberzeugung, daß es wahr und schön sey, aufnehmen und nachahmen, weil man es bey andern sieht, das ist sclavische Nachfolge. Aber vor andern Nationen dieses oder jenes aufnehmen, was man selbst nach angestellter Ueberlegung für wahr und schön erkennen und billigen muß, was man selbst bey seinem Klima, bey seinen Landeseinrichtungen, bey seinen Bedürfnissen anwendbar findet, das ist vernünftiger Gebrauch der Kenntnisse. Auf solche Weise läßt sich in der Gartenkunst auch manches nutzen, was wir bey andern Nationen antreffen. Also nicht bloße Nachahmung so wenig des englischen als des französischen Gartengeschmackes, obgleich, wenn es doch nicht ohne Nachahmung seyn könnte, der erste weit eher, als der letzte, der Nachahmung werth wäre.

So sehr ich auch von der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen die englischen Gärten und Parks angelegt sind, überzeugt bin: so wünsche ich doch, daß die Begierde sie unmittelbar nachzuahmen, aufs höchste nur die deutschen Fürsten befalle, wenn etwa die übermäßige Liebe zur Jagd, der einige unter ihnen so sehr ergeben waren, einmal sanfteren Ergötzungen zu dem Gartenbau Platz machen sollten. Denn, wenn die Begierde, Gärten oder Parks im englische, Geschmacke anzulegen, bis zu dem begüterten Edelmanne oder gar, bis zum wohlhabenden Bürger sich ausbreiten sollte, so muß nothwendig eine von beyden folgenden Unbequemlichkeiten entstehen. Entweder, ein Bürger von Geschmack wird in einem Küchengarten von einem halben Quadratmorgen, ganz Stowe oder Wentworth (zwey, wegen ihrer Parks sehr berühmte Oerter) concentriren wollen, und alsdann wird der englische Geschmack im Gartenwesen ohne seine Schuld lächerlich, wenn man Tempel 8 Fuß lang, auf einem Berge 20 Fuß lang, aufgerichtet,

oder

oder hinter einer auf Bretern gemalten Ruine einen Kuhstall und in einem zur Aussicht hingesezten Obelisk einen Abtritt findet. Oder jeder Gutsbesitzer wollte, von glänzenden Ideen verführt, sein halbes Ackerland in einen Park verkehren; alsdann würde dieser Geschmack schädlich und landverderblich werden. Selbst englische Patrioten haben in Schriften, schon öfters über den Schaden geklagt, den die große Anzahl weitläuftiger Parks dem Ackerbaue verursachen. Ich werde weiter unten des Eigensinnes der Engländer erwähnen, daß sie aus den größten Gärten die Obstbäume verbannen, und dafür lieber wilde Bäume aufnehmen.

Variations dans le goût des jardins de l'Angleterre, st. im Nouvelliste œcon. & litter. To. III. p. Nov. & Dec. 1754, S. 136—139.

Schreiben an Büffon, von dem Mangel des Geschmacks in den englischen und französischen Gärten, st. im 64. St. der hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1761.

Neue Anmerkungen über den merklichen Fehler an englischen und französischen Gärten, und von dem Geschmack, der darin herrschen sollte, st. im 102. St. ders. v. e. d. J.

Schreiben an Büffon, von dem Geschmacke der Engländer an dem Gartenbaue und Anpflanzen der Bäume; von den vielen vortrefflichen Büchern, die sie über diese Materie haben ꝛc. st. im 94. St. ders. v. J. 1762.

Das englische Gärtchen, s. Hrn. R. R. Möser patriotische Phantasien, 2. Th. Berl. 1778. gr. 8. S. 335—337.

Wir wollen zwischen beyden Arten des herrschenden Geschmackes einen Mittelweg, nach der Anweisung des berühmtern Hrn. Prof. Hirschfeld, versuchen, und sehen, wie weit wir auf demselben fortrücken können.

Man kann drey Arten von Gärten unterscheiden: Parks, Gärten im eigentlichen Verstande, und kleine Lustgärten bey den Häusern in den Städten und Vorstädten.

Die Parks sind gleichsam Landschaftsgemälde im heroischen Styl; eine Zusammensetzung solcher Objecte, worin von der Natur und Kunst alles entlehnt ist, was sie Großes haben, Berge, Felsen, hohe Waldung, Wasserfälle, Flüsse, kühne Gebäude oder Ueberbleibsel davon, Grabmähler, Pyramiden, Tempel. Wir lassen diese Parks der Britten, für welche der Rit-

ter Whately (*) ihnen eine schöne Theorie gab, in der Ferne liegen, da sie keiner allgemeinen Nachahmung bey uns fähig sind, auch ihre Nachahmung in mancherley Betracht, wie kurz vorher erwähnt worden ist, nicht anzurathen seyn dürfte.

Es bleiben für uns die Gärten im eigentlichen Verstande, und die kleinern Lust-Gärten, übrig. Jene sollen den Landschaftgemälden ähnlich seyn, die dem größten Theile nach im landmäßigen Styl sind, und von dem Heroischen nur selten etwas und dann mit Bescheidenheit annehmen, sich am meisten mit Einfalt und Schönheit ländlicher Gegenstände schmücken, aber auch die gefällige Hand der Kunst, die sie mit ihren Werken aufputzen will, nicht eigensinnig zurück stoßen. Die kleinen Lustgärten gleichen den Blumenstücken in der Malerey; sie sind dem Raume nach eingeschränkt, und begnügen sich Auftritte der blühenden Natur mit Anmuth und Zierlichkeit im Kleinen darzustellen.

Bey diesen beyden Arten von Gärten ist ihre Bestimmung unterschieden. In den kleinen Lustgärten hat man gemeiniglich den Genuß der Luft, der Kühlung der Freyheit, und eines bequemen Spazierganges zur Absicht; und nach dieser Absicht wird ihre Anlage einzurichten und zu beurtheilen seyn. Je leichter und je mehr sie den Genuß der angezeigten Vortheile gewähren, desto vollkommener sind sie. Regeln von be-

(*) Observations on modern Gardening, illustrated by descriptions, 1770, 8.

Man hat gefragt, warum die Engländer, wenn ihre Parks so schön wären, sie nicht in Kupferstichen zeigten? Canot hat den Park zu Kew abgebildet, und der große Park zu Windsor ist nach seiner letzten Verschönerung in 8 Prospecten von Sandby, Mason, Vivarez und Roocker in Kupfer gestochen. Die besten brittischen Parks sind noch zu neu, und werden noch jährlich mehr verschönert. Mehr Schwierigkeit ist die Abbildung eines Parks, als eines französischen Lustgartens unterworfen. Ueberdies befinden sich die Künstler in der Hauptstadt, und die schönsten Parks in den entlegenen Provinzen.

besonderer Erheblichkeit lassen sich nicht für sie angeben; man überläßt sie also lieber der Willkühr des Eigenthümers.

Die Bestimmung der kleinen Lustgärten tritt mit in die Bestimmung der Gärten im eigentlichen Verstande über; auch in diesen sucht man den Genuß der frischen Luft, der Kühlung, der Freyheit, des bequemen Spazierganges; aber diese Vortheile erhalten hier eine merkliche Erweiterung. Außerdem sind diese Gärten noch einer neuen und wichtigern Bestimmung fähig, die ihnen zum Vorzug vor den kleinern Lustgärten eigen ist, wodurch sie sich über sie erheben. Sie sollen nämlich vermittelst der Kräfte ihrer Gegenstände recht fühlbare Eindrücke auf die Sinne und die Einbildungskraft machen, und dadurch eine Reihe lebhafter angenehmer Empfindungen erwecken; eine Wirkung, welche die kleinen Lustgärten bey der Einschränckung des Platzes und dem Mangel erheblicher Objecte nicht in dem Umfange zu erreichen fähig sind. Eine solche Art von Gärten ist es, die wir hier zum Gegenstande haben; und die Absicht der Regeln, die hier vorgetragen werden sollen, geht dahin, den Gärten eine solche Anlage und Einrichtung vorzuzeichnen, daß sie ihre höhere Bestimmung wirklich erfüllen können. Diese ihre höhere Bestimmung, die in einer vortheilhaften Wirkung auf die Einbildungskraft und auf die Empfindung des Menschen besteht, erweitert und veredelt sehr den Gesichtspunct, aus welchem sie betracheet werden können, erhebt sie in die Classe würdiger Kunstwerke und unterwirft sie daher den Regeln des Geschmackes und der Schönheit, denen sie sonst nicht so strenge unterworfen seyn würden.

Es erhellet leicht bey dem ersten Anblicke dieser Wendung, daß Gärten, welche diesen Namen verdienen sollen, der Mode und der bloßen Willkühr entrissen werden. Es ist nicht mehr die Frage, was sie

gewesen sind oder noch sind, sondern was sie seyn müssen, wenn sie ganz die glückliche Wirkung thun sollen, deren sie bey einer verständigen Einrichtung fähig sind. Man spiele mit den kleinen Lustgärten bey den Häusern, so viel und so lange man will. Aber Gärten in der wahren Bedeutung erheben sich über blinden Einfall und phantastische Künsteley, und folgen nur dem Zurufe der Vernunft und des Geschmackes.

Der Garten soll also auf die Einbildungskraft und auf das Empfindungsvermögen vortheilhaft wirken; und dieses soll der Gartenkünstler vermittelst der Gegenstände, die ihm eigenthümlich zugehören, veranstalten. Diese sind Gegenstände der schönen ländlichen Natur, die sie ihm anbietet, die er aufstellen soll. Er muß daher zuvörderst solche Gegenstände der schönen Natur sammeln und auswählen, die eine vorzügliche Kraft haben, die angegebenen Wirkungen hervor zu bringen; er muß diesen Gegenständen eine solche Ausbildung geben, und sie in eine solche Verbindung und Anordnung bringen, daß dadurch ihr Eindruck verstärket werde. Dadurch verändert ein Platz den Namen einer bloß natürlichen Gegend, und fängt schon an in einen Garten überzugehen. Dieses war das erste allgemeine Gesetz des Gartenkünstlers.

Weil aber der Garten, als ein Werk der Kunst, des Genies und des Fleißes, die Phantasie und Empfindung stärker bewegen soll, als eine bloß der Natur überlassene Gegend: so soll der Künstler der Eindruck der natürlichen Gegenstände, die er mit Uiberlegung und Geschmack gesammelt, ausgebildet und mit einander verbunden hat, dadurch zu heben suchen, daß er übereinstimmende künstliche Gegenstände darunter mische und mit dem Ganzen verknüpfe. Dieses war das zweyte allgemeine Gesetz des Gartenkünstlers.

Beyde Hauptgesetze entspringen, wie zween Bäche, aus einer einzigen Quelle, und laufen neben einander

fort,

fort. Diese Quelle ist der Grundsatz: Bewege durch den Garten stark die Einbildungskraft und die Empfindung, stärker, als eine bloß natürlich schöne Gegend bewegen kann. Rufe daher die natürliche Schönheit der Landschaft herbey: rufe aber auch die Kunst, damit sie jene durch ihre Mitwirkung mehr erhöhe.

Nach diesem Plan, dem man wenigstens nicht absprechen kann, daß er ungekünstelt und einfach ist, scheinen sich in einer an einander hängenden Reihe die Regeln von selbst zu entwickeln, denen die Gartenkunst, als eine schöne Kunst betrachtet, folgen muß.

I. Von Gegenständen der schönen ländlichen Gegend überhaupt. Die Gartenkunst kann sich in gewisser Absicht mit Recht eines merklichen Vorzuges vor den übrigen schönen Künsten rühmen. Sie ist Kunst, und doch ist keine ihrer Geschwister gleichsam mehr in die Natur selbst eingeflochten, als eben sie. Sie giebt das mannigfaltige und grose Vergnügen ländlicher Scenen ganz, was der Landschaftmaler nur theilweise gewähret; sie giebt es auf einmal, was der schildernde Dichter nur durch eine fortschreitende Folge seiner Bilder nach und nach erweckt. Sie rührt nicht durch den langen Umweg der Nachahmung; sie ergreift unmittelbar die Sinne, schlägt gerade zu an die Organe unserer Empfindung, durch die Herbeyführung wirklich gegenwärtiger Gegenstände, ohne sie erst durch Hülfe der Wiedererinnerungskraft und der Imagination wahrnehmen oder fühlen zu lassen.

Weil die Gartenkunst so genau mit der Natur verbunden ist, daß sie selbst nichts anders als die Natur in einer abgeänderten Gestalt zu seyn scheint: so ist ihr erster und vornehmster Beruf, sich mit Gegenständen der schönen Natur zu beschäftigen. Diese sind von verschiedener Art und von verschiedenen Kräften; sie haben also auch verschiedene Wirkungen auf den Menschen, wovon uns Beobachtung und Empfindung

überzeugen, und wozu der Urheber der Natur ihnen die nöthige Richtung zu geben nach dem Plan der vollkommensten Weisheit nicht übersehen könnte. Die Gegenstände der schönen Natur liegen vor dem Menschen ausgebreitet; sie haben mannigfaltige Kräfte und Eigenschaften, wodurch sie ihn rühren können; und die Werkzeuge seiner Sinne sind dazu harmonisch gebildet, ihre Eindrücke aufzufangen, und durch eine weitere Fortpflanzung derselben die Einbildungskraft in Bewegung zu setzen, und durch die Erscheinung angenehmer Bilder die Empfindung zu beleben.

Die Gegenstände der ländlichen Natur haben mehr als einen Weg, auf welchen sie die Wirkungen ihrer Eigenschaften zur Seele bringen und ihre Empfindsamkeit reizen. Der vornehmste Weg ist das Gesicht, der vollkommenste und ergötzlichste unter allen Sinnen. Durch das Auge nehmen wir die Lage oder den Ort der Gegenstände, die Gestalt oder Form derselben, ihre Farben und ihre Beweglichkeit wahr; so viel besondere sinnliche Schönheiten in allen diesen enthalten seyn können, so viel können von dem Auge aufgefaßt werden. Unter den übrigen Sinnen, welche für die Annehmlichkeiten der Natur gebildet sind, tritt das Gehör am nächsten hervor, welches die harmonischen Töne empfängt. Der Geruch, der die süßen Ausdünstungen der Pflanzen und Gewächse aufnimmt, scheint der letzte zu seyn, wenn man ihm nicht noch allenfalls den gröbern Sinn des Gefühles, der die Erfrischungen der Luft genießt, beygesellen will. Durch alle diese Zugänge strömen die ländlichen Schönheiten und Annehmlichkeiten der Natur, welche der Garten in sich vereinigt, mehr oder weniger in die Seele ein. Der Eindruck, den die Gegenstände auf einen Sinn machen, kann durch die Mitbewegung noch eines andern oder mehrerer Sinne zugleich verstärket werden. Die Begriffe meherer Sinne, die übereinstimmen, preisen den Gegenstand stär-

ker

ker an. Ein Hain, voll jungen Laubes und heiterer Aussichten, ergötzt mehr, wenn wir darin zugleich das Lied der Nachtigalle, das Gemurmel eines Wasserfalles hören, wenn zugleich ein frischer Veilchenduft uns entgegen wallet.

Es ist in der Macht des Gartenkünstlers, durch das Auge, durch das Ohr und durch den Geruch zu ergötzen. Allein, weil die Ergötzung aller dieser Sinne in gleichem Grade theils nicht ganz von ihm abhängt, theils auch wegen der Verschiedenheit der innern Vollkommenheit der Sinne selbst nicht so gesuchet werden soll: so ist es sein Beruf, ohne gänzliche Zurücksetzung des Geruches, für das Auge und Ohr, am meisten aber für das Auge zu sorgen. Er soll also vornämlich sichtbare Schönheiten der ländlichen Natur aufzustellen sich bemühen.

Die natürlichen Gegenstände für das Auge sind von verschiedenen Kräften und Eigenschaften, wodurch ihre gartenmäßige Vollkommenheit näher bestimmet werden kann.

1. Zuvörderst Lage und Ort, wo sich die Gegenstände befinden. Im allgemeinen Ebenen, Anhöhen, Vertiefungen; sie schränken bald die Ansichten der Gegenstände ein, erweitern sie bald, vervielfältigen und erheben sie. Alle diese Arten von Lagen können dem Gartenkünstler so wenig gleichgültig seyn, als sie es dem Landschaftsmaler und der Natur selbst sind. Sie geben eine vortreffliche Hülfe, Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu erreichen.

Die Ebenen, Anhöhen und Vertiefungen können theils durch ihre Ausdehnung und Größe, theils durch ihre gegenseitige Verhältnisse, theils durch ihre Verbindungen unter einander, sehr unterschieden und abwechselnd seyn. Diese Lagen helfen den Gegenständen selbst den Charakter ihrer besondern Lage bestimmen. Heiterkeit und Anmuth herrschet auf der Anhöhe, Ein-

samkeit und Ruhe in der Vertiefung; das Offene, Freye und Lustige auf jener, und in dieser das Verschlossene Oede, Melancholische. Die Ebene giebt mit dem Begriffe der Bequemlichkeit auch den Begriff des Ungezwungenen. Es kömmt vornämlich bey der Anlage der natürlichen sowohl als der künstlichen Gegenstände darauf an, daß der Gartenkünstler diese Beurtheilung des natürlichen Characters der Lagen nicht aus der Acht lasse.

2. Er merke sodann auf die Eigenschaften der Gegenstände, woraus gartenmäßige Vollkommenheit entspringt.

Größe ist darunter die erste. Wir hassen Einschränkung, und lieben Ausdehnung und Freyheit; eine unläugbare ursprüngliche Stimmung der Seele, für welche die Erfahrung stark genug redet. Das Anschauen kleiner Vorwürfe auf einem abgezirkelten Platze, wie bald sättigt es nicht und erregt Ekel! Wie erquickend ist dagegen nicht der Anblick einer ganzen Landschaft, der Berge, Felsen, breiten Gewässer, Waldungen! Wie sehr erweitert sich nicht die ganze Seele, spannet alle ihre Kräfte an, arbeitet um alles zu umfassen, wenn sich die Aussicht auf den Ocean vor uns eröffnet, oder wenn in einer hellen Winternacht die gränzenlose Schöpfung voll leuchtender Planeten und brennender Fixsterne sich unserm Auge zu entwickeln scheint! Die Liebe des Menschen zum Großen, die seine höhere Bestimmung anzukündigen scheint, wirkt so stark und sichtbar, daß an ihrer Wahrheit nicht mehr gezweifelt werden kann. Der Genuß der Größe giebt der Einbildungskraft und dem Geiste eine Nahrung, die eine Art von Allgenügsamkeit mit sich führt; man erhebt sich von dem gewöhnlichen niedrigen Standorte hinauf zu einer höhern Sphäre der Bilder und der Empfindung; man fühlt es, daß man nicht mehr der alltägliche Mensch, sondern ein Wesen von einer Kraft

und

und Bestimmung ist, die weit über den Punct, auf welchen wir stehen, hinaus ragt.

Die Landschaft scheint mehr, als der Garten, von der Natur bestimmt zu seyn, uns die Ergötzungen, die aus Größe entspringen, zu gewähren. Allein, auch dieser soll uns diese Ergötzungen um so mehr zu verschaffen suchen, je mehr er eine besondere Verbindlichkeit hat, den Menschen auf eine seiner Würde gemäßige Art zu beschäftigen. Er ist freylich eingeschränkter, als die freye Landschaft; aber noch immer kann er durch die höhern Empfindungen der Größe einnehmen.

Größe im landschaftlichen Verstande, schließt Ausdehnung der natürlichen Gegenstände, also auch Ausdehnung des Raumes in sich, worin sie sich befinden. Es ließe sich vielleicht noch eine andere Art, nämlich intensive Größe, annehmen. So würde z. B. ein Eichenhain durch den Vorzug seiner Stämme mehr groß seyn, als ein Weidengebüsch, wenn gleich dieses sich in einem weitern Umfange, als jener, ausbreitete.

Mit der Größe ist Mannigfaltigkeit verwandt. Wenn jene Ausdehnung der Theile hat, so hat diese Verschiedenheit und Abänderung der Theile. Durch harmonische Verbindung von Größe und Mannigfaltigkeit entsteht das vollkommenste Werk in der Landschaft und auf dem Gartenplatze. Die Mannigfaltigkeit scheint fast noch unentbehrlicher für das Bedürfniß des Geistes, als die Größe. Einerley Gegenstände die immer unverändert vor den Augen da liegen, eine ewige Stellung, eine ewige Monotonie, eine ewige Einfärbigkeit, sind nicht bloß ermüdend, sie führen eine Art von geheimer Martet bey sich. Man laufe zwischen einförmigen Hecken hinauf und herunter, dann wieder hinauf und wieder herunter, dann noch einmal vorwärts, noch einmal zurück; überdrüssig des beständigen Zurückwanderns nimmt man, auch wenn noch kein Schwindel da ist, gern die erste beste Bank in Besitz.

Weil aber die verschiedenen und abändernden Theile, woraus Mannigfaltigkeit entsteht, zugleich gewisse Grade der Ausdehnung haben können: so kann auch eine nähere Vermischung der Größe und Mannigfaltigkeit entspringen. Indessen sind beyde noch so wesentlich unterschieden, daß sie keiner Vermengung ausgesetzt sind. Endlich ist die Mannigfaltigkeit nicht bloß auf die Gegenstände selbst eingeschränkt, sondern erstreckt sich auf die verschiedenen Seiten und Gesichtspunkte, woraus die Gegenstände erblickt werden. Ein einzelnes Gebäude, ein einzelner Baum so gar, kann in der Absicht gleichsam vervielfältiget werden; eine Kunst, welche nirgends sorgfältiger beobachtet wird, als in den neuesten englischen Parks.

Von Schönheit erhalten Größe und Mannigfaltigkeit ihre letzte Vollkommenheit. Der Gartenkünstler soll also nach dem Beyspiele der Natur bedacht seyn, den ausgedehnten und abändernden Theilen so viel Schönheit mitzutheilen, als sie fähig sind. Wenn Schönheit, nach der Meinung einiger Kunstrichter, in den Eigenschaften der Gegenstände besteht, wodurch sie sinnliches Wohlgefallen erwecken, so würde schon in Größe und Mannigfaltigkeit ein Theil der Schönheit liegen. Allein, Schönheit kann noch für sich, abgesondert von Größe und Mannigfaltigkeit, betrachtet werden; und wir wollen hier landschaftliche Schönheit, die zugleich gartenmäßige Schönheit ist, von allen übrigen Gattungen, die man noch etwa von Schönheit angeben möchte, unterscheiden.

Es scheint, daß landschaftliche Schönheit sich auf zween wesentliche Puncte, auf Farbe und Bewegung, vereinigen läßt.

In der Proportion kann, überhaupt gerechnet, allerdings Schönheit seyn; nur scheint das Schöne des Pflanzenreiches nicht nothwendig durch Proportion bestimmt zu werden; dem ungeachtet könnte doch vielleicht

noch

noch aus der Form, die in den bildenden Künsten einen so wesentlichen Theil der Schönheit bestimmt, auch landesschaftliche Schönheit, wiewohl in einer abgeänderten Wendung, entspringen. Denn genau abgemessene Verhältnisse aller einzelnen Theile zu einem Ganzen hat die Natur in dem menschlichen Körper, dem wichtigsten Gegenstande für den bildenden Künstler, beobachtet und zur Nachbildung vorgeschrieben; allein in den Anlagen reizender Landschaften, wo sie sich in den weiten Massen auch mehr Freyheit, als in einzelnen Werken, die sie vollkommen ausarbeiten wollte, überlassen konnte, hat sie die Genauigkeit der Verhältnisse nicht so sorgfältig beobachtet. Wer kann sagen, daß in den Bekleidungen eines Felsen, die hier aus hohen Tannen, dort aus niederm Gesträuche, und da wieder aus Mose bestehen, genaue Beobachtung der Verhältnisse, oder daß in den Stämmen eines Waldes, in den Auslagen und Verbreitungen seiner Zweige, in den Farben seines Laubes, eine solche Uebereinstimmung herrsche, nach welcher überall die Gründe angegeben werden könnten, warum diese Lage, diese Ausbildung nur diese und nicht eine andere seyn dürfe? Welcher Kunstrichter des Schönen, wird die natürliche Anordnung einer Landschaft unter solche feststehende Regeln zu bringen wagen, als es die sind, womit wir die Werke eines Raphael und Michael Angelo richten? Es scheint ohne Widerspruch wahr zu seyn, daß bey der Anordnung der Landschaften die Natur im Allgemeinen eben nicht darauf gerechnet hat, durch eine bestimmte Form der Gegenstände Schönheit zu geben, weil Gegenstände einer Art unter so sehr verschiedenen und entgegen gesetzten Formen noch immer einer unverfälschten Empfindung als schön erscheinen. Wir finden einen Hain schön, welcher schlanke Bäume hat; einen andern nicht weniger, der mit niedrigen Stämmen versehen ist; er wölbe sich zu dichten Schatten, oder er lasse durch geräumige Oeffnungen

das

das Spiel des Sonnenlichtes durchfallen, er wird uns immer einen frohen Anblick abfordern. Der Fluß verbreite sich in einem ausgedehnten Bette durch das Thal hin, oder er falle in verschiedenen Abtheilungen seines Wassers vom Hügel herab; er wird in beyden Fällen seinen Anspruch auf Schönheit behaupten. Wenn also in landschaftlichen Gegenständen durch die Form Schönheit erhalten werden soll, so scheint es, daß dieses durch gebogene und gekrümmte Linien geschehen kann. Die gerade Linie ist in der Landschaft nicht schlechterdings und ganz ohne Schönheit. Allein, gewiß ist es, daß gebogene Linien eine empfindbare Schönheit gewähren, einen stärkern und länger anhaltenden Eindruck machen. Ein Wald, der über einige Hügel und Thäler fortläuft, und zu den Seiten, bald hie bald da einen Arm ausbreitet, ist unstreitig schöner, als ein anderer, der gleichsam nach der Schnur abgemessen in einer Ebene ruhet. Man kann sagen: hier ist es Abwechselung, woraus Schönheit entsteht: allein die gebogene Linie ist es ja eben, welche Abwechselung hervor bringt.

Sichtbarer ist es, daß die Farbe einen wesentlichen Theil der landschaftlichen Schönheit ausmacht. Die Farbe ist gleichsam eine Art von Sprache, womit die leblosen Gegenstände der Natur zu dem Auge reden; eine Sprache, welche überall und in jedem Winkel des Erdbodens verständlich ist. Durch die Farbe erhalten die Gegenstände eine große Gewalt über die Empfindung; sie erregen dadurch das Gefühl der Freude, der Liebe, der Ruhe und andere Bewegungen so mächtig, daß man leicht wahrnimmt, daß die Gartenkunst eben so wohl vortheilhafte Wirkungen von den Farben gewinnen kann, als die Natur selbst sie zu dieser Absicht gebraucht. Es ist wahr, die Natur hat eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Farben, die durch Erhöhung und Mäßigung, durch Feuer, und sanftere Helle, durch

Mi-

Mischungen und Verschmelzungen, durch abwechselnde und unerwartete Einfälle des Lichtes, durch Spiel und Wiederschein ein Schauspiel vorstellen, welches das Auge in der weiten Schöpfung nicht prächtiger oder schöner finden kann. Und diesen Schauplatz der Farbenergötzung eröffnet die Natur nicht bloß dem Landschaftmaler, sondern auch seinem Nebenbuhler, dem Gartenkünstler. Man werfe das Auge auf eine reiche Blumenflur, besonders wenn das königliche Geschlecht der Tulpen blühet. Was für eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Mischung und Herrlichkeit der Farben! Es ist kaum zu begreifen, wie der Britte sein sonst so empfindliches Auge diesen Schönheiten verschließen, und sie aus seinen Parks verbannen kann, da indessen der Holländer sie als den höchsten Reiz der Gärten ansieht. Wenn gleich ein Garten ohne Blumen schön seyn kann, und ein mit den herrlichsten Blumen erfüllter Platz noch kein Garten ist: so bietet doch die Natur allein schon durch die Farben der Blumen, wenn wir auch nicht auf ihre balsamische Ausdüftungen achten wollten, so viel Ergötzung an, daß man, ohne ungerecht zu seyn, sie im Garten nicht ganz vernachlässigen kann.

So groß auch die Farbenpracht im Blumenreiche ist, so wird sie doch von einem andern Schauspiele noch übertroffen. Dieses Schauspiel das erhabenste und schönste der unsichtbaren Natur, auch in Ansehung der Farben, ist die Morgenröthe und die untergehende Sonne, mit den unendlich abwechselnden Erscheinungen, die sie begleiten; ein Schauspiel, welches die größten Dichter zu den vortrefflichsten Beschreibungen entzückte, das einen Lucas van Uden und einen Claude Gillee, und neben ihnen so viele malerische Genies in Nachbildungen begeisterte, so weit sie nur der Kunst erreichbar waren: aber auch ein Schauspiel, welches selbst gröbern Werkzeugen des Auges seine Schönheit empfindbar eindrückt. Man kann diejenigen Landhäuser und Güter, welche durch umstehende Gebäude Mauern oder hohe Bäume, der freyen Aussicht auf dieses höchste Schauspiel der Natur beraubt sind, wohl nicht anders

als

als mit einem geheimen Mitleiden ansehen. Möchte doch nie der Baumeister und der Gartenkünstler vergessen, dem Auge die Oeffnung zu lassen, wodurch es den Genuß des herrlichsten Anblickes in der Schöpfung gewinnen kann!

Aber außer der kurzen Pracht an Farben in dem Blumenreiche und in dem Auf- und Untergange der Sonne, hat die Natur für eine zwar weniger herrliche, allein dauerhaftere Schönheit der Farben in der allgemeinen Bekleidung der Landschaft gesorget. Das Grüne, wohlthätig stärkend und erquickend für das Aug, ist die Hauptfarbe der schönen Landschaft. Aber, welche unendliche Abwechselung dieser Farbe durch Erhöhung, Verminderung und Verschmelzung, schon in einer einzigen kleinen Landschaft, und zwar nicht bloß durch die Wirkung der allmählich entweichenden und duftigen Ferne, sondern durch die Wirkung des gegenwärtigen Lichtes in den nahen und nächsten Gegenständen, in niedrigen Kräutern, in höhern Pflanzen, in Gebüschen und Bäumen! Und hier überläßt die Natur dem Gartenkünstler nicht allein, durch eben die Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Grüns zu reizen, wodurch sie in der Landschaft reizt; sie verstattet ihm sogar, durch eine sorgfältigere Mischung der Farben, sie in dem nachlässigern Entwurfe ihrer großen und freyen Werke zu übertreffen, und durch eine neue Verbindung ein neues Ganze hervor zu bringen, welches gleichsam ein Gemälde von höherer Vollkommenheit darstellt.

Zur besondern Schönheit der Farben gehört Helle und Lebhaftigkeit; das Gemäßigte, wie sanftes Blau, Rosenroth, Violet; Abwechselung mit unmerklichen Abänderungen und sanft fortschreitenden Verbindungen.

Wenn das Feuer der Farben dem Gartenkünstler nur in der Pflanzung einiger Blumenarten erreichbar scheint, so kann er dagegen weit mehr durch Reinigkeit und Helle der Farben einnehmen. Das Feuer der Farben

ben erzeugt Freude, die Helle Heiterkeit. Das Gemäßigte in den Farben giebt Erquickung und liebliche Empfindung der Ruhe, wie das Violet, oder milde Fröhlichkeit, wie das lichtere Blau und Rosenroth. Abwechselung giebt durch das fortschreitende Vergnügen Unterhaltung, und beschützt den Genuß vor Ermüdung.

Aus den bisher angezeigten Bemerkungen lassen sich folgende allgemeine Haupt-Gesetze ableiten, welche der Garten-Künstler in Absicht auf die Farbengebung zu beobachten hat.

1. Er vermeide Einfärbigkeit, und wisse, daß er gerade der Anweisung der Natur entgegen handele, wenn er nur einerley Grün wählt.
2. Er denke nie, daß es gleichgültig sey, die Farben seiner Pflanzen, Stauden und Bäume durch einander zu werfen, wie es der Zufall fügt, sondern daß Ueberlegung und Wahl erfordert wird, wenn er vermittelst der Farben eine glückliche Wirkung auf das Auge hervor bringen will.
3. Er sorge vornämlich für Helle und Lebhaftigkeit der Farbe, um Heiterkeit zu erwecken. Diese Gattung der Farbe muß daher nicht allein besonders die nächstliegenden Gegenstände beleben, sondern auch die herrschende, die Hauptfarbe seines ländlichen Gemäldes seyn.
4. Er unterscheide diejenigen Partien seines Platzes, die entweder nach der natürlichen Lage und Beschaffenheit, oder nach der Bestimmung und nach dem künstlichen Character, den man ihnen durch Bearbeitung, durch Hinstellung der Gebäude geben will, eine andere Farbe erfordern. Der abseitige Weg in ein Gebüsch mag sich mit weniger muntern Grün beschatten. Dunkles und ernsthaftes Laub verlangt die Grotte und die Eremitage zu ihrer Umhüllung.
5. Er studire die Sympathie der Farben, und suche unter verwandten Gattungen eine solche Mischung und Verbindung hervor zu bringen, daß eine vollständige Harmonie daraus entstehe. Er merke nicht bloß, welche Wirkung die Verbindung der Farben in der Nähe, sondern auch, welche sie in einer gewissen Entfernung thue.
6. Er gebe, so viel als möglich, seinen Gegenständen, den natürlichen sowohl als den künstlichen, einen solchen Ort, eine solche Stellung, daß sie entweder durch die geradezu gehende Erleuchtung, oder durch die gebrochenen Einfälle

des Sonnenlichtes, wie es Lage und Absicht zulassen und erfordern, sich in einer grössern Schönheit erheben. Eine Regel von Wichtigkeit, wogegen aber fast täglich angestossen wird! Er stelle die vom Thaue befeuchtete Blumenflur dem Morgenlichte entgegen, und lasse das Bad im Gebüsche von den sanften Blicken der entweichenden Sonne vergolden.

Das Sonnenlicht bietet eine Menge von unerkannten Schönheiten für die Gartengegenstände an. Man begnügt sich zu wissen, daß man ihm wehren kann, um Schuz vor den heißen Strahlen zu erhalten; man denkt mit einer geheimen instinctmäßigen Sorge, die auch der Bewohner des Waldes beseelt, auf Bequemlichkeit. Allein man vergißt, wie man das gemäßigte Licht zur Verschönerung der Gegenstände herbey locken und vertheilen kann; eine Kunst, die der Gartenkünstler dem Landschaftmaler nicht überlassen sollte!

In Bewegung kann überhaupt schon Schönheit seyn, weil darin Mannigfaltigkeit und Abwechselung Statt findet. In landschaftlichen Gegenständen ist die Bewegung unentbehrlich, wenn sie einen dauerhaften Eindruck machen sollen. Die herrlichste Aussicht in eine reizende Gegend wird bald anfangen uns schwächer zu beschäftigen, wenn sie lauter ruhende und unbewegliche Gegenstände enthält, wenn nichts erscheint, das die einförmige Stille unterbricht und irgend ein Leben verkündiget. Diese Bemerkung haben die größten Landschaftsmaler verstanden, die doch, in Ansehung der hervorzubringenden Bewegung, dem Gartenkünstler weit nachstehen müssen, die Bewegung bloß andeuten, nicht aber vor die Empfindung bringen können. Sie beleben daher ihre Landschaften bald mit Hirten, bald mit Reisenden, bald mit einer umher irrenden Heerde, bald mit dem Fluge der Vögel; sie lassen den Wind in dem Laube wehen, den Wasserfall stürzen, und aus den Hütten Rauch empor wallen; kurz, sie vergessen nichts, was in ihren nachgebildeten Landschaften den Begriff der Bewegung und des Lebens erzeugen kann. Weit mehr soll der Gartenkünstler auf seinen Platz wirkliche Bewegung zu bringen suchen.

weil

weil das Vorbild der Natur und das Bedürfniß seines Werkes, zur Gewinnung einer höhern Kraft, ihn dazu auffodert. Man findet gemeiniglich auch in den kleinsten Gärten springendes Wasser, nicht, wie ich glaube, um allemal in diesem Stücke die größern Gärten nachzuahmen, sondern weil man es wirklich fühlt, wie viel Leben und Anmuth die Bewegung giebt. In der That erfrischt nichts mehr, als Bewegung in landschaftlichen Gegenständen; der schönste Baum gewinnt noch einen neuen Reiz, wenn ein sanfter Wind in seinen Blättern spielt. Wenn der Gartenkünstler das Vergnügen der Bewegung erhalten will, so muß er hauptsächlich auf folgende Puncte seine Aufmerksamkeit richten.

1. So viel von seiner Wahl abhängt, suche er in seinem Garten einen Plaz aus, bey welchem die umliegende Gegend bewegliche Aussichten (Vues mouvantes) gewährt; Aussichten auf Dörfer, auf Hügel, Felder und Wiesen, wo Heerden weiden und der Landmann arbeitet, auf Seen und Flüsse, die von segelnden Fahrzeugen und Fischern belebt werden, auf Landstraßen in der Ferne, die mit hin und her wandelnden Figuren bedeckt sind, u. s. w.
2. Will er im Garten selbst Bewegungen anbringen, so suche er sie in Gegenständen, die, ihrer Natur nach, einer Bewegung fähig sind. Er vermeide also die gewöhnlichen Kinderspiele und Künsteleyen, wodurch man unbewegliche Gegenstände in Bewegung zu sezen sucht, in der falschen Meinung, dadurch eine gartenmäßige Verzierung hervor zu bringen.
3. Weil zu viel oder zu starke Bewegung zerstreuet oder betäubt: so bemühe er sich um eine gemäßigte Bewegung. Ein brausender Wasserfall, welcher durch den ganzen Garten stark vernommen wird, stört die Empfindung der sanftern Schönheiten, welche die übrigen Gegenstände einflößen. Die tobenden Wasserkünste sind oft eine Art von Ungeheuern in den Gärten geworden. Ein gelinder Wasserfall hingegen erfrischt das Auge und das Ohr durch seine Bewegung.
4. Er überlege, durch welche Mittel er Bewegung und Leben hervor bringen kann. Nicht alles hat ihm die Na-

tur überlassen; nicht alles ist auch gleich schicklich, was er liefern kann. Die Bewegung der Luft und der Wolken, wodurch die Natur die Schöpfung allmählich belebt, behielt sie sich vor; aber sie verstattet ihm, seinen Platz durch andere Mittel zu beleben. Er kann das Wasser bald stärker, bald gelinder fließen, es von Absätzen sich hinunter wälzen oder von jähen Anhöhen herab stürzen lassen; er kann es leiten und vertheilen, wo er will. Er kann durch seine Blumen, Schaaren von buntgeschmückten Insecten, durch seine Schatten ganze Geschlechter von Vögeln locken, die durch Umherfliegen und Gesang den Garten beleben. Es giebt eine Art der Bewegung für das Auge, eine andere für das Ohr; und beyde nicht bloß zu erhalten, sondern sie auch in einem Zeitraume mit einander zu verbinden, ist in der Macht des Gartenkünstlers.

Vornämlich sind es die Geschlechter der Thiere, womit die Natur ihre schönen Landschaften belebt. Der Gartenkünstler versäume also nicht, ihr darin nachzufolgen! Er locke am meisten wildes Geflügel in seine Reviere, durch Schatten, durch Wasser, durch Zurücktreibung der gewöhnlichen Nachstellungen. Gern wird die Nachtigall, die Wachtel, die Lerche, und so mancher andere einheimische Vogel in unsern Gärten, unter dem Schutze des Gastrechtes, seine Wohnung nehmen, seine junge Brut verpflegen, und bald sich in zahlreiche Familien ausbreiten. Und welche anmuthige Gesellschaft und Aufheiterung, sich überall von froh herumfliegenden melodiereichen Vögeln, oder doch von solchen Geschlechtern, die durch ihre Gestalt und Farben ergötzen, umgeben zu sehen! Wer die gefiederten Sänger aus seinem Garten verbannt, oder ihnen doch nicht Anlockung und sichern Aufenthalt verschaffet, der muß gar keinen Begriff von der Wollust der Bewegung haben, die er ihm dadurch raubet. Es ist nicht bloß das Vergnügen, es ist auch Ruhm für den Gartenbesitzer, durch freundliche Begegnung das furchtsame Geflügel zu einem Grade der Zahmheit zu gewöhnen. Wilde Thiere, die schädlich sind, und durch den Anblick oder durch die Idee ihrer Gegenwart die angenehmen Eindrücke des Gartens stören, sind von ihm und so gar aus seiner Nachbarschaft zu entfernen.

4. Die Wirkung der Schönheit, sie mag aus Farbe oder Bewegung entspringen, ist diese, daß sie

mit

mit dem Augenblicke, worin sie sich in die Einbildungskraft ergießt, lebhaftes Vergnügen erweckt.

Allein, es giebt von den Gegenständen, ihrer Lage und in ihrer Verbindung noch Eigenschaften, wodurch sie weniger lebhaft vergnügen, wodurch sie nicht bezaubern, sondern nur einnehmen. Diese Eigenschaften sind Anmuth und Lieblichkeit. Sie sind mit Schönheit so lange verwandt, daß es schwer ist, die Familienzüge so genau zu entwickeln, um jede Person für sich durch bestimmte Merkmale unterschieden darzustellen. Zwischen Anmuth und Lieblichkeit ist der Zwischenraum so unmerklich, daß er sich kaum bezeichnen läßt. Indessen scheint uns eine geheime Stimme des feinern Gefühles zu verstehen zu geben, daß Lieblichkeit ein feinerer Grad von Anmuth sey, und tiefer, als diese, in den innern Sinn eindringe; daß das Anmuthige mehr die Phantasie, das Liebliche aber mehr die Empfindungskraft berühre. Da sich aber hier kein deutlicher Unterschied entwickeln läßt, so wollen wir hier unter Anmuth und Lieblichkeit einerley Sache begreifen. Das Anmuthige ist von dem Großen, Erhabenen, Prächtigen und Schönen unterschieden. Seine Eindrücke sind viel schwächer; aber sanft und erheiternd. Es stärkt zwar nicht, wie eine nahrhafte Speise; aber es giebt eine Erfrischung, wie auf einer wohlbesetzten Tafel ein Aufsatz von milden Früchten. Die Schönheit gebietet; die Anmuth schmeichelt sich ein. Bey dem Anmuthigen liegt also eine gewisse Mäßigung zum Grunde; Mäßigung in Licht und Farbe; Mäßigung in der Bewegung, er sey Bewegung für das Auge oder für das Ohr. Der Regenbogen in dem vollen Glanze seiner Farben ist schön; er ist anmuthig in der allmählichen Erlöschung seines Schimmers. Die freyen Strahlen der Morgensonne sind schön; anmuthig aber, wenn sie gebrochen durch die grünen Blätter einer Laube fallen. Das glühende Gold der Abendsonne am

westlichen Himmel ist schön; anmuthig aber der Wiederschein, das Spiel des Lichtes, der dazwischen aufsteigende Duft, womit sie die Landschaft überstreuet. Die farbenreiche Tulpe ist schön; das bescheidene Veilchen, anmuthig. Der Wasserfall ist schön; die murmelnde Quelle, anmuthig. Der frohe Schlag der Nachtigalle, schön; ihr Seufzer in der Abenddämmerung, anmuthig.

Bey der Gartenkunst ist eine Beobachtung zu bemerken, die in Ansehung des Anmuthigen einen allgemeinen Grundsatz an die Hand giebt. Wir finden, daß die Natur aus dem Anmuthigen und Lieblichen selten allein ein ganzes Gemälde entwirft, sondern, daß sie es unter dem Großen, Mannigfaltigen und Schönen vermischt. Nach dieser Anweisung suche der Gartenkünstler anmuthige und liebliche Gegenstände in der Natur für seinen Platz aus, sehe sie nicht als ein Ganzes, sondern nur als Theile an, und vereinige sie als solche mit dem übrigen wichtigern Vorrathe, woraus er sein Werk bilden will.

Neuheit giebt eine der lebhaftesten Bewegungen, und fast mehr als Schönheit und Größe; sie kann theils in dem Gegenstande selbst, theils aber auch in der Art der Erscheinung eines Gegenstandes, liegen. Unterscheidet man Neuheit des Ganzen, und Neuheit in den Theilen und zufälligen Veränderungen; so sieht man leicht, daß in einem weitern Verstande und mit größerm Rechte landschaftliche Gegenstände durch Neuheit bewegen können. Freylich rührt uns ein Gegenstand mehr, der ganz neu für uns ist, als ein anderer, bey dem wir bloß in den Theilen und Veränderungen Neuheit antreffen; allein, doch bringt diese ihre Bewegung hervor. Ein Wald ist kein neuer Gegenstand für uns; allein, mit dem jungen Laube, womit er sich im Frühlinge bekleidet, nimmt er für uns den Reiz des Neuen an. Eine Rose ist nichts Neues für uns; al-

lein; wie ergezt uns nicht die erste aufgebrochene Knospe, die wir am Rosenstocke finden! Die Natur läßt an den Gegenständen, die wir täglich vor Augen haben, auch täglich Veränderungen erscheinen, durch deren Neuheit die Gegenstände eine anziehende Kraft behalten. Welche Menge von neuen Erscheinungen im ganzen Pflanzenreiche und selbst an einer einzigen Blume! Solche Gegenstände soll also der Gartenkünstler suchen, in welchen die Natur selbst durch eine ununterbrochene Fortwirkung immer neue Veränderungen hervor bringt. Sind sie nicht weit über die todten Kunstwerke erhöht, zu welche man gemeiniglich seine Zuflucht nimmt, wenn man einen Garten durch etwas Neues anmuthig machen will?

Allein, weil Neuheit auf gewisse Weise durch den Gesichtspunkt erhalten werden kann, aus welchem man einen Gegenstand erblickt, und weil die Natur auch auf diesem Wege Neuheit verschafft: so darf auch der Gartenkünstler dieses Mittel der Ergötzung nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Daß auch in Abwechselung und Bewegung Neuheit seyn kann, ist leicht zu begreifen.

Mit dem Neuen ist das Unerwartete zwar nicht einerley, aber doch nahe verwandt. Die Wirkung des Neuen bey angenehmen Gegenständen ist Verwunderung, welche belustiget; die Wirkung des Unerwarteten bey eben einer solchen Art von Gegenständen ist Ueberraschung, ein lebhafteres Gefühl, welches in einem höhern Grade belustiget. Der Gegenstand, welcher angenehm überraschen soll, muß nothwendig auch die dazu erforderlichen Eigenschaften und Beschaffenheiten besitzen; und hiebey wird man auch leicht eingestehen, daß keine andere als solche Gegenstände sich für die Bestimmung des Gartens schicken, indem widrige, eckelhafte und fürchterliche Ueberraschungen nicht damit übereinstimmen. Da Ueberraschung aus der unerwarteten oder plözlichen Erscheinung eines Gegenstandes

entsteht, und indem sie auf einmal die gewöhnliche Folge unserer Ideen unterbricht, sich durch eine starke Bewegung äußert: so ist sie als ein vortreffliches Mittel anzusehen, die Eindrücke eines Gartenplatzes, der dazu freylich Ausdehnung und viel natürliche Anlage haben muß, zu erhöhen.

Weil das öftere Wiedersehen einerley Gegenstände und die längere Bekanntschaft mit ihnen, auch in den angenehmsten Gegenden, allmählich den Geschmack an denselben schwächt, (eine gewöhnliche Wirkung, welche nicht in den Dingen, sondern in der Einrichtung unserer Natur, ihren Grund hat!): so muß das Unerwartete dem Geschmacke wieder eine Stärke geben. Die Beobachtung dieses Gesetzes ist nicht ohne Schwierigkeit; und selbst das, was das erstemal unerwartet war und als unerwartet überraschte, ist es das zweyte und drittemal nicht mehr, wenigstens nicht in dem Grade, wie vorher. Die ganze Fülle der Ueberraschung gewährt die wunderbar bildende Natur mehr dem Reisenden in größern Landschaften, besonders in denen, die viele Hügel und Berge haben, wie die Schweitz. Allein, weil doch der Gartenkünstler daran arbeiten soll, daß die Gegenstände nicht bloß unterhaltend bleiben, sondern auch lange und stark beschäftigen: so soll er keine Gelegenheit versäumen, wo er angenehm überraschen kann. Hiezu kömmt noch die Betrachtung, daß, wenn auch die erste Bewegung sich wieder verliert, doch immer eine angenehme Wiedererinnerung zurück kehrt, so oft wir an den Ort kommen, wo die Ueberraschung geschah, oder den Gegenstand sehen, der diese Wirkung auf uns hatte. Und wenn ein erheblicher Aufwand alljährlich für einen Garten gemacht werden kann, so wird es leichter seyn, durch manche Veränderungen die Wirkung der Ueberraschung zu erhalten, ohne dem eigenthümlichen Character des Gartens Eintrag zu thun.

Aus vielen Bemerkungen entspringen die allgemeinen Regeln für den Gartenkünstler.

1. Er mache nie seine Anlagen so, daß bey dem ersten Anblicke der Plan des Ganzen auf einmal in die Augen fällt. Er lasse nicht übersehen, oder errathen, welche Scene jedesmal folgen werde. Je mehr er verbergen kann, desto lebhafter wird die plötzliche Erscheinung bewegen. Wo man am wenigsten vermuthete, da ist die Ueberraschung am angenehmsten.
2. Er sehe auf die Gegenstände, Lagen, Aussichten u. s. w. wodurch er überraschen will. Es ist nicht genug, daß sie angenehm, und überhaupt, gartenmäßige Empfindungen zu erwecken, geschickt sind; sie müssen auch erheblich, ausgewählt, hervorstechend seyn. Das Gemeine, wenn es auch noch so plötzlich erscheint, bringt nur eine geringe Wirkung hervor.
3. So wird auch ohne Mannigfaltigkeit und Abwechselung die Wirkung nur schwach seyn. Wenn nach einem Gegenstande, welcher überraschte, eben derselbe oder ein ähnlicher wieder erscheint: so hat er schon den größten Theil seiner Kraft für uns bewiesen, und wir geben, weniger bewegt, oder gar gleichgültig, vorüber. Viele und mannigfaltig verschiedene Gegenstände, alle in einer unerwarteten Erscheinung, erzeugen eine an einander hängende Reihe der angenehmsten Bewegungen, die unsere Seele weit über ihren alltäglichen Empfindungskreis hinaus heben.
4. Aber sorgfältig hüten soll sich der Gartenkünstler, daß er, aus Liebe zur Ueberraschung, nicht auf spitzfindige Erkünstelungen, auf Spielwerke und Dinge falle, die unter der Würde eines Gartens sind, in welchem nicht weniger, wie in jedem andern Werke der Kunst, gesunde Vernunft und reiner Geschmack herrschen soll.

6. Contrast, eine Art von Abwechselung, die aus der Vergleichung eines Gegenstandes mit einem andern ihm unähnlichen entspringt, ist ein Mittel, sehr lebhafte Bewegungen hervor zu bringen, und den Wirkungen der Gegenstände stärkern Nachdruck zu geben. Die Natur bedient sich desselben in ihren herrlichsten Landschaften; und verständige Maler haben in ausgedehnten Stücken mit Vortheil ihre Vorbildung ge-

nuzet. Die Natur zeigt wenig Landschaften, in welchen der Contrast so hervorstehend ist, als die Gegend um Neapel, von welcher Brydone in seiner Reise durch Sicilien und Malta (wovon eine deutsche Uebersetzung zu Leipzig 1774 heraus gekommen ist) eine vortreffliche Schilderung geliefert hat. Eben diese Anleitung nun, welcher der Landschaftsmaler folgt, muß auch der Gartenkünstler sich empfohlen seyn lassen.

Zuvörderst finden, in Ansehung der Hervorbringung des Contrastes, folgende allgemeine Bemerkungen Statt.

1. Nur in größern Landschaften, und nicht in einer abgezirkelten ländlichen Gegend, ergezt eigentlich die Natur durch den Contrast der Gegenstände. Der Garten, worin Bewegungen dieser Art hervor gebracht werden sollen, muß daher von einem nicht geringen Umfange seyn. Auf einem kleinen Platze Contrast suchen, würde Ueberladung, und also Verwirrung werden.
2. Man suche nicht zu ängstlich, und nicht überall, Gegenstellung in den Gärten anzubringen. Die Beobachtung der Natur lehrt uns, daß sie sich einer gewissen bedächtigen Nachlässigkeit überläßt, wenn sie Gegenstände mit einander in einen Contrast sezt, und daß sie nicht an allen Stellen Ungleichheit und auffallende Absechung hinzulegen bemühet ist, sondern oft eine Reihe von ähnlichen Scenen fortlaufen läßt. Das Widerspiel würde nur zu dem Seltsamen und Gezwungenen verleiten.
3. Der Contrast kann theils bey Gegenständen, die von einer ganz entgegen gesetzten Art und Beschaffenheit sind, theils auch bey Gegenständen von einer andern Art, welche nur in Ansehung ihrer Eigenschaften unähnlich sind, Statt haben. Die erste Art des Contrastes wirkt freylich stärker, allein auf einem Gartenplatze ist dieselbe mit vieler Vorsicht anzubringen, weil der Gartenkünstler sich leicht verirren kann; Gegenstände aufzustellen, die nicht mit dem Ganzen harmoniren, und wohl gar die Hauptbewegung stören. Dieser Contrast herrschet vornämlich in Landschaften, und kann auch in ausgedehnten Parks sehr leicht seine Stelle erhalten. Die andere Art des Contrastes ist in den Gärten gewöhnlicher, aber von einer schwächern Wirkung. Man suche, so viel es der Raum und die Bestimmung

des

des Gartens, die man nie aus dem Gesichte verlieren soll, verstatten, beyde Arten des Contrastes geschickt mit einander zu vereinigen.

4. Weil man oft der ersten Art des Contrastes gar zu anhängig war, so sind dadurch die sonderbarsten Uebertreibungen entstanden. Man wollte gewisse romantische Scenen der Natur nachmachen, die sie nur hie und da als Spiele ihrer Laune zu bilden pflegt, und man verfiel in das Abgeschmackte; zumal da man anfieng aus demjenigen, was bey der Natur nur seltene Erscheinung ist, ein eigenes Hauptwerk zu machen. Dieser Tadel trifft nicht unsere gewöhnliche Gärten, die noch weit davon entfernt sind, sondern einige Parks der Engländer und der Chineser, am meisten aber der letztern. Daß diese die Gegeneinandersetzung nach der Zügellosigkeit des Orientalischen Geschmackes übertreiben, darüber darf man sich nicht wundern; aber wohl darüber, daß Chambers diese Ausschweifung billiget.

Die fürchterlichen Scenen der Chineser, deren oben, S. 183, Erwähnung geschehen ist, sind eine Zusammensetzung düsterer Gehölze, tiefer der Sonne unzulänglicher Thäler, überhängender unfruchtbarer Felsen, dunkler Höhlen und ungestümer Wasserfälle, welche sich von allen Seiten von den Bergen herab stürzen. Die Bäume sind übel gestaltet, aus ihrem natürlichen Wachsthume heraus gezwungen, und, dem Anscheine nach, von der Gewalt der Gewitter zerrissen. Einige sind ausgerissen und hemmen den Lauf der Ströme; andere sind wie vom Blitz verbrannt und zerschmettert. Die Gebäude sind Ruinen, oder halb vom Feuer verzehrt, oder durch die Wuth der Gewässer weggespühlt. — So weit möchte alles dieses noch leidlich seyn; und so weit hat man auch zum Theil in einigen brittischen Parks die Nachahmung schon getrieben. Aber nun! Fledermäuse, Eulen, Geyer und alle Raubvögel flattern in den Gehölzen umher; Wölfe und Tieger heulen in den Wäldern; halb verhungerte Thiere schleichen über die Heiden; Galgen, Kreuze, Räder und alle Torturwerkzeuge kann man von den Landstraßen her sehen. In dem schrecklichen Innern der Wälder, wo die Wege uneben und mit Unkraut bewachsen sind, stehen dem Gotte der Rache geweihete Tempel. Neben allen diesen sieht man steinerne Pfeiler mit Beschreibung tragischer Begebenheiten, und allerhand schreckliche Handlungen der Grausamkeit. Dazu kommen abgelegene Oerter, die mit so-

los-

lossischen Figuren von Drachen, höllischen Furien, und andern gräslichen Gestalten angefüllt sind. — Was Chambers mehr davon erzählt, zeugt, wie dieses von einer Ausschweifung, die vielleicht nirgends weiter getrieben ist. Das Seltsamste ist, daß diese Scenen des Schreckens deswegen angelegt werden, um die Wirkungen der angenehmen Auftritte durch den Contrast zu heben.

Wenn es gleich nicht zu vermuthen ist, daß unsere träge oder mäßigere Einbildungskraft jemals zu einer Art solcher Ausschweifungen sich verirren sollte: so verdient doch hier bemerkt zu werden, daß alle Gegenstände von der fürchterlichen Gattung sich nicht mit der Bestimmung des Gartens vertragen, man mog sie aus bloß zufälligen Grillen ergreifen, oder aus Liebe der Neuheit und des Contrastes wählen. Auch die, welche nur einen geringen Grad des Fürchterlichen enthalten, lassen sich selbst auf größern Plätzen so schwer in eine glückliche Verbindung mit dem Ganzen bringen, daß man sie eher abrathen, als zulassen muß.

Es giebt in den meisten Gärten Verzierungen, die zwar nicht zu dem Fürchterlichen, doch zu dem Widrigen gehören; die Nachbildungen von Land- und Meerungeheuern, von Riesen, Herkulessen, Wallfischen u. d. gl. Als man sie einführte, war man weit entfernt, irgend eine Art des Contrastes dadurch hervor bringen zu wollen; man ergriff sie, weil man zur Zeit nichts besseres bey der Hand hatte, oder weil man glaubte, daß bey einem Bassin auch nothwendig ein Seethier, welches Wallfisch heißt, abgebildet seyn müsse. Indessen war es ein Schritt näher nicht bloß zum Widersinnigen, sondern auch die edlere Wirkung eines anmuthigen Platzes zu verderben.

Doch ich komme wieder zu dem wahren Contraste in gartenmäßigen Gegenständen. Home giebt darüber im 1. Th. der Grundsätze der Kritik, S. 400 folgende richtige Vorschrift: „Die Bewegungen, welche durch die Gartenkunst erreget wer„den, sind aufs beste so schwach, daß man sich jedes Vortheiles bedienen sollte, um sie zu ihrer äußersten Stärke zu brin„gen. Man kann ein Stück Landes zu großen, lieblichen, mun„tern, zierlichen, wilden, melancholischen Scenen anlegen. Wenn „diese verschiedenen Scenen in einem Fortgange gesehen werden, „so muß man die großen mit den lieblichen, die regelmäßigen mit „den wilden, die muntern mit den melancholischen contrastiren; „so daß immer eine Bewegung auf die entgegengesetzte folge. Ja,

man

„man erhöht das Vergnügen noch, wenn man den Fortgang „durch rauhe unangebauete Striche sowohl, als durch weite „unbeschränkte Prospecte unterbricht, die an sich selbst unan„genehm sind, aber in dem Fortgange das Vergnügen für die „angenehmen Gegenstände erhöhen. Wir haben hierin die Na„tur zur Führerin, die oft ihre schönsten Landschaften mit „rauhen Felsen, kothigen Sümpfen, dürren und steinigen Heiden untermengt.“ So weit hat Home Recht. Aber bald nachher verführt ihn seine Theorie zu Vorschlägen, welche übertrieben sind. Gärten bey großen Städten nämlich sollten einen Schein von Einsamkeit haben. Dagegen müsse ein Garten in einem öden Lande mit der Einsamkeit der Gegend in Contrast gebracht werden; keine Tempel, keine dunkle Gänge, sondern springende Wässer, Cascaden, lebhafte, muntere, schimmernde Gegenstände. Ja, man sollte sogar in einem solchen Garten die Nachahmung der Natur vermeiden, und ihm das Ansehen einer außerordentlichen Kunst und Regelmäßigkeit geben, um die geschäftige Hand der Menschen sehen zu lassen. — Dieses ist eine von den blendenden willkührlichen Forderungen, die Home macht, um die Anwendbarkeit seiner sonst so tiefsinnigen Theorie durchzusetzen. Hier ist aber nicht allein Widerspruch mit seinen übrigen Grundsätzen von der Gartenkunst, sondern auch eine Behauptung, der bey aller anscheinenden Wahrheit noch immer andere Gründe sich entgegen setzen. So wenig als irgend ein für sich bestehendes Werk der Kunst deswegen von seiner ihm eigenthümlichen Einrichtung ganz abweichen darf, um den Regeln eines andern Werkes, womit es in einer zufälligen Verbindung steht, anhängig zu werden: so wenig darf die Nachbarschaft einer Stadt oder die Beschaffenheit einer Gegend eine wesentliche Veränderung in der Anlage eines Gartens verursachen. Würden Gärten bloß zur Ausschmückung einer Gegend oder einer Landschaft, bloß für die Ergötzung der Reisenden angelegt, und zwar mit einer solchen Ausdehnung, daß allein nur die Eindrücke einer Gegend durch den Garten gehoben werden sollten: so würde jener Vorschlag seine Richtigkeit haben. Alsdann aber wäre der Garten nur als ein Mittel, die Landschaft zu verschönern, nicht aber als ein Werk, welches für sich besteht, anzusehen. Soll der Garten seinen eigenen Grundsätzen unterwürfig seyn, so kann er nicht von den Eigenschaften eines ihm benachbarten Gegenstandes eine Veranlassung nehmen, seine innere Einrichtung darnach umzuändern. Wo sollte man die wahren Regeln der Kunst suchen, wenn sie erst der Willkühr überlassen wer-

werden? Der Garten ist nicht bloß wegen der Gegend da; bey der gehörigen Anlage ist er ein Werk, welches seinen eigenen Umkreis beschreibt, und darin seinen eigenen Werth enthält.

7. Noch eine allgemeine Bemerkung ist nicht aus der Acht zu lassen, ehe wir zu der Betrachtung der einzelnen Theile der Gartentheorie kommen. Die Gegenstände der schönen Natur bringen, sowohl einzeln, als auch in der Verbindung mit andern, mancherley Arten angenehmer Bewegungen hervor. Es ist schon angezeigt, welche Wirkungen Größe, Mannigfaltigkeit, Schönheit in Farbe und Bewegung u. s. w. überhaupt erzeugen. Jede Eigenschaft eines Gegenstandes, jede Lage und Ansicht desselben machen ihre sichere Eindrücke. Die Natur hat gewissen Gegenden, und den sich darin befindenden Gegenständen, den Character der Munterkeit, der Fröhlichkeit, der Melancholie, der Traurigkeit der Ehrfurcht, und selbst der Andacht u. s. w. so deutlich eingedrückt, daß ein Gartenkünstler, der dieses übersehen wollte, seinen Beruf gar zu sehr verkennen würde. Man merke also zuerst auf die einfache Bewegung, welche jeder natürliche Gegenstand, und jede besondere Lage desselben schon für sich hervor bringt. Man merke sodann auf die Verhältnisse der Bewegungen einzelner Gegenstände gegen einander, auf ihre größere und geringere Zusammenstimmung, auf ihre Gränzen, wo die Harmonie gleichartiger oder verwandter Empfindungen anfängt, und wo eine Abweichung anhebt. Wo Gegenstände von verschiedenen Wirkungskräften auf einmal wahrgenommen werden werden, da entsteht auch eine zusammengesetzte Bewegung. Diese hervor zu bringen, kann leichter, als eine einfache, mißlingen: aber sie ist auch, wenn sie glücklich zutrifft, von einer viel größern Stärke. Der Gartenkünstler, welcher Gegenstände von viel und mannigfaltiger Kraft aufstellt, muß nicht we-

niger

niger wie andere Künstler verstärkte Bewegung zu erreichen suchen. Er muß daher in der Wahl seiner Gegenstände darauf sehen, daß sie, sie mögen auf einmal oder im Fortgange erscheinen, von einer solchen Art seyn, daß sie sich nicht zerstören, nicht sich selbst widersprechen, sondern vielmehr durch die Verwandtschaft ihrer Eindrücke sich freundschaftlich unter einander verbinden. Jeder Gegenstand und jede Richtung desselben sey so, daß bey der Mannigfaltigkeit und Gegenwart anderer Gegenstände, die zugleich wahrgenommen werden, doch immer die Eindrücke aller gleichsam in einer ungestörten Linie auf einen Punct zusammen laufen, wo sie sich durch ihre Mischung erheben und verstärken. Die besondern Absichten dieser Harmonie können in dem Garten fast eben so verschieden seyn, wie in einer schönen natürlichen Landschaft selbst. Aber ohne die Sorgfalt, die verschiedenen Eindrücke zu einem Ganzen zu sammeln und zu verbinden, würde der Garten nie den Character gewinnen, den er als ein Werk des verständigern Geschmackes haben soll, nämlich Einheit; ohne welche alle Mannigfaltigkeit überladend und unbedeutend wird.

II. Von der Anlage, Ausbildung und Verbindung der natürlichen Gegenstände auf einem Gartenplatze. Die Natur liefert zuvörderst dem Gartenkünstler den Platz, auf welchem er bauet; sie giebt ihm ferner Baumwerk, Blumen, Rasen und Wasser als Materialien; zwischen den bepflanzten und den offenen Theilen müssen Wege seyn, die nach allen Scenen des Gartens hinführen. Es ist also zunächst zu untersuchen, was der Gartenkünstler in Ansehung dieser natürlichen Gegenstände zu beobachten hat, da den künstlichen Gegenständen noch einige Betrachtung gehört. Man sieht leicht, daß man bey diesen Dingen vor allen anfangen muß, um auf die Entwickelung der besondern Regln der Gartenkunst zu kommen, indem

dem sich hier Schritt vor Schritt eröffnet, was für einzelne Beobachtungen und Verrichtungen der Künstler unter beständiger Rücksicht auf die Bestimmung des Gartens anzustellen hat.

1. Der Gartenplatz ist gleichsam die Leinwand, welche der Gartenkünstler bemalt; die erste Untersuchung betrifft also die Beschaffenheit desselben. Daß man zu einem Garten keine Gegend wählen müsse, die eine ungesunde Luft hat, die von benachbarten faulenden Sümpfen und Morästen verdorben ist, die ganz in der Tiefe liegt, oder aus lauter dürrer Sanderde besteht; die nur erst durch Hülfe vieler Mühe und Kosten zu einiger Verschönerung zu erheben ist; die entweder gar keine freye Aussichten gewinnen kann, oder mit nichts als elenden Heiden und sterbenden Gesträuchen rings umher umschlossen ist: das darf hier nicht erst erinnert werden. Die Erforderungen der Gesundheit, der Bequemlichkeit und der gemeinen Erzöhung, sind so auffallend, daß man nur aus Mangel des Menschengefühles gegen sie verstoßen kann.

Bey der Wahl des Platzes kömmt es auf wenig Vorschriften an, wenn man alles das voraus setzt, was schon nach der gemeinen Gartenöconomie bekannt ist, z. B. daß man zu den Pflanzungen einen fruchtbaren Boden, Wasser in der Nähe u. s. w. haben muß.

1) Aus mehr als einer Ursache ist für den Garten eine Gegend, welche schon natürliche Schönheit hat, zu suchen. Sie begeistert das Genie des Gartenkünstlers, welcher gleichsam unter den Augen der reizenden Natur arbeitet, die ihm Vorbild ist, mit der er wetteifern soll. Sie erleichtert die Mühe und Kosten der Anlage, indem sie in Boden, Bäumen, Gebüschen und Wasser die Materialien reichlicher verschaffet. Sie erhöhet die Wirkung der innern Einrichtung durch die Eindrücke, welche die Aussichten umher machen, welche nirgends reizender sind, als wenn sie aus einem

Garten,

Garten, der schon an sich angenehm ist, betrachtet werden können. Also, so viel als geschehen kann, freye, heitere und abwechselnde Aussichten in der Nachbarschaft des Gartens. Allein sie müssen nicht überall ganz vor Augen liegen, nicht aus allen Theilen des Gartens nach ihrer völligen Größe wahrgenommen werden, weil sie sonst die Wirkung der Gartenscenen sehr unterbrechen würden. Die Aussichten in die Ferne sind also bald zu verschließen, bald zu eröffnen, bald nach diesem, bald nach jenem Gesichtspuncte abzuändern, so daß dadurch nicht nur ihre eigene Wirkung gehoben und vervielfältiget, sondern daß diese auch in eine Uebereinstimmung mit den mannigfaltigen Auftritten im Garten selbst gebracht werde. Dieß ist eine wesentliche Regel, welche der Gartenkünstler nie überschreiten muß. So würde z. B. bey einer Eremitage eine völlig eröffnete heitere Aussicht nicht an ihrem Orte seyn. Aber auch bey Anlegung der Gartenscenen selbst muß man auf die Eigenschaft des Theiles der benachbarten Gegend, wohin der Prospect gerichtet ist, Rücksicht haben; zumal da es leichter ist, daß sich der Garten nach der Gegend, als daß sich die Gegend nach dem Garten bequeme, wenn man nicht mit den umherliegenden Gegenständen solche gewaltsame Veränderungen, dergleichen sich oft der Britte erlaubt, vornehmen will. Alles kömmt überhaupt darauf an, daß die innern Prospecte des Gartens mit den äußern Prospecten der Gegend in eine solche Verbindung gesetzt werden, daß kein Widerspruch entstehe, sondern vielmehr eine so sehr als möglich vereinte und verstärkte Wirkung erzeugt werde.

Hat die Gegend hie und da Ungleichheiten und Gegenstände, welche seltsam abstechen, so kann sie vortreffliche Veranlassungen zum Contrast geben; wie ein glänzendes Blumenbeet, dem ein benachbarter dürrer und felsiger Hügel gegen über liegt, sich mehr in seiner Schönheit hebt.

2) Ein Platz, der nur aus einer Ebene besteht, ist nicht sehr zum Garten geschickt, weil er an sich zu viel Einförmigkeit hat, und die künstlichen Abänderungen zu viel Kosten erfordern. Man wähle eine Gegend, die zwar nicht ganz ohne Ebenen seyn darf, weil diese immer brauchbar sind, die aber doch auch natürliche Erhöhungen, Vertiefungen, und überhaupt mancherley Absätze hat. Eine solche Grundlage enthält nicht allein schon an sich Abwechslung; sie ist auch überaus behülflich, den Gartenscenen, die darauf angelegt werden sollen, mehr Abänderung und mehr Eindruck zu geben. Es ist Klugheit, von der Natur alle Vortheile anzunehmen, die sie zur vollkommnern Anlage eines Gartens anbietet.

3) Der Gartenplatz muß von einem nicht geringen Umfange seyn. Die Größe desselben bestimmt viel die ganze innere Anlage und Einrichtung aller Scenen. Je weiter der Umkreis ist, desto mehr wird, ihn zu nutzen, von dem Genie und der Einsicht des Gartenkünstlers erwartet. Ausgedehnt aber muß der Gartenplatz seyn, damit die verschiedenen Auftritte nicht über einander gehäuft werden, sondern sich allmählich folgen, und die Bewegungen nicht verwirren, sondern nach und nach in einer harmonisch fortschreitenden Reihe hervor bringen. Ein Platz, welcher gar zu schmal ist, auch wenn er eine weite Strecke gerade fortläuft, hat, um einen schönen Garten aufzunehmen, mancherley Unbequemlichkeit. Er muß, so viel als möglich, Ausdehnung von allen Seiten haben.

4) Man untersuche den natürlichen Character einer Gegend, worin man einen Garten anlegen will, um sich nach diesem Character zu bequemen, und von ihm allen Gebrauch zu machen, der nur verstattet wird. Man soll der Natur folgen, nicht aber sie mit vergeblicher Mühe und Kosten verderben, und, in der Absicht zu verschönern, seltsame Verunstaltungen erzwingen.

Man

Man soll den Plan zur Anlegung eines Gartens nicht nach einem einzelnen Modelle, welches gefallen hat, entwerfen, sondern beständig Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit der Gegend nehmen, worin man bauet. Bey dieser Vorsicht wird man mehr der Natur getreu bleiben; und mehrere Gärten werden schön seyn, ohne genaue Copien zu werden.

Der natürliche Character einer Gegend kann einfach oder zusammengesezt seyn. Er kann entweder ganz einsam, lebhaft, ernsthaft, munter, lachend u. s. w. oder aus einer Vermischung von diesen Eigenschaften zusammengesezt seyn. Berge und hohe Waldung geben Ernst und eine gewisse feyerliche Größe; dicke Gehölze, Einsamkeit; kleine zerstreute Hügel, fließende Bäche, blumige Wiesen, Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Die Nachbarschaft der umliegenden Gegenstände breitet den Einfluß von ihrem Character über den bestimmten Gartenplaz, welcher zwischen ihnen ruhet, aus. Viel kann die Kunst hier durch Aushauung, Erhöhung, Vertiefung, Verpflanzung und andere Mittel der Abänderung bewirken; aber sie muß es nie wagen, durch gar zu gewaltsame Umkehrungen die Anlagen der Natur zu vernichten, da keine davon so leicht so sonderbar ist, die sich nicht mit gesunder Ueberlegung und Geschmack glücklich anwenden ließe.

Nicht weniger, als die Gegenstände, bestimmt die natürliche Lage in Absicht auf Ebene, Erhöhung und Vertiefung, wie schon erinnert ist, den Character einer Gegend.

Ein zusammengesezter Character einer Gegend hat einen sichtbaren Vorzug vor einem einfachen, zumal für einen Garten von einer weiten Ausdehnung. Man merke sodann auf die natürlichen Abtheilungen dieses Characters, um darnach die nöthigen Ausbildungen und die Anlegung der Scenen an ihrem Orte so zu treffen, daß eine jede mit dem Character der Stelle, wo sie sich befindet, genau überein stimme. Denn eben aus der Beobachtung dieser Regel kann erst die schickliche Verbindung der verschiedenen einzelnen Charactere eines Gartenplazes, und daher die Vollkommenheit des Ganzen entspringen.

5) Es ist Pflicht des Gartenkünstlers, natürliche Fehler seines Plazes, welche die Natur bey ihren grössern Bestrebungen immer liegen lassen konnte, zu ver-

schönern oder zu verstecken, doch ohne eine zu weit getriebene ängstliche Sorgfältigkeit. Alles aufputzen und säubern wollen, beweiset, daß man Kleinigkeiten schätze, wie man nur das Wichtige schätzen sollte; beweiset, daß man nicht weiß, wie sehr oft geringe Nachlässigkeiten nicht nur mit der Wirkung der Schönheit bestehen können, sondern auch, von ihr abgesondert, einen gewissen Theil des Natürlichen, welches immer gefällt, fehlen lassen würden.

6) Nicht genug kann es eingeschärft werden, daß man sich vor unnöthigen Verwüstungen der natürlichen Gegenstände, die man auf seinem Gartenplatze findet, zu hüten habe. Viele glauben, daß sie erst alles wegräumen müssen, was die Natur wachsen ließ, ehe sie ihre Anpflanzungen anfangen können; und die Erfahrung zeigt, daß sie weit früher und glücklicher ihre Absicht erreicht haben würden, wenn sie der Natur mit mäßigern Abänderungen und Zusätzen zu Hülfe gekommen wären. Unterdessen daß die neuen Anpflanzungen nicht gedeihen, oder nur langsam zu einer gewissen Vollkommenheit gelangen, wird man über dem Entwurf müde, oder ändert von Zeit zu Zeit, bis so viel geändert ist, daß dem Werke nicht mehr geholfen werden kann. Vieles, was bey dem ersten Anscheine Ueberfluß oder selbst Hinderniß scheint, läßt sich bey näherer Betrachtung geschickt in den Plan einflechten. Ein Baum, der ein halbes Jahrhundert zu seinem schönen Wuchse brauchte, wird oft, nicht ohne eine Art von Verbrechen, einer Kleinigkeit wegen weggehauen. Was eine angenehme Aussicht merklich unterbricht, oder gar Widerspruch erreget, das haue man weg; so wie überhaupt der Gartenkünstler, welcher pflanzt, auch den Beruf hat, alles fortzuschaffen, was zu störrisch ist, um sich auf irgend eine Weise mit dem Plane seiner höhern Verschönerung vereinigen zu lassen. Nur ohne eine solche Nothwendigkeit verderbe man nichts.

Daß

Daß der Herzog von Antin ein ganzes schönes Gehölz auf einmal umfällen ließ, um bloß einem augenblicklichen Einfalle Ludewigs des XIV. aufzuwarten, ist eine bekannte Anekdote, die zur Beschämung ähnlicher niederträchtiger Hofschmeichler länger bekannt zu bleiben verdient.

7) Ueber die Gränzen des Gartenplatzes lassen sich keine bestimmte Vorschriften ertheilen, da sie theils nach der Beschaffenheit der Gegend, theils nach der Einrichtung des Gartens selbst einer großen Abänderung unterworfen sind. So viel läßt sich indessen allgemein behaupten, daß sie nicht unter eine gewisse abgemessene Forme, z. B. von Viereck u. d. gl. zu zwingen sind; daß sie nicht zu merklich abgestochen und genau in das Auge leuchten müssen; daß sie angenehmer ausfallen, wenn sie sich allmählich in die mehr nachlässige Landschaft verlieren, ohne daß durch Mauer oder Graben ein gar zu deutliches Gränzzeichen vorgelegt wird.

2. Unter den natürlichen Materialien, die der Gartenkünstler zu bearbeiten hat, nimmt Baumwerk, in der weitesten Bedeutung die erste Stelle ein. Der Künstler soll theils das auf seinem Platze schon vorhandene Baumwerk zu der vollkommensten Bestimmung seines Werkes zu bilden, theils es da, wo es fehlt, und für das Ganze erforderlich ist, durch Anpflanzung hervor zu bringen suchen. Zum Baumwerke gehören Stauden, Gebüsche, Bäume; diese können auf eine mannigfaltige Art zusammen gesetzt, geordnet und ausgebildet werden. Hieraus entstehen Alleen, Hecken, Lauben, welche mehr der Kunst folgen, und kleine Gruppen, Lustwäldchen oder Haine und Wildnisse, welche mehr der freyen Natur überlassen sind. Wir wollen weder jene, die bey der nöthigen Bestimmung ihren Werth haben, mit dem Engländer verwerfen, noch diese mit ihm zu sehr erheben, da auf einer sichereren Mittelstraße beyde Arten der mehr künstlichen und der mehr natürlichen Anordnung mit einander bestehen

können, und zwar so, daß eine glückliche Wirkung des Gartens nicht verfehlt wird.

Zuvörderst werden diese Bemerkungen dem Gartenkünstler dazu behülflich seyn können. 1) Sowohl bey dem Baumwerke, welches schon da ist, als auch bey demjenigen, welches durch Anpflanzung hervor gebracht wird, muß Freyheit in der Bearbeitung und Anlage herrschen: eine Freyheit, wie die Natur sie in ihren schönsten Gegenständen liebt. Etwas anders ist es, den Naturgewächsen durch Pflege und durch Absonderung schädlicher oder widriger Auswüchse, durch Beförderung ihres Wachsthumes und ihrer Schönheit zu Hülfe kommen; etwas anders, gewaltsame Formen und Umbildungen in sie hinein zwingen. Nirgends ist die Kunst eckelhafter, als da, wo sie natürliche Gegenstände zu verkünsteln sich bestrebet. Der Baum in der freyen und nachlässigen Ausbreitung seiner Zweige und Blätter wird jedes unverwöhnte Aug reitzen; aber er muß mißfallen, sobald er unter der frechen Hand gemeiner Gärten in Kegel, Pyramiden, Blumentöpfe und andere widersinnige Gestalten verkünstelt wird. Wahrlich, nicht weiter kann man die kindische Tändeley bringen, als sie in Ansehung der Bäume in vielen Gärten schon getrieben ist. Nicht bloß mit der Verunstaltung einzelner Bäume begnügte man sich; man dehnte sie auch auf ganze Gruppen aus; man legte von Gebüschen Cabinete, Speisesäle, Klöster, Theater, Amphitheater, Triumphbogen, und hundert Spielwerke mehr an, in der falschen Meinung, dadurch gartenmäßige Schönheiten hervor zu bringen.

2) Die Natur hat in Gesträuchen und Bäumen eine große Mannigfaltigkeit in Ansehung der Gestalt, der Farbe und des Wuchses gelegt. In dem Laube allein, welche unendliche Abwechslung der Größe, der Länge und Breite, des Lichtes und Schattens, der Steifigkeit und Beweglichkeit! Schon durch die bloße

Auf-

Aufstellung mehrerer Arten von Bäumen kann der Gartenkünstler ohne Mühe Mannigfaltigkeit hervor bringen. Durch die geschickte Verbindung aber entspringt erst eine Mannigfaltigkeit, welche mehr sein Werk ist. Wenn also verschiedene Arten von Gebüschen und Bäumen auf eine solche Weise mit einander vereinigt werden, daß dadurch für das Auge eine erhöhete Ergötzung über die Verhältnisse der Ausdehnung, der Gestalt und der Farbe bewirkt wird: so thut der Künstler einen Schritt weiter, als die bloße rohe Natur; so handelt er als ein Mann von Geschmack.

3) Zu dieser Mannigfaltigkeit können die Frucht- oder Obstbäume nicht wenig beytragen, die man theils aus den brittischen Parks nicht ohne Beleidigung ihrer Vorrechte ganz verbannet, theils bey uns an abgesonderten Orten zu verbergen suchet. Warum soll sich ein Kirschbaum nicht eben so frey zeigen dürfen, als eine Hagebuche? Nicht bloß durch die Schönheit des Laubes gefallen die meisten Fruchtbäume so gut, als die wilden Bäume; sie gewinnen vor ihnen noch einen Vorzug durch die Schönheit der Blüthe und der Früchte. Man erinnere sich, ohne weitläuftiger Erklärungen zu bedürfen, nur an die Fruchtbäume, welche in den deutschen Gärten gewöhnlich gezogen werden. Welche schöne Mannigfaltigkeit, welche Malerey und welcher lieblicher Contrast, wenn sie mit Ueberlegung und Geschmack unter den wilden Bäumen gemischt würden! Dieser Vorschlag mag den Gartenkünstler zu weiterm Nachdenken, und sodann zur geschickten Ausführung leiten. Aber ohne genaue Rücksicht auf die Zeit und Dauer des ausschlagenden und fortblühenden Laubes der wilden Bäume, und auf die Zeit und Dauer der Blüthe und Früchte der darunter gemischten Obstbäume, würde nur eine seltsame und eckelhafte Verwirrung an die Stelle einer harmonischen Ergötzung treten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nunmehr zu einigen besondern Regeln gehen, welche in Absicht sowohl des einfachen als auch des zusammengesetzten Baumwerkes der Beobachtung werth scheinen.

Einzelnes Gebüsch und einzelne Bäume sind nicht wohl als Gegenstände, die für sich erheblich wären, anzusehen; als Mittel betrachtet, werden sie mehr wichtig, indem sie bald die Prospecte verdecken, bald zerschneiden, bald mannigfaltiger machen. Es kömmt also auf die Beurtheilungskraft des Gartenkünstlers an, um sie zu diesen Bestimmungen auf eine verständige Art zu gebrauchen.

Erheblicher sind die Zusammensetzungen des Baumwerkes; als die Alleen oder Gartengänge, Hecken, Lauben ꝛc. Von den erstern habe ich bereits im I. Th. S. 499—513 das Nöthige beygebracht; und in Ansehung der letztern wird an seinem Orte ein gleiches geschehen.

Die Zusammenmischung und Verbindung mehrerer Bäume und mehrerer Gattungen derselben ist in der Beobachtung der Natur gegründet, und die älteste Kunst durfte damit nicht weniger den Anfang machen, als mit den Anpflanzungen nach einer gewissen bestimmten Ordnung. Wenn der Quincunx auch wohl eben nicht die allererste Ordnung gewesen seyn mag, so ist es doch diejenige, wovon wir zuverlässig wissen, daß sie von den Alten geliebt wurde, und welche von den Persern auf die Römer gekommen zu seyn scheint. Nach dieser Ordnung waren die Alleen der Römer, wenn man sie so nennen kann, gepflanzt: die kleinern Hecken aber sind, vornämlich nach ihrer jetzigen Einrichtung, von den Franzosen erfunden, und von ihnen allmählich weiter ausgebreitet.

1) Man hat gerathen, Alleen und Hecken, als mehr künstliche Anordnungen, in der Nähe des Wohnhauses anzulegen, und den Garten, je weiter er sich

aus-

ausdehnt, von solchen Anordnungen befreyet, in das mehr Nachlässige und Wilde sich verlieren zu lassen. Die Regel hat gewissermaßen ihre Richtigkeit; allein es ist eben nicht unumgänglich nothwendig, sich genau an dieselbe zu binden. Zuweilen kann es Bedürfniß der Bequemlichkeit, zuweilen Bedürfniß der Schönheit verlangen, eine kleine Allee in einer Entfernung von dem Wohngebäude und mitten unter Wildnissen anzulegen. Das Unerwartete und der Contrast können ihr da einen vorzüglichen Werth ertheilen. Ueberhaupt vergesse man bey allen diesen einzelnen Regeln nicht, daß es bey Gartenscenen sehr viel auf die Verbindung ankömmt, und daß die Verbindung unendlich verschieden seyn kann, ohne deswegen weniger als eine andere, die man gesehen oder sich nach einer besondern Idee gebildet hat, schön zu seyn.

Aber ermüdend und selbst eckelhaft wird ein Garten, der aus nichts als Alleen und Hecken besteht. Sie müssen, wenn sie gefallen sollen, nur einen kleinen Theil des Gartenplatzes ausfüllen. Alleen, welche auf den Seiten freye Oeffnungen haben, und durch die obere Umwölbung vor Hitze und Regen schützen, sind mehr werth, als dicke Hecken, welche durch die Versperrung etwas Aengstliches, und durch die Umformung in Wände etwas Widriges erhalten. Mehr frey gezogen, mehr ihrem nachlässigen Wuchse überlassen, gefallen sie mehr, weil sie der Natur näher treten.

Die Höhe der Alleen hat unstreitig viel Angenehmes für das Auge und für die Seele; sie erfrischt und erhebt das Gefühl. Je weiter sich die Länge der Alleen erstreckt, für desto schöner pflegt man sie gemeiniglich zu halten. Allein eine gar zu ausgedehnte Länge ermüdet durch das Leere des unmeßbaren Raumes. Das Auge verliert sich in das scheinbare Gränzenlose, ohne durch einen aufsteigenden Gegenstand zur Beschäftigung aufgehalten zu werden; und die unangenehme Empfin-

dung, die das Leere einflößt, wird durch Scenen, die am Ende unkenntlich in der Dämmerung liegen, nicht viel gemildert.

Niedrige und dunkle Alleen, die man oft bey uns mit dem Namen philosophischer Gänge zu bezeichnen pflegt, müssen aus leicht begreiflichen Gründen nie in einem Garten häufig, noch da, wo sie verstattet werden, zu lang seyn. Nur selten können sie überhaupt mit Schicklichkeit angebracht werden. Die Melancholie, die sie nach ihrer Einrichtung erwecken, ist oft nicht viele Grade von dem Fürchterlichen oder Schauervollen, welches außer dem Bezirke der Gartenbestimmung liegt, entfernt. Sodann müssen sie mit den Partien oder Scenen, wozu sie führen, und mit welchen sie verbinden, übereinstimmen, z. B. mit einer Grotte, einer Einsiedelen, einem Bade. Zuweilen kann auch die Dunkelheit eines bedeckten Ganges, indem an seinem Ausgange eine heitere und lachende Aussicht plötzlich hervor bricht, ein Mittel der Ueberraschung werden.

2) Man wird leicht zugestehen, daß die mehr natürlichen Arten der Anordnung des Baumwerkes der Bestimmung eines Gartens mehr gemäß sind, und also auch mehr als jene künstliche Zusammensezungen angebracht werden müssen. Sie lassen sich am bequemsten unter kleinen Gruppen, Lustwäldchen oder Hainen und Wildnissen zusammen fassen, wenn man sich nicht zu ängstlich an diesen oder jenen herrschenden Begriff aus der weitläuftigen französischen Gartenterminologie oder an gewisse Eintheilungen hält, welche der Engländer eingeführt hat. Der Unterschied ist schon durch die Benennung bemerkbar, oder wird es doch durch die folgende Erläuterung werden; vor welcher noch zu bemerken ist, daß diese Arten der Zusammensezung nicht, wie einige glauben, erst in den neuern brittischen Parks geboren sind, sondern schon zum Theile in den Gärten der Alten und später auch, doch mit einer Abänderung, in den französischen Gärten vorhanden gewesen. Ohne in historische Kleinigkeiten weitläuftig einzudringen, und ohne Anhängigkeit an diese oder jene Erklärungsart wollen wir der Natur dieser Gegenstände einige Schritte nachgehen.

Die

Die kleinen Gruppen können bald mehr bald weniger zusammengesetzt seyn; von 5 bis 15 oder 20 Bäumen, über welche Anzahl jedoch die Gruppe nicht wohl hinaus steigen zu dürfen scheint, ohne sich in ein Lustwäldchen zu verlieren. Diese Gruppen können entweder als für sich bestehende, oder aber als verbindende Gegenstände angesehen werden. Im erstern Falle werden mehrere einander zugeordnet, die unter sich übereinstimmen, und ein gewisses Ganzes ausmachen; im andern Falle sind sie Hülfsmittel, welche die Gartenscenen näher zusammen bringen, die Bestimmungen einzelner Theile kenntlicher machen, die fortlaufende Linie unterbrechen, die Prospecte vervielfältigen u. s. w. Beyde Arten von Gruppen erhalten nicht allein von der Freyheit der Anordnung und von den luftigen Zwischenräumen viele Anmuth; sie verstatten auch in der Mischung der dicken und dünnen, der hohen und niedrigen Stämme, der weitern oder gesperrtern Zusammensetzung und des verschiedenen Laubes eine sehr große Mannigfaltigkeit. Sowohl der Ort, wo sie anzubringen sind, als auch die besondere Manier der Ausbildung muß der Beurtheilungskraft des Künstlers überlassen werden, da allgemeine Regeln, die nicht nach einem bestimmten Gartenplatze und seinen Scenen abgemessen sind, in der Ausführung nur leicht mißleiten könnten.

Wenn mehrere Gruppen an einander gefügt werden, so entstehen Lustwäldchen oder Haine. Doch scheinen diese von jenen noch in gewisser Absicht unterschieden zu seyn. Die Lustwäldchen lassen niedrige und hohe, oder von beyden vermischte Stämme, gerade Stämme und dazwischen gestreutes Gebüsch zu; Haine aber erfordern mehr feine, geschlanke und wohl gezogene Bäume, die dabey wenigstens von einer mittelmäßigen Höhe sind, nicht zu enge gesetzt, von wildem am Boden kriechenden Gesträuche gereinigt, hin und wie-

der

der mit freyen, durchsichtigen und hellen Oeffnungen. Nach diesem Unterschiede fällt den Hainen mehr Cultur und ausgewählte Schönheit zu, als den Lustwäldchen.

Schon in dem angezeigten Charactere eines Haines liegt ein Theil der Regeln, die man bey seiner Anpflanzung wahrzunehmen hat. Außerdem ist darauf zu sehen, daß die Bäume nicht zu weit von einander sich verlieren, wodurch sie nur ein Haufe von einzelnen Bäumen, nicht aber, wie sie sollen, eine ganze Pflanzung ausmachen würden. Ferner sind dazu solche Arten von Bäumen zu erwählen, die ein heiteres und liebliches Laub haben, und deren Aeste nicht zu tief herab hängen. In ihrer Stellung ist zur Gewinnung angenehmer Wirkungen für das Auge Abwechslung bey einer gewissen Ordnung, jedoch ohne eine völlige Regelmäßigkeit, ohne eine augenscheinliche Gleichheit der Abstände zu beobachten. Ihre Verbindung muß der Absicht folgen, bald einen dicken Schatten, bald freye Strahlen des Lichtes, bald einen gebrochenen Sonnenblick, der mit der Dämmerung streitet, und auf dem Boden spielt, zu verschaffen. Weil der Spaziergang in einem solchen Haine sehr angenehm ist: so muß auch dem Boden die dazu erforderliche Bequemlichkeit nicht fehlen. Ein grüner Weg ist hier schicklicher, als ein mit Sande bestreuter und sorgfältig geschmückter Gang, dergleichen man in den französischen Lusthainen nicht entbehren zu können scheint. Daß endlich Haine nur auf einem Gartenplatze von weitem Umfange anzulegen seyn, davon darf wohl nicht erst der Grund entwickelt werden.

Unter Wildnissen verstehe ich hier kleine Haufen von mancherley Gebüsche und niedrigem Strauchwerke, welches allenfalls mit einigen Bäumen vermischt ist, ohne Cultur dem natürlichen Wuchse und seiner freyen Unordnung ganz überlassen. Sie sind also von vorgedach-

dachten Gruppen, Lustwäldchen und Hainen merklich unterschieden. Wenn gleich Wege durchgebrochen seyn mögen, so sind die Wildnisse doch nicht eben für den Spaziergang bestimmt. Sie dienen vornämlich als Mittel zur Unterbrechung und zum Contrast. Nach einer Reihe von anmuthigen Theilen und nach einem kurzen Auftritte der Regelmäßigkeit beweisen sie ihre gute Wirkung. Sie müssen aber von selbst aus der natürlichen Beschaffenheit des Gartenplatzes entspringen, oder doch mehr freywillig entspringen, als mit irgend einer bedächtigen Wahl zusammen gepflanzt zu seyn scheinen. Nicht also an fruchtbaren, sondern an unwirthbaren und abgelegenen Orten, an einem langsam fließenden Wasser, welches hin und wieder durch einen versteckten Fall ein dumpfes Gemurmel erreget.

Außer diesen Betrachtungen über die verschiedenen Arten des Baumwerkes und die daraus entspringenden einzelnen Regeln ihrer Anlage und Ausbildung scheinen noch zwo Bemerkungen hieher zu gehören. Das Baumwerk dient dem Gartenkünstler theils zu Schattenwerken, theils zur Malerey. Das erste erfordert die Bequemlichkeit, und das andere die Schönheit. Beyde liegen in der Bestimmung des Gartens vereinigt.

Zu viel und zu wenig Schattenwerk ist sowohl ein Fehler in einzelnen Theilen als in dem Ganzen. Der Schatten ist nicht immer da schicklich, wo er angenehme Kühlung giebt. Die Beschaffenheit des Platzes und der Scene muß zur Entscheidung dienen. Die mancherley Wirkungen des Schattens, die der Landschaftmaler der Natur ablauscht, sollten dem Auge des Gartenkünstlers noch weniger unbemerkbar bleiben.

Die Malerey, der höhere Beruf des wahren Gartenkünstlers, daß er nicht bloß auf einzelne Gegenstände und auf einzelne Prospecte und deren Wirkung, sondern auf die Zusammenstimmung aller Theile, auf den Ausschlag des Ganzen sehe. Ueberall, wo er Baumwerk anpflanzt, oder wo er es ausbildet, vergesse er nie zu überlegen, wie die vortheilhaftesten Wirkungen der Farben und Schattirungen sowohl in der Nähe bey einzelnen Scenen besonders, als auch in den Gesichtspuncten, wo ganze Theile aus einer gewissen Entfernung auf einmal wahrgenommen werden, zu erreichen seyn.

3. Daß Blumen wegen der Schönheit der Farben sehr angenehme Gegenstände auf einem Gartenplatze sind, ist schon oben erinnert worden; und ich füge hier demjenigen, was von den Blumengärten im V. Th. S. 779, fgg. gesagt ist, und eigentlich die Gärtnerey betrifft, noch Folgendes, welches eigentlich zur Gartenkunst gehört, bey.

Weil Blumen ein so herrliches Schauspiel für das Auge geben, und zugleich durch ihren Wohlgeruch so erquickend sind, so würde es unrecht seyn, sie aus der Nachbarschaft und von dem Anblicke der Menschen zu entfernen, oder sie wohl gar hinter Hecken und Gesträuche zu verbergen. Obgleich Blumenbeete hie und da in dem Garten an schicklichen Stellen zerstreuet werden können, so ist doch die Gewohnheit zu billigen, nach welcher sie in der Nähe des Wohnhauses, um welches ohnedies etwas mehr Cultur und erhöhete Annehmlichkeit herrschen muß, wie auch um Lauben und andere Oerter, wo man sich öfter aufhält, angelegt zu werden pflegen.

Daß der Platz, wo auserlesene Blumen gezogen werden, Einfassung habe, und überhaupt eine mehr sorgfältige Ordnung und Cultur zeige, ist gewöhnlich und recht. Aber die altväterische Weise, die Blumenbeete in hundert kleine Theile zu zerschneiden, und in künstliche Figuren, welche nachgeahmtes Laub- und Blumenwerk vorstellen, umzuformen, ist ein zu kindisches Spielwerk, als daß sie entschuldiget und gebilliget werden könnte. (s. Th. V. S. 773, f.) Addison nannte die Verfertiger der französischen Blumenbeete Sonnetmacher in der Kunst; ein wahrer und nicht zu harter Titel! Die Wirkung, welche eine schöne Blumenflur hat, gewinnt durch die gezierte Ausbildung der Beete nicht allein nichts, sie wird sogar oft durch die widrigen Künsteleyen, die sich dem Auge zugleich entgegen drängen, zerstreuet und geschwächt. Und warum zu so vielen mächtigen Schön-

heiten

heiten der blühenden Natur ein Behältniß von so seltsamen Zierrath? Man trage die liebliche Weintraube auf ihren eigenen reinlichen Blättern auf; man reiche sie in einer zierlichen Pasteteuforme; und merke, wo sie am meisten anlockt.

Wenn ausgesuchte Blumenarten, anstatt auf abgezirkelten Beeten gepflanzt zu seyn, zuweilen nachlässig, und hin und her in einem Boden von kurzem Grase angebracht, und mit artigen Feldblümchen vermischt würden: so müßte ein solches Stickwerk auf einem grünen Teppiche durch Mannigfaltigkeit und Contrast von einer sehr angenehmen Wirkung seyn.

Die Erziehung und Pflege der Blumen ist das Geschäft des Gärtners; die Malerey mit den Farben und Schattirungen der Blumen ist das Werk des Gartenkünstlers. Die verschiedenen Geschlechter der Blumen in eine gewisse Symmetrie stellen, das weiß man bey uns gut genug; aber noch nie oder nur selten hat man daran gedacht, daß sich durch Mischung der Höhe, Größe und Farben, sowohl der Gewächse als auch der Blüthe, ein vortreffliches Gemälde hervor bringen läßt, welches aber ein feines Auge, genaue Kenntniß des Colorit und Beurtheilung erfordert, ehe es mit einiger Vollkommenheit erscheinen wird. Hier ist ein neues Feld der Beobachtungen und des Studiums des Gartenkünstlers. Er kann durch das Lebhafte und Frische den Blumenmaler weit übertreffen, da ihm die Natur selbst ihre Hand bietet, um sie zu führen; allein die beständigen Veränderungen, welche täglich auf dem Schauplatze der Blumenflur vorgehen, verlangen auch von ihm eine sehr sorgfältige Achtsamkeit und eine fortdauernde Ueberlegung. Er merke vornämlich auf die Gewächse, welche gleichzeitig hervor kommen; und wenn er frühere oder spätere mit ihnen verbindet, so überlege er vorher, welche Wirkung der Unterschied der Staudenstämme, der erst empor keimenden oder

aus-

ausschlagenden Blätter und Knospen und Blüthe mit denen, die alsdann im vollen Flore stehen, hervor bringen würde. Was rankig wächst, unbedeutende Farben hat, rauh und dürftig an Blättern ist, schickt sich nicht sehr zur Malerey der Blumenflur. Die feinsten und lieblichsten Farben müssen dem Auge am nächsten seyn; die stärkern und leuchtenden mehr in der Ferne. Man steige von dem Weißen zum Strohgelben, vom Fleischfarbenen zum Rosenrothen, vom Violetten zum Dunkelblau, vom Goldgelben zum Purpurrothen. Das Graue, Braune oder Grüne der Stämme, die Verschiedenheit des Grüns der Blätter, die Formen und Lagen sowohl von diesen als auch von den Blumen selbst, alles dieses muß in Betrachtung gezogen werden, Die Uebergänge müssen nicht plözlich, sondern sanft und fortschreitend seyn, die lichtern Farben sich mit den dunkeln freundschaftlich zusammen gesellen. Eine Menge von andern kleinern Regeln wird die Prüfung eines geübten Auges und anhaltende Beobachtung von selbst an die Hand geben. Und diese Art der Aufmerksamkeit auf die liebenswürdigen Geschlechter der Blumen und auf die Verschönerung ihrer Wirkungen wird den Umgang mit ihnen, welcher an Veranlassung selbst zu lehrreichen Betrachtungen so reich ist, auch unterhaltender und anziehender machen.

Die Orangerien, die in unsern heutigen Gärten so gewöhnlich sind, verdienen hier gelegentlich noch ein Wort. Man versteht darunter den sämtlichen in und bey einem Garten befindlichen Vorrath von Citronenbäumen, Pomeranzenbäumen, und in weiterer Bedeutung auch von allen ausländischen Bäumen und Gewächsen, welche in dem Gewächshause aufbewahrt werden. Daß ihnen eine vorzügliche Schönheit eigenthümlich sey, ist nicht zu läugnen; allein man macht mehr aus ihnen, als man sollte, wenn man glaubt, daß kein deutscher Garten ohne eine reiche Orangerie schön

seyn könne; ein Wahn, welcher oft den kleinsten Besitzer beherrscht. Einige Orangenbäume in der Nähe des Wohnhauses sind, der Gestalt, des balsamischen Geruches der Blüthe, und des Goldes der Früchte wegen, sehr angenehm. Aber die Unterhaltung einer großen Orangerie in Deutschland ist nicht allein deswegen zu widerrathen, weil sie sehr kostbar ist, viele Wartung erfordert, und oft den nützlichen Gartentheilen die beste Erde raubt, sondern auch, weil die Orangenbäume unter uns nur kranke Fremdlinge sind, die, unserer rauhern Luft ungewohnt, sich immer nach den Gewächshäusern, ihren Spitälern, sehnen. Wie viele schöne Gewächse und Bäume haben wir nicht, die in unserm Klima sich vortrefflich befinden, und uns Ergötzung genug geben, ohne daß wir nöthig hätten, mit Kosten und Mühe ausländische Pflanzen herbey zu holen, die fast immer siechen und so leicht sterben!

Es sey mir erlaubt, hier auch zugleich dasjenige, was bey dem Kaufe und Verkaufe der Landgüter, imgleichen bey Absonderung des Lehens und Erbes, in Ansehung der Orangerien, Rechtens ist, hinzu zu fügen.

Bey dem Kaufe und Verkaufe der Landgüter, ist die Orangerie als ein Zubehörungsstück des Gartens anzusehen, und muß daher, wenn sie nicht von dem Verkäufer ausdrücklich vorbedungen wäre, dem Käufer überlassen werden. Denn, weil das vorhandene Gewächs- oder Treibhaus ohne dieselbe ganz unnütz und unbrauchbar seyn würde, so ersieht daraus die rechtliche Vermuthung, daß solche zum immerwährenden Gebrauche des Gartens, und mithin auch des Landgutes, bestimmt sey.

Eine ganz andere Bewandtniß hingegen hat es mit der Orangerie in Ansehung des Lehens, indem die Rechtslehrer in dergleichen Successionsfällen die Orangerie nicht dem Lehensfolger, sondern den Allodialerben zuerkennen. Es läßt sich, wenn man die Sache in genaue Erwegung zieht, eine gegründete Ursache, warum es in Ansehung des Lehens hierunter anders, als bey einem Kaufe, gehalten werden solle, sehr schwer ausfündig machen. Denn, daß das Gewächshaus, wenn die Orangerie selbst davon getrennet wird, un-

nütz und unbrauchbar bleibe, ist in beyden Fällen, es möge das Gut dem Lehensfolger anheim fallen, oder verkaufet werden, immer einerley Wahrheit. Da nun dieses der Grund ist, warum dem Käufer die Orangerie überlassen werden muß; so ist nicht abzusehen, warum solches nicht auch bey einer Lehensfolge von gleicher Wirkung seyn sollte.

Man beruft sich zwar auf den Leg. 245 ff. de verbor. signif. in welchem solches gewissermaßen entschieden seyn soll; allein, wenn man gedachtes Gesetz in dem römischen Gesetzbuche selbst nachschlägt, so findet man nichts weniger, als eine diesem Falle anpassende Entscheidung darin. Es redet dieses Gesetz nur von solchen Zierrathen, welche nicht zum Wesen des Hauses gehören, sondern bey demselben gar füglich getrennet werden können. Die Orangerie aber ist, wie vorgedacht, ein wesentliches Stück in Ansehung des Gewächshauses, indem solches ohne dieselbe gänzlich unbrauchbar, und einem Steinklumpen gleich zu achten ist. Will man hiebey seine Zuflucht zu dem römischen Rechte nehmen, so ist der Lex. 26. ff. de instr. viel deutlicher und entscheidender, dergestalt, daß es, wenn man denselben zum Grunde leget, fast nicht mehr bedenklich fallen kann, die Orangerie, nach den Meinungen des Labeo und Trebatius, dem Leben beyzulegen; wenigstens wird ein Jeder finden, daß dieses Gesetz der Sache weit angemessener, als der oben angeführte Lex. 245. ff. de verb. signif. ist.

Außerdem hat man auch Orangerien, die nicht bloß in Gefäßen aufbehalten werden, sondern bey welchen die Stämme, gleich andern Bäumen, ordentlich in das Erdreich eingewurzelt sind, so daß sie den Sommer hindurch frey stehen, gegen den Winter aber überbauet werden. Bey solchen kann ihre immerwährende Bestimmung zum Garten, und mithin auch zum Lehengute, nicht weiter zweifelhaft seyn. Denn sie, bey dieser Beschaffenheit, von dem Orte ihrer Bestimmung wegbringen, und an einen andern aussetzen zu wollen, würde natürlicherweise ihr gänzliches Verderben und ihre Vernichtung nach sich ziehen.

Auf diese Art von Orangerien scheint Javolenus, in dem angeführten L. 26. ff. de instr. sein Absehen gehabt zu haben; wenn er den vorhin erwähnten Meinungen des Labeo und Trebatius alsdann ebenfalls beypflichtet, „wenn die Lustbäume dergestalt mit dem Hause verbunden wären, daß sie beständig dabey bleiben müßten.“

Von

Von der jetzt erwähnten Art findet man zwar die Orangerien nur selten; indessen sind doch auch die Gefäße, welche bey den gemeinen, nur etwas wichtigen Orangerien zur Erhaltung der Stämme erfordert werden, von solcher Größe und Schwere, daß sie nicht anders, als mit vielen Kosten, von einem Orte zum andern gebracht werden können. Allein, nicht nur der Transport solcher Orangerien fällt sehr kostbar und beschwerlich, indem ein Baum, der auch nur einen Fuß im Durchschnitt des Stammes, und dabey eine verhältnißmäßige Krone hat, wegen der dazu nöthigen, großen, und mit Erde angefüllten, auch mit Eisen beschlagenen Kasten, nicht unter 6 Pferde, und zwar nur auf eine kurze Distanz, fortgeschaffet werden kann; sondern es befindet sich auch die ganze Orangerie dabey in sehr großer Gefahr, dem größesten Theile nach zu verderben und auszugehen, welches wegen der vielen Erschütterungen, so die jungen Wurzeln unter dem Transporte auszustehen haben, leicht von selbst zu ermessen ist.

Zieht man alles dieses in Erwegung, so kann man sich fast nicht anders vorstellen, als daß des Erblassers Meinung dahin gerichtet sey, daß die Orangerie bey dem Gute beständig bleiben sollte. Man wird hierin noch um so mehr bestärket, wenn man betrachtet, daß eine solche Orangerie, wenn sie nicht an dem Orte ihrer Bestimmung bleiben, sondern fortgeschaffet werden sollte, nicht allein selbst zu Schanden gehen, sondern auch der Transport davon fast mehr, als dieselbe an sich werth ist, kosten würde; dieses aber wäre von dem Anleger derselben sehr unrichtig gedacht, indem ein jeder seine neue Werke eher erhalten, als vernichtet wissen will. Von dem verstorbenen Lehnsbesitzer aber ist, der Billigkeit nach, zu vermuthen, daß er richtig und nicht so verkehrt gedacht habe; man kann also auch seinen Handlungen keine andere Deutung, als nach einer solchen vernünftigen Denkungsart, geben.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß nach der fast durchgehends eingeführten Observanz, die gewöhnlichen Orangerien zu dem Erbe gerechnet werden, welches aber der Billigkeit nicht gemäß ist. Dem Gute wird dadurch eine Zierde und Annehmlichkeit entrissen, den Allodialerben aber wenig damit genuzet, indem in unsern Tagen der allgemeine Geldmangel auch einen Mangel an Orangeriekäufern verursachet, und sie daher öfters für ein Spottgeld verkaufet wird, wenn nicht der künftige Besitzer solche aus gutem Willen durch einen Vergleich an sich lösen will.

Ueberhaupt kann die Wegnehmung oder Zurücklassung der Orangerie nur bey solchen Lehen, die unter dem sächsischen Rechte stehen, von Wirkung seyn. Denn auf diesen dürfte der Lehensfolger, wenn sie als ein Zugehör des Lehens anzusehen wäre, den Land- und Allodialerben deshalb keine Vergütung widerfahren lassen. In den unter dem gemeinen Lehenrechte stehenden Lehen müßte zwar der Lehensfolger das Erbe deshalb befriedigen; da es aber in dessen freyen Wahl steht, ob er die Orangerie gegen Bezahlung behalten, oder solche den Allodialerben überlassen will, und sich in unsern Zeiten wohl nicht so leicht Jemand, sie nach der Taxe des wahren Werthes zu bezahlen, entschließen wird, so wird es doch in den meisten Fällen nur eine Kleinigkeit betragen, welche die Leztern durch ein gütliches Abkommen dafür zu erwarten haben.

Oeconomia forensis, 2. Band, Berl. 1776, 4. S. 345; und 4. Band, 1778, S. 119, fgg.

4. Freye und offene Plätze, sind in einem Garten nicht allein der Gesundheit und Bequemlichkeit wegen nöthig; sie sind auch einer besondern Anmuth und Schönheit für das Auge fähig. Sie erheitern, nach dem Umherwandeln in einer schattigen Gegend, durch Himmel und Luft. Sie erfrischen in den kühlen Stunden des Morgens und Abends, oder nach einem Sommerregen, indem die Wolken über unserm Haupte umher schweben und ihre liebliche Malereyen bilden, verändern, auslöschen. Sie eröffnen den Anblick der längern Strahlen und der Spiele des Regenbogens. Sie enthüllen auf einmal unvermuthete Prospecte, und lassen in ihrem Raume mancherley Scenen zu, die ihren Reiz ungemein vervielfältigen und erheben können.

Anmuthiger sind solche Plätze, wenn sie grüne freye Rasen, als wenn sie so genannte Parterre vorstellen, die in mancherley sonderbare Gestalten geschnitten, mit Buchsbaum umfaßt, und hier und da mit gefärbten Steinchen, Muscheln und andern kindischen Spielwerken angefüllt sind. Doch französische Parterre, zumal mit dem Pomp der neuern Zusätze beladen, verdienen keine Vergleichung mit den freyen und edlen

Rasen,

Rasen, welche uns die Natur eher, als das Beyspiel des Engländers, vorgezeigt hat. Denn, wenn man die Rasen für eine Erfindung des Engländers hält, wie einige sie dafür gehalten haben, so bedenkt man nicht, daß sie schon lange vorher selbst in den Gärten vorhanden gewesen sind, aber nur erst in den neuern brittischen Parks eine schönere Ausbildung gewonnen haben.

Je lebhafter das Grün ist, desto anmuthiger sind, überhaupt betrachtet, die Rasen. Auch hier lassen sich mannichfaltige Schattirungen anbringen, wozu, außer der natürlichen Beschaffenheit des Grases, die Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens und ihre verschiedene Abänderungen, sehr viel beytragen können. Ein vollkommen ebener Rasen, zumal wenn er ganz leer von andern Gegenständen ist, ermüdet bald nach der ersten Erfrischung, die er gegeben hat. Augenscheinliche künstliche Verunstaltungen, z. B. in Wälle, Festungen u. d. gl. sind zu weit von der Bestimmung des Gartens entfernt, als daß sie auch nur geduldet zu werden hoffen könnten. Die Anordnung der Rasen muß überhaupt frey und ungekünstelt seyn, und sich besonders nach der Lage des Platzes und der Auftritte richten, die ihn umgeben. Sie müssen vornämlich nach verschlossenen Scenen und dunkeln Schattenwerken folgen, weil sie, vermöge ihrer Natur, den Begriff der Freyheit und Heiterkeit geben.

Ist ein Rasen von einem weiten Umfange, so wird seine Wirkung mehr durch Unterbrechungen gehoben, als wenn der ausgedehnte leere Raum in seiner ganzen Auswickelung da liegt. Zu den Unterbrechungen können theils künstliche Gegenstände, als: Gebäude und Statüen u. s. f. theils Gruppen von Bäumen, dienen. Dadurch wird auch das Einförmige, welches sonst ein solcher Platz hat, mehr vermindert, und mehr Belebung hervor gebracht. Die Anmuth der grünen Rasen kann mit dem Laube der Bäume in einen

Contrast gebracht werden. Eine überaus angenehme Malerey entspringt, wenn Fruchtbäume mit ihrer vollen Blüthe hin und wieder das frische Grün des Bodens beleben.

Ein Mehreres von dieser Materie wird in dem Art. Rasenstück vorkommen.

5. Das Wasser ist selbst in Ansehung der Anmuth ein unentbehrlicher Theil, und zur Verschönerung eines Gartens verschiedener Bildungen und Abänderungen fähig. Fließendes Wasser giebt überhaupt einen erfrischenden Anblick, und ein Garten kann von einem kleinen vorüber eilenden Flusse oder einem nahen Wasserfalle viele Annehmlichkeiten gewinnen. Schon in der Ferne gefällt ein Gewässer; es belebt eine ganze Landschaft, erheitert den Schatten, und nimmt nach seiner Lage, Ausdehnung und Gestalt mancherley vortheilhafte Verbindungen mit andern Gegenständen an. Seine Größe, die verschiedenen Arten seiner Bewegung, und die besondern Eigenschaften, die es von dem Character der Gegend und der Lage annimmt, haben zusammen eine Kraft, mancherley angenehme Eindrücke auf die Seele zu machen. Weit mehr Anmuthiges hat der geschlängelte oder gekrümmte Lauf eines fließenden Wassers, als ein in gerader Linie gezogener Graben, worin es verschlossen seinen einförmigen Weg zu nehmen gezwungen ist. Ein Bach hin und her an schickliche Stellen hingeleitet, bald stärker fließend, bald sanfter dahin schleichend, hier offen und hervor schimmernd, dort verloren, hier flach, dort mit höhern Ufern von grünem Rasen oder mit überwölbendem Buschwerke bekleidet, bildet eine der angenehmsten Scenen, die wider Vermuthen nur selten in den Gärten gefunden wird. Sie läßt zugleich eine der schönsten Verzierungen, nämlich kleine Brücken, zu, die einen solchen Platz dem Mannichfaltigen und dem Freyen der Natur näher bringen; und das eine holde Melancholie einflös-

sende

sende Gemurmel der Wasserfälle, die man von den Bächen mit leichter Mühe anlegen kann, ist doch wohl auch etwas werth. Die Gärten der Schweitz haben von dieser Seite viele Vorzüge, da die in diesem Lande so freygebige Natur ihnen von den Bergen fast überall den nöthigen Vorrath von Wasser zufließen läßt.

Außer dem Wasser, welches zu den Springbrunnen gebraucht wird, schränkt man sich gemeiniglich in unsern Gärten nur auf stehende Teiche ein. Allein ausser dem, daß stehendes Wasser keine, oder doch nur eine sehr geringe, Erfrischung für das Auge hat, ist es, sowohl der für die Gesundheit schädlichen Ausdünstungen, als auch der Beschwerlichkeit des Ungeziefers wegen, welches es hervor bringt oder an sich zieht, mehr zu entfernen, als zu dulden. Will man Fischhälter im stillstehenden Teiche haben, so mag man sie an einem etwas entfernten Orte anlegen. Auch im fließenden Wasser, welches mit der Bestimmung eines Gartens mehr überein stimmt, lassen sich mancherley Arten Fische unterhalten, die durch den Anblick ihrer Spiele und durch die kleinen Beschäftigungen des Fanges ländliche Ergezung anbieten.

Die erste und nothwendige Regel in Ansehung der durch Wasser zu bewirkenden Anmuth erfordert, daß man ihm Abänderung sowohl durch Leitung nach verschiedenen Scenen hin, als auch durch die Beschaffenheit seiner Größe und seines Laufes, verschaffe. Es muß nie an einer Stelle ganz verschlossen seyn, noch ein immer gleich breites Beet, noch einen beständig einförmigen Lauf haben, sondern durch geschickte Vertheilung und durch einen bald kleinern, bald größern Strohm, bald ruhigern bald stärkern Fortlauf die Mannichfaltigkeit vermehren helfen.

Flüsse gehören für die ausgebreitete Landschaft. Streicht ein nicht zu breiter Arm von einem Flusse zufälligerweise durch den Gartenplaz, so lassen sich ihm manche Vortheile abgewinnen. Doch sind Bäche, welche ohnedieß mehr in der Gewalt des Menschen sind, wegen ihrer größern Bequemlichkeit zu anmuthigen Vertheilungen, und wegen der vorzüglichen Fä-

higkeit ihres Characters, zur Bestimmung des Gartens mitzuwirken, am meisten zu suchen.

Die Bäche, die entweder sehr klein und schmal, oder in lauter einzelne einander ähnliche Theilchen zerschnitten sind, geben keine wahre Verschönerung. Im lezten Falle erregen sie so gar Verwirrung, zumal wenn eine Menge solcher Theilchen auf einmal in die Augen fällt. Ein anderer Uebelstand entsteht, wenn man in der Absicht, die gerade Linie zu vermeiden, und Krümmungen des Laufes zu verschaffen, auf gar zu gezirkelte Wendungen fällt, welche ein künstliches und widriges Ansehen haben.

Große Bäche können schon für sich anmuthige Prospecte bilden, indem sie bald hier bald dorthin ihren Lauf nehmen und verändern, ihre Fläche bald frey und als den hellen Spiegel der Sonne und Wolken zeigen, bald durch grünes Gebüsch leichtbeschattet hervorschimmern lassen. Vornämlich aber dienen die Bäche, den Character der Oerter und Scenen, mit welchen sie in Verbindung gesezt werden, mehr zu heben, indem sie die Munterkeit, die Freude, die Melancholie, den Ernst, u. s. w. vermehren helfen können.

Bey Grotten muß der Lauf des Wassers versteckt und sein Geräusch murmelnd seyn. **Unter Ruinen** muß dasselbe dumpftönend in verschiedenen Absätzen zwischen Rissen und Gesträuchen herunter fallen. **Zwischen ernsthaften und dunkeln Garten-Scenen**, welche Betrachtungen der Einsamkeit gewidmet sind, muß es schläfrig und langsam dahin schleichen. **In einem offenen und heitern Lusthaine**, muß dasselbe seinen Lauf mannichfaltig krümmen, hervor glänzen und sich mit einem geschwindern Gange und mit lebhafterm Geräusche wieder verbergen. **Um eine hellgrüne Laube und um ein Blumenbeet**, sey es lustig forteilend, laut rieselnd über kleine Absätze hin, sich kräuselnd und spielend, in einem klaren, durchsichtigen und reinen Boden, auf welchem Kies und natürliche Steinchen von verschiedenen Farben schimmern mögen.

Wasserfälle in einem Garten, vornämlich wenn er nicht einen sehr ausgedehnten Umfang hat, müssen kleiner und mässiger seyn, nicht das Getöse, die Gewalt, den Ungestüm haben, womit sie oft in der Landschaft erscheinen, und Schrecken und Schauer in die Seele flössen. In den weiten englischen Parks können sie allerdings Größe und Stärke annehmen, weil theils der mehr ausgebreitete Raum es verstattet, theils sich da die Empfindung des Erhabenen, die sie hervor bringen, leichter mit den übrigen Scenen in Verbindung sezen läßt.

Ein

Ein wüthend brüllender Wasserfall in einem Garten aber würde zu merklich die sanftern Eindrücke der andern Gegenstände zerstören. Von mäßigen Wasserfällen sucht man lieber wenige schöne, als viele ganz kleine, die keine Wirkung mehr haben, in schicklichen Gegenden anzulegen. Ihre Schönheit kann sehr abwechselnd und mannigfaltig seyn. Man kann sie einfach lassen; man kann mehrere mit einander verbinden. Man kann sie durch rauhe Felsen ernsthafter, durch grünes Buschwerk anmuthiger machen. Man kann ihnen von der Sonne, und besonders von den Strahlen ihres Unterganges, ein liebliches Schauspiel des Lichtes und der Farbenmischungen zufallen lassen.

Von Anlegung der Wasserfälle selbst, hat man an seinem Orte eine umständlichere Anzeige zu erwarten.

6) Was die Garten-Wege oder Gänge betrifft, so hat man, in Ansehung des Baues, der Festigkeit und Bequemlichkeit derselben, vorzüglich auf die Beschaffenheit des Klima und des Erdbodens Rücksicht zu nehmen. In Ansehung einer geschmackvollen Anlage, sind überflüssige Gänge, z. B. bey einer offenen Ebene, wo keine Hindernisse den Gang aufhalten, ekelhaft; der Mangel derselben hingegen an Stellen, wo sie erfordert werden, ist verdrießlich. Man schadet dem Eindrucke der Gartenscenen, sowohl wenn man ihrer zu viel oder zu wenig anleget, als auch wenn sie nicht gerade an denen Orten, wo sie nöthig sind, angetroffen werden. Die vornehmste Bestimmung der Gänge ist, daß sie zu allen merkwürdigen Scenen hinführen. Allein, mit dieser Bestimmung vereinigt sich noch eine andere, nämlich daß sie eine solche Wendung nehmen müssen, bey welcher nicht allein überhaupt Abwechselung und Mannichfaltigkeit genossen wird, sondern auch die besten Prospecte bald auf einmal, bald allmählich, in der vortheilhaftesten Enthüllung erscheinen, hingegen der Anblick mißfälliger Auftritte ganz verdeckt bleibt. Die Anlage der Wege erfordert also eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Gesichtspuncte, aus

welchen auf denselben die Gegenstände in die Augen fallen.

Nach der Lage und Beschaffenheit nicht nur des Bodens, sondern auch der Gartenscenen selbst, müssen die Wege bald in der Tiefe verweilen, bald mit den Anhöhen sich erheben, bald eine gerade Linie fortlaufen, bald sich krümmen, bald von einem schmalern, bald von einem breitern Umfange seyn, und dadurch eine gewisse Abwechselung schon in sich enthalten. Hat man ein beständiges Augenmerk auf den Genuß der Aussichten, und der angenehmsten Wirkungen aller Auftritte, so kann es nicht schwer seyn, die Gänge glücklich anzulegen. Durch das Gegentheil wird man in Ansehung dieses Punctes vielfältig fehlen, und gemeinen Gärten ähnlich bleiben, die ihre Wege hinwerfen, wo es ihnen einfällt, oder wo der Boden und die Schnur die erste beste Bequemlichkeit dazu anbieten. Es ist demnach widersinnig, wenn sich der Garten nach Gängen, die schon vor seiner völligen Einrichtung entworfen sind, bequemen muß. Diese können erst alsdann wohl angeleget und gehörig bestimmet werden, wenn alle Theile und Scenen des Gartens ihre vollkommene Anpflanzung und Ausbildung erhalten haben.

Weil die Gänge nur ein Hülfsmittel, nicht aber ein Hauptwerk in den Gärten sind, so ist es eine sehr unschickliche Anlage, wenn viele derselben, an statt hier und da verdeckt zu seyn, auf einmal hervor brechend in die Augen fallen, und eine Art von Nachahmung der Stadtgassen vorstellen. Außerdem sind die Gänge an sich zu unerhebliche Gegenstände, als daß sie verdienten, besonders zur Schau ausgestellet zu werden.

Wenn Gänge nur die nöthige Bequemlichkeit haben, so dürfen sie nicht unter einem so ängstlichen Ausputze der durch das kleinste emporsprießende Gräschen schon beleidiget wird, gehalten werden. Sie sollen

nicht

nicht den saubern Böden in unsern Putz- und Staatszimmern gleichen, sondern vielmehr einen Theil von dem Sorglosen und Nachläßigen haben, welches die ländliche Natur nicht nur über ihre eigene Werke, sondern auch über Scenen der Kunst, die mit ihr verbunden sind, auszubreiten pflegt. Endlich muß sich auch die größere oder geringere Bearbeitung der Wege nach den Auftritten richten, zwischen welchen sie liegen, oder zu welchen sie hinleiten.

Um das in den Gartengängen hervorkeimende Gras zu ersticken, dürfte man nur dieselben dick mit Salz bestreuen; denn, Salz in gehöriger Menge unter die Erde gemischt, befördert das Wachsthum aller Pflanzen, der Ueberfluß desselben hingegen verhindert es. Da aber dieses Mittel zu kostbar ist, so nehme man Bökelwasser von gesalzenem Fleische oder von Häringen, gieße solches über den Weg hin, und vermische es, wenn es zu scharf ist, mit etwas gemeinem Wasser. Wenn eine starke Sonnenhitze oben eine Kruste von Salzkrystallen anschießen macht, löse man diese mit frisch übergegossenem Wasser auf, mit welchem alsdann das Salz sich in den Boden hinein zieht. Man wird dadurch nicht allein das Aufkeimen des Grases verhindern, sondern zugleich die Insecten von solchen Gängen abhalten, wenn man damit einige Jahre lang continuiret.

Journ. oecon. v. J. 1765.
Berl. Samml. 1. B. S. 372.

III. Von den künstlichen Gegenständen auf einem Gartenplatze. Auch unbelebte Gegenstände können den Reitz natürlicher Schönheiten erhöhen helfen, wenn sie nur, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, mit der Bestimmung eines Gartens harmoniren, nicht bloß mit dem besondern Orte, wo sie sich befinden, sondern auch mit der Wirkung des Ganzen zusammen treffen, und die angemessene Ausbildung, Stellung und Einschränkung haben. Die herrlichste Landschaft gewinnt nicht allein durch ein Gebäude von edler Architectur, sondern auch selbst durch eine Hütte, eine Brücke ꝛc. sehr viel an Eindruck.

Ein

Ein Theil der künstlichen Gegenstände, die in einem Garten gewöhnlich oder schicklich sind, ist mehr Nothdurft und Bequemlichkeit; ein anderer Theil mehr Verzierung. Zuweilen kann einerley Gegenstand an einem Orte Bedürfniß, und an einem andern bloße Verschönerung seyn.

Zu den künstlichen Gartengegenständen gehören vornämlich Gebäude, Ruinen, Grotten, Brücken, Statüen, Inschriften und Monumente, und Wasserkünste.

In sehr ausgedehnten Gärten machen Gebäude eine nicht geringe Zierde aus. Aber sie können nicht bloß zur Anfüllung eines Platzes, nicht bloß zur Bezeichnung oder zur Verschönerung der Prospecte dienen, welches in der That eine zu unerhebliche Bestimmung seyn würde; sie können nicht bloße Gegenstände, sondern müssen Gegenstände von einer bestimmten Bedeutung seyn, und einen Character haben, der mit dem Character sowohl des Landes, als auch des besondern Ortes, den sie einnehmen, harmonirt. Sie sind sehr geschickt, den Character der Scenen nicht nur deutlicher anzuzeigen, sondern ihm auch einen stärkern Nachdruck, und einen Anstrich, der sie schnell über das Ganze verbreitet, zu geben. Sie können die Anmuth, die Malancholie, die Einfalt der Auftritte, unter welchen sie liegen, ungemein erheben. Man hat aber nicht bloß auf die Lage, sondern auch auf die Art der Gebäude selbst, zu achten. Eine Einsiedlerwohnung auf einem freyen Platze, würde eben so unschicklich seyn, als eine türkische Moschee in unsern Gärten. Wenn gleich einigen Britten die Vermengung der mancherley ausländischen Bauarten in ihren Parks gleichgültig scheint, so fallen sie doch dadurch in einen offenbaren Widerspruch; und dieser Widerspruch erweckt, so bald er empfunden wird, eine ganze Folge von verdrießlichen Bewegungen in der Seele. Die Tem-

pel,

pel, welche sie in ihren Parks eingeführt haben, können, wenn man nicht in das Unschickliche fallen will, in kleinen Gärten schlechterdings nicht nachgeahmet werden. In den weiten und herrlichen Parks Britanniens, auf Anhöhen in den Hainen, in einsamen und feyerlichen Gegenden, thun sie eine vortreffliche Wirkung, indem sie den Eindruck des Edeln und Großen verstärken. Wenn sie gleich, nach unsern veränderten Religionsbegriffen, einen Theil ihres Interesse verloren haben, so können sie doch durch die Architectur, die Lage und die Verbindung mit andern Gegenständen, noch immer von einer guten Wirkung seyn. Sie verlangen übrigens einen Ort, der dem mythologischen Character der Gottheit, der sie gewidmet sind, nicht widerspricht, und sind den Gesetzen der schönen Baukunst unterworfen. Die Tempel der Venus, der Mutter der Erzeugungen, des Bacchus, des Pan, der Freundschaft, der alten Tugend, der Muse des Hirtengedichtes, wie in dem berühmten Park zu Stow in England, sind mehr dem Character der Gärten gemäß, als die Tempel der Juno, des Mars- und anderer, auch wenn diese als bloße Gegenstände, und des Prospectes wegen, aufgeführet werden sollten. Die chinesischen Tempel, die man in verschiedenen brittischen Parks antrifft, beweisen, daß man oft bey der Aufnahme eines fremden Geschmackes mehr aufnimmt, als man aufnehmen sollte. Eine reinliche Fischerhütte an einem vorüber fließenden Gewässer, sollte sie nicht an diesem Orte mehr gefallen, als der herrlichste Tempel, weil sie hier mehr natürlich ist?

Die Gebäude in einem Garten sind vormals hauptsächlich als Gegenstände in Absicht auf das Ganze und auf ihre Beywirkung zur Verstärkung des Eindruckes der übrigen Gartenscenen betrachtet worden. Allein, Gartengebäude sind auch als Gegenstände anzusehen, die schon an sich selbst erheblich sind, sowohl der Bequemlichkeit, als auch des Vergnügens wegen, welches sie gewähren.

Ein

Ein Garten muß nur sehr wenig Gebäude haben, nicht damit überladen seyn. In einem Garten von nicht gar zu großem Umfange, sind 2 bis 3 künstliche Lauben oder Gemächer schon völlig hinreichend. Sie müssen mit dem Orte, wo sie angeleget werden, und mit den Scenen, wovon sie zunächst umgeben sind, nach Bauart, Größe und Ausdehnung überein stimmen; selbst der Anstrich ist nicht gleichgültig, sondern muß sich nach ihrer besondern Bestimmung und nach ihrer Lage bequemen.

Mehrere Gebäude dürfen nicht, wie in einer Stadt, in einer symmetrischen Verbindung mit einander stehen, noch von einerley äußerm Ansehen und innern Einrichtung seyn. Ueberhaupt lege man sie an solchen Orten an, wo man gern länger verweilt, in der Nachbarschaft der angenehmsten Partien und der heitersten Prospecte. Unvermuthet gefunden ergezen sie doppelt, und halb beschattet größtentheils mehr, als wenn sie ganz frey stehen. Sind sie bloße Zufluchtsörter, und nicht Gegenstände, die ihre Einflüsse über das Ganze mittheilen sollen, so ist es ohnedieß schicklicher, sie zu verdecken. Doch können dieselben zuweilen sich auf einer Anhöhe und im vollen Lichte zeigen; alsdann aber müssen sie sich auch an vorzüglicher Schönheit der Architectur heben.

Bey allen Gartengebäuden muß Pomp und Ueberfluß an Zierrathen sorgfältig entfernt seyn, und eine leichte, freye und anmuthige Architectur herrschen. Man hüte sich, daß man nicht, durch das Beyspiel des Engländers verführt, in dessen Parks sich zuweilen in einem Prospecte ein Wohnhaus von edler Architectur, ein Obelisk, ein gothischer Thurm, ein römisches Monument und ein chinesischer Tempel vereinigen, auf eine seltsame Vermischung verschiedener fremder Bauarten verfalle; eine Ausschweifung, die selbst der scharfsinnige Whately ausdrücklich in einem Garten verstattet wissen will, und die gleichwohl so auffallend ist, daß sie nicht einmal Nachsicht finden sollte.

Auch nach der Beschaffenheit der Tageszeiten, und zur Gewinnung eines reichern Genusses der einer jeden von ihnen besonders eigenen Annehmlichkeiten, würden sich kleine Gartengebäude vortheilhaft anlegen und einrichten lassen. Auf solche Anlagen ist man zuweilen durch einen Zufall gekommen. Nur selten hat man sie bisher mit Bedacht gewählt, ob sie gleich so viel zum Vergnügen beytragen können, und dem Künstler eine neue Gelegenheit zur Beschäftigung seines Genies eröffnen.

Künstlich hingelegte Ruinen von Gebäuden in Gegenden, wo niemals solche Gebäude gestanden haben, können nur eine kurze Täuschung hervor bringen; der Betrug entdeckt sich bald, und der Eindruck ist verschwunden. Auf einer Reise durch Italien und Großgriechenland in der angenehmsten Gesellschaft eines Volkmann und Riedesel, läßt man sich gern von ihnen zu den Ruinen hinführen, die auf dem Grunde und Boden des Alterthumes liegen; aber in einem englischen Park die erkünstelten Ueberbleibsel eines Gebäudes, welches zu Athen stand, und dessen Reste nur da gesuchet werden können; welcher Widerspruch des Gegenstandes, des Ortes und der Zeit! Und welche Wirkung, die daher entspringt! Will man Bilder der Zerstörung aufstellen, warum denn eben so weit gesuchte? Warum nicht lieber die, welche die Natur anbiethet, und welche der Gegend eigenthümlich sind? Wo wirklich Ruinen, auch gothische, vorhanden sind, da mag man sie liegen lassen. Aber auch sodann kein künstlich zubereiteter, kein geschmückter Zugang zu ihnen! Nach steilen oder verwilderten Wegen unerwartet erblickte Trümmer und Gemäuer, beschäftigen die Phantasie auf eine fühlbare und nützliche Art. Zurückerinnerung an die vergangenen Zeiten, und ein gewisses mit Melancholie vermischtes Gefühl des Bedauerns, welches diese Zurückerinnerung begleitet, sind die allgemeinen Wirkungen der Ruinen. Aber diese Wirkungen können von dem besondern Character, von dem verschiedenen Alter, von der vormahligen Bestimmung, von der oft deutlichen, öfters ungewissen Einrichtung und Gestalt, von der Lage, von den hier und da halb vertilgten Aufschriften eines verfallenen Gebäudes, und von andern Umständen, die auf Begebenheiten und Sitten hinwirken, mannichfaltige Modificationen annehmen. So erwecken die Ruinen eines Bergschlosses, eines Klosters, eines alten Landsitzes, sehr abge-

änderte Bewegungen, noch mehr abgeändert durch die Betrachtung der Zeit und anderer Umstände, die an sich so vielfältig unterschieden seyn können. Wenn also Ruinen, die in einer Gegend wirklich vorhanden sind, in einen Gartenplatz, der freylich nicht eingeschränkt seyn muß, hinein gezogen werden: so wird ein geschickter Gartenkünstler sie nicht bloß mit dem Ganzen in eine gute Verbindung zu bringen, sondern auch ihre Wirkungen zu erhöhen wissen, z. B. durch Unterbrechungen oder Umwölbungen mit Bäumen und Gebüschen, die ihnen zuweilen schon die Natur gab.

Soll man gothische oder griechische Ruinen anbringen? Ich glaube, die erstern; weil sie den Triumph der Zeit über die Stärke anzeigen: ein melancholischer, aber nicht unangenehmer Gedanke! Griechische Ruinen bilden uns vielmehr den Triumph der Barbaren über den Geschmack ab; ein trauriger und niederschlagender Gedanke!

Um sich von der Gestalt der Ruinen einen deutlichern Begriff zu machen, liefere ich hier, als ein Muster einer geschickten Anlage derselben, den Prospect des dem königlichen Schlosse Sanssouci gegenüber auf einem Berge befindlichen Bassins, und der um dasselbe erbaueten Ruinen, wohin man in der Hinterseite gedachten Schlosses eine Aussicht hat. Siehe Fig. 853.

Die Schönheit der Grotten gründet sich nicht allein auf den Ort, der ihnen angewiesen wird, sondern auch auf ihre Einrichtung und mehr nachlässige als sorgfältige Zusammensetzung. Sie erfordern einige Entfernung von dem öffentlichen Anblicke, eine einsame und schattige Lage, weil sie, ihrer Natur nach, Melancholie und Nachdenken einflößen, in der Nachbarschaft eines murmelnden Gewässers, bey rohen Felsen und Buschwerk. Nur darf der Ort nicht eben, wie manche glauben, ganz versperrt und aller Aussicht beraubt seyn. Die innere Einrichtung muß die

größte

größte Einfalt und einen Anstrich von dem Nachlässigen und Unordentlichen haben, welches die Natur mit einer gewissen bedächtigen Sorglosigkeit liegen zu lassen scheint. Die schönsten Basreliefs von Muscheln sind hier Fehler. Nichts widerspricht dem gesunden Geschmacke mehr, als Grotten, die in gerader Linie, gegen ein Blumenbeet hervorstechend angelegt sind, oder an allen Ecken des Gartens offen in die Augen fallen, oder beym Eingange mit künstlichen Treppen und Säulen, inwendig mit Malereyen, geschmückt sind; eine Mode, die noch in vielen Gärten geschätzt wird. Alle gekünstelte und sorgfältige Nachbildungen, wie bey den berühmten Grotten du Meudon und Vaux, welche von Architectur strotzen, sind wider die Anweisung der Natur, die solche kleine Werke nicht mühsam ausbildet, sondern nur flüchtig entwirft. Endlich müssen Grotten sehr selten angebracht werden, weil sie sich selbst in ihrer natürlichen Heimath, in gebirgigen Gegenden, nur selten zeigen. Siehe auch den Art. Grotte.

In größern Gärten, die von fließendem Wasser durchschnitten werden, sind kleine Brücken nicht allein zur Verbindung der getrennten Theile nöthig; sie können auch als Verzierungen betrachtet werden, welche die Abwechselung vermehren, und gute Prospecte bilden helfen. Sie müssen aber nur da angelegt werden, wo entweder die Bequemlichkeit sie erfordert, oder wo sie einen anmuthigen Anblick geben können. Da sie in Gärten gemeiniglich nur über kleine Gewässer hingehen, so müssen sie, außer der nöthigen Festigkeit eine gewisse Leichtigkeit und Bescheidenheit haben, und vertragen hier nicht den Pomp der Schwibbogen und Säulenordnungen, noch die Kunst der Sculpturverzierungen. Auch ein Steg von einigen Bretern mit einer gemeinen Lehne über einen Bach hingelegt, wird an einem etwas nachlässigen und buschigen Orte schon

anmuthig genug seyn. Indessen kann auch oft der Character der Scene, zu welcher eine Brücke führt, entscheiden, ob diese ganz einfältig, oder etwas geschmückter mit einer gewissen Bedeutung vorbereiten soll. So würde z. B. zu einem schönen Lusthause eine artig angelegte Brücke, eine eingefallene steinerne zu Ruinen leiten. Wo mehrere Brücken angebracht werden, da muß man vornämlich die Einförmigkeit ihres Ansehens zu vermeiden suchen.

Es ist nicht zu läugnen, daß gute Statüen in den Gärten, mit Einsicht gewählt und gestellt, dem Auge und der Einbildungskraft manche angenehme Unterhaltung mehr geben, manche süße Empfindung mehr erwecken, etwas gesellschaftliches haben, und überhaupt die Anmuth eines Platzes auch für Zuschauer von geringerm Geschmacke erhöhen können. Sie gehören in dieser Absicht zu den anständigen Verzierungen der Gärten, ob sie gleich sehr entbehrlich sind. Indessen pflegt man in diesem Puncte gemeiniglich Fehler, so wohl wider die edle Einfalt der Gärten, als auch wider den Character des Ortes, zu begehen. Es giebt Gärten, worin der Künstler oder Eigenthümer es als eine vorzügliche Schönheit angesehen zu haben scheint, daß eine Statüe die andere berührt, und wo die gedrängte Menge derselben verursachet, daß man den Ort, der dadurch unkenntlich geworden ist, vergißt und sich in eine Bildergallerie versetzt glaubt. Dieses Uebermaß widerspricht den erstern Regeln der Schicklichkeit und der Simplicität, wenn auch übrigens die zu häufigen Statüen vom schönsten Stil wären, und selbst zwischen ihnen und dem Orte kein Widerspruch bemerkt würde. Das andere Vergehen läuft wider den Character der Scene, und ist noch gewöhnlicher. Es werden Statüen aufgestellt, welche nicht allein gar keine Verwandtschaft mit den Ideen und Empfindungen, die ein wohl angelegter Garten erwecken soll, haben, sondern auch

jeden Eindruck davon stören helfen. Einem begeisterten Liebhaber mag es gleich viel scheinen, ob er ein Werk aus dem besten Zeitalter der Kunst in einem Cabinete, oder in einer Gallerie, oder auf irgend einem offenen Platze, betrachten kann. Aber hier muß doch die Sache aus dem wahren Gesichtspuncte angesehen werden. Es ist nicht zu begreifen, was die Bildsäulen des Jupiter, Neptun, Mars, Herkules, der Juno, Minerva, und verschiedener anderer, deren ausführlichste Mythologie noch immer in einer weiten Entfernung von der Natur und dem Gebrauche eines Gartens liegen bleibt, an einem solchen Orte bedeuten sollen. Eine geringe Betrachtung wird sie zu den unüberlegten Zierrathen hinstellen, die auch eine allgemeine Mode und der Beyfall des größten Haufens nicht rechtfertigen kann. So hat, um nur ein Beyspiel von einer ähnlichen Art anzuführen, der ludovisische Garten zu Rom, welcher für einen der schönsten in Italien gehalten wird, so gar Statüen, welche gefangene barbarische Könige und selbst den Nero, vorstellen. Man hat diesen falschen Geschmack noch weiter getrieben; man hat mehr als einmal den Neptun in einer Allee, und den Vulkan nicht weit von einer Fontäne hingestellt, und ist gerade in den Fehler gefallen, welchen Horaz rüget. (*)

Es ist nicht der Mühe werth, sich bey solchen Auswüchsen einer ungesunden Beurtheilungskraft weiter aufzuhalten, und zu zeigen, wie elend sie sind. Für die Beybehaltung einiger andern Statüen des Alterthumes läßt sich indessen ein Wort reden; vorausgesetzt, daß die Arbeit gut ist, und daß sie mit Schicklichkeit gestellet werden. Wer wird sich eben beleidigt finden, wenn er neben einem Blumenbeete die Flora,

(*) Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum sylvis appingit, fluctibus aprum.

den Bachus bey einem Weinzeländer, unter den Früchten die Pomona, in einem in Gehölz und Waldung verwildernden Gebüsche die Diana, an einem zum Baden bequemen Orte eine Gruppe der Venus, ihrer Nymphen, und Liebes-Götter, belauscht von einem Satyr, erblickt! Selbst die personificirten angenehmeren Jahrszeiten, die Göttinn des Friedens, des Ueberflusses, können als schickliche Verzierungen eines Gartens angesehen werden.

Seit einiger Zeit haben die Engländer angefangen, in ihren Gärten Statüen berühmter Männer ihrer Nation aufzustellen. Das Verdienst hat allerdings einen Anspruch auf eine solche Art von Belohnung. Der Nachkömmling verweilt vielleicht vor dem Bildnisse, überdenkt eine ganze Reihe von schönen oder großen Thaten oder Bestrebungen, wird gerührt, zur Nacheiferung hingerissen, vergießt wohl selbst eine Thräne, die den aufkeimenden edeln Entschluß befruchtet; vielleicht giebt auch die Einsamkeit, die hier rings umher und mehr als anderswo herrscht, seiner Betrachtung mit der Ruhe mehr Stärke, und beschleunigt die Thätigkeit. Wenn dieses auch nicht immer die Wirkung der Bildnisse verdienstvoller Männer ist, so kann sie es doch seyn, und ist es oft gewesen, wo, anstatt eines flüchtigen Begaffers, ein empfindsamer Betrachter hinzu trat. Indessen gehören den Statüen der Helden, der Patrioten, der Verbesserer, der Aufklärer des Vaterlandes, mehr freye, als verborgene Scenen; sie scheinen schicklicher an öffentlichen Plätzen in den Städten, um die Schlösser der Fürsten, um die Paläste der Großen her, wo die Würde des Ortes ihrem Character beystimmt, und sie dem Volke mehr in das Auge fallen. In den Gärten würden Statüen der Dichter, welche die schöne Natur besangen, und der Landschaftmaler, an ihrer Stelle seyn. Sollte dieser Gedanke irgendwo einige Anwendung finden, so wird der Deutsche doch wohl so patriotisch gesinnt seyn, seinem Genius vor auswärtigen den Vorgang zu lassen.

In kleinen Gärten aber sind keine Statüen anzurathen. Sie erfordern sowohl Verzierungen, als auch, um von einer glücklichen Wirkung zu seyn, Plätze, welche ausgedehnt und mit mannigfaltigen gegenständen bereichert sind. Weil man an diese Regel nicht dachte,

und es dabey für gleichgültig hielt, ob die Figuren groß oder klein wären: so hat man in manchen Privatgärten aus den Statüen ein bloßes Marionettenspiel gemacht.

Nach den Gebäuden machen Statüen vornämlich in den Gärten der Italiäner, Franzosen und Deutschen bisher eine gewöhnliche Verzierung aus, die in den freyen Parks der Britten und in den geschmückten Blumengärten der Holländer seltener vorkömmt.

Daß schon die Römer die Statüen in ihren Gärten liebten, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man weiß, wie vielen Werth bey ihnen überhaupt die Werke der Bildhauerkunst in so mancherley Betracht hatten, und wie sehr besonders ihre Liebe zur Pracht darin eine Befriedigung suchte. In den ältesten Zeiten begnügten sie sich mit einer Statüe des Priap in der Mitte der Gärten. (*) Columella (**) erinnert, daß man nicht die Kunstwerke eines Dädalus, Polyclet oder anderer berühmter Bildhauer suchen, sondern sich begnügen solle, den Priap ganz einfältig gearbeitet aufzustellen. Auch die Bildsäulen der Satyren wurden, wie Plinius (***) berichtet, als Bildsäulen der Schutzgötter, in den Gärten gebraucht, so wie nach einer Bemerkung des Vitruv, (****) die Alten in die Zimmer, wo sie sich im Frühlinge, im Sommer und im Herbste aufhielten; solche Bilder stellten, welche auf die Jahrszeiten eine gewisse Beziehung hatten. In den lezten Zeiten der Republik und unter den Kaisern, wo die Liebe der Kunstwerke ein Theil des herrschenden Luxus ward, brachten die Römer von der Menge der schönen Statüen, die aus Griechenland nach Italien kamen, ohne Zweifel auch viel in ihre Gärten.

Die Unschicklichkeiten, welche in Ansehung der Statüen in unsern Gärten gewöhnlich begangen werden, sind schon im Vorhergehenden getadelt worden. (*****) Eine andere ist die

(*) Pomosisque ruber custos ponatur in hortis
Terreat ut sæva falce Priapus aves.
TIBULLUS.

(**) De cultu hort. v. 29, sq.
(***) Hist. nat. lib. XIX. c. 4.
(****) Lib. VII, cap. 5.
(*****) Man wird nicht leicht Gärten finden, die mit einem Pompe und Ueberflusse von Statüen so sehr überladen wären, als die von Versailles, Marly, und andere Gärten des Königs von Frankreich.

elende Arbeit, von welcher die meisten sind. Wenn man bedenkt, wie wenig erhebliche Werke der Bildhauerkunst Deutschland von eigenen Künstler selbst an seinen vornehmsten Höfen aufzuweisen hat; wie weit wir in der Verewigung unserer einheimischen Verdienste durch vortreffliche Statüen, von der Hand der Nation gearbeitet, gegen Italien und Frankreich noch zurück stehen: so darf man sich eben nicht verwundern, daß die meisten so genannten Statüen in unsern Gärten nur gemeine aus Stein oder Holz sehr grob gehauene Klötze sind. Da Werke der Bildhauerkunst sehr entbehrliche Verzierungen der Gärten, und schöne Statüen so selten und kostbar sind: so sollte man sie entweder den Fürsten überlassen; oder, wenn man einen fürstlichen Aufwand machen kann, nur gute, und keine schlecht gearbeitete Gegenstände dieser Art aufnehmen. Von dem reichsten Landbesitzer bis auf den kleinsten Handelsmann in einem Flecken herrscht oft der Wahn, daß Klumpen, die man Statüen nennt, erforderlich wären, um einen Garten recht schön nennen zu können; daher so viele unerträgliche Puppenspiele und unförmliche Klötze; ein Herkules einen halben Fuß hoch niedlich aus Blei gebogen; ein Bacchus aus einem Eichenstamme, wie ein baumhoher und betrunkener Bauerknecht gebildet, und andere ekelhafte Vorstellungen mehr, die zuweilen wider Vermuthen selbst in adelichen Gärten aufstoßen.

Ein edler Gebrauch läßt sich indessen von schönen und mit Ueberlegung an schicklichen Orten aufgestellten Statüen in den Gärten machen. Einen Lustwald bey Sanssouci und dem neuen Schlosse, (wo der königliche Philosoph noch jetzt, unter erhabenen Betrachtungen ruhend, die Lorbeer des Helden vergessen würde, wenn nicht der Gedanke, ein Schutzgott des deutschen Reiches und der Unterdrückten zu seyn, überwiegender gewesen wäre!) zieren hin und wieder antike Statüen griechischer und römischer Weltweisen, und andere prächtige Denkmäler des Alterthumes. Wer empfindet nicht das Anständige und Feyerliche einer solchen Scene!

Als Friedrich der Große aus dem ersten und zweyten schlesischen Kriege, mit Lorbeern gekrönt, zurück kehrte, wollte er im Schoße der Ruhe und der Musen die Früchte seiner Siege und des dadurch erlangten Friedens genießen. Er zog alle Künste des Friedens in sein Land, und vornämlich nach Potsdam, wo er sich einen Sitz der Ruhe, des häuslichen Lebens, der schönen Natur und der Musen, selbst schuf. Diese, die größten Werke der Baukunst enthaltende, königliche Anlage, nämlich Sanssouci und das neue Schloß bey Sanssouci, welche ihr ganzes Daseyn dem Geiste des großen Erbauers zu danken hat, macht ein eigenes Revier bey Potsdam aus, und ist um desto bewundernswürdiger, da vorher nichts als Wiesen, Sumpf, Gebüsch und Feld, daselbst war. Sanssouci ward von dem Jahre 1745 zu bauen angefangen, und das neue Schloß, als das letzte, mit dem Jahre 1769 beschlossen. Der ganze District beträgt in seiner Länge an 6000 rheinländische Fuß.

Den Prospect des königl. Lustschlosses und Gartens Sanssouci, findet man Fig. 834. Das Schloß liegt auf einem Berge. Der König trug, im J. 1744, dem Baumeister F. W. Dieterichs auf, diesen Berg, wie er jetzt ist, in sechs Absätzen abtragen und mit Mauern einfassen zu lassen; welcher auch diese Arbeit in demselben Jahre vollführte. Der Berg ist 60 Fuß hoch, enthält sechs Terrassen, und eben so viel steinerne Treppen in der Mitte, welche an den Seiten Gras-Rampen haben. Jede Terrasse ist 10 Fuß hoch; es sind 168 Vertiefungen, voll Obst. Der Rand jeder Terrasse hat eine Brust-Hecke von Obstbäumen, mit voranstehendem Taxus. Im Sommer wird die Orangerie, welche außerordentlich schön und sehr zahlreich ist, auch hieher gesetzt. Wenn man die Terrassen erstiegen hat, steht man gerade vor dem Schlosse; man hat alsdann auf beyden Seiten Wälder von Lerchen-Tannen- Acacien- und andern ausländischen Bäumen; vor jedem Walde steht eine marmorne Gruppe, und dahinter in halben Rundungen 6 moderne Büsten aus Italien, deren Köpfe von weißem, und die Gewänder von rothem Marmor sind. Rechts ist

die Gruppe der liegenden Flora mit einem Genius, nebst einem gleichfalls schönen Fußgestelle, von C. Adam 1749 zu Berlin; und dahinter 6 Büsten: Julius Cäsar, August, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Links die Gruppe der Cleopatra mit einem Amor, von C. Adam 1750 zu Berlin; mit den 6 Büsten: Galba, Otto, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian. Zu den beyden Seiten des Schlosses sind Laubengänge, vor welchen 8 antike Büsten aus der Polignacschen Sammlung, nebst 6 Vasen von sächsischem Porzellan stehen. Zu Ende der Laubengänge sind Cabinete von eiserner Gitterarbeit, mit vergoldeten Zierrathen und Kindergruppen oben darauf. In dem rechter Hand liegenden, ist eine der vortrefflichsten ehernen Antiken, die ganz erhalten sind: Antinous, in der Stellung, wie er sich in den Nil stürzen will.

Das Schloß ist nach der Idee Sr. Majestät selbst gebauet worden. Es ist von einfacher Architectur, und hat nur ein Stockwerk. Die Vorderseite desselben ist nach dem Garten; an derselben sind 36 Carvatiden, zwischen jedem Fenster zwo, die das Gesims tragen. Das Gebäude hat in der Mitte eine runde Ausbeugung, deren Dach mit einer kleinen offenen Kuppel versehen ist; und auf jedem Ende wieder eine Rundung. Die Brüstung auf dem Gesimse trägt Vasen und Kindergruppen. Die Hinterseite hat drey große, von Bruchsteinen gemauerte, Auffahrten. Die mittelste derselben geht in die Colonnade hinein, die aus 88 gereifelten korinthischen Säulen besteht, welche in zwo Reihen von einem *Corps de Logis* bis zum andern in halben Zirkeln herum gehen; zwischen den Säulen wird im Sommer auch Orangerie gesetzt. Die Colonnade ist oben bedeckt, und die Brüstung hat gleichfalls Vasen und Kindergruppen. Noch sind an der Gartenseite in Nischen an den Ecken zwo schöne marmorne Antiken aus der Polignacschen Sammlung. Zur rechten Seite des Schlosses, doch etwas mehr vorwärts und etwas niedriger,

ger, liegt die Bildergallerie. Vor derselben stehen 18 Statüen von weißem Marmor, 8 Fuß und 10 Zoll hoch, die Künste und Wissenschaften vorstellend. Zwischen den Statüen stehen 6 runde marmorne Vasen, 6 Fuß und 10 Zoll hoch, und 3. F. 10. Z. breit, mit bleyernen Schlangen. Linker Hand des Schlosses, in gerader Linie mit der Bildergallerie, liegt das ehemalige Orangeriehaus, jetzt das Cavalierhaus genannt. Dieses Gebäude diente ehemals im Winter, seinem Namen gemäß, zur Aufbewahrung der Orangerie, und im Sommer zum französischen Komödien- oder Operettentheater. Allein, seit 1771 hat der König dieses Gebäude von außen der Bildergallerie ähnlich machen lassen, so, daß es jetzt gleichfalls einen Vorsprung und eine Kuppel hat. Vor diesem Hause stehen 26 Statüen, von Künstlern in den karrarischen Steinbrüchen gearbeitet. Inwendig hat dieses Gebäude schöne Zimmer, die mit Antiken, Gemälden und andern Kostbarkeiten geziert sind. Der ganze Anblick des Schlosses, nebst der Bildergallerie auf einer, und dem Orangenhause auf der andern Seite, und den Terrassen davor, ist ungemein schön. In der Hinterseite nach der Colonnade heraus, hat man eine Aussicht auf einen Berg, welcher der Hühnen- oder Heinken-Berg heißt, worauf, wie oben S. 256, erwähnt worden ist, ein großes Bassin angelegt ist, und um dasselbe mancherley Ruinen erbauet sind; wovon er auch schon der Ruinen-Berg heißt. Von dem ehemaligen Orangenhause (welches hier, auf dem Prospecte, noch nach dem alten Zustande vorgestellt ist,) rechts, schon außerhalb des Gartens, ist das neue Orangeriehaus mit einem Flügel, ein sehr grosses geräumiges Gebäude; auch sind hier, mit dem alten Orangeriehause fast in gleicher Richtung, noch einige Treibhäuser; ferner vorwärts Wohnungen für Gärtner, und hinterwärts ein Gebäude, welches ebenfalls Orangerie fasset. In dieser Gegend liegt auch eine rustike offene Grotte, mit der Statüe einer Fluß-Göttin.

Vorn im Garten ist ein großes Bassin von italiänischem und schlesischem Marmor. In der Mitte ist Thetis nebst Tritonen und Delphinen, aus vergoldetem Bley. Um dieses Bassin sind 8 ganz vortreffliche marmorne Statüen, und 4 eben so schöne marmorne Gruppen dazwischen, mit Basreliefs, die sich auf die Figuren der Gruppen beziehen. In den 4 Abtheilungen des großen Parterre, vergoldete bleyerne Gruppen auf marmornen Fußgestellen. Links vom Bassin führt ein Gang zu einer Brücke, die sich durch ein Gewicht von selbst aufzieht; vor derselben steht das Brustbild des Paolo Jordanzio, Herzogs von Bracciano, von rothem Porphyr. Jenseit der Brücke, am Ende einer Allee, stehen an beyden Seiten Sphinxe mit Amorn, aus karrarischem Marmor. Hier ist ein anderer Eingang zum Garten. Gleich dahinter, außerhalb des Gartens, findet man rechts und links die Wohnungen der königl. Gärtner, Treibhäuser zu Obst, Melonen, Pfirsichen, Wein, Ananas, Pisang ꝛc.; und noch weiter links der königliche Küchengarten, welcher ebenfalls Treibhäuser hat.

Der Hauptgang von vorgedachtem großen Bassin, führt quer durch eine fünffache Allee zu einem grossen Bosquet. Darin ist eine Rundung, um ein marmornes Bassin, mit marmornen Bänken. In derselben stehen 8 Statüen von vergoldetem Bley, auf weißmarmornen Fußgestellen. Linker Hand von da bringt ein Gang des Bosquets zu einer marmornen italiänischen Statüe, rechter Hand aber zu einem halben Laubengang; die Nischen und Sitzbänke sind von Gitterwerk. Rechts vor diesem halben Laubengange sind 3 Nischen, gleichfalls von Gitterwerk mit vergoldeten Guirlanden; die mittelste derselben ist groß, die zu beyden Seiten sind kleiner, und enthalten zwo bleyerne und vergoldete Statüen, Flora und Pomona. An dem halben Laubengange stoßen die Quartiere der Kirschbäume, und dadurch ist ein gerader Gang zu dem oben beschriebenen ehemaligen Orangeriehause. Von der Rundung kömmt man gera-

radeaus zu einem Salon, wo 8 Musen (*) aus karrarischem Marmor von Christ. Glume stehen. Dieser Salon hat Stern-Alleen durch das Bosquet. Hinterwärts rechts nach dem halben Laubengange, links nach einer weißmarmornen Vase mit Basreliefs, am Wasser; geradeaus rechts nach einer ovalen Rundung, wo eine sehr schöne große Vase von karrarischem Marmor steht. Links, zu einer halben Rundung, worin 4 schöne Vasen von karrar. Marmor sind, imgleichen 2 gleiche Statüen, von Vouchardon, nach Antiken im Capitol gearbeitet. Geradeaus von da am Wasser steht die schöne Venus. (**) mit dem sich anschmiegenden Amor, von Papenhoven, von karrarischem Marmor.

Der Reh- oder Fasanengarten, ist ein Wald, der nur durch die Kunst etwas gelüftet und geordnet ist, und eine Menge Fasanen enthält. Durch diesen angenehmen Park, in wahrem großen Geschmack angelegt, mit vielen amerikanischen und andern fremden Gewächsen besetzt, und der voll vortrefflicher Partien ist, läuft erstlich der Hauptgang gerade aus, und dann rechts und links sehr geschlängelte Gänge, die sich durch Wälder von den schönsten Bäumen winden, oft unerwartet zu großen und reizenden An-

(*) Auf diese 8 Musen hat Lieberkühn folgende merkwürdige Verse gemacht:

Acht Musen seh ich hier — Doch ach!
Die neunte fehlt. Hat Glume sie vergessen?
Nein; nur er konnte nicht der letzten Schönheit messen
Denn die folgt ungesehn dem großen Friedrich nach.

(**) Sie ist vornämlich durch Kleist's Besingung berühmt geworden; siehe dessen Werke, Berl. 1778. S. 110, 111.

Anlagen bringen, und hin und wieder vortreffliche Aussichten auf Wiesen, Wasser, Hügel, und andere Anlagen, gewähren.

Die Gärten der königlichen Anlage zu Sanssouci stehen unter der Aufsicht von sechs Gärtnern und einem Planteur. Einer derselben hat den alten Küchengarten daselbst, die dortigen Treibhäuser, und eine Glaswand zu Obst, von 650 Fuß lang, zu besorgen. Ein anderer hat den größten Theil des Gartens zu Sanssouci; ferner 1200 Ananaspflanzen in drey Quartieren, 3344 Fuß lange Glaswände mit doppelten Spalieren, und 5742 Fuß Spaliere ohne Glas unter seiner Aufsicht. Der dritte besorgt die Melonerie, die ganze Partie vor der Bildergallerie bis zum Canal, den Weinberg, 1800 Fuß Glaswände, und 1776 Fuß Spaliere, ohne Glas. Der vierte, die Orangerie von Sanssouci, die an 800 Stämme enthält, und Sommers, in Art eines Amphitheaters, auf die 6 großen Terrassen gesetzt wird; ferner die größten Kirschtreibereyen. Der fünfte, die Pisangbäume, an 200 Stück, in vier Quartieren. Der sechste ist bey dem neuen Schlosse angesetzt, besorgt daselbst die 140 Stück große, und aus den stärksten Stämmen, die in Deutschland zu finden sind, bestehende Orangerie; den Weinberg am Belvedere mit 1674 Fuß langen Glaswänden zu Azarolápfelbäumen aus Italien; und 590 Fuß Spaliere ohne Glas. Der Planteur besorgt die irregulären Pflanzungen im Garten, nebst einigen Plantagen in Potsdam, und die Alleen daherum. Dazu kömmt noch ein siebenter Gärtner, welcher den königl. Lustgarten in Potsdam, und einige Plantagen daselbst, unter seiner Aufsicht hat.

Man zählt im ganzen Garten von Sanssouci an freystehenden Obstbäumen, ohne die Spaliere, 3000 Stück.

Die

Die Besoldung der sieben Gärtner und des Planteurs, beträgt jährlich 2820 Rthlr. Der jährliche Etat, um die in den königl. Gärten und Plantagen nöthigen Arbeiten zu bestreiten, beträgt jährlich 4045 Rthlr. ohne die alle Herbst vorzunehmenden Reparaturen, die dem Könige jährlich vorgeleget und von ihm besonders bezahlet werden.

Ausführlichere Nachrichten von dem königl. Schlosse Sanssouci und dem neuen Schlosse, nebst den dazu gehörigen Gärten, Park und Gebäuden, findet man in des königl. Gärtners, J. J. Salzmann Erklärung eines in Kupfer gestochenen Hauptplans von Sans-Souci und Neuen Palais, wie auch allen dazu gehörigen Gebäuden und Gartenpartien, Potsd. 1772, 8. 3. B.; in Matthi. Oesterreichs Beschreibung aller Gemälde, Antiquitäten, und anderer kostbarer und merkwürdiger Sachen, so in den beyden Schlössern von Sanssouci, wie auch in dem Schlosse zu Potsdam und Charlottenburg enthalten sind, Berl. 177-, gr. 8. 7. B.; in eben dess. Description & explication des Groupes, Statues, Bustes & Demi-Bustes, Bas-Reliefs, Urnes & Vases de marbre, de bronze & de plomp, antiques, aussi bien que des ouvrages modernes, qui forment la Collection de S. M. le Roi de Prusse; l'on y indique la place, ou chacune de ces Pieces se trouve à present, celle qu'elles occupoient autrefois, & les Collections, dont elles sont partie; on y joint des details historiques & des remarques sur les Artistes modernes qui ont travaillé pour le Roi, à Berl. 1774, gr. 8. 9. B. welche von mir übersetzt, u. d. T. Beschreibung und Erklärung der Gruppen, Statüen, ganzen und halben Brustbilder, Basreliefs, Urnen und Vasen von Marmor, Bronze und Bley, sowohl von antiker als moderner Arbeit, welche die Sammlung Sr. Majestät, des Königs von Preußen, ausmachen ꝛc. zu Berlin, 1775, auf 10. B. in gr. 8. herausgekommen ist; wie auch in Hrn. Fr. Nicolai Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten, Berl. 1779, 8. S. 909—952.

Sollte man irgendwo einmal anfangen, den Vorschlag ins Werk zu setzen, verdienstvollen Männern aus unserer Nation, und insonderheit Dichtern, welche die schöne Natur besungen haben, und Landschaftmalern

Sta-

Statüen in unsern Gärten zu widmen: so würden sie nicht nur einen Theil von einem eigenen Nationalcharacter, sondern auch eine Kraft zu weit lehrreichern Unterhaltungen gewinnen, als alle die gewöhnlichen Copien von Statüen des Alterthumes nicht geben können. Aber sodann müßte auch ein Andreas von Schlüter und ein Balthasar Permosar nicht mehr so selten unter uns auftreten.

Nahe bey dem Wohngebäude werden Statüen am besten in einer symmetrischen Ordnung aufgestellt: in dem Garten selbst aber am vortheilhaftesten hin und wieder einzeln vertheilet, nachdem es der Ort und die natürlichen Gegenstände verstatten. Auch können zuweilen an einer dazu geschickten Gartenstelle ganze Gruppen von Statüen mit guter Wirkung angeleget werden. Allein nur selten sind sie ausdrücklich anzurathen, weil man dabey leicht in mancherley Unschicklichkeiten fallen kann. Zwey Beyspiele, wie solche Gruppen mit Glück angeordnet worden sind, verdienen hier vorzüglich eine Erwähnung.

Das erste findet sich in den so genannten elysäischen Feldern des Gartens zu Stowe in England, welcher zwar, da er zuerst nach der alten Weise angelegt und nachher allmählich hin und wieder verschönert worden ist, im Ganzen bey weitem nicht an andere neuere Parks reicht, aber einen so bekannten Namen hat, daß ihn fast ein jeder unserer Schriftsteller ergreift, wenn er irgend einen schönen Garten namhaft machen will. Die elysäischen Felder werden von einem angenehmen Bache durchströmet. Die Bäume stehen so zerstreut und dünn in denselben herum, daß sie ganz licht und luftig sind. An dem einen Ende öffnen sie sich gegen ein größeres Wasser und eine ausgedehntere Flur. Die Einfassung ist sehr oft unterbrochen, um weit entlegene Gegenstände zu zeigen, welche durch die Art, wie sie erscheinen, ein weit entfernteres Ansehen bekommen. Der

Ein-

Eingang ist unter einem dorischen Schwibbogen, welcher auf eine Oeffnung durch die Bäume trifft. Inwendig sind die Tempel der alten Tugend und der brittischen Helden; der eine liegt hoch, der andere steht tief in dem Thale, nahe bey dem Wasser. Beyde sind mit den Bildern der Männer, die sich im Kriege, im Staate oder in der Gelehrsamkeit am meisten berühmt gemacht haben, geziert. Den Werth der Tapferkeit in den elysischen Feldern zu bestimmen, und sie mit Vorstellungen solcher Männer anzufüllen, die sich am meisten um das menschliche Geschlecht verdient gemacht haben, ist ein sowohl dem Orte als den Fabeln der Dichter angemessener Gedanke; und die Menge der Bilder, welche hier aufgestellt worden, stimmt mit dem Character überein. Einsamkeit ist niemals unter die Reize von Elysium gerechnet worden; man hat es vielmehr allezeit als die Wohnung der Freude geschildert. In dieser Nachahmung harmonirt ein jeder Umstand mit diesem eingeführten Begriffe. Die Lebhaftigkeit des Baches, welcher durch das Thal fließt; der Schimmer von einem andern, welcher sich jenem nähert, um sich mit ihm zu vereinigen; das von dem Wasser zurück geworfene muntre Grün des Grases, und die in demselben sich spiegelnden Brustbilder der brittischen Helden; die Verschiedenheit der Bäume, der Glanz ihres Laubwerkes, ihre Ordnung, vermöge welcher sie sich alle deutlich von einander unterscheiden, indem sie über die kleinen Ungleichheiten des Bodens hie und da herum zerstreut sind; die Mannigfaltigkeit sowohl der innern als äußern Gegenstände, welche die Scene verschönern und beleben: dieses alles zusammen genommen, giebt ihr eine Munterkeit, welche sich die Einbildungskraft kaum vorstellen, noch das Herz größer wünschen kann.

Eine andere, nicht weniger glückliche Verbindung von gartenmäßigen und nationalen Statüen, ist in dem

dem schönen Garten bey dem königlichen Lustschlosse Friedensburg, nicht weit von Kopenhagen, anzutreffen. Diesen Garten, der in einer reizenden Gegend liegt, und von einer mit Alleen durchgebrochenen Holzung, welche die herrlichsten Aussichten bildet, umgeben ist, verschönert das so genannte Normannsthal, welches Friedrich V. nach seiner eigenen Erfindung anlegen ließ. In der Mitte des Thales erhebt sich zwischen vier Rasen eine hohe marmorne Säule; um den Platz laufen in der Runde wohlgewachsene und in einer zwiefachen Ordnung gesetzte Bäume; zwischen diesen sind 32 steinerne Statüen, wovon eine jede mit dem Fußgestelle viertehalb Ellen hoch ist, aufgerichtet. Um das ganze Thal schlängelt sich eine Holzung mit einer angenehmen Wildniß, die an einigen Stellen durch Alleen eröffnet ist. Die Statüen bilden norwegische Landleute von beyden Geschlechtern in ihren Jagd- und Fischereybeschäftigungen, oder häuslichen Arbeiten und Tugenden, und dabey nach ihren verschiedenen Kleidungsarten, so wie sie in den Provinzen oder Stiften des Königreiches angetroffen werden, mit einer sehr großen Abwechselung, ab. (*) Die Anlage dieses Normannsthales hat nicht nur viel Neues, sondern verdient auch, wegen des Nationalen, Aufmerksamkeit. Wenn auf abgesonderten Gartenplätzen eine Sammlung von Statüen gesetzt werden soll, so ist es überaus schicklich, wenn sie nach Zeit und Nation mit einander harmoniren, und durch eine nähere Verbindung mit den Zeitgenossen mehr Interesse und Einfluß erhalten. Und welche Empfehlung und Aufmunterung für eine Nation, wenn ein so weiser und menschenfreundlicher

(*) Die Statüen sind von Hrn. Grund, königl. Hof- Bild- und Steinhauer gearbeitet, welcher auch eine Beschreibung dieses Normannsthales in dänischer und deutscher Sprache, 1773. zu Kopenhagen herausgegeben, wozu Hr. Geckel die Abbildungen von allen Statuen geliefert hat.

licher König vor seinen täglichen Anblick die Bildnisse seiner geliebten Unterthanen hinzustellen würdiget, um sich an dem Andenken ihrer guten Eigenschaften und ihrer nützlichen Beschäftigungen zu ergötzen!

Es fragt sich: ob bey Absonderung des Lehens und Erbes, die in den Gärten befindlichen Statüen bey dem Lehen bleiben, oder dem Erbe anheim fallen? Schon Ulpian hat L. 12, §. 23. ff. de instr. diese Frage deutlich entschieden, indem er die befestigten für Zubehörungsstücke erklärt, die nicht befestigten aber zu dem Hausrath, welcher unstreitig den Allodialerben zuständig ist, zählet.

Andere Arten der Monumente, von einer glücklichen Arbeit, und nur selten und an den ihr zugehörigen Orten angebracht, sind sehr geschickt, die Eindrücke der Gartenscenen zu erheben und vielfältig zu veredeln. Schon lange hat der Britte Urnen eines Thomson, Pope, und anderer würdigen Männer, in melancholischen Revieren seiner Parks hinzustellen angefangen. Gellert ist in Deutschland noch der erste, dem Hr. Prof. Oeser in einem Garten ein Monument dieser Art errichtet hat, welches des Dichters und Künstlers gleich würdig ist. Es ist dasselbe von weißem sächsischen Marmor, und ziert den Wendlerischen Garten in Leipzig (*). Und in Berlin hat vor einigen Jahren der berühmte Hr. O. C. R. Büsching, seiner ersten Gattinn, gebornen Dilthey, einer kaiserlichen gekrönten Dichterin, bey ihrer Grabstätte in seinem Garten, in der Königsvorstadt, ein Monument von weißem karrarischen Marmor, mit einer von unserm großen Dichter, Hrn. Prof. Ramler verfertigten Inschrift, mit stark vergoldeten römischen Buchstaben, errichten lassen (**), und

(*) Gellerts Monument. Lpz. 1774. 8.

(**) Eine Abbildung davon, findet man in der zum Gedächtniß der Frau Polyrene Christ. Auguste Busching, geb. Dilthey, von ihrem Freunde und Ehemann, Ant. Frid. Busching, herausgegebenen Schrift, 2te Ausgabe, Berl. 1777, gr. 8. 5 und ein halb B.

und hiedurch nicht nur ein Denkmal seiner ehelichen Liebe gestiftet, sondern auch ein Beyspiel einer über Gewohnheit und Vorurtheile sich erhebenden, edeln Verzierung und weisen Anwendung der Gärten dargestellt. Wenn wir nach dem Beyspiele der Alten die Kraft der Denkmäler mehr schätzen lernten, so würden selbst manche Gegenden unserer Gärten mit dem Genusse der ländlichen Annehmlichkeiten, die Erweckung des Andenkens an ein schönes oder nützliches Verdienst und die Unterhaltung moralischer Empfindungen verbinden können. Es kostet wenig Ueberlegung, um auf eine mit dem wahren Geschmacke übereinstimmende Weise einen Garten, den Aufenthalt des Vergnügens, zugleich hie und da zu einer Schule der Weisheit einzurichten. Weit geschickter und anständiger sind dazu Monumente von der angeführten Art, als der seltsame Einfall in den Gärten zu Versailles, durch Fontänen äsopische Fabeln vorzustellen, deren Bedeutung man doch erst durch Inschriften in der Nähe aufzuklären sich genöthigt fühlte.

Andere in größern Gärten gewöhnliche Verzierungen sind ganz von der Beschaffenheit, daß sie sich gar nicht mit dem Character, welcher einem Garten als eigenthümlich zugehört, vereinigen lassen. Was sollen Triumpf-Bogen, Obeliske und andere Arten von Pfeilern in einem Garten, auch wenn er sich mit der Größe seines Besitzers hebt? Diese Gegenstände gehören für öffentliche Plätze, vornämlich für solche, die in der Nähe prächtiger Gebäude liegen, wo sie den Eindruck von Würde, Erhabenheit und Regelmäßigkeit verstärken können; aber mit der Bestimmung und der edeln Simplicität der Gärten harmoniren sie nicht. Ein Triumphbogen in einem Garten ist beynahe das, was eine grüne Laube mitten auf einem öffentlichen Platze in der Stadt seyn würde. Vasen und Urnen, zumal an einem frey liegenden Orte oder um ein Blumen-

menbeet, stellen einen abgeschmackten Auftritt dar. In öden und schattigen Gegenden eines sehr ausgedehnten Gartens mögen sie eine Stelle erhalten; sie mögen da die Bewegung einer sanften Melancholie etwas verstärken, wenn sie nur nicht gar häufig angebracht, und durch den Mangel der nöthigen Merkmaale von einer unbestimmten Bezeichnung sind.

Von den Sinnbildern und Inschriften, machte man, vornämlich in den ältern Zeiten, einen sonderbaren Gebrauch in den deutschen Gärten. Die äußern und innern Wände der Lusthäuser, und selbst die Aussenseiten anderer Gegenstände bemalte man mit Bäumen, Blumentöpfen, Fontänen, Tänzen u. s. w. um durch diese Bilder eine Andeutung des Vergnügens zu geben; man setzte daneben eine Menge elender halb lateinischer, halb deutscher Verse, die oft so weit hergeholt und so fremd waren, daß man sich verwundern mußte, wie sie an einen Ort hinkommen können. Dieser Geschmack verdiente desto mehr Tadel, je mehr er das Nützliche der Inschriften ganz verdrängte, und sie von ihrer edeln Bestimmung, die sie bey den Alten hatten, herab setzte. Mit einer gesunden Beurtheilung hat sie der Britte in seine Parks eingeführt. Wenn gleich Inschriften nicht nothwendig sind, indem die Schönheiten eines Gartens sehr geringe oder zweydeutig seyn müssen, wenn sie erst dadurch unterstützet und aufgeklaret werden sollten: so können sie doch auch in Gärten manche gute Wirkung auf die Einbildungskraft und auf das Herz thun, sie mögen historisch oder moralisch seyn, oder auf die besondere Annehmlichkeit des Ortes hinweisen. Vorausgesetzt, daß sie nicht mühsam gesucht, sondern durch die Beschaffenheit der Scene selbst veranlaßt scheinen, einen erheblichen Inhalt haben, mit der Kürze eine Deutlichkeit verbinden, die keiner langen Nachforschung und Ueberlegung bedarf, keine zerstreuende Nebenumstände bezeichnen, und sich selbst im

Ganzen unter einander nicht durch eine Vermengung der Zeiten und Länder widersprechen: so müssen sie sich auch für den eigentlichen Character der Gegend schicken, und seinen Einfluß durch die Zugesellung verwandter Begriffe zu verstärken vermögend seyn. Nach diesen Bemerkungen wird es hier billig der eigenen Beurtheilung und der Erfindungskraft des Kenners überlassen, welche Inschriften er für einsame, muntere, liebliche, freye, ernsthafte Oerter wählen, und aus welcher Quelle er sie schöpfen will.

Malereyen an den äußern Seiten von Gebäuden, Thüren, Mauern, Wänden, Bretern, und andern Gegenständen in einem Garten, als: Abbildungen von Prospecten, Vögeln, Blumen, Jagden u. d. gl. sind überflüssige und unschicklich angebrachte Verzierungen, weil die Nachahmung der Natur in einer so nahen Verbindung mit ihr selbst nur eine sehr geringe Wirkung thun kann, oder sie wohl gar ganz verfehlt. Ludewig XIV. mißbrauchte in gewissem Verstande das schönste Genie des berühmten Blumenmalers Fontenay, sowohl da er ihn auf den bleyernen Einfassungen der Behältnisse des Gartens zu Marly, worin er zu seinem Vergnügen Karpfen unterhielt, Blumen malen und alle Jahr aufs neue ausbessern hieß, als auch da er auf den Einfall gerieth, zur Ausfüllung einer Heckenlücke, von weißem Blech geschnittene und am hölzernen Gitterwerke befestigte Blätter in der Gestalt und Farbe wie Buchenblätter auf beyden Seiten von ihm bemalen zu lassen. In welche seltsame Künsteleyen verliert man sich nicht, wenn man einmal von der Natur sich loszureißen eigensinnig entschlossen ist!

Der anständigen Verschönerung eines Gartens durch fließende Bäche und ihre Leitungen, ist oben, S. 246, f. Erwähnung geschehen. Auch bey den Wasserkünsten, sind die Vorrechte der Natur gegen die Eingriffe eines falschen Geschmackes zu sichern. Wenn gleich die Gärten sowohl aus Bedürfniß, als auch zur Verschönerung, Wasser erfordern, so scheinen doch emporsteigende Wassersäulen etwas gar zu gekünsteltes zu haben. Wasserfälle gränzen weit näher an

das

das natürliche, zumal wenn ein etwas roher Felsen, worüber das Wasser stürzt, zum Grunde liegt, dabey auch nicht ein solches Uebermaß von üppigen Verzierungen und symmetrischen Künsteleyen, wie z. B. bey den berühmten Cascaden zu St. Clou und zu Fontainebleau herrscht, angebracht wird. Wenn indessen hohe Springwasser beybehalten werden sollten, so müßte doch das Grottenwerk von Muscheln oder Seethieren in der Tiefe angeleget werden, nicht der fluthenspeyende Wallfisch in der Höhe aufgestellt seyn, oder wohl gar auf einer Ruhebank hingestreckt liegen; ein lächerlicher Fehler, der manche Gärten verunstaltet! Auch dürfte das Wasser weder von menschlichen noch von thierischen Figuren, die natürlicherweise kein Wasser geben, oder doch damit keine Verbindung haben, geworfen werden.

So bekannt auch schon dem gemeinen Menschenverstande diese Regeln vorkommen müssen, so vielfältig sind doch die Vergehungen wider dieselben. Der Garten der berühmten Villa Estense bey Rom, hat eine etliche hundert Schritt lange Wasserallee, wo auf beyden Seiten mehr als drey hundert Adler, und so gar Blumentöpfe, Wasserstrahlen ausspritzen. So darf man auch nur in den Gärten zu Versailles die Fontänen der Latona, des Apollo, der Fama, der Ceres, des Bacchus und der Flora sehen, um von dieser Seite einen sehr elenden Geschmack zu bemerken, den selbst alle Pracht nicht verbergen kann. Was kann z. B. abgeschmackter seyn, als Löwen und Rehe neben einander, jene in der Raubbegierde, diese in der Flucht vorgestellt, auf einmal wie durch ein Wunderwerk verwandelt, Wasser empor werfen zu lassen! Weniger bedenklich hätte der scharfsinnige Home in seinen Grundsätzen der Kritik, S. 367, bey der Gewohnheit, Statüen von Fischen zu Stützen für ein Wasserbecken zu brauchen, seyn dürfen; denn wenn auch der unbearbeitete Stein eine Stütze seyn kann, so tritt doch gleich eine offenbare Unschicklichkeit ein, so bald dieser Stein die in Gestalt eines Fisches, der seiner Natur nach nicht stützen kann, und durch den Anschein eines unverdienten Leidens eine unangenehme Empfindung erregt, umgeformet wird. Wie sinnreich der Franzose in solchen Verzierungen seyn kann, lehrt die Fontäne der Pyramide in den Gärten zu Versailles, wo

gerade auf der obersten Stufe vier Krebse zu Stützen angebracht worden sind. Nicht leicht wird man einen seltnern Einfall von dieser Art finden können. — Und Seethiere in den Gärten? Diese Vermengung dessen, was allein dem Meere zugehört, mit dem, was dem Lande eigen ist, scheint wenigstens sehr sonderbar; und warum denn eben eine solche Vermengung in den Gärten? Rinnt nicht schon ein klares Gewässer von dem Abhange eines grünenden Hügels anmuthig genug herunter? Wird es reizender, wenn es von einem Seethiere, dessen bloße Gestalt schon fürchterlich ist, oder wenigstens die fürchterliche Erinnerung an seine wilde Natur und an die Geschichte seiner Feindseligkeiten gegen den Menschen erneuert, empor gestürmet wird? Oder muß nicht vielmehr der Anblick solcher Gegenstände dazu dienen, die angenehme Bewegung, welche ein lebendiges sanft murmelndes Wasser erweckt, zu stören? Können sich täuschende Eindrücke dieser Art mit der wahren Bestimmung der Gärten vertragen? Und wenn auch der nachgebildete Wallfisch oder ein anderes Seethier in einem weiten Wasserraume nicht unnatürlich scheinen würde: ist er es denn noch in einem Bassin, dessen kleiner Umfang von allen Seiten beyfert auf einmal in die Augen fällt, das von hohen Lauben und Hecken beschattet wird? Weg mit den schrecklichen Seeungeheuern aus den Gärten, auch wenn sie le Notre empfiehlt, und Ludewig der Große sie billigt!

Springbrunnen, die aus den alten Gärten Italiens in die neuern Gärten dieses Landes und sodann weiter sich ausgebreitet haben, sind eine angenehme Erfrischung in warmen Himmelsstrichen; in nördlichen Gegenden sind sie mehr bloße Nachahmungen, und mehr entbehrlich, zuweilen durch Dunst und Feuchtigkeit den nahen Gebäuden und selbst der Gesundheit schädlich; doch sehr mäßig angebracht und frey von den gewöhnlichen Verunstaltungen der Behältnisse, mögen sie immer zu einiger Ergötzung dienen. Aber wer wird nicht lieber dem mehr natürlichen Laufe, Falle und Geräusche eines reinen und hellen Baches den Vorzug geben?

Zu den Lustgärten rechne ich auch den Wintergarten. Ein Wintergarten ist bisher wohl mehr in der Idee einiger brittischer Schriftsteller geblieben, als daß

man

man irgendwo dergleichen anzulegen schon anzufangen hätte. Bacon (*) scheint der erste zu seyn, der einen besondern für die Wintermonate bestimmten Garten angegeben hat, und zwar lange vor dem Addison, dem man diese Ehre beylegte, vermuthlich weil man seinen Zuschauer mehr kannte. „Ich glaube", sagt Bacon: „daß in den (königlichen) Gärten besondere für jeden „Monat des Jahres bestimmte Gärten angelegt wer„den müssen, in welchen die Pflanzen, welche den Mo„nat blühen und wachsen, gezeuget werden. Für den „Ausgang des Novembers, den December und den „Januar, muß man die Pflanzen wählen, welche den „ganzen Winter hindurch grün sind; dergleichen sind „die Stechpalme, der Epheu, der Lorbeerbaum, Wach„holderbaum, die Cypresse, der Eibenbaum, der Buchs„baum, die Fichte, die Tanne, Rosmarin, Lavendel, „Sinngrün mit weißer, purpurfarbener und himmel„blauer Blüthe, und blaue Lilien in Absicht auf die Blät„ter, Pomeranzen, Limonien- und Myrthenbaum, „wenn sie in den Gewächshäusern aufbehalten werden, „und Majoran, der an der Mauer und der Sonne ent„gegen stehen muß" u. s. w. Man sieht, daß dieser Vorschlag freylich noch wenig bestimmt war. Addison bildete im 477 St. des Zuschauers, die Idee etwas mehr aus. „Die Wände", sagt er: sind mit Epheu „an statt der Weinreben bedeckt. Der Lorbeer, der „Spindelbaum und die Palmen, nebst vielen andern „Bäumen und Pflanzen von eben der Art, wachsen so „dicht darin, daß man sich keinen lebhaftern Schatten „einbilden kann. Die glühende Röthe der Beeren, „womit sie zu dieser Zeit behangen sind, scheint mit dem „Grün ihres Laubes einen Wettstreit anzustellen." Home (**) gab dem Gedanken von einem Wintergar-

(*) Bacons moralische, politische und ökonomische Versuche ꝛc. aus dem Lat. übersetzt, Bresl. 1762, 8. S. 213.
(**) Grundsätze der Kritik. Neue Ausg. 2ter Th. S. 496.

ten eine noch weitere Ausdehnung als Addison, und Whately (*) setzte endlich verschiedene Regeln der Anlage hinzu. Von dem, was beyde darüber vortragen, will ich das Vornehmste mit einander zu vereinigen suchen, und einige Zusätze darunter mischen, die vielleicht zur nähern Bestimmung und zur bequemern Anwendung dieser Vorschläge auch unter uns dienen können.

Ein Ort, wo eine Familie das ganze Jahr hindurch wohnt, ist sehr mangelhaft, wenn nicht ein Theil desselben so eingerichtet ist, daß man da auch im Winter frische Luft schöpfen, einen schönen Tag frey genießen, und sich durch einen Spatziergang Bewegung und Ergötzung verschaffen kann. Die Beschaffenheit des Klima macht ein solches Bedürfniß noch eindringender. In Frankreich, und noch mehr in Italien, hat, wie bekannt ist, der Winter bey weitem nicht die Rauhigkeit, wie in England und Deutschland. Die angenehme Jahrszeit währet hier, und besonders in Nieder-Sachsen, kaum 6 Monate hindurch. In den andern Monaten will man doch auch nicht immer eingeschlossen seyn, sondern sich eine für die Gesundheit so unentbehrliche Bewegung im Freyen machen, wenn man nur Bedeckung vor der Witterung hat. Wir haben also einen höhern Beruf, einen Gartenplatz für den Winter einzurichten.

Im Frühlinge und Sommer blühet die Natur überall. Der Genuß ihrer Reize ist so unschuldig und erquickend, daß wir einen Theil davon gern auch in diejenigen Monate ausdehnen, welche gewöhnlich davon entblößt sind, oder ganz entgegen gesetzte Scenen darstellen. In einem bequemen Wintergarten läßt sich in gelinden und hellen Tagen, die in die rauhern Monate

(*) Betracht. über das heutige Gartenwesen, S. 314—316. Auch Chambers erwähnt der Winter-Scenen in den chinesischen Gärten; S. 24 und 25 der deutschen Uebersetzung.

te oft einfallen, ein Theil von den Annehmlichkeiten des Sommers genießen. Das Grüne hat alsdann einen neuen Reiz für das Auge. Die heitern und warmen Stunden, welche uns die Sonne schenkt, sind desto erfreulicher, je flüchtiger sie sind. Und eine kleine Gesellschaft von Vögeln, die in den immer grünen Bäumen umher flatterte, oder sich auf den Zweigen in ein gelasseneres Gefliſter vereinigte, würde zwar kein vollkommenes Bild des Frühlinges, aber doch ein solches geben, welches in den Ernst der Jahrszeit eine gewisse Heiterkeit mischte, und nicht wenig anmuthig wäre.

Die Bestimmung eines Wintergartens, der sich weit von einem Sommergarten entfernt, ist sehr eingeschränkt. Bequemlichkeit zum Genuß der frischen Luft und zum Spaziergang ist das vornehmste, das man bey ihm suchet. Hiezu gehört, daß er von dem Wohnhause nicht zu entfernt, der Platz, wo er liegt, der Sonne offen, aber vor rauhen durchziehenden Winden gesichert, sein Boden trocken und daher etwas erhöhet sey, und die nöthige Bedeckung wenigstens an einigen Theilen nicht fehle.

Die Annehmlichkeit des Wintergartens, die zu seiner Bequemlichkeit hinzu tritt, besteht in den mancherley Arten von immer grünen Gebüschen und Bäumen, die freylich auch, wegen ihrer dicken Verwahrung vor Winden, zum Theil zur Bequemlichkeit gehören. Es ist eine augenscheinlich nothwendige Regel, nur solche Bäume zu wählen, die ihr Laub beständig und in den rauhesten Monaten behalten.

Man kann die verschiedenen Arten dieser Bäume in eine solche Ordnung setzen, daß sie so gut, wie andere Bäume, die ihr Laubwerk verlieren, angenehme Mischungen von Grün hervor bringen. Ein benachbarter Küchengarten, wo Scenen der Arbeit fast durch alle Monate fortlaufen, kann durch den Anblick der ge-

genwärtigen Beschäftigung und durch die Erwartung eine angenehme Unterhaltung geben. Ein Blumenbeet, wo frühzeitige Blumen gezogen werden, die ihre Keime aus der hart gefrornen oder halb beschneyten Erde hervor drängen, ein nahes Gewächshaus, welches besonders für diesen Theil des Jahres gehört, können eine nicht geringe Ergötzung für den Wintergarten liefern. Man sehe vornämlich auf die Bäume und Stauden, die unter unserm Klima im Winter beständig grünen, wohin vornämlich der Taxus, die Rothtanne, die Weißtanne, der Buchsbaum, die Wachholderbeerstaude, die Hülsen (ilex aquifolium,) die stachelige Geniste, der gemeine Lorbeerbaum und der Kirchlorbeerbaum gehören.

Von Anlegung eines Blumengartens im Winter, siehe Th. V, S. 750, fgg.

Ich beschließe diese Gedanken über den Wintergarten, und die ganze bisherige Abhandlung von den Lustgärten, mit einer eben so feinen als richtigen Bemerkung, die an den Lord Kayne einer seiner Freunde schrieb: „Wir richten unsern Plan im Leben gemeiniglich nur auf glückliche Umstände ein, und bereiten „uns selten, sehr selten auf die Widerwärtigkeit. Wir bringen „diesen Hang sogar in die Anlage unserer Gärten, wir bauen „nur die fröhlichen Zierrathen des Sommers an, und finden „an keinen Pflanzen Geschmack, als die durch milden Thau und „angenehmen Sonnenschein aufblühen. Wir verbannen den „schrecklichen Winter aus unsern Gedanken, wo wir den Mangel des wohlthätigen Einflusses der Sonne doppelt empfinden, „weil wir dem durchdringenden Nordwinde und der schneidenden Kälte ausgesetzt sind. Weise ist der Gärtner, sowohl im „metaphorischen als buchstäblichen Verstande, der sich ein freundschaftliches Dach gegen die Dezemberstürme besorget, und die „Pflanzen, welche diese traurige Jahrszeit beleben und zieren, „anbauet. Der ist kein Philosoph, der nicht in die Gänge der „Stoiker sich zurück ziehen kann, wenn der Garten des Epicurs „verblüht ist. Der ist zu sehr Philosoph, der die Blumen und „Gerüchte des Sommers verbannen will, um beständig unter „Cypressenschatten zu sitzen.“

Ich

Ich eile zur Betrachtung der übrigen Arten von Gärten, als: der Baumgärten, Küchengärten, ökonomischen Gärten, und botanischen Gärten. In Ansehung der erstern, werde ich vornämlich den Garten-Bau auf dem Lande zum Augenmerk haben.

Der Gartenbau ist wohl unstreitig, in Ansehung der Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, dem Getraidebaue am nächsten zur Seite zu setzen; und da die Gartenfrüchte eben so wohl, als die verschiedenen Arten des Getraides, in der Oberfläche des Erdreiches erbauet werden, so ist im eigentlichen Verstande beydes ein Gegenstand des Ackerbaues.

Ungeachtet die prächtigen, bloß zur Vergnügung der Sinne gereichenden Lustgärten einem Gutsbesitzer und Landmanne keinen wesentlichen Nutzen gewähren, oder derselbe doch durch die darauf zu verwendenden Erhaltungskosten gar weit überwogen wird, und daher auch die Anlegung derselben, in dieser Betrachtung, als unnütz und schädlich zu verwerfen ist: so hindert dieses doch nicht, daß nicht bey einem Landgarten auch das Ergötzliche und Anmuthige zugleich mit dem Nützlichen und Nothwendigen verbunden werden könnte; nur müssen letztere allemal die Oberhand behalten. Das wahre sinnliche Vergnügen besteht, bey einer jeden Sache, in der Wahrnehmung einer genauen und richtigen Ordnung. Wo unser Auge dieses findet, da wird es ergötzet und mit Belustigung belebet. Wie leicht aber kann nicht auch in einem bloßen Küchengarten dergleichen belustigende Ordnung beobachtet werden! Und ist nicht das freche Wachsthum von allerley nutzbaren, nach einer gewissen schicklichen Ordnung gepflanzten, Gartengewächsen schon an und vor sich für gründlich denkende Wirthe ein angenehmes Schauspiel? Hätte auch außerdem ein Gutsbesitzer an der Erzeugung eines schönen Blumenflores ein besonderes Gefallen, so würde ihm ebenfalls in einem bloßen

Kü-

Küchengarten, auf den zur Ordnung desselben gehörigen Rabatten, und einigen zu solchem Ende bequem angebrachten Blumenstücken, ohne daß dazu ausserordentliche Kosten nöthig wären, hierunter ein Genügen geschehen können. Schon bloß zu dem nothwendigen und nützlichen Gartenbau wird an den meisten Orten ein eigener Gärtner erfordert. Warum sollte nicht durch diesen auch der Anbau von allerley Blumenwerk mit besorget werden können? Sein Gehalt darf, da er solches in den Nebenstunden, ohne Versäumniß seiner Hauptgeschäfte mit verrichten kann, deshalb nicht erhöhet werden. Der wenige Platz und Dünger, welcher dazu erfordert wird, ist ebenfalls eine Kleinigkeit, die nicht in Betrachtung kommen kann. Ueberhaupt würde das sonst so viele Annehmlichkeit bey sich führende Landleben in eine wahre Sclaverey verwandelt werden, wenn ein Gutsbesitzer und Landmann auch nicht einmal die unschuldigsten, auf eine erlaubte, von der Natur selbst dargebotene, Ergötzung gehende Neigungen zu befriedigen befugt seyn sollte. Nur muß das bloß Ergötzende niemals das Nothwendige und Nützliche verdrängen; und ein jeder vernünftiger Landwirth hat, wenn er diesen seinen Neigungen ein Genügen thun will, seine Kräfte und Vermögensumstände dabey wohlbedächtig zu Rathe zu ziehen, und den erstern, nach dem Verhältnisse der letztern, das gehörige Ziel zu setzen. Nur allein unter dieser Einschränkung, ist das bloß Ergötzende bey den Landgärten zu erlauben. Und weil dieses, wie weit darunter ohne Verletzung der Wirthschaft selbst gegangen werden kann, die landwirthschaftliche Klugheit einem Jeden an die Hand geben muß: so betrachte ich hier bloß den Gartenbau, in so fern derselbe nothwendig und nützlich ist.

Nothwendig ist der Gartenbau allenthalben; und es wird wohl kein Landgut anzutreffen seyn, bey welchem

chem derselbe völlig entbehrlich wäre. Die Nothwendigkeit des Gartenbaues hat in der völligen Unterhaltung sowohl der Menschen als auch des Viehes, ihren Grund.

Die aus den Gärten genommen Vorkosten und Gemüse, sind, bekannter Maßen, die Hauptspeisen des Landmannes. Die Speisung des Gesindes würde doppelt kostbar fallen, wenn nicht dessen Sättigung hauptsächlich durch die zubereiteten Gartenfrüchte bewerkstelliget werden könnte. Nicht allein zur Sommerszeit, sondern, bey einer klugen und vernünftigen Wirthschaftseinrichtung, auch den ganzen Winter hindurch, machen selbige bey der Speisung des Dienstvolkes die Hauptsache aus.

In denjenigen Ländern, wo das Gesinde nicht an das Gartenwerk gewöhnet ist, wovon ein groser Theil von Schlesien zum Beyspiel angeführet werden kann, empfinden die Gutsbesitzer diese Speisungslast in doppeltem Make. Denn obwohl der Unterhalt, den das Gesinde daselbst bekömmt, gegen andere Gegenden an und vor sich sehr schlecht und elend ist: so wird doch durch die täglichen Klöse und Mehlsuppen eine grose Menge Getraide verzehret, welches, wenn das Dienstvolk mehr an die Gartenspeise gewöhnet wäre, ersparet werden und zum Verkauf bestimmt bleiben könnte.

Nicht allein aber zum Unterhalt der Menschen, sondern auch des Viehes, ist der Gartenbau in einer jeden Landwirthschaft nothwendig. Schon die Erziehung des jungen Federviehes, kann ohne Beyhülfe von allerley in den Gärten wachsenden Kräutern und Blättern nicht füglich geschehen. Hauptsächlich aber äußert sich diese Nothwendigkeit in Ansehung der melken Kühe. Wer von diesem Theile der Viehzucht einen wahren Nutzen ziehen will, der muß auf einen hinlänglichen Vorrath von allerley Gartengewächsen bedacht seyn; denn die Erfahrung lehrt, daß solche nicht allein ein gesundes und nahrhaftes Futter abgeben, sondern auch die Kühe in einen vorzüglich milchreichen Zustand setzen.

Alle andere Fütterungsmittel thun bey weitem nicht die Wirkung bey dieser Viehart, welche man von den Gartenfrüchten, wenn sie mit Vernunft und in gehöriger Ordnung angewendet werden, wahrnimmt. Einige Arten von Gartengewächsen zeigen sich zwar hierunter wirksamer, als andere; indessen sind sie doch insgesammt zu diesem Entzwecke höchst nüzlich. Ja das bloße ausgegätete Unkraut, und besonders die in dem Gartenlande so häufig wachsenden Quecken (Päden) sind, wenn sie von Sand und Unflath gehörig gereinigt werden, ein weit kräftigeres und mehr zur Milch schlagendes Futter, als das beste Wiesengras.

Vornämlich sind die Gartenfrüchte, in Ansehung des melken Rindviehes, an denen Orten, wo die Stall- und Brühfütterung eingeführt ist, unentbehrlich. Bey einer großen Heerde geht es zwar nicht füglich an, daß dieselbe den ganzen Sommer hindurch mit lauter Gartengewächsen unterhalten werden könnte; die bekannten Futterkräuter, und hauptsächlich der besonders in unsern Gegenden sich hiezu am besten schickend rothe spanische Klee, müssen bey der Sommer-Stallfütterung freylich die Hauptsache ausmachen. Indessen ereignet sich nicht selten, daß die Futterkräuter in ihrem sonst gewöhnlichen schnellen Wachsthume durch eine widrige Witterung aufgehalten werden, wodurch ein Gutsbesitzer, der die Stallfütterung eingeführt hat, in eine nicht geringe Verlegenheit gerathen würde, wenn er nicht, aus einer klugen wirthschaftlichen Vorsicht, auf einen reichlichen Anbau von allerley Gartengewächsen bedacht gewesen wäre. Durch diese muß er gleichsam die Lücken, welche ihm in der Stallfütterung durch die widerige Witterung gemacht worden sind, ausfüllen, und das Vieh so lange, bis die sich verspäteten Futterkräuter wieder heran gewachsen sind, erhalten.

Der Gartenbau ist, in Ansehung des melken Rindviehes, nicht bloß im Sommer zur Erleichterung des Stallfutters nothwendig. Auch im Winter, und zwar alsdann vornämlich, sind die erzeugten Gartenfrüchte ein eben so nothwendiges als nüzliches Futter. Schon gleich im Herbste, wenn der Klee, und die übrigen zur Fütterung bestimmten Kräuter ein Ende nehmen, würde der Abfall in der Milch zu stark seyn, wenn man das Vieh sofort auf das trockne Winterfutter sezen wollte. Um dieses zu verhüten, ist ein hinlänglicher Vorrath von allerley Wurzelwerk und andern Gartengewächsen unentbehrlich. Durch dergleichen Abwechselung des Futters wird das Vieh weit

in seiner Unterhaltung noch Nutzbarkeit zurück gesetzet, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß sich dasselbe dabey von frischem zu vermelken, d. h. mehrere Milch, als vorhin, zu geben pflege.

Da nicht alle Gartengewächse in Ansehung der Dauer von gleicher Beschaffenheit sind: so erfordert es die in allen, auch den geringsten Wirthschaftstheilen nöthige Klugheit, daß diejenigen Arten, die am wenigsten dauern, zum ersten verfüttert, die andern aber bis zuletzt aufgehalten werden. Bey Beobachtung dieser Regel, wird einem aufmerksamen Landwirthe nicht allein sein sämmtliches Gartengewächs zu Nutzen kommen, und er sich nicht bloß an eine Gattung desselben binden dürfen, sondern auch das Vieh selbst hat von diesen Abwechselungen immer eine neue Erfrischung zu erwarten, und es wird dasselbe weit besser gedeihen. Diesen Vortheil kann man noch dadurch erhöhen, wenn man die Verfügung machet, daß die besten und kräftigsten Arten der Gartengewächse, welche ohnehin gemeiniglich am längsten dauern, bis zuletzt verspuret werden.

Nächst der Nothwendigkeit des Gartenbaues auf dem Lande, kömmt auch dessen Nutzbarkeit in Betrachtung, worunter ich den baaren Ertrag, welcher aus dem Verkaufe der Gartenfrüchte erwartet werden kann, verstehe. Bey der ganzen Landwirthschaft geht der letzte Zweck auf die Vermehrung der baaren Einnahme. Wenn nun selbige durch den Verkauf von allerley Gartenfrüchten befördert werden kann, so bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß ein vernünftiger Gutsbesitzer seinen Gartenbau nicht bloß auf das Nothwendige einschränken, sondern denselben auch als eine Quelle der Einkünfte selbst ansehen und betreiben müsse.

Da bey allen Wirthschaftsbetrieben jederzeit ein genaues und richtiges Verhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe beobachtet werden muß: so ist ein

gleis

gleiches auch bey dem Gartenbaue, wenn man ihn als einen nutzbaren Wirthschaftstheil in Betrachtung ziehen will, nöthig. Zur Erzeugung der Gartenfrüchte, sie bestehen worin sie wollen, wird durchgehends der beste Theil des bey einem Gute befindlichen Erdreiches erfordert. Billig muß daher ein vernünftiger Ueberschlag gemacht werden, ob die Lage und die übrigen Umstände des Ortes von dem Gartenbaue einen reichern Ertrag hoffen lassen, als man sonst, wenn der dazu bestimmte Platz ein Gegenstand des Getraidebaues bliebe, davon zu erwarten haben würde. Denn es ist allemal unrichtig gedacht, wenn man einen Theil seines Feldes dem Getraidebaue entziehen will, ohne mit einer zuverlässigen Gewißheit überzeugt zu seyn, daß die darauf zu gewinnenden Gartenfrüchte eine stärkere und reichlichere Einnahme gewähren können.

Daß der Gartenbau mit vieler Arbeit und mit vielen Kosten verknüpft sey, ist einem Jeden, der diesen Wirthschaftstheil nur einiger Maßen kennt, zur Genüge bekannt. Einen Morgen mit Gartenfrüchten zu bestellen, verursachet viermal so viel Kosten, als wenn derselbe bloß zum Getraidebau genutzet wird. Bey einer vernünftig angestellten Vergleichung, ob von den Gartenfrüchten, oder ob von dem Getraide mehr wahrer Nutzen zu hoffen sey, muß also nicht bloß auf die baare Einnahme gesehen, sondern vornämlich auf die bey einem jeden zu verwendenden Kosten Rücksicht genommen werden. Läßt man sich hiebey an einem leichtsinnigen und nur obenhin gemachten Ueberschlag begnügen, so kann man dadurch in seiner Rechnung gar sehr betrogen werden. An einem Orte, wo auch nur ein sehr mäßiger Absatz von Gartenfrüchten ist, kann zwar ein mit Gartenfrüchten bebaueter Morgen gar leicht mehr, als ein mit Getraide besäeter, einbringen. Bey einer genau angelegten Berechnung der Kosten aber, wird sich öfters augenscheinlich zeigen,

daß

daß der übrig bleibende reine Ertrag von den Gartenfrüchten geringer, als der von dem Getraidebaue, sey. In solchen Fällen nun giebt es die gesunde Vernunft, daß den Gartenbau über die Grenzen der Nothwendigkeit auszudehnen, nicht nützlich erachtet werden könne.

Der obige Satz, daß die Erzeugung der Gartenfrüchte viermal so viel Kosten als der Anbau des Getraides, erfordere, ist so wenig übertrieben, daß man, wenn man alles, was zur Erzeugung und Wartung der Gartengewächse nöthig ist, in genaue Erwegung zieht, solchen eher erhöhen, als vermindern muß. Zuvörderst ist es schlechterdings nothwendig, daß das Gartenland, wenn es tüchtig zubereitet seyn soll, durchgehends ein, auch wohl zweymal gegraben, und nach drey oder vier Jahren gar von neuem riolet werden müsse. Wenn nun der zum Getraide bestimmte Acker nur drey höchstens viermal gepflüget werden darf, so wird dadurch der große Unterschied zwischen den Garten- und Ackerbestellungskosten schon allein offenbar. Hiernächst bedarf das Getraide, wenn es einmal gesäet und in die Erde gebracht ist, weiter keiner Pflege noch Wartung. Wie viel Mühe und Arbeit aber die Gartenfrüchte, auch mitten unter ihrem Wachsthume, durch Gäten und Behacken verursachen, weiß ein jeder, der nur die geringste Kenntniß von dem Gartenbaue hat. Das bloße Gäten allein ist eine Arbeit, welche fast den ganzen Gartenbau vereckelt; und die doch, wenn man ihnen erzeugen will, nicht unterlassen werden kann, wodurch aber manche unangenehme Ausgabe veranlasset wird.

Aus vorstehenden Gründen hat ein Landwirth, welcher den Gartenbau über die Gränzen der Nothwendigkeit ausbreiten, und als einen nutzbaren Wirthschaftstheil betreiben will, dabey vornämlich auf das Verhältniß der bey seinem Gute befindlichen Handdienste zu sehen. In so weit, als die eigenen Dienste zur Bestreitung des Gartenwesens, ohne Verkürzung der Hauptwirthschaftsgeschäfte hinreichend sind, wird der Gartenbau an den meisten Orten allemal rathsam und nützlich bleiben. Insonderheit schicken sich hiezu die Weiberdienste, welche öfters zu andern Wirth-

schaftsgeschäften unbrauchbar sind, am besten. Denn das Graben und Gäten, welches in dem gemeinen Gartenbaue die meiste Mühe verursachet, sind Arbeiten, welche dem Weibervolke am besten von der Hand gehen. An Orten also, wo es viel dienstbare Häusler- und Einliegerweiber giebt, kann der Gartenbau vorzüglich getrieben und ausgebreitet werden, indem man dadurch diese Art von Diensten am besten nutzet. Ist hingegen ein Mangel an Dienstvolke, oder dasselbe zur völligen Bestreitung des Gartenbaues nicht hinlänglich, so, daß die meisten dazu erforderlichen Arbeiten mit barem Gelde bezahlet werden müssen: so ist und bleibt der von Erzeugung der Gartengewächse zu erwartende wahre Nutzen allemal zweifelhaft. Unter solchen Umständen wird bey den Gartenfrüchten (worunter ich in diesem Falle hauptsächlich die sogenannten Unterfrüchte verstehe,) nach einer genau angelegten Kostenberechnung, eher Schaden als Vortheil heraus kommen.

Da das Nothwendige dem Nützlichen allemal vorgezogen werden muß, so versteht sich auch von selbst, daß, wenn hinlängliche Handdienste vorhanden sind, solche zuvörderst zu dem nothwendigen Gartenbaue angewendet werden müssen; und erst alsdann, wenn dieser vollbracht ist, kann ein Ueberschlag, ob und wie viel von diesen Handdiensten zum nützlichen Gebrauche übrig bleiben, gemachet, und darnach die Ausbreitung desselben bestimmet werden.

Auch sogar die Erzeugung der in der Haushaltung für Menschen und Vieh nothwendigen Wurzel- und Kohlgewächse ist an denen Orten, wo es an hinlänglichen Handdiensten fehlt, und solche Gewächse besonders für das Vieh in großer Menge anzubauen sind, bloß in den Gärten zu erzwingen nicht rathsam. Die Erfahrung lehret, daß auch auf dem Felde in fetten und tief gepflügten Brachäckern allerley Kohl- und Wurzelwerk mit Nutzen gebauet werden kann. Weil nun dieses mit weit wenigern Kosten, als der gewöhnliche Gartenbau, verknüpft ist: so giebt es die Vernunft

selbst

selbst an die Hand, daß man in den vorbenannten Fällen diesen Weg vorzüglich erwählen und einschlagen müsse. In allen denen Gegenden, wo die Wirthschaft mit einer gewissen Lebhaftigkeit getrieben wird, und man besonders für die reichliche Unterhaltung des Viehes die gehörige Sorgfalt trägt, findet man bereits einen großen Theil des Feldackers mit dergleichen nothwendigen Kohl- und Wurzelgewächsen besäet und bepflanzt.

Der Anbau der für das Vieh nöthigen Kohl- und Wurzelgewächse in dem Felde, ist bey großen und weitläuftigen Viehwirthschaften nicht allein rathsam, sondern auch gewissermaßen nothwendig. Auch bey dem größten Ueberflusse an Handdiensten, würde es doch, wenn die zu einem starken Kühviehstande nöthigen Wurzel- und Kohlgewächse bloß durch den gewöhnlichen Gartenbau erzeuget werden sollten, nicht nur zu kostbar, sondern auch an und vor sich unmöglich fallen.

Ein ungegründeter und unerheblicher Einwand ist es, wenn man gedachter Verfügung die darausentstehende Verkürzung der Brachweide entgegen setzen will. Bey Einführung der Stallfütterung ist auch weniger Weide nöthig, und durch 10 mit Kohl- und Wurzelwerk bebauete Morgen können 100 und mehr sonst nöthig gewesene Morgen Weide reichlich ersetzet werden.

Nicht allein in Ansehung der Arbeitskosten erfordert der gewöhnliche Gartenbau einen stärkern Aufwand, als sonst zur Erzeugung des Getraides und anderer Feldfrüchte nöthig ist, sondern es nimmt auch derselbe eine weit größere Menge von Mist und Dünger hinweg. Wenn man von seinen Getraideackern, bey einer ununterbrochenen sechsjährigen Düngung, noch die besten und reichsten Aerndten erwarten kann, so wird man hingegen von einem Garten, welcher eben so lange auf frische Bedüngung warten soll, nichts als Mühe und vergebenen Schweiß zum Lohne haben. Viele Gartengewächse erfordern fast alle Jahre eine frische Düngung; die meisten alle zwey Jahr; und nur wenige giebt es, welche man noch in der dritten Tracht mit Nutzen erzeugen kann. Die Gartenfrüchte sind

auch nicht etwa mit der schlechtesten Düngungsart zufrieden, sondern wollen, wenn sie gerathen und den erwarteten Nutzen bringen sollen, mit dem besten und fettesten Miste, versorget seyn. Ein Morgen Gartenland erfordert gewiß, in einer Zeit von sechs Jahren, eben so viel Mist, als sonst zu drey Morgen bloß zum Getraidebau gewidmeten Ackerfelder gehört. Hieraus erhellet, wie schädlich ein übertriebenes Gartenwerk dem Ackerbaue werden kann. Wie nöthig und vernünftig ist es daher, daß ein Landwirth bey Anlegung seiner Gärten, zuvörderst auf den Düngungszustand seiner Aecker Rücksicht nehme, und, ob auch diese darunter leiden möchten, wohl überlege! Nur allein an solchen Orten, wo ein starker Viehstand, folglich ein Ueberfluß an Dünger vorhanden ist, kann die Ausbreitung des Gartenbaues für vortheilhaft erachtet werden. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß ein auf alles aufmerksamer Landwirth, der sich auch in das Kleine der verschiedenen Wirthschaftstheile einläßt, noch immer Mittel und Wege, auch ohne Verkürzung des Getraidebaues, einen nutzbaren Gartenbau in gehöriger Düngung zu erhalten, ausfindig zu machen, im Stande seyn werde.

Ein aus allerley gesammelten Unrathe angelegetes Düngermagazin, wozu im IX. Th. S. 692, fgg. Anleitung gegeben worden ist; das fleißige Zusammenwerfen des Gassenkothes und der Erde von den Mistbeeten; das Ausgraben der Schaf- und Rindviehställe; die Vermischung des Tauben und Hühnermistes mit einer hinlänglichen Quantität von Erde; die Erde des ausgegäteten und verfaulten Unkrautes aus den Gärten; der Schutt von Ziegelsteinen und alten Gebäuden; das aus den Scheunbansen ausgeräumte kleine Gemüll, und andere dergleichen außerordentliche Düngungsmittel mehr, machen es bey einem jeden Landwirthe möglich, seinen Gartenbau, ohne Nachtheil der Ackerbemistung, zu erweitern. Wollten sich gleich einige dieser Düngungsarten nicht zur Erzeugung der Gartenfrüchte schicken, so können sie doch allemal zu dem Getraidebaue mit großem Nutzen angewendet werden, und man kann dagegen so viel von dem gewöhnlichen

lichen Viehmiste an das Gartenwerk wenden. Bey einer solchen Umwechselung der Düngungsgärten, kann beydes, der Garten- und der Getraidebau, ohne daß einer durch den andern einen Eintrag leide, gar füglich beysammen bestehen. Es können zwar diese Düngungsgärten viel schon ohnhin dem Acker zu Nutze kommen; allein da in den wenigsten Wirthschaften darauf gerechnet wird, sondern es blos ein außerordentlicher und Nebenvortheil für besonders aufmerksame Wirthe ist: so muß man es auch, der Billigkeit nach, ihrer Willkühr, ob sie solchen dem Garten- oder dem Getraidebaue widmen wollen, überlassen.

Soll aus der Erzeugung der verschiedenen Gartengewächse und Gartenfrüchte kein bloßer Scheinnutzen, sondern ein wahrer und wesentlicher Vortheil entstehen: so ist vor allen Dingen nöthig, daß dieselben einen zureichenden Absatz haben, auch in einem billigen und verhältnißmäßigen Werthe verlöset werden können. Die Menge derselben möge noch so groß seyn, und ihre Beschaffenheit so vortrefflich seyn, wie sie will, so wird doch aus allen daran verwandten Kosten nicht der geringste Nutzen erwachsen, wenn es an hinreichenden Abnehmern und einem verhältnißmäßigen Preise fehlt. Bey Bestimmung des nutzbaren Gartenbaues muß also nothwendig die Lage des Ortes und der Gegend in Betrachtung gezogen werden. Daß auf Landgütern, die nahe an einer volkreichen Stadt belegen sind, der nutzbare Gartenbau doppelt rathsam sey, davon können die bey Berlin und andern dergleichen großen Städten liegenden Dörfer zum Beyspiel dienen; und in einer solchen vortrefflichen Lage kann auch ein bloß durch baare Ausgaben erzwungener Gartenbau einen wahren Nutzen gewähren.

Zwar können nicht alle Landgüter dergleichen glückliche und vortheilhafte Lage haben; indessen giebt es doch in allen Ländern und Provinzen mittelmäßig bevölkerte Städte, wodurch den Gartenfrüchten auf den nächstgelegenen Landgütern ebenfalls ein guter Absatz und billiger Preis verschaffet wird. Auch hier ist die mehrere Anbauung der Gartengewächse als eine wirklich nützliche Sache anzurathen.

kann gleich daselbst nicht so viel, als in den großen Hauptstädten, davon verloset werden, so wird doch allemal ein verhältnißmäßiger Nutzen heraus kommen.

Nicht allein aber große und volkreiche Städte ziehen einen reichlichen Absatz von allerley Gartenfrüchten nach sich, sondern es kann auch solches durch gewisse ganze Gegenden, in welchen das Klima keinen hinreichenden Gartenbau erlaubet, geschehen. Zum Beyspiel hievon dient das schlesische Gebirge. Einem jeden, der das Herzogthum Schlesien kennt, ist bekannt, in was für einer Menge das auf dem platten Lande erzielte Gartengewächs in den benachbarten Gebirgörtern abgesetzt wird. Denn, da in dem Gebirge der spät eintretende Frühling, und der sich zeitig einstellende Winter, die nöthigen Gartenfrüchte weder in gehöriger Menge noch in erforderlicher Güte zu erzeugen erlauben: so müssen die dortigen Einwohner das darunter benöthigte in den benachbarten Gegenden suchen und kaufen.

In dem Innern der Provinzen aber, und auf Landgütern, welche blos mit kleinen Landstädten, die schon vorhin mit eigenem Gartenwerke genugsam versorget, umgeben sind, große und weitläuftige Gärten, in der Absicht, einen baaren Nutzen davon zu ziehen, anzulegen, ist eine wahre wirthschaftliche Thorheit. Die **Nothwendigkeit** des Gartenbaues bleibt zwar auch daselbst einerley, in Ansehung der **Nutzbarkeit** aber fällt dieser Wirthschaftstheil an solchen Orten ganz hinweg.

Die **Absicht eines Gartens** ist sowohl, zur Nahrung dienliche fremde oder ausländische Pflanzen durch sorgfältige Wartung unter unserm Himmelsstriche zu erziehen, als auch einheimische wild wachsende Gewächse durch Fleiß und sorgfältigen Bau zu veredeln. Gartenfrüchte müssen daher sorgfältiger gepfleget werden, als Feldfrüchte; der Boden muß sorgfältiger gewählet, mehr bearbeitet und besser gedünget werden. Man bearbeitet ihn durch Graben, u. s. f. Man dünget ihn mit guten alten Thiermiste, Holzerde u. d. gl. Zu sehr zarten Gewächsen sind Mistbeete, und im Winter Gewächshäuser nöthig. Die Gewächse müssen bey einfallender Dürre begossen, und einige vor allzu starker Hitze verwahret werden. Durch diese und andere Mittel

tel wird die Absicht erreicht, einheimische Gewächse zu veredeln, und der Lüsternheit schmackhafter zu machen, und ausländische, an ein milderes Klima gewöhnte Gewächse fortzupflanzen. Die Fortpflanzung geschieht bey den meisten durch den Samen; bey einigen mit mehrerm Vortheil durch Keime und Ableger. Die jungen Pflanzen werden versetzt; nur leiden solches nicht alle, z. B. nicht die mit spindelförmigen oder knolligen Wurzeln.

Die vornehmsten bey uns gangbaren Gartengewächse welche zur Nahrung der Menschen gebauet werden, sind: 1) Kohlgewächse, deren Blätter und zarte Stängel gekocht zur Speise dienen. Diese werden in ein gedüngtes Land gesäet, und hernach verpflanzt. Dahin gehören: der weiße und rothe Kopfkohl, der Savoyerkohl, der Braunkohl, der Blumenkohl, der Broccoli, und der Kohlrabi, mit seinen eßbaren Knollen über der Wurzel; ferner der Spinat, die Melde, und die Winterkresse. 2) Wurzelgewächse, deren Wurzel eßbar sind, und welche entweder spindelförmige oder knollige Wurzeln haben. Sie erfordern ein warmes, sandiges, das Jahr vorher gedüngtes, zuweilen auch ein feuchtes Land. Dahin gehören: die Möhren oder Carotten, mit ihren Unterarten, die Rüben, Pastinaken, Zuckerwurzeln, Petersilie und Sellerie, der Kümmel, so fern er durch die Wartung eßbare Wurzeln bekömmt, die Rübenrapunzel, die Scorzonere, Haferwurzel, der Manzold oder die Bete mit ihren Unterarten, die Rettige und Radießchen, die Kartoffeln, Erdäpfel und Erdnüsse. 3) Zwiebelgewächse, mit eßbaren Zwiebeln, welche theils durch den Samen, theils durch Zertheilung und Versetzung der Zwiebeln, fortgepflanzet werden. Man hat davon: die gemeine Zwiebel, den Knoblauch, die Rocambole, Schalotte, den Porree, den Perllauch, den Schnittlauch, und den Johannislauch. 4) Sa-

latgewächse, deren Blätter ungekocht mit Essig und Oehl gegessen werden. Dergleichen sind: der gewöhnliche Salat oder Lattich mit seinen Unterarten, die Rapunzel, die Kresse, die Cichorie, und die Endivie. 5) Hülsenfrüchte, deren eßbaren Samen in Hülsen wachsen. Diese sind: die Faseolen oder Bitsbohnen mit ihren Unterarten, die großen oder Feldbohnen, die Erbsen und Linsen mit ihren Unterarten, wovon auch einige auf den Feldern als Feldfrüchte gebauet werden. 6) Aepfelkräuter, deren äpfelförmige fleischige Samencapseln eßbar sind. Diese sind: der Kürbiß, die Gurke, und die Melone. 7) Spargelkräuter, deren erste hervorkeimende Wurzelsprossen gegessen werden. Dahin gehört vornämlich der Spargel. Auch die Hopfenkeime werden auf diese Art gegessen. 8) Blumenfrüchte, mit eßbaren Blumenboden wovon wir nur die Artischocke und die Cardone haben, obgleich manche andere Pflanzen auf diese Art genutzet werden könnten, z. B. die Sonnenblume, die Wegedistel, die Eberwurz ꝛc. 9) Beerenkräuter, welche ihrer eßbaren Beeren wegen gebauet werden. Von dieser Art ist besonders die Erdbeere. Andere Arten, als: Johannis- Stachel- und Himbeeren ꝛc. gehören zu den Stauden. 10) Gewürzpflanzen, welche nicht sowohl zur Speise, als vielmehr zur Würzung derselben dienen. Unsere Gärten liefern deren eine grosse Menge, die aber, seitdem die hitzigen und schädlichen ostindischen Gewürze unsern Gaumen verderbt haben, zum Theil sehr herab gewürdiget worden sind. Es sind: der Majoran, der Kerbel, der Dill, der Anieß, der Senf, der Coriander, der Schwarzkümmel, die Basilien, die türkische Melisse, das Löffelkraut, die Borragen, der Portulak, der Fenchel, der Kümmel, das Pfefferkraut, der Thymian, den Dragun, der Beyfuß, der Sauerampf, die Tripmadam, die Melisse, der Isopp, die Krausemünze, der Poley, der Wermuth,

der

der Rainfarren, der Meerfenchel, die Pimpinelle, die Salbey, die Raute, die Stabwurz, der Lavendel, der Rosmarin u. s. w.

Die meisten dieser Gewächse sind ausländische, welche die Lüsternheit aus einem fremden Himmelsstriche unter den unsrigen verpflanzt hat. Indessen haben wir eine Menge einheimischer, welche bei uns wild wachsen, und deren Theile eine gesunde und nahrhafte Speise gewähren könnten, und in manchen Ländern wirklich gewähren, wenn sie durch fleißige Wartung veredelt würden. Hier ist ein kleines Verzeichniß derselben: Als Kohlgewächse: die Ochsenzunge, die Schlüsselblumme, die Ackerwinde, der weiße Gänsefuß, die Bärenklau, der Gersch (Aegopodium *Linn.*), die taube Nessel, die Schweinskresse, die Bitterkresse, der Hederich, der Ackersenf, das Saukraut (Hypochaeris *Linn.*), die Sumpfdistel, das Kratzkraut (Cnicus *Linn.*), die Wege- oder Bergdistel (Onopordon), die Nessel, die Zaunrüben, der breite Wegerich u. s. f. Als Wurzelgewächse: die Queke, das Beinweil, das Schweinsbrod (Cyclamen *Linn.*) der Kälberkropf, der Wegetritt, die knollige und schwarze Erde (Orobus tuberosus und niger *Linn.*) der Bocksbart, die große Bergklette, die Eberwurz, das Knabenkraut, das Pfeilkraut, die doldenförmige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum *Linn.*) Als Salatgewächse: der große Baldrian, der Scharbock (das Feigwarzenkraut, Ranunculus Ficaria *Linn.*) die Schweinskresse, die Gänsedistel. Als Sparzelkräuter: der gute Heinrich, die Mannstreu (Eryngium Linn.) u. s. f.

Die sogenannten Küchen- Kraut- Kohl- oder Krautgärten Fr. Jardin potager, sind bestimmt, uns mit Unterfrüchten, oder Küchenkräutern und Wurzelwerk, zur Ernährung der Menschen und des Viehes zu versorgen. Die Bestellung der Küchengärten ist dermaßen bekannt, daß man wenig Bauerweiber antrifft, die

sich hierin nicht einer Geschicklichkeit rühmen sollten, welche man ihnen auch nicht durchgängig absprechen kann. Eine ganz andere Frage aber ist es: ob die Gärten nach vernünftigen Maßregeln bestellet, ob die am reichlichsten lohnenden und am besten abzusetzenden Gewächse, in gehöriger Menge und auf die vortheilhafteste Art erbauet, die weniger vortheilhaften hingegen nur zur Nothdurft, in der Haushaltung, erzogen werden?

Zuvörderst ist sowohl bey den Küchen- als auch Obstgärten, ein für jede Fruchtart sich schickendes Erdreich nöthig. Indessen hat ein Garten, welcher unmittelbar hinter dem herrschaftlichen Hause, oder doch in Nähe desselben, angebracht ist, aus mancherley Ursachen einen großen Vorzug; nicht der bloßen Annehmlichkeit wegen, die einem Gutsbesitzer dadurch zuwächst, sondern wegen wahrer, und in das Wesentliche der Landwirthschaft einschlagender Vortheile. Daß der Gutsherr einen nahe liegenden Garten öfter, als einen entfernten, besuchet und besuchen kann, ist ganz natürlich. Ein nur etwas munterer und an dem Gartenwesen Vergnügen findender Landwirth bringt seine von andern wichtigern Wirthschaftsgeschäften ledige Stunde in einem nahe belegenen Garten zu, bey welcher Gelegenheit manche Unordnungen entdecket, und verschiedene nützliche und gute Dinge angeordnet werden. Dieser öftere Gartenbesuch fällt bey einem entfernt liegenden gemeiniglich hinweg, indem der durch die Besorgung anderer Wirthschaftsgeschäfte schon ermüdete Landwirth sich dieses Vergnügens unter solchen Umständen weit seltener theilhaftig machen, und folglich seinen Gartenbau nicht so genau beobachten kann. Wenn der Gärtner mit seinen ihm zur Hülfe gegebenen Arbeitern die Herrschaft in der Nähe weiß, und ihr Fleiß oder ihre Saumseligkeit öfters schon aus den Fenstern übersehen werden kann: so ist kein Zweifel, daß die

Gar-

Gartengeschäfte dadurch einen weit hurtigern Betrieb bekommen, da hingegen bey einer entfernten Lage der Gärten die Hälfte der Zeit sowohl von dem Gärtner, als den bestellten Arbeitern, in Müßiggang zugebracht wird. Endlich sind auch die entfernten Gärten den auf dem Lande in Ansehung der Eßwaaren so gewöhnlichen Diebereyen weit mehr, als diejenigen, welche unter einer beständigen herrschaftlichen Beobachtung liegen, ausgesetzt. Die Obstgärten befinden sich hiebey in doppelter Gefahr.

Wenn es aber, bey Anlegung eines Küchengartens, weder der Raum noch die übrigen Wirthschaftsumstände verstatten wollen, daß derselbe unmittelbar hinter dem herrschaftlichen Wohnhause angeleget, und dadurch die so eben angezeigten Vortheile verschaffet werden können: so ist doch wenigstens ein solcher Platz dazu zu erwählen, welcher an und vor sich eine geschickte, und den Küchengewächsen, die darin erzeuget werden sollen, gemäße Lage und Beschaffenheit hat.

Ein tauglicher Küchengarten muß weder zu hoch, noch zu tief liegen; denn die gar zu große Trockenheit sowohl, als auch übermäßige Feuchtigkeit, ist den darin zu erzielenden Gewächsen schädlich. Man erwähle, so viel als möglich, einen vollkommen ebenen Platz, auf welchem weder Anhöhen noch Niederungen angetroffen werden, dazu. Es sind solche Ebenen nicht allein nicht so vielen innern Fehlern, als die Anhöhen und Niederungen, ausgesetzt, sondern man erspart auch dabey, in Ansehung des bey einer ungleichen Oberfläche nöthigen, hier aber wegfallenden Planirens, viele Kosten. Vor allen Dingen hüte man sich, seinen Garten an einem nassen Orte und in einem Quellgrunde anzulegen; denn diese Lage ist für alle Arten der Gartengewächse höchst schädlich. An frühzeitige Erzeugung der Gewächse in einem solchen Garten ist fast gar nicht zu denken, indem das Erdreich selten vor den May zum

Gra-

Graben und Zubereiten trocken genug ist. In dürren Jahren widersteht zwar ein solcher Garten der übermäßigen Trockenheit mehr als andere, und es dürfen die darin gepflanzten Gewächse nur selten begossen werden; in nassen Jahren hingegen ist derselbe fast ganz unbrauchbar, weil die stets in dem Erdreiche hängende Nässe das Wachsthum der Pflanzen mehr, als die stärkste Dürre, hindert.

Hat das nasse Wesen bloß in der niedrigen Lage des Ortes seinen Ursprung, so kann solches zwar durch Erhöhung und Ueberfahrung mit andern Erdreiche einigermaßen wieder verbessert werden; indessen verursachet dieses doch, wenn man einen andern Platz dazu hätte bestimmen können, unnöthige Kosten. Sind aber in dem Grunde des Gartens selbst Quellen verborgen, so kann der Sache schwerlich abgeholfen werden.

Bey Anlegung eines jeden, und also auch eines Küchengartens ist dahin zu sehen, daß derselbe seine Lage gegen Mittag bekomme, damit er von der erwärmenden und alles belebenden Sonne überall getroffen werden könne. In dürren Sommern scheint zwar die brennende Sonne den Gartengewächsen öfters mehr Schaden, als Vortheil, zu stiften, indem sie theils verwelken, und theils in ihrer Art klein bleiben; allein es gehört dieses zu den außerordentlichen Fällen, welche keinen Grund zu allgemeinen Regeln abgeben können; und hienächst ist auch das Verwelken und Kleinbleiben der Gartengewächse in dürren Sommer nicht sowohl eine Wirkung der Sonnenhitze, welche niemals schädlich ist, sondern es rührt solches vielmehr von dem Mangel des Wassers und der nöthigen Feuchtigkeit und von dem unterlassenen Begießen, her. Soll daher das so nöthige Gartengeschäft des Begießens ohne viele Kosten und mit einer gewissen Bequemlichkeit geschehen: so ist schon bey Anlegung darauf Rücksicht zu nehmen, ob auch in der Nähe genugsames Wasser, womit die Gewächse bey langem Ausbleiben des Regens begossen und erfrischet werden können, vorhanden sey.

Die

Die Natur bietet hiezu nicht immer die Hand, und man muß sich auch, um keine nasse und quellgründige Oerter zu wählen, dabey wohl in Acht nehmen. In Gezenden, wo Teiche und Sümpfe in der Nähe sind, hat man allemal schädliche Quellen zu befürchten. Man würde daher, wenn man diesen Umstand nicht wohl vorher prüfet, gar leicht durch Vermeidung eines kleinen Uebels in ein noch größeres gerathen. Ist man aber durch eine angestellte Untersuchung, hierunter keine Gefahr zu laufen, überzeugt, so gereicht es zu einer ganz besondern Bequemlichkeit, wenn die Anlage des Gartens dergestalt eingerichtet werden kann, daß der vorhandene Teich in die Mitte desselben zu liegen komme, weil alsdann die, zumal in großen Gärten, vielen Zeitverlust, Mühe und Kosten verursachende Arbeit des Begießens in allen Stücken sehr erleichtert wird. Sollte aber dieses durch die natürliche Lage zu erzwingen nicht möglich seyn seyn: so muß man auf andere bequeme Mittel, seinem Garten das nöthige Wasser verschaffen, bedacht seyn. Kann man gleich nicht durch Teiche und andere Behältnisse das benöthigte Wasser in den Garten bringen, so ist doch solches durch Brunnen und Plumpen gar wohl möglich. Die Kunst unserer heutigen Brunnengräber ist so weit gestiegen, daß sie das Wasser, und wenn es auch noch so tief läge, finden und durch geschickt angebrachte Plumpen herauf bringen können. Kann dieses gleich nicht ohne Kosten geschehen, so gehören diese doch mit dem größten Rechte zu den nothwendigen und unumgänglichen Ausgaben. Entweder der ganze Gartenbau muß unterbleiben, oder es muß zur Anschaffung des benöthigten Wassers die erforderliche Verfügung getroffen werden.

Daß ein solcher Brunnen, um mehrerer Bequemlichkeit willen, in der Mitte des Gartens anzubringen sey, versteht sich von selbst. Da auch die Erfahrung lehret, daß das aus den Plumpen oder Brunnen frisch

herauf

herauf kommende Wasser sehr viele Kälte an sich hat, und zum unmittelbaren Gebrauche des Begießens der Gewächse untauglich ist: so muß bey einer Gartenplumpe entweder ein großes Faß befindlich seyn, worin man das eingeplumpte Wasser, ehe es zum Begießen gebraucht wird, einige Stunden stehen läßt, damit es die Brunnenkälte verliere, oder aber, man läßt sich auf die im IV. Th. S. 143 angezeigte Art eine Cisterne anlegen. Will man die Sache, besonders bey lange anhaltender Dürre, noch mehr verbessern, so darf man nur unter das in dem vorgedachten Fasse befindliche Wasser von Zeit zu Zeit etwas kurzen Schweinemist mischen, und diese Masse bey dem Begießen jederzeit fleißig umrühren. Durch dieses Mittel wird nicht allein den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit und Erfrischung mitgetheilt, sondern es werden dadurch auch zugleich die Nahrungssäfte, welche ihnen durch die starke Sonnenhitze entzogen sind, wieder ersetzet.

Bey einem grosen weitläuftigen Gartenbaue, wo der dazu bestimmte Platz zuweilen 8 bis 12 magdeb. Morgen beträgt, ist ein einziger Brunnen oder Plumpe, wenn sie gleich in der Mitte des Gartens angebracht worden, nicht hinreichend, die mit dem in dürren Zeiten nöthigen Begießen der Gewächse verknüpften Beschwerlichkeiten völlig zu heben. Gesetzt, der Garten liege in einem Quadrat, so nehme man ferner an, daß derselbe wieder in vier gleiche Quadrate abgetheilt sey, und ein jedes dieser Quadrate eine vierfache gleiche Eintheilung habe. Dieser Einrichtung nach bestände also der ganze Garten in vier Haupttheilen, und ein jeder derselben hätte wieder seine besondere 4 Theile. Um sich nun in einem Garten von so weiten Umfange die nöthige Bewässerung der Gewächse noch möglicher und bequemer zu machen, müßte man sich in einem jeden Viertel desselben ein eigenes Wasserbehältniß, es geschehe solches durch Röhren von dem in der Mitte befindlichen Brunnen, oder durch eigene in einem jeden Quartiere angebrachte Plumpen, zu verschaffen suchen.

Da auch wenn ein Beet nach dem andern bloß mit der gewöhnlichen Gießkanne benetzet werden soll, der Nähe des Wassers ungeachtet, durch das öftere Hin- und Hergehen und

das

das beständige Eingießen des Wassers in den Sprengkrug, sehr viele Zeit erfordert wird, das Begießen aber, wofern es nicht mehr schädlich, als nützlich, seyn soll, nur in den frühen Morgen- oder späten Abendstunden geschehen kann: so kann das beste Mittel, einen Garten in kurzer Zeit, und mit weniger Mühe, so stark als man will, anzufeuchten, daß man sich blecherner Handsprizen, welche oben mit einem kleinen ledernen Schlauche versehen sind, und daher allenthalben, wohin man das Wasser haben will, gerichtet werden können, bediene. Eine solche Sprize darf nur in einen Zober mit Wasser in der Mitte eines jeden Quartieres gesezet, und der Zober stets mit Wasser unterhalten werden, so wird man aus einem Standpuncte alle vier Abtheilungen eines solchen Quartieres völlig überreichen, und die darauf befindlichen Gewächse mit der erforderlichen Quantität Wasser versehen können. Es kann vermittelst derselben das Wasser, 25 bis 30 Schritt weit getrieben werden; und wenn sie dergestalt gerichtet wird, daß das Wasser einen Bogen macht, so breitet sich dasselbe aus, und fällt wie ein Regen auf die Gewächse nieder. Durch diese Erfindung sind drey Personen, in kurzer Zeit einen grosen Garten von etlichen Morgen gehörig und hinlänglich anzufeuchten, im Stande. Die eine Person plumpet oder schöpfet Wasser in den Zober, worin die Sprize steht, damit solche in beständigem Gange bleiben könne. Die zweyte zieht den in der Sprize befindlichen Stämpel, welcher zu solchem Ende mit einer Handhabe versehen ist, auf und nieder. Die dritte aber, welche billig der Gärtner selbst seyn muß, dirigiret den Schlauch, um das Wasser dahin zu bringen, wo es nöthig ist. Die beyden erstern werden sich, wenn die Sache geschwinde fortgehen soll, öfters abwechseln müssen, indem das Ziehen des Stämpels eine schwere Arbeit ist, die, ohne dazwischen zu ruhen, von einer Person nicht lange fortgesezet werden kann. Uebrigens wird ein jeder von selbst einsehen, daß diese Methode nur alsdann, wenn entweder der ganze Garten, oder ein Quartier desselben, das Begießen nöthig hat, füglich statt finden könne. In solchen Fällen aber, wo nur einzele Beete oder besondere Gewächse angefeuchtet werden dürfen, wird der Gebrauch der gewöhnlichen Gießkannen noch immer der sicherste bleiben.

So vortheilhaft den Gartengewächsen der freye und ungehinderte Zufluß der Sonnenwärme ist, so schädlich ist es ihnen hingegen, wenn sie den kalten und alles aus-

auszehrenden Nordwinden ausgesetzt sind. Eine Hauptregel bey Anlegung eines Gartens ist es daher, daß man demselben eine solche Lage zu geben suchen müsse, in welcher er gegen die Nordwinde gedecket wird. Erlauben es die Umstände, daß solches durch vorliegende Gebäude geschehen kann, so ist dieses freylich der sicherste und bequemste, auch wohlfeilste Weg, indem alsdann zur Erhaltung dieser Absicht keine besondere Kosten angewendet werden dürfen. Ist aber dergleichen nicht möglich zu machen, so muß man auf andere Mittel, das Eindringen der Nordwind abzuhalten, bedacht seyn. Eine hohe Mauer oder hoch gezogene Hecke kann zwar etwas dazu beytragen, gänzlich aber wird dieses Uebel dadurch doch nicht gehoben werden, indem die hoch gehenden Winde dennoch immer den größten Theil des Gartens überstreichen können. Am vollkommensten erreicht man hierunter seine Absicht, wenn man die äußere Seite des Gartens mit hochstämmigen Linden, Büchen und andern Bäumen bepflanzet.

Daß die Umgebung des Gartens an der äußern Seite mit hochstämmigen Bäumen gegen Norden nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig sey, erhellet aus Vorstehendem ganz unwidersprechlich. Ob aber dieses auch in Ansehung der übrigen Himmelsgegenden rathsam sey, scheint einigem Zweifel, wenigstens gewissen Einschränkungen, unterworfen zu seyn.

Alle Gewächse und Früchte verlangen einen freyen Zutritt der Luft und ein gewisses Durchstreichen derselben. Die Erfahrung lehret, daß schon ein Getraideseld, welches von Wäldern eingeschlossen ist, bey weitem nicht so viel an Körnern, als ein anderes frey liegendes, bringe. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Gartengewächsen; und es scheint daher, als wenn die Umschließung des Gartens mit hochstämmigen Bäumen, außer der Nordseite, eher schädlich, als vortheilhaft wäre. Allein, man muß unter dem nöthigen Zugange und Durchstreichen der Luft, und unter dem Abhalten der Heftigkeit des Windes, billig einen Unterschied machen. Das erstere muß, als nützlich und nothwendig, niemals gehindert werden, das zweyte aber ist, aus welcher Gegend der Wind auch wehen mö-

ge,

ge, allemal schädlich; und auch selbst bey dem Getraide würde es gut seyn, wenn die Heftigkeit der Winde, ohne das freye Durchstreichen der Luft zu hemmen, abgehalten werden könnte. Die starken, insonderheit Ostwinde, haben das Uebel an sich, daß sie das Erdreich gar sehr austrocknen, und aller Feuchtigkeit berauben; daß aber die Gartenfrüchte beständig frisch unterhalten seyn wollen, und ihnen daher das übermäßige Austrocknen der Winde vielen Nachtheil verursache, ist eine bekannte Wahrheit. Um nun diese beyde sich einigermaßen zu widersprechen scheinende Dinge, nämlich die Abhaltung der heftigen Winde und das Durchstreichen der freyen Luft, mit einander zu vereinigen, und bey beyden die angezeigte Absicht zu erreichen, muß man zwar allerdings die Umfassung der äußern Seite des Gartens nach allen Himmelsgegenden mit hochstämmigen Bäumen, doch unter folgenden Einschränkungen, billigen. 1) Die Bäume müssen nicht zu nahe an einander gesetzt werden, damit die Luft zwischen denselben allemal frey durchgehen könne. 2) Man muß hiezu Bäume, deren Stamm wenigstens 6 bis 7 Fuß hoch ist, wählen. Denn die Erfahrung lehrt, daß die heftigen Sturmwinde gemeiniglich hoch, die sanften und gelinden aber niedrig, zu wehen pflegen. Bey Bäumen vorgedachter Art erhält man also diesen doppelten Endzweck auf die geschickteste Weise; denn die sanften und niedrig gehenden Winde werden dadurch den Gartengewächsen zu Theil, den heftigen und hoch gehenden aber wird das Eindringen durch die Kronen und Gipfel der Bäume verwehret.

Die Lage eines Gartens möge so bequem, so geschickt und so regelmäßig seyn, als sie will, so kann doch solche zum wirklichen Wachsthum und Gedeihen der Gewächse an und für sich selbst nichts beytragen. Nur allein die innere Güte des Erdreiches, welches ein angelegter Küchen-Garten in sich faßt, macht hiebey die Hauptsache aus. Viele Landwirthe stehen in dem irrigen Wahne, daß ein tüchtiger Küchengarten nothwendig aus einem schwarzen Erdreiche bestehen müsse. Nun bringt zwar freylich ein schwarzer Boden gemeiniglich gute Gartenfrüchte; es muß aber derselbe von den Fehlern, die einem Erdreiche seiner Art sehr oft ankleben, insonderheit dem oben erwähnten nasartigen Wesen, befreyt seyn. Hat man demnach auf sei-

nem Gebiete einen Platz mit einem hoch liegenden schwarzen Boden: so hat man denselben unter Voraussetzung der übrigen zu einer richtigen Gartenlage erforderlichen Umstände, allerdings zu wählen. Hiebey muß man sich aber in Acht nehmen, daß man sich nicht durch den bloßen Anschein verleiten lasse, zu den anzulegenden Gärten einen Torf- oder Mohrgrund zu bestimmen. Dem äußern Ansehen nach hat derselbe mit den übrigen schwarzen Erdarten eine große Aehnlichkeit; und in den ersten Jahren kommen auch die darin gezogenen Gewächse sehr wohl fort, in der Folge aber zeigt es sich, daß man hierunter eine sehr schlechte Wahl getröffen habe, und man nimmt nicht selten wahr, daß ein solches Erdreich zum Gartenbau eben so wenig geschickt, als der bloße Sand, sey. Auch wird man schon in den ersten Jahren, wo sich der Torfgrund noch besonders fruchtbar erzeigt, und dadurch seinen Eigenthümer gewissermaßen verblendet, bey einer genauen Aufmerksamkeit gewahr werden, daß die darin erzeugten Früchte bey weiten nicht den Geschmack, noch die Festigkeit und Dauerhaftigkeit derjenigen, die in einem tüchtigen Gartenboden gewachsen sind, an sich haben.

Ob man gleich den schwarzen Torfgrund gemeiniglich nur in den niedrigen, an Strömen und Flüssen gelegenen Gegenden anzutreffen pflegt: so ereignet sich doch auch zum öftern, daß sich dergleichen auf den Höhen findet. Wenn nun ein Unwissender, der die übeln Eigenschaften und Folgen des Torfgrundes nicht genau kennt, sich durch den blossen äußern Schein gar nicht verleiten lassen kann, seinen Garten daselbst anzulegen, so wird die deshalb gegebene Erinnerung und Warnung nicht ohne Nutzen seyn. Der Torfgrund kann zwar durch Vermischung mit Sand und anderm Erdreiche gar sehr verbessert und auch zur Erzeugung der Gartengewächse geschickter gemacht werden; allein, die Eigenschaften, welche ein in der Höhe liegender fetter Boden an sich hat, wird er zu dieser Absicht nie erhalten, und die in demselben erzeugten Gewächse werden jederzeit verhältnißweise schlechter seyn.

Da fast eine jede Gewächsart ihr eigenes Erdreich erfordert, so wäre zu wünschen, daß zu einem Küchengarten ein solcher Plaz erwählet werden könnte, welcher alle Arten von Erdreich in sich enthielte, damit alle zu erzeugende Gartenfrüchte den ihrer Natur gemässen Boden bekommen könnten. Da aber, so abwechselnd auch die verschiedenen Erdarten sind, der Wunsch, in einem so kleinen Bezirke, als zu einem Garten erfordert wird, alle Gattungen desselben beysammen zu bekommen, meistentheils vergebens ist: so müssen wir uns nur um ein solches Erdreich, welches zu allen Gartengewächsen tauglich, oder durch eine gehörige Zubereitung dazu tüchtig zu machen ist, bekümmern. Ungeachtet nun ein hochliegendes und von allen naßartigen Eigenschaften befreytes, schwarzes Erdreich, gedachtermaßen hiezu das beste und geschickteste ist: so ist doch auch nicht zu läugnen, daß ein unter einer proportionirten Vermischung aus Lehm und Sand bestehender Boden demselben fast gleich komme, ja, bey vielen Gartengewächsen, besonders dem Wurzelwerke noch wohl gar einen Vorzug habe. Die Vermischung macht den, in vielen Stücken, auch selbst dem Getraidebaue, vorzüglichen Mittelboden aus; und es kann derselbe, wenn ihm, durch eine hinlängliche Düngung, die gehörige Fettigkeit, die er weit leichter, als eine andere weniger vermischte Erdart, annimmt, gegeben wird, zu allen gebraucht werden.

Indessen hat man, bey Anlegung eines Küchengartens, nicht bloß und allein die Oberfläche des Erdbodens zur Richtschnur anzunehmen. Denn, da ein jeder neu anzulegender Garten, wie ich weiter unten zeigen werde, einige Fuß tief rioliret werden muß, so kömmt es mehr auf die Unterlage des Erdreiches, als die Oberfläche desselben, an. Man muß daher, ehe man den Plaz zu einem neu anzulegenden Küchengarten bestimmet, zuvörderst die Beschaffenheit der Unterlagen des

Erdbodens, entweder vermittelst eines Erdbohrers, oder durch Nachgraben, untersuchen. Ein schwarzer Boden wird sehr selten 3 Stiche tief liegen, und also hierauf, bey Anlegung eines neuen Gartens, wenig Rechnung zu machen seyn. Findet man aber eine Schicht Lehm und eine Schicht Sand, so kann man einen solchen Ort ohne Bedenken zum Gartenbau bestimmen. Niemand hat sich also dadurch, wenn er gleich in der untersten Lage, oder bey dem dritten Stiche Sand antrifft, abschrecken zu lassen. Denn, besteht nur die Oberfläche, und das bey dem zweyten Stiche heraus gebrachte, in einem festen und lehmigen Erdreiche, so schadet der zu unterst befindliche Sand so wenig, daß vielmehr eben dadurch die richtige, zu einem tüchtigen Gartenerdreiche erforderliche Vermischung zuwege gebracht wird. Kömmt gleich bey dieser Lage der Erdschichten der Sand unter dem Riolen oben auf, so wird derselbe doch schon in dem ersten Jahre, theils durch das Placiren der bey dem Riolen aufgeworfenen Gräben, und theils durch das Umgraben, mit dem festen Erdreiche vermenget; und in den folgenden Jahren geschieht solches bey der fernern Bearbeitung des Gartens noch in einer vollständigern Art, am allervollkommensten aber, wenn das Gartenland zum zweyten und drittenmal vom neuem rioliret wird.

Zuweilen wird in den Unterlagen ein eisenschüssiges Erdreich angetroffen. Dieses ist überhaupt zum Fruchttragen, besonders aber zum Gartenbau, völlig untauglich.

Nachdem die untern Schichten des Erdreiches gehörig geprüfet und tüchtig befunden worden sind, ist das erste, was man bey Bearbeitung eines neu anzulegenden Küchengartens zu thun hat, daß das dazu bestimmte Erdreich in gehöriger Tiefe rioliret werde. Je tiefer solches geschehen kann, desto besser und vortheilhafter ist es; doch muß dabey jederzeit die Beschaffenheit der untern Erdschichten mit in Betrachtung gezogen

zogen werden. Wenn diese keine Hinderniſſe in den Weg legen, ſo muß das Riolen wenigſtens 3 Fuß tief geſchehen; findet man aber unten zu viel Sand, oder gar eine eiſenmohrige Erde, ſo ſind 2 bis 2½ Fuß hinlänglich. Die beſtändige Gegenwart eines verſtändigen und erfahrnen Gärtners iſt hiebey beſonders nöthig, damit kein untaugliches, oder wohl gar ſchädliches Erdreich herauf gebracht werde.

Das tiefe Riolen bey Anlegung eines Küchengartens, iſt aus verſchiedenen Urſachen nöthig. 1) Ein durch und durch aufgelockertes Erdreich kann die Nahrungsſäfte ſowohl, als auch übrige Feuchtigkeiten, in weit gröſſerer Menge annehmen, und hernach den Pflanzen wieder mittheilen. 2) Viele Gartengewächſe, wohin alles Wurzelwerk gehört, ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie Fuß tief, und noch weiter, in die Erde hinab gehen, und daher auch in der Tiefe ſowohl Platz, als auch Nahrung zu ihrem Wachsthum finden müſſen. Auch ſo gar die Wurzeln der Obergewächſe gehen weit tiefer in das Erdreich, als die von dem Getraide; folglich muß ihnen mehr Gelegenheit, um ſolches bequem thun zu können, verſchaffet werden; und dieſes geſchieht durch das tiefe Riolen.

Der zu einem Garten beſtimmte Platz iſt entweder ein ganz neuer, noch niemals zum Fruchttragen gebrauchter, und alſo mit Raſen bewachſener Ort, oder ſonſt ein Stück, welches ſchon vorhin zum Feldbau angewendet geweſen iſt. Der von der erſten Art, ſchickt ſich in aller Abſicht weit beſſer zum Gartenbau, als der letztere; und beſonders in den erſten Jahren, ſo lange er noch die Eigenſchaften eines neuen Landes bey ſich führt, wird man deſſen großen Vorzug ganz augenſcheinlich gewahr werden. Indeſſen müſſen beyde, wenn ein tüchtiges Gartenland aus ihnen entſtehen ſoll, auf vorgedachte Art durchgearbeitet werden. Da dieſe Arbeit bey einem ungebrauchten und mit Raſen bewachſenen Boden ſchwerer fällt, als bey der andern Gattung, ſo muß auch dabey mehrere Behutſamkeit und Vorſicht gebraucht werden. In einem ſchon unter dem Pfluge oder Grabſcheite geweſenen Lande, findet man allent-

halben, sowohl unten als in der Oberfläche, ein mürbes Erdreich; und es ist daher gleichgültig, auf was für Art solches in die gezogenen Gräben zu liegen kömmt. Auf einem berasten Boden hingegen müssen die Rasen zuvörderst sorgfältig, und zwar nicht zu tief, abgestochen, und hienächst auch dahin gesehen werden, daß dieselben unten in einer gewissen Ordnung schichtweise ihre Lage erhalten, indem sie sonst, wenn solches nicht gehörig beobachtet wird, bey dem Planiren und Umgraben leicht wieder hervor gezogen werden, wodurch denn die ganze Arbeit verdorben wird.

Das Riolen eines neuen Gartenlandes kann zwar das ganze Jahr durch, so lange es offen Wetter ist, geschehen; der Herbst und Frühling aber sind, weil man alsdann noch die meiste Zeit hat, dazu am bequemsten. Will man jedoch schon im Frühjahre von dem neu angelegten Garten, ganz oder zum Theil, einen Gebrauch machen, so muß diese Arbeit, so viel möglich, im Herbste vollbracht werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß das neu riolte und aus der Tiefe herauf gebrachte Erdreich, wenn es nicht vorher eine Zeitlang von Luft und Sonne gehörig durchdrungen und gleichsam beschwängert worden ist, seine erste Wirkungen gemeiniglich zu versagen, oder doch die sonst natürlicher Weise bey sich führenden Kräfte in weit geringerm Grade zu zeigen pflege.

Nach vollbrachter Arbeit des Riolens, kömmt ferner sehr vieles auf ein geschicktes Planiren der aufgeworfenen Gräben an. Bey einem zu allen Gartengewächsen tüchtigen Lande beruhet, wie bereits bemerkt worden ist, die Hauptsache auf eine richtige Vermischung der verschiedenen Erdarten. Nun kann es aber nicht so genau hergehen, daß nicht durch das Riolen an einem Orte mehr Sand, und an einem andern wieder mehr Thon und Lehm, aus der Tiefe herauf gebracht wird. Wenn nun solches in der Art, als es herauf gebracht worden ist, auf der Oberfläche liegen bliebe,

so

so würde keine richtige Vermischung vorhanden seyn. Man muß daher den zu viel herauf gebrachten Sand an denen Orten, wo mehr Lehm oder Thon, als zu einer Vermischung nöthig ist, und so wieder den überflüssigen Lehm oder Thon da, wo zu viel Sand hingekommen ist, zu bringen suchen; und dieses kann, unter den Händen eines geschickten Gärtners, gar füglich bey dem Planiren geschehen. Wird es hierunter bey der ersten Anlage versehen, so bekömmt man, weil die Vermischung der Erdarten nicht überall gleich ist, auch in dem ganzen Garten ein ungleiches Erdreich, so daß sich immer ein Fleck vor dem andern mehr oder weniger fruchtbar erweiset. Der Grund hievon ist gemeiniglich in nichts anderm, als einem ungeschickten Planiren des Gartenlandes bey dem ersten Riolen, zu suchen.

Bey Anlegung eines Küchengartens, ist das Riolen unstreitig der die meisten Kosten verursachende Theil von allen dazu nöthigen Zubereitungen. Wer diese Arbeit für Tagelohn verrichten läßt, dem wird sie sehr hoch zu stehen kommen: denn sie ist an sich sehr schwer, und wird daher durch Tagelöhner, welche schon bey leichtern Arbeiten ihre Knochen sehr zu schonen suchen, nur langsam von Statten gehen. Man thut daher besser, wenn man die Arbeit des Riolens Ruthen- oder Morgenweise verdinget. Man wird solchergestalt eher und wohlfeiler zu seinem Endzweck kommen; und daß die Arbeit gut und tüchtig verrichtet werde, dafür muß die fleißige Aufsicht des Gärtners Bürge seyn.

Nach des gelehrten und berühmten Hrn. Präsid. von Benckendorf Berechnung, welche sich auf eigene Erfahrung gründet, kann ein magdeburgischer Morgen von 180 Quadrathruthen berasetes Land, welches 3 gute Stiche tief riolet werden soll, wenn die Arbeit verdungen wird, nicht unter 12 Rthlr. geschaffet werden; ist aber der zu riolende Platz nicht mit Rasen bewachsen, so sind 10 Rthlr. hinlänglich. Läßt man diese Arbeit für Tagelohn verrichten, so kömmt sie, aller Aufsicht ungeachtet, mehr als ein Drittel höher zu stehen.

Der angegebene Verdungspreis für einen Magdeburger Morgen hat nur alsdann Statt, wenn das zu riolende Land

aus einem festen Ackererdreiche besteht. In einem torfigen Grunde, dergleichen man besonders an den bey großen Flüssen und Strömen belegenen Oertern antrifft, kann diese Arbeit weit wohlfeiler geschaffet werden. Denn da der Torf eine sehr leichte Materie ist, und die Gräber mit einem Wurfe dreymal so viel Torf, als feste Erde, herauf bringen können: so ist es ganz natürlich, daß diese Arbeit nicht allein viel geschwinder von Statten gehen, sondern auch weniger Mühe verursachen müsse. In den torfigen Boden wird also, einen 3 Stiche tief zu riolenden Morgen mit 6 bis 7 Rthlr. zu bezahlen, hinreichend seyn.

Von rechter Nuzung des zu Gartenlande gemachten Gras- oder Feldlandes, s. im 80, und 87. St. des hannov. Magaz. v. J. 1768; desgl. im 4. St. des 3. Jahrg. der wiener. ökon. Samml. a. d. J. 1769, gr. 8. S. 358—370, und 5. St. S. 454—463.

Es ist nicht genug, daß ein Küchengarten richtig angelegt sey, sondern es hat derselbe auch, zur Pflege und Wartung der darin erzeugten Gewächse, eine beständige Bearbeitung nöthig.

Daß zuvörderst ein Garten, wenn er den gehörigen Nutzen bringen soll, in steter guter Düngung unterhalten werden müsse, ist eine aus der Erfahrung bekannte Wahrheit. Ich habe bereits oben, S. 292, erinnert, daß man bey Anlegung eines Gartens jederzeit das Verhältniß seines Viehstandes vor Augen haben müsse, und zugleich einige kleine Vortheile, wodurch man seinem Garten, ohne Verkürzung des Getraidebaues, eine mehrere Bedüngung verschaffen kann, angezeigt. Hier sind noch zween Puncte, nämlich: 1) Wie oft ein Küchen-Garten, wenn er im guten Stande erhalten werden soll, von neuem gedüngt werden müsse? 2) Welche Düngungs-Art für einen Küchen-Garten überhaupt die beste und zuträglichste sey? zu bestimmen.

Was für eine Düngerfressende Sache der Gartenbau sey, erhellet schon allein daraus, daß auch so gar das neu riolte Land gleich in der ersten Zeit mit hinlänglichem Dünger versehen werden muß, wenn es alle Arten von Gartengewächsen und Früchten tragen soll.

Bey

Bey dem Getraidebaue kann man in einem neu aufgerissenen Lande viele Jahre lang den Dünger völlig ersparen; und es trägt dasselbe weit mehrere und bessere Früchte, als ein alter frisch bemisteter Acker. Die Gartenfrüchte aber wollen sich hieran nicht begnügen lassen, sondern erfordern auch in einem neuen Lande Mist und Düngung. Einige Arten von Wurzelgewächsen, als: Mohrrüben, Pastinaken u. d. gl. gerathen in einem neu riolten Lande, in den beyden ersten Jahren, auch noch wohl ohne Düngung. Will man aber Weißkohl, Blumenkohl, Kohlrüben, und andere dergleichen, eine besondere Fettigkeit erfordernde Gewächse darin erzeugen, so muß auch schon in dem ersten Jahre die Düngung dabey mit zu Hülfe genommen werden.

Ueberhaupt verlangen alle Gartengewächse einen fetten und wohl gedüngten Boden; nur mit dem Unterschiede, daß einige davon alle Jahre frischen Dünger erfordern, andere aber mit einem zwey- und nur sehr wenige mit einem dreyjährigen bedüngten Lande fürlieb nehmen. Nach einem gemachten Durchschnitte, in Ansehung der mehr oder weniger Bemistung erfordernden Gartengewächse, kann man, den mit zu den Mistbeeten nöthigen Mist mitgerechnet, den allgemeinen Satz annehmen, daß jährlich die Hälfte des Küchen-Gartens frisch gedünget werden müsse.

Eben so wie die Gartengewächse in Ansehung der benöthigten öftern Düngung gar sehr unterschieden sind: eben so verhält es sich auch in Ansehung der stärkern und schwächern Düngung. Einige, wohin insonderheit der Weißkohl gehört, können fast nicht Mist genug bekommen, und wollen, dem ungeachtet, fast alle Jahre damit versorgt seyn. Andere hingegen verlangen zwar eine öftere Düngung, die aber ganz schwach und sparsam eingerichtet seyn muß. Eine dritte Gattung ist mit der gewöhnlichen Düngung, so wie sie dem Feldacker gegeben wird, zufrieden.

Wenn man diese dreyerley Gattungen von Gartengewächsen, in Betrachtung der zu einer jeden erforderlichen Düngermenge, zusammen nimmt, so wird ebenfalls der allgemeine Satz heraus kommen, daß im Durchschnitt auf einen Morgen Gartenland, eben so viel Dünger, als auf einen Morgen Feldacker, zu rechnen sey. Es versteht sich von selbst, daß ein vernünftiger Gärtner die Vertheilung des Mistes dergestalt einrichten müsse, daß jede Art von Gewächsen das ihrige davon erhalte.

Aller langer und strohartiger Mist, ist zum Gartenbau untauglich; die einzigen Mistbeete, wozu er allerdings nothwendig ist, ausgenommen. Denn, ein solcher Mist hat, wegen der öfters zu wiederholenden Düngung, nicht Zeit genug, in dem Lande gehörig zu verfaulen, und dem Erdreiche seine bey sich führende Kräfte mitzutheilen. Auch wird von allen Gartengewächsen ein geschwindes Wachsthum erfordert, und dieses vornämlich dadurch befördert, wenn dieselben ihre Wurzeln nicht allein in der Tiefe, sondern auch in der Breite gehörig ausdehnen können. Die Natur der Sache aber giebt es von selbst, daß ein langer strohartiger Mist dieser Ausbreitung der Wurzeln schlechterdings hinderlich sey. Nicht allein die Wurzelgewächse können solches gar nicht vertragen, sondern auch alle Arten von Kohlgewächsen werden dadurch in ihrem Wachsthume gehemmet. Eine allgemeine Regel ist es solchemnach, daß das Garten-Land einen kurzen, in Fäulniß gegangenen Mist erfordere. Der lange Pferdemist ist zwar in den Mistbeeten, und bey allen andern Gewächsen, welche mit einer gewissen Heftigkeit getrieben werden sollen, brauchbar und gewissermaßen nothwendig, zu dem gewöhnlichen Wachsthum der Pflanzen aber, auch außer den im Vorhergehenden angeführten allgemeinen Ursachen, wegen eines allzu starken Triebes und flüchtigen Salzes, schädlich. Ist

derselbe aber durch die in ihm vorgegangene Gährung von seinen allzu scharfen Salzen befreyt, so kann man ihn mit Recht für die beste allgemeine Gartendüngung, der besondern vorgedachten Ausnahmen unbeschadet, achten.

Die meisten vernünftigen Gärtner halten den aus den Mistbeeten ausgeworfenen Mist für die beste Düngung, weil derselbe alle vorher von einem langen strohartigen Miste angeführte schädliche Eigenschaften nicht mehr an sich hat, und dennoch ein fettes, zur Nahrung der Pflanzen sehr dienliches Wesen bey sich führt. Allein, der zu den Mistbeeten gebrauchte Pferdemist, dessen Masse zumal durch die in ihm vorgegangene Gährung und Fäulniß gar sehr verringert worden ist, steht wohl nirgends mit dem übrigen Gartenbaue in einem solchen Verhältnisse, daß er dazu hinreichend wäre. Die Nothwendigkeit erfordert es daher, daß man sich von dergleichem kurzen Pferdemiste die nöthige Menge auf eine andere Art zu verschaffen suche.

Das beste und sicherste Mittel besteht unstreitig darin, daß man so viel Pferdemist, als zu dem Gartenbau gebraucht wird, im Herbste in der Nähe des Gartens zusammen fahren, und ihn daselbst den Winter über gehörig faulen und verwesen (rotten) läßt.

In wie weit der Teich-Schlamm zum Düngen des Gartenlandes nützlich oder schädlich sey, werde ich in dem demselben gewidmeten Artikel untersuchen. Von dem Gebrauche der verfaulten Span-Erde, siehe den Art. Holz-Erde.

Von der Asch-Düngung ist zwar bereits im II Th. S. 518, gehandelt worden; ich gedenke derselben aber hier wieder insbesondere, in wie fern sie für die Gartengewächse dienlich ist. Der Aschdüngung sind die wenigsten Gärtner günstig; sie behaupten, daß dieselbe keine rechte Kraft zum Treiben für die Gewächse besitze. In Ansehung der Kohlgewächse, insonderheit des Weißkohles, ist dieses allerdings wahr, weil selbige mehr öhlige, als salzige Theile zu ihrer Nahrung und Wachsthum verlangen. Was aber die Wurzel-

gewächse betrifft, so versichert der große praktische Oekonom, Hr. Präs. v. Benckendorf, aus eigener Erfahrung, daß selbige in einer Aschdüngung besonders gut gewachsen und fort gekommen sind. Ueberhaupt ist diese Düngungsart einem Garten niemals schädlich, sondern jederzeit nützlich. Denn, wenn sie gleich an und für sich selbst zur Beschleunigung des Wachsthumes nicht viel beyträgt, so wird sie doch, wenn in dem nächstfolgenden Jahre auf eben denselben Platz wieder ein fetter Mist kömmt, durch die Verbindung mit den öhligen Theilen desto mehrere Wirkung zu thun, Gelegenheit haben. Eine Haupteigenschaft der Asche aber ist es, daß sie das Land rein hält, und daß nicht so viel Unkraut darnach wächst, welches sie billig allen Gärtnern vorzüglich beliebt machen sollte.

Nächst der alljährig nöthigen Düngung, ohne welche kein nutzbarer Gartenbau Statt finden kann, muß ein fleißiger und aufmerksamer Gärtner auch vor allen Dingen für die Reinigung des Gartens von allem schädlichen Unkraute, Sorge tragen. Je fruchtbarer ein Boden ist, und je besser er gedünget wird, desto mehr ist derselbe, in Vergleichung gegen ein schlechtes und mageres Land, zum Unkraut geneigt; wie schädlich aber das überhand nehmende Unkraut allen Arten der Gartengewächse sey, und wie oft selbige dadurch in ihrem besten Wachsthume erstücket werden, ist eine bekannte Wahrheit; so bekannt sie aber ist, so oft findet man doch, über die Verabsäumung der dawider dienlichen Mittel sich zu verwundern, Gelegenheit. Was hilft der ganze Gartenbau, wenn zwar viele nützliche und nothwendige Gewächse angeleget, aber nicht gehörig erhalten werden! Die Vertilgung des Unkrautes aber ist es, wodurch das ungestörte Wachsthum der verschiedenen Gartengewächse erhalten und befördert werden kann.

Die

Die gewöhnlichen Mittel, das Unkraut unter den Gartengewächsen zu vertilgen, sind fleißiges Gäten (Wieden) und Behacken. Des Gätens, (s. Th. XV, S. 641—646) bedient man sich bey den gesäeten, des Hackens aber bey den gepflanzten Gewächsen. Das letztere ist weit leichter, und erfordert wenigere Zeit; das erstere aber ist mühsamer und langwieriger, wiewohl dazu auch Kinder und alte Weiber genommen werden können. Bey beyden Arbeiten ist es eine Hauptregel, daß man, ehe man dazu schreitet, das Unkraut nicht zu stark anwachsen, und gar zu sehr zu Kräften kommen lasse: denn die Kräfte, welche das Land an das Wachsthum des Unkrautes verschwendet, entgehen natürlicher Weise den gesäeten oder gepflanzten Gewächsen. Je länger man also demselben, ohne an seine Vertilgung zu denken, Zeit läßt, desto schwächer müssen nothwendig die Gewächse und Früchte gerathen. Selten ist die Sache bey dieser Arbeit mit einemmale abgethan. In nassen Sommern muß solches wohl zwey bis dreymal wiederholet werden. Ueberhaupt muß ein fleißiger und aufmerksamer Gärtner niemals das geringste von Unkraut in seinem Garten dulden, sondern, so bald nur das mindeste darin zum Vorschein kömmt, auf dessen Ausrottung bedacht seyn.

Es muß zu dieser Arbeit aber auch eine bequeme Witterung gewählet werden, wenn die gehörige Wirkung davon erfolgen soll. Das Gäten ist nach einem kurz vorher gefallenen Regen nicht rathsam, indem, bey der durch die Nässe verursachten Lockerheit des Bodens, durch das Ausziehen des Unkrautes, auch gar leicht den Wurzeln der Pflanzen, zumal wenn sie im Anfange noch sehr zart sind, Schade zugefüget werden kann. Allzu trocken aber muß das Erdreich bey dieser Arbeit auch nicht seyn, weil, wenn der Boden zu fest ist, die Wurzeln des Unkrautes bey dem Herausziehen abreißen, und hernach bald wieder ausschlagen. Die

Arbeit

Arbeit des Behackens ist am besten vorzunehmen, wenn es kurz vorher geregnet hat, weil solches alsdann nicht allein weit leichter fällt, sondern auch, da man mit der Hacke tiefer in die Erde kommen kann, das Unkraut desto besser samt der Wurzel heraus kömmt. Das Behacken muß aber auch zu einer solchen Zeit vorgenommen werden, wo man, dem Anscheine nach, nicht so bald wieder einen Regen zu vermuthen hat. Denn, wenn unmittelbar nach dem Behacken, und ehe das ausgerissene Unkraut verwelken kann, wieder nasses Wetter einfällt, so schlägt das Unkraut wieder von frischem aus, und es entsteht dadurch ein Gewebe desselben, welches noch schlimmer als das vorige ist.

Uebrigens ist hiebey noch anzumerken, daß es öfters, wenn man Landgärten voll Unkraut findet, nicht sowohl die Schuld des Gärtners, welcher vielleicht heimlich darüber seufzet und murret, sondern vielmehr des Gutsherrn selber, ist. Die Vertilgung des Unkrautes ist eine Sache, die der Gärtner nicht allein bestreiten kann. Es werden Arbeiter dazu erfordert, und zwar öfters, wenn der Garten weitläuftig ist, und alles zu rechter Zeit geschehen soll, in ziemlicher Anzahl; nun hängt aber die Verschaffung der Gartenarbeiter nicht von dem Gärtner, sondern von dem Eigenthümer des Gutes ab, und es wird also der Vorwurf von einer hierunter bemerkten Nachlässigkeit wohl gemeiniglich den Letztern treffen. Es ist zwar wahr, daß zu der Zeit, wenn das Gäten und Behacken der Gartengewächse am nöthigsten sind, auch zugleich in dem Ackerbaue und andern Wirthschaftsgeschäften viele nothwendige Arbeiten vorzufallen pflegen. Weil nun beydes nicht zugleich verrichtet werden kann, so muß freylich der Gartenbau, welcher gemeiniglich zu den geringsten Wirthschaftstheilen gerechnet wird, hierunter das Nachsehen haben. Indessen muß ein vernünftiger und Ordnung liebender Wirth schlechterdings in seiner ganzen Wirthschaft eine solche Einrichtung machen, daß kein Geschäft dem andern hinderlich falle, sondern daß ein jedes zu seiner Zeit gehörig geschehen und besorget werden könne. Wo es an einer solchen Ordnung ermangelt, da kann es allerdings nicht fehlen, daß nicht öfters ein kleinerer Wirthschaftstheil, um einen größern zu erhalten, zu Grunde gehen muß. Die Gartengeschäfte sind für einen Landwirth nichts unterthuthetes, worauf er vorher keine Rechnung hätte machen können;

nen; er weiß vielmehr zum voraus, worin sie bestehen, und zu welcher Zeit sie vorfallen. Daß zu eben dieser Zeit auch andere, noch wichtigere Wirthschaftsgeschäfte zu bestreiten seyn, ist ihm auch nicht unbekannt. Was ist also natürlicher und leichter, als entweder in Ansehung der Arbeiterzahl, oder in Einschränkung der Wirthschaftstheile selbst, solche Verfügung zu treffen, daß alles zu gehöriger Zeit geschehen könne, und kein Wirthschaftstheil um des andern vernachlässiget werden dürfe! Ich habe daher bereits oben, S. 289, mit gutem Bedacht erinnert, daß der Gartenbau jederzeit nach dem Verhältnisse der bey einem Landgute befindlichen Handdienste eingerichtet werden müsse.

Wenn sich indessen der Fall ereignet, daß der gegenwärtige Eigenthümer seinen Garten nicht selbst angelegt hat, sondern solches von seinen Vorfahren geschehen ist, und diese dabey das Verhältniß mit den Handdiensten ganz auser den Augen gesezt haben, der Garten aber an und vor sich selbst nuzbar ist, und der Eigenthümer sich Schaden thun würde, wenn er denselben ganz oder zum Theil, wieder eingehen lassen wollte: so wird man, unter diesen Umständen, auf ein Mittel bedacht seyn müssen, wie das angelegte Gartenwerk, auch ohne Beeinträchtigung der übrigen wichtigern Wirthschaftsgeschäfte erhalten, und besonders auch von dem schädlichen Unkraute gereiniget werden möge.

Diese Arbeit, insonderheit das Gäten, für Geld verrichten zu lassen, ist fast zu kostbar; und man kann auch gemeiniglich zu dieser Zeit keine fremde Arbeiter bekommen. Indessen giebt es ja in einem Dorfe eine gewisse Anzahl alter Wittwen und Weiber, welche zu keiner schweren Arbeit mehr geschickt sind, das Gäten aber ganz bequem verrichten können. Solche Personen müssen öfters, aus Mangel des nöthigen Unterhaltes, vor anderer Leute Thüren ihr Brod suchen; sie werden daher froh seyn, wenn man ihnen eine ihren Kräften angemessene Beschäftigung, gegen Darreichung des nöthigen Unterhaltes, giebt. Drey oder vier solche Weiber, welche den ganzen Sommer hindurch auf die vorgeschlagene Art angenommen werden, können durch Gäten einen ziemlich weitläuftigen District Gartenlandes rein halten. Dieses ist, in solchem Falle, wo es an einer hinlänglichen Menge eigener Dienstleute fehlt, wohl der sicherste und wohlfeilste Weg; denn die Speisungskosten werden auf dem Lande, wo alles von eigenem Zuwachs, und größtentheils aus dem Garten selbst, genommen werden kann, für 4

solche Weiber nur immer eine Kleinigkeit betragen, und dem Schaden, welcher durch unterlassene Reinigung vom Unkraute entsteht, nicht gleich kommen. Sollten auch dergleichen Weiber das Behacken der gepflanzten Gewächse, (als welches schon mehr Kräfte, als das bloße Gäten, erfordert,) nicht bestreiten können: so ist doch dieses eine Arbeit, die weit geschwinder von Statten geht, und wozu noch immer auch von den wichtigern Wirthschaftsgeschäften das vorhandene Dienstvolk auf einige Stunden wird entbehret werden können. Einen Gartenfleck, der in vier Tagen nicht rein gegätet werden kann, ist man, mit einer gleichen Anzahl von Leuten, in einer halben Stunde zu behacken, und dadurch von dem Unkraute zu reinigen, im Stande.

Das Gäten und Behacken der Gartengewächse geschehe indessen so oft und fleißig, als nur immer möglich ist, so nimmt man doch das Unkraut in einem Küchengarten zuletzt dergestalt überhand, daß diese Mittel zu dessen Vertilgung nicht mehr hinreichend seyn wollen. Die natürliche Ursache hievon liegt in dem vielen und fetten Dünger, womit das Gartenland wenigstens um das zweyte Jahr versehen werden muß. Bey diesen Umständen ist kein ander Mittel vorhanden, als daß der Garten alle 3 bis 4 Jahr von neuem riolet werde. Hiedurch kömmt die bisher mit Unkraut besamte Oberfläche in die Tiefe, und dagegen ein von dergleichen Unrathe reines Erdreich auf die Oberfläche. Es ist daher ganz natürlich, daß in den beyden ersten Jahren, ehe das Unkraut sich in das frisch herauf gebrachte und von allen Wurzeln und Gesäme reines Erdreich wieder einwuchern kann, ein solches neu rioltes Land in der Bestellung, insonderheit wegen Vertilgung des Unkrautes, weit weniger Mühe und Arbeit verursache. Da der Endzweck bey diesem Riolen hauptsächlich nur dahin geht, daß die mit Unkrautwurzeln angefüllte Oberfläche so tief herunter gebracht werde, daß das Unkraut nicht wieder hervor schlagen kann: so darf solches auch nicht tiefer, als höchstens 2 Fuß, geschehen. Das ganze Erdreich ist überdem durch und durch locker und

mürbe;

mürbe; und hieraus ergiebt sich von selbst, daß, wenn es zum zweyten und drittenmal geschieht, solches weit weniger mühsam und kostbar, als es das erstemal bey der neuen Anlegung des Gartens gewesen ist, fallen müssen. Indessen versteht sich von selbst, daß dieses öfters zu wiederholende Riolen nicht füglich mit dem ganzen Garten auf einmal vorzunehmen sey. Es würde solches nicht allein viele Zeit auf einmal wegnehmen, sondern auch in dem Anbaue der Gewächse selbst, deren manche Winter und Sommer in der Erde bleiben, oder doch sehr früh herein gebracht werden müssen, verschiedene Unbequemlichkeiten verursachen. Man nimmt daher diese Arbeit mit einem Theile des Gartens nach dem andern vor. Ist derselbe etwas regulär angelegt, und z. B. in vier gleiche Quartiere eingetheilt, so ist nichts geschickter, als daß alle Jahre eines dieser Quartiere von neuem riolet werde, so, daß man mit der Arbeit im ganzen Garten alle vier Jahre herum kömmt.

Außer dem angeführten Hauptendzwecke des wiederholten Riolens ist solches zugleich auch in verschiedenen andern Absichten nützlich. Die Vermischung des in den Erdschichten befindlicher verschiedenen Erdreiches hat vielleicht bey dem ersten Riolen nicht so vollkommen, als nöthig gewesen wäre, geschehen können; bey Wiederholung dieser Arbeit aber können die bey dem erstenmale dabey vorgegangenen Fehler gar leicht verbessert werden. Ueberhaupt ist es der Natur der Sache gemäß, daß jedes Erdreich von verschiedener Art und Beschaffenheit, je mehr und öfter es durchgearbeitet wird, auch desto geschickter und vollkommener mit einander vermischt werde. Ueberdem ist es gewiß, daß das einige Jahre in der Tiefe gelegene, und nunmehr durch das wiederholte Riolen herauf gebrachte Erdreich wegen der indessen genossenen Ruhe eine vorzügliche Kraft an sich habe, und daher weit stärker als eine beständig einige Jahre hinter einander gebrauchte Oberfläche wirken könne. Wenn man die Vorsicht gebraucht, und in dem von neuem riolten Quartiere nichts als Wurzelgewächse anbringt, so wird dasselbe in dem ersten Jahre auch ohne Bedüngung gute Dienste thun.

Was die Reinigung der Gänge betrifft, so möchte dieselbe wohl, insofern man die Kohl- und Küchengärten auf dem Lande bloß als nothwendig und nutzbar betrachtet, wohl kein Gegenstand der Gärtnereybeschäftigung seyn. Denn wenn auch in einem solchen Garten zu den Gängen gewisse Plätze nöthig wären, so wird es doch allemal scheinen, daß es besser gethan sey, dieselben zum Grastragen liegen zu lassen, als sich mit ihrer Reinigung abzugeben. Allein ein vernünftiger Landwirth darf, wie ich bereits oben erwähnt habe, bey einem anzulegenden Garten sich nicht bloß an das Nothwendige und Nützliche binden, sondern kann auch, wenn man nicht die ganze Landwirthschaft zu einer unerträglichen Sclaverey machen will, das Ergötzende und Angenehme damit vereinigen, welches bey einem Landgarten hauptsächlich in einer wohl angebrachten Ordnung desselben besteht. Daß nun wohl angelegte und reinlich gehaltene Gänge zu dieser, das Angenehme eines Landgartens ausmachenden Ordnung vieles beytragen, ist wohl außer Zweifel: und es gehört daher auch mit zu den Gartenbeschäftigungen, auf die Mittel, solche Gänge von Gras und Unkraut beständig rein zu halten, bedacht zu seyn. Es macht dieses einem aufmerksamen und Ordnung liebenden Gärtner mehr Mühe, als man dem Anscheine nach glauben sollte. Denn da das in den Gängen befindliche Erdreich niemals zum Fruchttragen gebraucht wird, so behält es beständig seine ersten neuen Kräfte, und kann solche zu nichts anders, als zur Hervorbringung allerley Arten von Gras und Unkraut anwenden. Gemeiniglich geschieht dieses vermittelst einer im XV. Th. S. 645 beschriebenen, und Fig. 842 abgebildeten scharfen eisernen Schippe oder Schaufel; es wird aber dadurch wenig Nutzen geschaffet. Denn vermittelst des Schaufelns wird das hervorgesprossene Gras und Unkraut nur auf eine Zeitlang weggebracht, die Wurzeln

zeln desselben aber bleiben unversehrt; und es ist daher kein Wunder, wenn man dergleichen ausgeschaufelte Gänge nach wenigen Tagen oder Wochen wieder eben so unrein, wie sie vorher waren, findet. Will man sich der damit in einem großen Garten verknüpften vielen Mühe entledigen, so muß die Ursache des öftern Bewachsens der Gartengänge selbst angegriffen, und aus dem Grunde gehoben werden. Hiezu ist kein bequemeres Mittel, als daß man den Gängen eine Oberfläche giebt, von welcher man versichert ist, daß sie zur Hervorbringung des Grases und Unkrautes ungeschickt sey. Hiezu aber ist unstreitig der todte, dürre und grobkörnige Sand (Gries) der beste. Das bloße Ueberfahren der Gänge mit dergleichen sandigem Erdreiche ist hiezu nicht hinreichend, indem solches, ohne den Gängen eine ungeschickte Lage zu geben, nicht in dem Maße geschehen kann, daß das Gras und Unkraut zuletzt doch nicht wieder durchwachse, und alle darauf verwandte Mühe und Arbeit vereitle. In einem bereits angelegten Garten kann diese Unbequemlichkeit nicht besser vermieden werden, als wenn man die Gänge einen guten Stich tief ausgraben, und solchen auf das Gartenland bringen, hernach aber die Gänge eben so tief, als sie ausgegraben worden sind, mit einem Sande von vorgedachter Art anfüllen läßt. Da in dem unten befindlichen Erdreiche kein Same von Unkraut vorhanden, der hinein gebrachte unfruchtbare Sand aber solchen in sich selbst zu erzeugen nicht vermögend ist, so ist dieses unstreitig wohl das sicherste Mittel, sich reine Gartengänge zu verschaffen, und dabey viel beschwerliche Mühe und unangenehme Zeitversäumniß zu ersparen.

Ohne Kosten kann dieses freylich nicht geschehen; allein dagegen muß auch in Betrachtung gezogen werden, daß das fruchttragende Gartenland durch das aus den Gängen ausgestochene Erdreich einen Zuwachs, der seine Fruchtbarkeit auf viele Jahre vermehrt, und kräftiger als der beste Dünger ist,

erhält. Zunächst ist auch nicht außer Augen zu setzen, daß durch dieses Mittel die so beschwerlichen Reinigungskosten der Gartengänge auf beständig gehoben werden. Könnten diese auch nur jährlich auf 10 Rthlr. gerechnet werden, so würden sie ein Capital von 200 Rthlr. betragen. Es müßte schon ein sehr großer Garten seyn, wenn das vorgeschlagene Mittel eine so starke Ausgabe verursachen sollte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß, um diesen Vorschlag zur Wirklichkeit zu bringen, die Lage und Beschaffenheit des Ortes darnach eingerichtet seyn müsse. Denn ist z. B. kein solcher Sand, als hiezu erfordert wird, in der Nähe vorhanden, so versteht sich von selbst, daß dieses Mittel auch in solchem Falle nicht Statt finden könne. Sollte indessen der Sand auch gleich auf zwey bis dreytausend Schritte herbey gefahren werden müssen, so würde der gethane Vorschlag doch allemal möglich und nützlich bleiben.

Bey Anlegung eines neuen Gartens kann diese Unbequemlichkeit in Ansehung der steten Reinigung der Gartengänge vielleicht noch eher und leichter vermieden werden, als nachher möglich ist. Ich habe bereits oben angemerkt, daß die untersten Schichten des Erdreiches gemeiniglich aus Thon und Sand zu bestehen pflegen; imgleichen daß öfters an einigen Orten bey dem vorgenommenen Riolen zu viel Sand herauf komme, und solches in der richtigen Vermischung des verschiedenen Erdreiches bey dem Planiren nicht selten mancherley Schwierigkeiten verursache. Bey dieser Gelegenheit können also zweyerley Absichten zugleich erreicht werden. Man gräbt nämlich, wie bereits gedacht worden ist, die zu den Gängen bestimmten Plätze einen Fuß tief aus, und füllt dieselben dagegen mit dem durch das Riolen herauf gekommenen überflüssigen Sande an, so erhält man zugleich beständig rein bleibende Gartengänge, und ein besser vermischtes Gartenland.

Wie eine jede Gartenfrucht sowohl bey ihrer Erzeugung als auch Wachsthum zu behandeln sey, davon geschieht bey der besondern Betrachtung derselben Anzeige. Hier ist nur von der allgemeinen Gartenein-

richt-

richtung und demjenigen, was desfalls zu beobachten ist, die Rede. Hiezu gehört dann auch die Erwählung einer guten und bequemen Pflanzenstelle, und was überhaupt zur Erzeugung der Pflanzen nöthig sey.

Zur ersten Erzeugung der Pflanzen muß ein geschickter und bequemer Ort, welcher in der Gärtnersprache unter dem Namen von Pflanzenstelle bekannt ist, erwählt werden. Auf dieser Wahl beruhen die Folgen des ganzen Gartenbaues. Denn aus untauglichen Pflanzen können natürlicher Weise auch nur schlechte Gewächse und Früchte entstehen.

Der größte Theil des Gartensamens ist von sehr zarter Art; insonderheit haben die Keime, woraus die Pflanze gebildet wird, diese Eigenschaft an sich. Je zarter aber der Keim eines Samens ist, desto weniger Widerstand kann er bey dem Aufgehen und Hervorbrechen durch die Oberfläche des Erdbodens vertragen. Hieraus ergiebt sich die bey Bestimmung einer tüchtigen Pflanzenstelle zu beobachtende erste Regel: daß dazu ein vollkommen mürber Boden erfordert werde. Den Gartensamen, woraus Pflanzen erzeugt werden sollen, in ein festes und in seinen Theilen gar zu sehr zusammenhängendes Erdreich zu bringen, oder solche in das Wasser zu werfen, ist seiner Wirkung nach einerley. Der zur Erzeugung der Pflanzen bestimmte Boden muß nicht allein von Natur mürbe seyn, sondern es ist auch bey seiner Zubereitung sorgfältig dahin zu sehen, daß derselbe, wie man sich in der Oeconomie auszudrücken pflegt, recht klar gemacht werde. Alles, was dem Keimen und Hervorsprossen des Pflanzensamens hinderlich seyn kann, hat ein vernünftiger Gärtner so viel möglich aus dem Wege zu räumen. Hienächst muß der Same zu den Pflanzen sehr zeitig gesäet werden, wofern die Pflanzen zur rechten Zeit ihre gehörige Größe und Stärke erhalten sollen. Nach der meisten Gärtner Meinung soll solches um Matthäi oder

gegen Ende des Februars geschehen; wie gefährlich aber zu dieser Jahrszeit das Wetter für dergleichen junge Sprößlinge sey, und wie leicht dieselben durch die alsdann gemeiniglich eintretende Kälte vernichtet werden können, ist einem Jeden, der nur die geringste Kenntniß von dem Gartenbaue hat, bekannt. Hieraus folgt die zweyte Regel: daß eine Pflanzenstelle warm liegen, und insonderheit gegen die Nordseite gedeckt seyn müsse. Plätze, welche von Mauern oder Gebäuden einen Schutz haben, und dabey den freyen Sonnenschein genießen, sind hiezu die bequemsten. Jedoch muß ein sorgfältiger Gärtner, welcher gern frühe Pflanzen ziehen will, es nicht bloß hiebey bewenden lassen, sondern dieselben auch des Nachts mit Strohdecken verwahren. Wie die Gartengewächse überhaupt gegen die Schädlichkeit des Winters zu schützen seyn, dazu findet man im XV. Th. S. 204. fgg. Anweisung.

Bey dem Gartenbaue kömmt es sehr viel darauf an, daß die erforderlichen Pflanzen in gehöriger Menge zur Verpflanzungszeit in Bereitschaft seyn; denn nicht bey allen Gartengewächsen ist es gleichgültig, ob sie früh oder spät verpflanzt werden; vielmehr nimmt man bey den meisten wahr, daß die früh gepflanzten vor den späten einen großen Vorzug haben. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil jene die beste und fruchtbarste Witterung, welche bey diesen versäumt wird, genießen. Sonne, Luft, Regen und Thau erzeigen sich in den ersten Sommertagen weit kräftiger und fruchtbarer, als nachher, wenn der Sommer gleichsam schon alt zu werden anfängt. Da nun die späten Gartenfrüchte aller dieser Vortheile verlustig gehen, so müssen sie natürlicher Weise auch schlechter gerathen. Doch sind diejenigen, die ihrer Natur nach eine spätere Bestellung erfordern, hievon auszunehmen.

Alle

Alle Gewächse, welche zur fernern Verpflanzung bestimmt sind, müssen bey ihrer ersten Erzeugung nicht zu stark getrieben werden. Denn die Erfahrung lehret, wie es auch aus physicalischen Gründen der Natur der Sache gemäß ist, daß solche im Anfange zu stark getriebene Pflanzen nachher nicht gut fortkommen. Einen augenscheinlichen Beweis hievon hat man an den in Mistbeeten erzeugten Pflanzen; von diesen geht nicht allein ein großer Theil, welcher gar nicht zu seiner Vollkommenheit gelangt, verloren, sondern man wird auch an den übrigen beständig annehmen, daß die davon erzeugten Früchte weit schlechter und weniger dauerhaft, als die von den Landpflanzen sind. Dieses ist der Grund der dritten Regel: daß die Pflanzenstellen nicht allzu geil und fett seyn müssen. Viele Gärtner haben die Gewohnheit, daß sie ihre Pflanzen, um deren Wachsthum zu beschleunigen, mit einem von kurzem Schweinmiste oder andern dergleichen Dünger zubereiteten Guße, anstatt des gewöhnlichen Begießens zu benetzen pflegen. Aus den im Vorhergehenden angeführten Ursachen aber ehellet, daß dieses nicht wohl gethan sey. Indessen ist ein solcher zubereiteter Guß bey Pflanzen, welche der Frost getroffen hat, nöthig und dienlich; denn diesen gereicht es gleichsam zu einem Heilungsmittel, und es werden viele davon, die sonst ganz ausgegangen wären, dadurch erhalten.

Allen Gartenverständigen und Gartenliebhabern ist bekannt, wie sehr öfters die Pflanzen, so geschickt sie auch angebracht, und so sorgfältig sie auch in Acht genommen worden sind, von den Erdflöhen gänzlich verheert werden, und dadurch der ganze Gartenbau, bey welchem eine Hauptsache ist, daß nicht allein gute Pflanzen, sondern auch in gehöriger Menge und zu rechter Zeit vorhanden seyn, gar sehr aufgehalten wird. Es gehört daher mit zu den Pflichten derjenigen, welchen die Aufsicht über die Gärten obliegt, daß sie auf

alle nur mögliche Mittel; dem hieraus zu befürchtenden Schaden vorzubeugen, bedacht seyn müssen. Eine Anzeige verschiedener dawider erfundener, oder doch wenigstens als bewährt angegebener Mittel findet man im XI. Th. S. 276, flg.

Ein in den Kohl- und Küchengärten zum öftern vorkommender und den Besitzern unangenehmer Umstand ist das unzeitige Aufschießen mancher Gartengewächse. Man findet nämlich sehr oft, daß verschiedene Pflanzen des Braunkohles, Sellerie, Porree, der Winterendivien, Carotten, Pastinaken u. d. gl. gleich im ersten Sommer in Samen schießen, da sie solches ihrer Natur nach doch erst im folgenden Jahre thun müßten.

Bey einigen Gewächsen hat dieses in dem zu frühzeitigen Säen seinen Grund. Wer z. B. Winterrettige und Winterendivien um Ostern, oder leztere auch nur schon zu Anfange des Junius säen wollte, da sie doch erst zu Ende desselben gesäet seyn will, dem würde von beyden nicht allein vieles, sondern sogar das mehreste, und fast alles in Samen gehen. Wer den Winterkohl auch nur einen Monat vor Jacobi säen wollte, dem würden im folgenden Frühlinge fast alle Pflanzen, ohne ein Haupt zu formiren, durchschießen. Es giebt aber Gewächse, bey denen diese Ursache nicht Statt findet, und von denen doch manches im ersten Jahre durchschießt; insonderheit Braunkohl, Sellerie, Poree, Carotten, gelbe Möhren, Pastinaken, rothe Rüben u. s. w. Diese mögen, ein jedes nach seiner Art, so früh gesäet werden, als es nur möglich ist; der Braunkohl möge, wenn es die Witterung verstattet, bereits im Januar, der Sellerie und die Carotten bereits im December, die Pastinaken im October, der Porree, die gelben Möhren und rothen Rüben bereits im März gesäet werden; sie müßten dem ungeachtet nicht in demselben, sondern erst im folgen-

den

den Jahre in Samen gehen. Woher aber kömmt es, daß manches von diesen Gewächsen gleichwohl im ersten Jahre in Samen geht, und also zum Küchengebrauch untauglich wird? Diejenigen, welche sich bey ihrem Gartenbaue noch nach der Mondswandelung richten, in gewissen himmlischen Zeichen säen und pflanzen ꝛc. sind sogleich mit der Antwort fertig, es sey nicht in dem rechten Himmelszeichen und Mondswandel gesäet oder gepflanzt. Allein die Meinung von dem Einflusse des Mondes in das Gedeihen der Gartengewächse rührt, wie ich an seinem Orte beweisen werde, bloß von ungeschickten Gärtnern her. Andere geben dem Winde die Schuld; andere der natürlichen Trockenheit des Erdreiches; noch andere dem gar zu frühzeitigen Säen; der Neuheit des Samens u. s. f. Die wahre und eigentliche Ursache aber ist keine andere, als wenn die Gewächse zu dicht gesäet sind, und mithin die Pflanzen sich brennen. Dieses läßt sich daraus beweisen, daß die aus gutem Samen erwachsenen Pflanzen, wenn der Same dünn gesäet gewesen ist, oder die Pflanzen wenigstens nachher, um sämtlich den Durchzug der freyen Luft genießen zu können, gehörig verzogen sind, niemals zur Unzeit in Samen gehen. Eben daraus folgt weiter, daß auch das Unkraut dergleichen unzeitiges Aufschießen verursachen könne. Nicht weniger läßt sich daraus erklären, warum man in Bauergärten, wo man den Braunkohl unter vielen großen Bäumen oft so dumpfig stehen sieht, als ob er in eine Sommerlaube gepflanzt wäre, mehr Kohlpflanzen in der Blüthe gewahr wird, als in frey gelegenen Gärten. Ein Mehreres von dieser Materie findet man im 49. und 50. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773.

Zur Erzeugung der Pflanzen, besonders der Frühgewächse, sind auch Mistbeete nöthig, indem nicht alle Arten derselben in dem bloßen frey liegenden Erdreiche angebracht werden können. Was bey Anlegung

und Unterhaltung der Mistbeete zu beobachten ist, hat man in dem besondern davon handelnden Artikel zu suchen.

Einige pflegen die Abtheilungen oder Quartiere ihrer Küchengärten mit Bäumen einzufassen. So lange die Bäume noch in ihrem ersten Wachsthume sind, und sich weder in der Wurzel noch Krone stark ausgebreitet haben, können sie dem Anbau der Untergewächse eben nicht sehr hinderlich seyn. Gelangen dieselben aber zu ihrer gehörigen Vollständigkeit, welches ohne starker Verbreitung ihrer Wurzeln nicht geschehen kann, so müssen nothwendig sowohl die Bäume als auch die Unterfrüchte gar sehr dadurch leiden, und es kann bey beyden der wahre Endzweck nicht erreicht werden. Die Bäume verhindern durch ihre ausgebreitete Wurzeln sowohl, als auch durch den Schatten, den sie von sich werfen, das Wachsthum der Unterfrüchte; und den Bäumen wird hinwiederum durch die öftere Beschädigung der Wurzel, welche bey dem Umgraben des Landes zu den Unterfrüchten unvermeidlich ist, ein empfindlicher Schade zugefüget. Hieraus folgt also, daß eine solche doppelte Bestimmung eines und eben desselben Gartenplazes mehr schädlich als nützlich sey. Indessen ist es hiebey billig ein Unterschied zwischen den hochstämmigen und den Zwerg- oder sogenannten Franzbäumen zu machen. Die erstern gereichen den Unterfrüchten wegen des Schattens sowohl, als auch der Ausbreitung ihrer Wurzeln zum Nachtheile; von den leztern aber haben die Untergewächse nicht allein in Ansehung des Schattens nichts zu befürchten, sondern die Wurzeln derselben sind ihnen auch weit weniger schädlich, zumal wenn solche Bäume, wie es eine vernünftige Baumwirthschaft erfordert, wenigstens alle drey Jahre sowohl in den Kronen als Wurzeln beschnitten werden, und dadurch das Gleichgewicht von beyden erhalten wird.

Hrn.

(Hrn. Präsid. von Beuckendorf: ökonomische Betrachtungen über die richtige Lage, innere Güte, erste Anlegung und jährliche Pflege und Wartung eines nützbaren Kohl- und Küchelgartens auf dem Lande; st. im II. B. der Berl. Beytr. zur Landwirthschaftswiss. S. 474, fgg.

Die Baum- Frucht- oder Obstgärten sind entweder schon angelegt, oder sollen noch erst angelegt werden. In dem ersten Falle wird es nur auf eine geschickte Unterhaltung der Bäume und kluge Nutzung der Früchte ankommen; im andern Falle hingegen müssen die jungen Bäume entweder gekauft, oder in der Baumschule erzogen, und die jungen Bäume wohl gepflanzt und gewartet werden. Von den Baumschulen ist das Nöthigste bereits im IV. Th. S. 45, fgg. vorgekommen. Von der geschickten Unterhaltung der Bäume werde ich im Art. Obst-Baum handeln.

Es giebt auch vermischte Baum- und Küchengärten, wo nämlich der ganze Erdboden mit Bäumen, bald in Reihen, bald in der größten Unordnung besetzt ist, und unter welchen zugleich Küchenkräuter und Untergartenfrüchte gezogen werden. Es scheint dieses in Ansehung des Platzes, welcher dadurch erspart wird, einen offenbaren Vortheil zu stiften; es wird aber derselbe durch den Schaden, welcher durch diese Vermischung angerichtet wird, vereitelt und vernichtet. Daß auf einem bloß zum Obstgarten bestimmten Platze, so lange die Bäume noch jung sind, und sich weder in der Wurzel noch Krone gehörig ausgebreitet haben, allerhand Untergartenfrüchte mit Nutzen erzeugt werden können, und solches weder den Untergewächsen nachtheilig, noch auch den neu angehenden Bäumen schädlich sey, ist nicht in Abrede zu stellen; daß aber bey mehrerer Ausbreitung der Bäume diese doppelte Gartenwirthschaft von selbst aufhöre, fällt einem jeden Vernünftigen ohne ferneres Erinnern in die Augen; und es findet hier dasselbe Urtheil Statt, welches kurz vorher über das Einfassen der Abtheilungen der Küchengärten mit Bäumen gefällt worden ist.

Ein

Ein Garten, der zu obigen beyden Absichten gewidmet ist, pflegt gemeiniglich in ordentliche Quartiere oder längliche Vierecke abgetheilt, die Bäume auf den Einfassungen gepflanzet, der innere Raum des Quartieres hingegen den Unterfrüchten überlassen zu seyn. Wofern ja ein solcher Garten neu angelegt werden soll, so wäre zu wünschen, daß man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden möchte, welches gar füglich und ohne auserordentliche Kosten zu veranstalten ist. Die Eintheilung in Gänge und Quadrate oder Quartiere richtet sich nach der Größe des Gartens. Ist er sehr lang, so muß man dem Auge diese Ungestaltheit verbergen, und ihn in der Mitte vermittelst Anlegung einer nutzbaren Hecke von Kornel- Maulbeer- Pflaumen- und andern dergleichen Bäumen durchschneiden. Der Mittelgang kann 30, die Quer- und Seitengänge hingegen 15 Fuß breit seyn. Zuweilen läßt sich auch in der Mitte ein kleiner Teich anbringen, welcher zum Fischbälter, auch zum Begießen der Gartenfrüchte dient. Die Beete, Rabatten oder Einfassungen der Quartiere werden wechselsweise mit hochstämmigen Zwerg- und Pyramidalbäumen besetzt; unter den Bäumen allerley zur Arzney dienliche Gewächse, als: Angelik, Rhabarber u. d. gl. gezogen; die Einfassungen dieser Beete von Salbey, Melisse, Thymian, Spike, Erdbeeren, Schnittlauch, Isopp ꝛc. gemacht; die Gänge mit feinen Grasarten besäet, und zum Spazieren an den Seiten 2 Schuh breite, beständig reinlich gehaltene Steige gelassen; an den Wänden Espaliers oder Geländer von allerley, der Lage des Gartens und den Umständen der Bewährung gemäßen Bäumen angelegt, der untere Boden an den Wänden zur Erzeugung unterschiedener, Schuz und Sonne bedürftigen Pflanzen verwendet, die Quadrate aber mit schicklichen Unterfrüchten besäet.

Lehrbegriff sämtl. ökonomischer und Cameralwissensch. I. Th. I. B. Mannh. 1773, 4. S. 243, fgg.

Die Ein- und Abtheilung einer Stück Landes von 4 Aeckern, welches 3 Fuß tief ist umgerissen worden, und 73 Ruthen in der Länge und 48 Ruthen in der Breite hält, zu einem Baum- und Küchengarten, zeigt der Abriß Fig. 855.

Ein solcher Garten muß ein gut Theil länger seyn, als er breit ist, damit die Alleen und Gänge ihre geziemende Breite bekommen mögen, mit Rabatten, auf allen Seiten 3 Fuß breit, welche mit allerley guten Kräutern zu besezen sind. Der erste

Gang

Gang längs an dem Hause hin, wenn man in den Garten tritt, muß breiter seyn, als alle übrige Gänge, damit er vor den andern ein gutes Ansehen habe; und daher werden ihm 20 Fuß zur Breite gegeben. Der Gang mitten in dem Garten, welcher gegen das Haus sieht, muß 15 Fuß breit und 73 Ruthen lang seyn. Zu beyden Seiten zieht man noch zween Gänge in dem Mittel von gleicher Länge, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, deren jeder nur 12 Fuß breit seyn darf. Die 3 Gänge rings an der Mauer herum, werden eben so breit, wie der mittelste, nämlich 15 Fuß; welche Breite Raum genug giebt zum Spazierengehen und zur Betrachtung der Bäume an den Gelandern. Wenn diese Gänge abgesteckt sind, so wird alsdann auch der Plaz zu den 3 Quergängen abgetheilet. Dem mittelsten giebt man 15 Fuß zur Breite, um ein Bassin mitten im Garten anbringen zu können. Die beyden übrigen Quergänge dürfen nur 12 Fuß breit seyn; doch sind die Rabatten an den Gängen in dieser Breite nicht mitbegriffen. Das ganze Land ist in 16 Quartiere eingetheilt. Ein jedes Quartier muß 15 Ruthen und 4 Fuß zur Breite haben; dieses ist Raum genug, allerley Samen auszusäen, und Fruchtbäume zu sezen. Die ersten 8 Quartiere sind für Küchengewächse bestimmt. Die Rabatten um die Quartiere herum müssen 6 Fuß breit seyn, und die Obstbäume müssen gerade in die Mitte hin gesezt werden. Man nimmt dazu Zwergbirnbäume und Apfelbäume, welche auf Paradiesstämme gepfropft sind. Die Birnbäume kommen 12 Fuß weit von einander, und dazwischen wird allemal ein Apfelbaum gesezt. In Betrachtung dieser Weite gehören zu jedem Quartiere 22 Apfel- und eben so viele Birnstämme; die beyden Quartiere um das Bassin ausgenommen, wozu wegen ihrer runden Gestalt nur 21 nöthig sind; so, daß also die Anzahl der zu diesen 8 Quartieren gehörigen Bäume 174 Stück beträgt. Von den übrigen 8 Quartieren werden die ersten 4 rings herum mit Apfel- und Birnstämmen eben auf vorgedachte Art besezt; nur mit dem Unterschiede, daß man in jedes Quartier 3 Reihen Bäume in gleicher Weite von 12 Fuß sezt; es sind also zu jedem Quartiere 40 Apfel- und eben so viele Birnstämme nöthig, ohne zu den beyden Quartieren um das Bassin, daher gehören nur 38 Apfel- und eben so viele Birnstämme dazu. Um den Plaz, welcher wegen des Bassins die Rundung macht, auszufüllen, kann man an jede Ecke der Rundung einen Feigenbaum in Kasten sezen. Ueberhaupt also gehören zu diesen 4 Quartieren 156 Bäume und 4 Stück Feigenbäume in Kasten. Von den 4 lezten Quartieren kann man ein jedes rings

herum

herum auf den Rabatten mit hochstämmigen Bäumen 17 Fuß weit von einander besetzen; und alsdieß können noch in jedes Quartier zwo Reihen gleichfalls hochstämmiger Bäume in gleicher Weite kommen; überhaupt also 96 Stücke hochstämmige Bäume. Zwischen zween Bäumen könnte allemal ein Johannisbeerstrauch gesetzt werden. Zu den 12 Quartieren gehören 330 Stück Apfel- und eben so viele Birnbäume; zusammen also 660 Zwergbäume. Wollte man unter die Apfel- und Birnbäume auch Pflaumenbäume nehmen, so müßte man zuvor hochstämmige Wildlinge setzen, und im nächstfolgenden Jahre auf dieselben die beliebigen Arten pfropfen lassen. Wenn diese Bäume solchergestalt gesetzt sind, setzt man rings um jedes Quartier entweder Gutedel oder Muskateller, oder andere Arten Weinstöcke, welche man an einem 4½ Fuß hohen, rund herum angelegten Geländer in die Höhe zieht.

In Ansehung der an die Mauer zu setzenden Bäume richtet man sich nach der Lage. An die Morgenseite setzt man am liebsten Pfirsichbäume. Gesetzt, die Mauer wäre 73 Ruthen lang und 9 Fuß hoch, und man wollte Zwergpfirsichbäume 12 Fuß weit von einander, dazwischen aber allemal einen von mittlerer Höhe setzen: so müßte man 36 Zwergpfirsichbäume und 35 von mittlerer Höhe zu dieser Lage haben. Die 35 Bäume von mittlerer Höhe könnten etwa aus 24 Pfirsichbäumen, 6 Aprikosen- und 5 Pflaumenbäumen bestehen.

An der Mittagsseite kann man Zwergpfirsichbäume 9 Fuß von einander setzen lassen; anstatt der Mittelstämme aber lieber Muskateller und Gutedel legen, 5 Fuß hoch laufen, und ihre Ranken breit ziehen lassen, so wie man es mit den mittelstämmigen Pfirsichbäumen macht. Zur Bekleidung einer Mauer von 48 Ruthen lang gehören 31 Zwergpfirsichbäume und 30 Weinstöcke.

Die Lage gegen Westen ist zwar nicht so gut, als die gegen Osten, dagegen ist sie aber auch den Reifen nicht so unterworfen; nur werden die Früchte daselbst um 8 oder 10 Tage später reif. Es ist am besten, daß man Zwergbirnbäume auf Quittenstämmen, desgleichen mittelstämmige Pfirsichen- Aprikosen- und Pflaumenbäume dahin setzen lasse. Zu dem Geländer gegen Westen gehören 36 Zwergbirnbäume, 12 Fuß von einander gesetzt, und allemal zwischen zween ein mittelstämmiger Baum, nämlich 24 Pfirsich- und 6 Aprikosen- und 5 Pflaumenbäume.

Die

Die Mitternachtseite ist die allerschlechteste für Früchte; indessen kommen doch einige Arten daselbst fort. Am besten thut man, wenn man Zwergbirnbäume und mittelstammige Birn- und Pflaumenbäume dahin setzen läßt: nämlich von der ersten Art 31, und von jeder der beyden letztern 15. Die Zwergbäume können 9 Fuß von einander, und die mittelstämmigen allemal dazwischen gepflanzt werden.

Für einen Garten von 4 Aeckern gehören überhaupt an Bäumen, sowohl Kern- als Steinobst:

Zwergbirnbäume oder Buschbäume zu der Abend- und Mitternachtseite	397.
Mittelstämmige Birnbäume, an die Mitternachtseite	15.
Apfelbäume auf Paradiesstämme oder Buschbäume	330.
Zwergpfirsichbäume, zu der Morgenseite	34.
Mittelstämmige Pfirsichbäume, an die Morgen- und Abendseite	48.
Zwergpfirsichbäume, an die Mittagsseite	31.
Mittelstämmige Pflaumenbäume an die Geländer	25.
Hochstämmige Pflaumenbäume an die freye Luft	63.
Zweyerley Arten Kirschbäume	14.
Frühzeitige und späte marmorirte Kirschbäume	6.
Hochstämmige Aprikosenbäume ins Freye	12.
Mittelstämmige Aprikosenbäume, an beyde Geländer, gegen Morgen und Abend	12.
Ein Mandelbaum	1.
Summa aller Bäume,	990 Stück.

Die Gänge müssen mit allerley feinen wohlriechenden Kräutern, z. B. Lavendel, Saturey, Thymian, Hopp, Majoran, Melisse, Rosmarin und Veilchen eingefaßt werden. Auch gebraucht man hiezu die Erdbeeren und den Buchsbaum. Auf die Quartiere werden allerley Küchenkräuter und Samen für die Wirthschaft gesaet und gepflanzt. Dahin gehören z. B. weiße und braune Artischocken, Spargel, Basilien, Melde, Borragen, Ochsenzunge, Mangold, Kerbel, Spitze, Möhren, rothe Rüben, Cichorien, Braunkohl, Blumenkohl, Weißkohl, Lauch, Gurken, Gartenkresse, Spinat, Dragon, Bohnen, Endivien, Lattich, römischer Salat, weiße Sommerzwiebeln, Herbstzwiebeln,

Zwiebeln, rothe Winterzwiebeln, Sauerampfer, Pastinaken, Peterſilie, Pimpinell, allerhand Erbſen, Poree, Portulak, gemeine und ſpaniſche Haferwurzel. Auf das Miſtbeet kommen: ſpaniſche Carden, Sellerie, Baſilien, Citrullen, Melonen, alle Arten Salat, grüner Portulak, Rettich ꝛc.

Hiſtoriſcher und verſtändiger Blumengärtner, Leipz. 1715, 4. S. 592, fgg.

Ein Garten muß eine Befriedigung oder Verhägung erhalten, um ſowohl der menſchlichen als auch thieriſchen Lüſternheit Gränzen zu ſetzen. Dieſe Befriedigung iſt entweder eine lebendige oder todte. Jene heißt eine Hecke, und beſteht am nützlichſten aus Weißdorn, Hohlunder, Birken und Buchen; wovon an ſeinem Orte ein Mehreres. Die koſtbare todte Befriedigung beſteht aus Stacketen, Planken, Zäunen, Mauern ꝛc. Mauern von Steinen oder lebendige Hecken ſind die beſten Befriedigungen der Aecker und Gärten; doch ſollte man billig nur die Mitternacht oder Morgenſeiten mit Wänden oder Mauer von Steinen, die andern beyden Seiten aber mit lebendigen Hecken verſehen; auf ſolche Art würde man den Nachtheil, den die kalten Winde bringen, verhüten, durch die Hecken hingegen ein den Bäumen und Gewächſen ſo angenehmes als nöthiges Beſtreichen der Luft verſchaffen.

Die hölzernen Zäune vermehren den Holzmangel, und verurſachen viele Unterhaltungskoſten. Gemeiniglich beſtehen die Zäune und Gehäge der Dorf- und Feldgärten aus jungen Fichtenbäumen, woraus ſogenannte Rückſtangen gemacht werden, welche man mit zween Pfählen zuſammen bindet, und, wenn dazu Weiden fehlen, wohl gar junge Birken und deren Reis nimmt. Eine ſolche Wirthſchaft richtet zuvörderſt den Wiederwuchs der Wälder zu Grunde. Man hauet zu Erhaltung dieſer Zaunſtecken die wachsbarſten jungen Schwarzholzdickungen um und aus. Nun rechne man nur einen ganz kleinen Gartenplatz, der z. B. 50 Ellen im Quadrat hält. Dieſer erfordert ſchon an die

16 Schock dergleichen Stecken, oder wachsbare junge Fichten und Tannen, die mit der Zeit eben so viele schöne und zum Bau- und Brennholz tüchtige Stämme würden. Mithin kostet der Gartenzaun so viel, als künftig einmal die gedachte Anzahl erwachsener Stämme werth wäre. Es bringt aber auch diese Forstwirthschaft den also ausgeleuchteten Dickungen selbst das Verderben. Denn die zurück gelassenen Stämmchen werden, wegen erhaltener Freyheit und Raum, zum Theil ein Raub der Wind- und Schneebrüche, zum Theil aber, insofern sie dieser Gefahr entgehen, vielästige, struppige, und mithin schlecht zu nutzende Bäume. Ferner streiten solche Gartenzäune auch schlechterdings wider die Holzersparung, und das damit verknüpfte landwirthschaftliche Interesse. Die ungefähr ½ Ehle tief in die Erde geschlagenen Stecken faulen alle 2 bis 3 Jahre ab, daß endlich in 6, 8, oder höchstens 10 Jahren der ganze, Anfangs so kostbare, Steckenzaun dahin, und ein neuer nöthig ist; da hingegen Gartenzäune von Latten, Bretern ꝛc. wohlfeiler, und in Betrachtung der Holzersparung, ökonomischer sind. Der von 16 Schock Stecken gemachte Gartenzaun kann aus einigen wenigen zu Latten geschnittenen Bäumen verfertiget werden, und dauert, da die Latten nicht in die Erde hinein geschlagen, und also nicht so schleunig, wie die Stecken, in Fäulniß gehen können, weit mehrere Jahre. Ueberhaupt aber ist auch bey den Vermachungen mit Bretern, ganzen Balken und Bohlen, kein Vortheil, weil dieselben alle Jahre einer Reparatur bedürfen, und unnöthige Auszaben und Versäumniß verursachen, an dessen statt die Besitzer die Zeit in ihrer Wirthschaft sowohl, als auch den gehabten ganz vergeblichen Aufwand, weit nützlicher in ihrem Nahrungsstande anwenden könnten.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1764, S. 115, und 157.
Wittenb. Wqchenbl. v. J. 1775, S. 231 f.

Eine Gartenmauer wird entweder von Ziegeln, oder andern Steinen aufgeführet. Die Ziegelmauer ist die beste, weil man die daneben stehenden Obstbäume daran befestigen kann. Die Dicke dieser Mauer richtet sich nach der Höhe, welche einige 12 bis 14 Fuß, oder noch höher, machen. Neun oder 10 Fuß Höhe ist für die meisten Obstbaumarten genug, in welchem Falle eine Dicke von 13 Zoll, oder anderthalb Mauerstein, hinlänglich seyn wird; obgleich, wegen der Dauer, die Breite von 2 Ziegeln besser ist. Ihre innere Seite wird so glatt als möglich, gemacht; und damit sie gegen Sturmwinde stark genug sey, kann man auch Strebe-Pfeiler, 12 bis 14 Fuß weit von einander, nach der gewöhnlichen Entfernung der Obstbäume, um deren willen sie angebracht werden, daran in die Höhe führen. Birnbäume, welche sich sehr weit ausbreiten, und öfters weit über die hier erwähnte Höhe hinaus wachsen, bedürfen der Beschützung einer Mauer nicht, außer einige späte Winterarten; und diese kann der Liebhaber, wenn er den Aufwand nicht scheuet, an besonders zu dieser Absicht aufgeführte Mauern setzen. Die Pfeiler können, um mehrerer Festigkeit willen, 6 oder 8 Zoll an der Außenseite, und etwa 4 Zoll an der innern, hervor stehen, damit man das Gitterwerk daran befestigen könne. Hill giebt den Rath, die Mauer auf Bogen zu setzen, und die Bäume auf die Flecke, über welchen die Bogen stehen, zu pflanzen. Auf solche Weise sind die Bäume im Stande, ihre Wurzeln unter der Mauer weg auszubreiten, welches ihnen zu ihrem guten Wachsthum sehr beförderlich ist.

Bloße Mauern um Gärten zu führen, ist ebenfalls nicht wirthschaftlich. Sie kosten viel zu bauen, viel zu unterhalten, und sind darum schlimm zu errichten, weil der Grund in der gezogenen Entfernung nicht beständig einerley ist, und öfters mehr und weniger Tiefe hat, die Maurer aber in dessen Beobachtung nicht sorgfältig genug sind; daher man auch sieht, daß

daß solche nur immer hin und wieder, an manchen Orten, Risse bekommen und wandelbar werden. Wo Mauermaterialien an einem Orte nicht gar zu kostbar sind, ist ein lebendiger Zaun, mit untergesetzten steinernen Pfeilern oder Säulen, wohl der beste. Es werden nämlich wohlgegründete Pfeiler gemauert, oder steinerne Säulen gesetzet, in einer beliebigen Weite von einander; diese Pfeiler oder Säulen haben, nach Proportion ihrer Höhe, 2, 3 oder mehr Löcher, in welche man von Bauholz dazu geschnittene Hölzer stecket, und gut verwahret. Diese Hölzer, welche von verhältnißmäßiger Stärke seyn müssen, werden indessen weitläuftig mit dünnen Latten, oder Resten, oder auf eine andere beliebige Art, vor dem Anlaufe bewahret, und davor, zwischen den Säulen oder Pfeilern eine lebendige Hecke angeleget. Je höher dieselbe nun wächst, desto bequemer kann sie an das Holzwerk gezogen, damit verflochten und also eine ganz dauerhafte Verzäunung bewerkstelliget werden, welche außer dem Beschneiden, wenig zu unterhalten kostet, auch schön aussieht, zumal, wenn man die Kosten darauf wenden, und auf die Pfeiler gehauene steinerne Knöpfe, Kugeln, oder andere Figuren, setzen will. Durch dergleichen Verzäunung kann die Luft gut streichen; welches dem Garten zuträglicher, als wenn er in Mauern eingeschlossen ist.

Oecon. Nachrichten, 6. Band, Lpz. 1754, 8. S. 689, f.

Hr. Salberg, in Schweden, hat in einem Versuche gezeigt, wie ein starker, dauerhafter und lebendiger Gartenzaun oder Hecke, mit geringer Mühe und Kosten, in 2 bis 3 Jahren, zu nöthiger Verhägung erlanget werden könne. Diese Manier ist überaus vortheilhaft, sowohl zu Gewinnung der Zeit, als auch zu Ersparung des Holzes und der Kosten, insonderheit wenn man ein langes Stück Gartenzaun auf einmal aufrichten muß, wozu ein großer Vorrath grüner und frischer Zaunpfähle gehört; wenn man aber jedes Jahr nur etwas davon anleget, ist diese Arbeit eben so erträglich, und in Ansehung der Ersparung des Holzes weit nützlicher. Diese Gartenzäune führen die Ungemächlichkeit aller andern sonst gewöhnlichen lebendigen Hecken nicht mit sich, daß man sie, wegen des Viehes, oder anderer Creaturen Verletzung, wie-

der von neuem aufführen darf; denn diese können so leicht nicht verstören, zumal, da sie nicht gern das Laub von Zaunpfählen genießen, so lange sie Gras finden; und ehe das Gras auf dem Felde verdorret, werden die Zaunpfähle grob.

Ein solcher Gartenzaun, dessen Abriß Fig. 856, A, nach einer Länge von 12 Ellen, darstellt, wird folgendergestalt eingerichtet. Man nimmt 18 Zaunpfähle, welche auser den obersten belaubten Spitzen, 3 Ellen lang sind; krumme und gerade, unter einander, doch je gerader, je besser. Diese schneidet und bereitet man nach der abgesonderten Figur B zurecht, so, daß die Enden der Zweige an dem grosen Pfahle sitzen bleiben; nach unten zu aber wird der Pfahl oder Stecken an der einen Seite spitzig zugeschnitten, wenn er in die für ihn zubereitete Grube eingesezt werden soll. C zeigt an, daß, wenn das Laub zugewachsen ist, die Gartenhecke gut und dicht wird. Die Gruben in der Erde werden mit einer eisernen Schippe, doch so gemacht, daß, wo Hügel von dürrem und steinigem Erdreiche gefunden werden, man solche 1 Elle tief arbeite, dergleichen man auch in morastigem und weichem Erdreiche thun muß, damit selbige in dem dürren Boden Feuchtigkeit finden, in dem weichen aber nicht umfallen mögen. In guter und dichter Erde werden die Gruben nur ½ Elle tief gemacht. Jede Grube wird 3 bis 4 Quattier von der andern gemacht, und der Zaunpfahl aufrecht gegen die Luft eingesezt; und wenn sie alle eingesezt sind, werden sie solchergestalt eben gemacht, daß die Rindenseite an den untersten Enden, wo der Pfahl abgeschnitten ist, sich niederwärts, der Schnitt aber wo keine Rinde ist, sich auswärts nach der Erde neige. Alsdann werden einige Pfähle zur Rechten und einige zur Linken gebogen, daß sie sich unter einander zusammenflechten, wie der Abriß zeigt, so, daß der eine Pfahl ein- und der andere auswärts kömmt. Die obersten Enden der Pfähle D, D, D, D, D, werden zwey und zwey, doch ganz los, zusammengebunden, damit das Wachsthum in den zarten Zweigen gehindert werde. Bey den Enden dieser Gartenhecken, wird allezeit ein Pfahl gerade aufwärts gesezt, F, G, woran die nächsten beyden Pfähle fest gebunden, und nach der Linie des geraden Pfahles geebnet werden. Zulezt werden alle Gruben in der Erde mit schwarzer Erde wohl bedecket und dicht zusammengetreten, damit die Pfähle fest stehen. Will man, zumal wo hartes und stei-

nigtes

niges Erdreich ist, einen Schubkarren voll gute Erde oder Dünger dazu nehmen, und in die Gruben der eingesetzten Pfähle legen, so treibt das Laub und die Zweige viel geschwinder, und die Hecke wird dadurch dichter mit Zweigen bewachsen.

Zu Abhaltung des kleinen Viehes, welches etwann durch die nach unten gelassenen Oeffnungen durchkriechen möchte, kann man kleine Zaunstecken zwischen die Oeffnungen setzen, wie bey I, I, I zu sehen ist, Es können auch Stachelbeersträucher dazwischen gesetzt, oder Berberstauden, so weit der Zaun reicht, gepflanzet werden; denn diese Art wächst leicht, und hilft die Hecken viel dichter machen, auch alle kleine Thiere und andere Verletzungen abhalten.

Der kön. schwed. Akad. d. Wiss. Abhandlungen ꝛc. II. Band, a. d. J. 1740, Hamb. 1749, gr. 8. S. 83, fgg.
Berlin. Sammlungen, 6. B. 4. St. 1774, 8. S. 417, fgg.

Ich komme zur landespoliceymäßigen und kammeralistischen Betrachtung des Gartenbaues. Der Gartenbau ist für die Staatswirthschaft, überhaupt betrachtet, ein unfruchtbarer Artikel; ein Artikel, der für den Privatmann zwar sehr vortheilhaft seyn kann, aber eben deswegen es nicht auch für die Kammer ist. Der Gartenbau ist eine künstliche sehr zusammengesetzte Fabrik; ihn außer den Erfordernissen des Hofes auf entlegenen Aemtern oder Gütern für die Rechnung der Kammer treiben zu lassen, würde entweder einen sehr unbeträchtlichen, oder gar negativen Profit gewähren. Daher nehme ich hier in der Regel gar nicht an, daß außer der fürstlichen Hofstatt ein fürstlicher Garten unterhalten werde, wo dieses nicht etwa auf Stiftungen oder Landesverträge sich gründet; alsdann aber ist nicht von kammeralischen Vortheilen, sondern von juristischen Nothwendigkeiten, die Frage. Einen fürstlichen Garten nicht zur Nothdurft des Hofes, sondern um des Nuzens willen bauen zu lassen, kömmt mir eben so wirthschaftlich vor, als wenn die Kammer auf dem Dorfe ein Opernhaus bauen lassen wollte, und durch die Unterhaltung der Oper einen kammeralischen

Vortheil zu gewinnen. Die Wirthschaft des Gartenbaues ist kein Artikel der Domänenwirthschaft, sondern er ist ein Ausgabeartikel. Ein jeder Lustgarten, sich selbst überlassen, wenn er nur öde liegen bleibt, und vom Viehe abgeweidet wird, ist in dieser seiner Verödung ungleich wirthschaftlicher für die Kammer, als in seinem größten mannigfaltigen Lustre. Ich läugne nicht, daß der Gartenbau einer der besten Fonds ist, sein Capital reichlich zu nutzen; aber der Capitalist muß kein Fürst, kein Kammerpräsident seyn; er muß ein Gärtner seyn, der mit seinem Kohle gleichsam selbst vegetirt, mit seinem Viehe ißt und trinkt, und, etwa die Sonntage ausgenommen, sich fast auch wie dasselbe kleidet, ich will sagen, fast gar nicht bekleidet. Wenn man diese Bedingungen nicht mit begreift; wenn vielmehr die Kammer alle Arbeiten belohnen, insgemein auch wohl doppelt und mehrfach belohnen muß, als sie der Bürger zu belohnen pflegt; wenn man sich aus der Erfahrung vorstellt, wie schlecht insgemein alle Tagelohnarbeiten verrichtet werden, welche die Kammer ohne besondere Aufsicht verrichten läßt, und wie hoch diese Aufsicht der Kammer zu stehen komme: so wird man leicht einsehen, daß der Gartenbau schlechterdings nicht, als eine Landesdomäne verwaltet zu werden, verdiene. Das beste, was die Kammer thun kann, ist, solche Gärten ganz, oder in abgesonderten Theilen, an Gärtner zu verpachten, wofern die Gärten in solchen Gegenden gelegen sind, wo die seltenern Gartengewächse in benachbarte Städte mit Vortheil abgesetzet werden können. Oefters sind große, kostbare, auch wohl künstliche Gebäude dabey angebracht, die der Pöbel beklagt, wenn er sie sieht, daß sie nun ganz öde werden sollen. Aber, es ist doch immer besser, die Gebäude öde stehen und von dem Pöbel beklagen zu lassen, die Zugebäude vor den Angriffen der Witterung zu bewahren, und die Meublen zu verfil-

silbern, als die Häuser gar niederzureißen, wo die Niederreißungs- und Einfüllungskosten öfters kaum durch den Werth der Materialien bezahlt werden; und die Keller und unterirdischen Gebäude solcher Gartenpalläste können ohnedieß auch immer in der Folge zu Weinkellern und andern Bestimmungen noch gebraucht werden, die nicht nothwendig mit dem Garten einen Zusammenhang haben dürfen; denn man kann auch unter einem Kirchendache ein Magazin anlegen, welches gar keinen Zusammenhang mit den Materien hat, die in derselben Kirche geprediget werden. Also, die ganze Theorie der Gartenkunst kann der beste Cameralist ohne alle Gefahr seiner Pflichten ignoriren, den einzigen Fall ausgenommen, da ihm über die Hofgärten die Oberdirection aufzetragen wäre; denn da ist allerdings nöthig, daß die Gärtner ihn mit Grunde für den Mann halten, der das Geheimniß der Kunst versteht; aber das ist alsdann mehr das Geschäft des Hofmarschalles und seiner Gehülfen.

An einen deutschen Kammerpräsidenten, 2ter Abschn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 516, fgg.

Eine sehr uncameralische Eitelkeit ist es, an einem Hofe keine andere Gärtner anzustellen, als die zunftmäßig gelernt haben, große pergamentene Lehrbriefe aufweisen können. Beynahe dieselbe Betrachtung, die man auch bey den Feldtrompetern der meisten Kriegesheere machen kann. Der so genannte gelernte Gärtner ist von dem ungelernten oder dem Gartentagelöhner meistens durch nichts, als den Haarzopf, unterschieden; und nicht selten ist der ungelernte fleißiger, geschickter, überhaupt auch gelehriger, als der gelernte. Wenn beyde auf gleiche Weise belohnet würden, so wäre doch immer für die Kammer der ungelernte besser, als der gelernte. Aber überdieß kann man auch von dem, was der gelernte Gärtnergesel zu unterhalten kostet, 2 oder 3 ungelernte oder Taglöhner unterhalten, davon jeder allein mehr ausrichtet, als zween gelernte. Dieses ist in der Erfahrung gegründet.

Wenn solche Leute doch nur einige methodische Bildung in ihren Lehrjahren erlangt hätten, und nicht ganz mechanische Subjecte wären, die öfters mit genauer Noth ihren Namen schreiben können, und zufrieden sind, die Figur einer

ner Rabatte oder eines Blumenstückes grob genug zeichnen zu können: so ließe sich vielleicht noch eine andere Idee damit verbinden, um sie zu gleicher Zeit auch zu andern, nicht widersprechenden, Geschäften gebrauchen zu können. Aber es ist genug, wenn nur der Aufseher über den Garten, er heiße nun Hofgärtner, oder Obergärtner, oder Gartenrath, ein nach gesunden Grundsätzen (mit oder ohne Lehrbrief) gebildeter Mann ist; seine Arbeiter brauchen nicht künstig und nicht gelehrt zu seyn. Man gebe also lieber den ünftigen Gärtnern die von der Residenz zu weit abgeleg nen Gärten in Pacht, wenn man nicht für besser findet, das Erdreich noch auf andere Art zu nutzen, und lasse dieses Geschlecht allmählich ganz vergehen, stelle indessen Taglöhner an, und behandle die gelehrtere Gärtnereydisciplin wie die feine Musik, wo der Virtuose sich schämt, ein gelernter Geiger oder Pfeifer zu seyn. Alsdann wird die Kunst erst gewinnen, wird das kabbalistische falsche Geheimniß verlieren, wird sich aus der Aehnlichkeit mit der Schuhflickerzunft hinauf zur Analogie mit den Wissenschaften erschwingen, und die Gärtnerey kann ein Studium werden, wie die Anatomie oder Klinik für die Arzeneybeflissenen, so, daß jeder, der sich dem Staate zu cameralischen und ökonomischen Aemtern widmet, eine Zeitlang die Anweisung eines solchen Mannes, den wir uns unter einem der verdienten deutschen Namen, Reichart, Rammelt, Salzmann ꝛc. gedenken mögen, suchen würde, um sich mit den Grundsätzen der Vegetation, der Pflanzung und der Cultur praktisch bekannt zu machen. Wäre dieses schon bisher eingeführt gewesen: so würden wir gewiß in der Landwirthschaft schon weiter seyn, schon sicherere Mittel in unserer Gewalt haben, über den Zufall Herr zu werden, oder doch seine Folgen zu mildern.

Die Küchenkräuter gehören in die Nähe des Hoflagers. Wenn indessen in gewissen Gegenden einige Krautarten sehr gemein sind, und schon einen eingerichteten sichern Absatz haben, so sehe ich nicht, warum auf einem fürstlichen Domänengute nicht eben sowohl über die Hausconsumtion allerley Gartengewächs gebauet werden könne, als über die Hauserforderniß allerley Getraide gebauet wird. Indessen kann man doch bey diesem Artikel die Regel allgemeiner machen, daß solche Gärten besser verpachtet, als selbst verwaltet wer-

werden, so weit sie nämlich zur Hausconsumtion Ueberfluß gewähren. Denn, obschon ein Krautland doppelt oder dreyfach sein Capital erträgt, wie man besonders bey den Cefurter, nürnbergischen und bambergischen Gartenländern bemerken kann: so setzt dieses doch immer einen Gärtner, und nicht einen Kammerpräsidenten voraus, welcher der Besitzer und Bearbeiter des Gartens sey; es ist aber Vortheil genug für eine Kammer, in einer solchen Gegend Gartenland zu besitzen, wo die Gärtnerey ein vorzüglicher Nahrungszweig der Einwohner ist, vorausgesetzt, daß auf den Domänengütern Dünger genug vorhanden sey, um das Gartenland damit auf alle Fälle zu versehen. Denn solche Länder, wenn zumal die Erforderniß des Düngers von Jahren zu Jahren dazu versprochen wird, können auch pachtweise ungleich höher ausgebracht werden, als die höchste eigene Cultur der andern Gattungen von Acker- oder Wiesenland erträgt.

An einen deutschen Kammerpräsid. a. a. ang. O. S. 548. fgg.

Was die Lustgärten betrifft, so sind die Fälle in unsern Tagen selten, wo die Fürsten sich selbst mit der Botanik belustigen. Der Gebrauch des Lustgartens schränkt sich meistens nur dahin ein, das man entweder im Gartenhause oder unter Zelten speiset, spielt, Musik hört, Illuminationen, Feuerwerke, Scheibenschießen, Ball ꝛc. giebt, auch im Winter Schlitten, und im Sommer spazieren fährt. In solchen Gärten ist die eigentliche botanische Gärtnerey der unbeträchtlichste Gegenstand, welcher auch dabey sehr übel angebracht seyn würde, weil wegen der großen Frequenz die kostbarsten Gewächse nicht gut zu conserviren ständen.

Hochgezogene Alleen und Verduren, dazwischen angebrachte Ruheplätze und wohlgeordnete Hüten und Bänke, breite Wege, und anstatt der Blumenbeete nach englischer Manier, kurzgeschorne Grasstücke, und dann gute Statüen mit unter, das ist der heutige beste Geschmack der fürstlichen Lustgärten, wobey auch Fontänen und Bassins, wie auch Orangerien, oder doch Gewächshäuser eingebauet sind. Bey dergleichen Gärten sind nun entweder eigene Lusthäuser, oder der Garten ist an das Lustschloß erst nachher angelegt. Der Geschmack sey übrigens englisch, chinesisch, oder ordentl.

deutsch; die Botanik hat immer das wenigste Interesse dabey; folglich hat der Cameralist eigentlich darauf zu sehen, daß die Wege und Alleen, Grasstücke, Statüen, Einfassungen und Mauern gut unterhalten werden, daß die kleinen Reparaturen (eine allgemeine ökonomische Regel!) nicht versäumt und außer Acht gelassen werden, ehe größere daraus werden; das sind lauter Aufwände, die sehr leicht zu überschlagen und in Regeln zu bringen sind.

Da solche Gärten insgemein auch dem ehrbaren Theile des Publicum offen stehen, diese Distinction aber nicht immer so genau gemachet werden kann, daß nicht auch zuweilen weniger ehrbare Glieder des Publicum sich mit einmischen sollten: so müßten in solchen Gärten gar keine Früchte oder Gewächse seyn, an denen man sich aus Neugier oder Näscherey vergreifen könnte. Man pflegt zwar Säulen aufzustellen, an welchen dergleichen Ausschweifungen mit leserlicher Schrift verboten sind; aber diese sind, wie die Erfahrung lehrt, allein zu wenig. Also in den öffentlichen Spatziergängen (darunter verstehe ich hier eigentlich die Lustgärten,) keine Kostbarkeiten, sondern nichts als Promenaden, Alleen, Grasplätze, Springbrunnen, Cascaden, Bassins, Laubwände, Hütten, Statüen, mit Sand wohl unterhaltene Wege ꝛc. dieß allein erfordert schon die ganze Aufmerksamkeit eines Mannes, der über einen solchen Garten gesetzt ist. Man fordere nicht von ihm, daß er so viel Früchte darin baue, um vielleicht seine Unterhaltung davon zu bestreiten. Er wird alsdann entweder sich diese Forderung sehr angelegen seyn lassen, um sich gewisse gemeine Vortheile dabey zu zueignen, und darüber die andern Arbeiten, die zum Begriffe des Lustgartens (nicht des Nutzgartens) gehören, versäumen: oder, er wird die Forderung nicht erfüllen können, und alsdann leiden beyde Gegenstände, Vergnügen und Nutzen, darunter.

An einen deutschen Hofmarschall, Riga und Lpz. 1774, 8. S. 207, fgg.

Vernünftige Gedanken und Anmerkungen eines Cameralisten, von den Meliorationen der fürstl. Aemter, und zwar besonders bey dem Amtsgärten- und Plantagenbau, st. im 146. St. der Leipz. Samml. 1757, 8. S. 109—121.

Der Gartenbau, welcher unter die vermischten Nahrungsarten gehört, die sowohl bey den Städten, als auf dem Lande, getrieben werden können, ist nur für beyde von solcher Beträchtlichkeit, daß er allerdings die Auf-

die Aufmerksamkeit und Vorsorge der Landes-Policey verdient. Die Gartengewächse, die Obstfrüchte und der Hopfenbau, nehmen unter den unentbehrlichen Lebensmitteln einen gar nicht geringen und niedrigen Platz ein. Und wenn man bedenkt, was für eine Menge von diesen unentbehrlichen Dingen eine Stadt jährlich nöthig hat, und wie das gedörrete Obst, insonderheit aber der Hopfen und das Samenwerk, Waaren sind, welche in die Commerzien gehen, und wodurch zuweilen ein ansehnliches Geld in das Land gebracht wird: so sieht man leicht ein, daß es, sowohl um dieser Ursachen willen, als auch um einen guten Preis dieser Dinge zu bewirken, und den Mangel zu verhüten, hienächst aber auch vielen Menschen dadurch Nahrung zu verschaffen, so nützlich als nöthig sey, daß eine Stadt diese Gartengewächse und Früchte selbst zu erzeugen suche. Auf dem Lande, (wozu auch die kleinen Landstädtchen gehören, welche den Ackerbau und die Viezucht zugleich, und zuweilen als ihre Hauptnahrung treiben,) ist der Gartenbau von eben so großem, wo nicht noch größern Nutzen, als bey den Städten. Zu geschweigen, daß die verschiedenen Gartengewächse dem Landmanne in seiner eizenen Haushaltung sehr wohl zu Statten kommen, indem er, bey einem guten Vorrath davon, nicht genöthigt ist; seinen ganzen Unterhalt aus dem Mehlsacke zu nehmen, sondern dabey viel Getraide ersparen und solches zu Gelde machen kann, auch dadurch in den Stand gesetzt wird, seinem Viehe in der Fütterung sehr zu Hülfe zu kommen, von welchem allen oben ausführlicher Erwähnung geschehen ist: so kann er, wenn er ansehnliche oder große Städte in der Nähe hat, und sich nicht allein auf die Erzeugung guter und angenehmer, sondern auch frühzeitiger Gartengewächse leget, ein ansehnliches Geld gewinnen, und seine Grundstücke viel höher nutzen, als wenn er sich bloß mit dem Getraidebaue beschäftiget. Außerdem,

dem, daß man das Fallobst zur Mastung für die Schweine brauchen kann, kann man auch die abgefallenen Aepfel insbesondere, nebst den wurmstichigen und verkrupften, auch den Apfelschalen und dem Abgange bey dem Schnitzmachen, einschlagen, und einen guten Branntwein daraus machen. Die Verfertigung des Apfelweines und Essigs bringt auch Nutzen; wovon ich im Art. Obst mit mehrerm handeln werde.

Will nun die Landespolicey den Gartenbau befördern, und besonders in der Nähe großer Städte in Flor bringen: so muß sie vor allen Dingen die Hindernisse, welche demselben im Wege stehen, wegzuräumen suchen, und zugleich solche Anstalten machen, welche der Absicht gemäß sind. Bloße Policeygesetze und Verordnungen, in welchen der Gartenbau anbefohlen wird, sind hier nicht hinreichend, wenn auch der Nutzen desselben darin noch so deutlich und gründlich vorgestellet wird. Die vornehmsten Hindernisse sind folgende:

1. Nicht aller Boden hat die erforderliche Fruchtbarkeit und andere Beschaffenheiten, welche zu Erzeugung guter Gartengewächse nöthig sind. Obgleich dieses nicht zu läugnen ist, so würde es doch an den wenigsten Orten als ein Hinderniß angesehen werden können. Man findet gar wenig Gegenden in Deutschland, die so sehr unfruchtbar sind, daß nicht eine so kleine Oberfläche, als man zu Erzeugung der Gartengewächse brauchet, nach und nach verbessert und dazu geschickt gemacht werden könnte. Wenn es Städte in Deutschland giebt, wo der Gartenbau, außer ein wenig Salat, Petersilie, Braunkohl u. d. gl. wenig oder gar nicht getrieben wird: so ist solches gemeiniglich mehr der Schläfrigkeit und Trägheit der Einwohner, als der Beschaffenheit des Erdreiches, zu zuschreiben. Und viele Landstädte, die sich mit dem Ackerbaue und der Viehzucht beschäftigen, schätzen nichts, als den alten Schlendrian ihrer lieben Vorfahren, hoch, und es man-

mangelt ihnen zu den Nahrungsarten und Gewerben, die damit nicht überein stimmen, der Trieb oder das Genie.

2. Ein hartes und rauhes Klima ist allerdings ein großes Hinderniß im Gartenbau; und es läßt sich dasselbe nicht ändern noch verbessern. Allein, öfters wird dem Klima eine größere Schuld beygemessen, als es verdient. Wer die alte Mode liebt, und von neuen Einrichtungen in der Landwirthschaft nicht gern etwas hören will, noch weniger aber geneigt ist, Versuche anzustellen, wird gemeiniglich das Klima, welches im Wege stehen soll, zu seiner Entschuldigung vorbringen. Man stelle nur Versuche an, gehe aber dabey mit aller Vorsicht und nach guten Regeln zu Werke: so wird man öfters finden, daß das Klima so unfreundlich nicht sey, als man sich einbildet. Nur muß man diese Versuche nicht von den Bürgern und Bauern so schlechterdings erwarten, daß man denselben die Ausführung der Sache allein überlassen sollte. Hier muß der Landesherr in seinen Gärten, auf seinen Höfen und Meiereyen, so wie die Bedienten, auch angesehene und wohlhabende Bürger in ihren Gärten, den Anfang machen, mit gutem Beyspiele vorgeben, die erlangten Erfahrungen im Lande weiter ausbreiten, und den übrigen Einwohnern mit dem nöthigen Unterrichte an die Hand gehen.

3. Eben der Mangel an diesem Unterrichte und an der nöthigen Wissenschaft im Gartenbau, hindert dessen Beförderung und Aufnahme oft am meisten. Zuweilen ist an der Fruchtbarkeit des Bodens und an dem Klima nichts auszusetzen, die Leute haben auch einen Trieb oder Genie zum Gartenbau, es fehlt ihnen aber der nöthige Unterricht und die Anweisung dazu; und weil man nicht die Aufmerksamkeit hat, ihnen hierin zu Hülfe zu kommen, so bleibt der Gartenbau bey ihnen in der alten fehlerhaften Verfassung. Dieser Feh-

ler

ler ist nun bloß und allein der Landespolicey zu zuschreiben und auf keine Weise zu entschuldigen. Will die Landespolicey ihre Schuldigkeit thun, und hierin das Beste des Landes und der Einwohner befördern, so muß sie diesen solchen Unterricht und Anweisung auf die leichteste und bequemste Art zu verschaffen suchen. Dieses kann sie dadurch bewirken, wenn sie nützliche und wohl eingerichtete Wirthschaftskalender einführt, in welchen auch die Gartenbauregeln auf eine kurze und dem gemeinen Manne deutliche und begreifliche Art vorgetragen werden.

Weil es aber bey dem Gartenbau, und insonderheit bey dem Pfropfen, Oculiren, Versezen ꝛc. der Bäume, wie auch in verschiedenen Stücken bey dem Hopfenbau, viel auf die Handgriffe ankömmt, und dazu eine besondere Unterweisung erfordert wird: so ist allerdings nöthig, daß in jedem Dorfe, besonders aber in solchen, welche zahlreiche Einwohner und gute Landesart um sich haben, ein besonderer Gemeindegärtner gehalten werde.

Einem solchen so genannten Baum- und Krautgärtner dürfte aus der Gemeinde weiter nichts, als etwa freye Wohnung und etwas Brennholz, wenn dergleichen bey der Gemeinde vorhanden, oder statt dessen ein Paar Scheffel Korn, nebst einem Gemeindestecken zum Gartenbau vergönnet, übrigens aber mit demselben ein Vergleich getroffen werden, was ihm ein jeder Bauer, der seiner Beyhülfe bedürftig ist, zum täglichen Lohne zu reichen habe.

Das zum Gartenbau zu vergönnende Land hätte ein solcher Gärtner auf 1 Drittheil zu Anlegung einer Baumschule, auf 1 Drittheil zu Erziehung zeitiger Pflanzen von allerley Gartengewächsen, und endlich 1 Drittheil zu seinem eigenen Bedürfniß, jedoch mit der Bedingung, daß er darauf zugleich allen nöthigen Gartensamen mit erbauete, anzuwenden. Auch hätte er den Einwohnern die zu erziehenden jungen Bäume sowohl, als das Pflanzwerk und Gesäme, für einen billigen Lohn abzulassen, und aus solchem Garten eher nicht an Auswärtige zu

zu verkaufen, als bis die Einwohner damit versorgt wären, oder seine Vorräthe nicht achteten.

Von der Gemeinde könnten im Frühlinge und Herbste gewisse Tage bestimmet werden, an welchen der Gärtner, in Beysenn der Dorfgerichte, aller Dorfeinwohner Gärten besichtigen, und einem jeden Wirthe anzeigen müßte, wie er bey seiner Baumzucht sowohl, als in Ansehung des Grabelandes, nuzbar verfahren könne; wohin Bäume anzupflanzen, und von welcher Art; welche alte Bäume, als untauglich, wegzuschaffen, oder durch was für Mittel solche noch zu erhalten wären; welches Land zum Graben am geschicktesten; was für Früchte darauf zu bringen, und welche Düngungsart dahin am tauglichsten sey; u. s. w.

Wenn solche allgemeine Anweisung geschehen wäre, so beruhete es sodann bey den Einwohnern, welche von demselben des geschicktesten und nuzbarsten Grabens und der übrigen Wartung ihres Gartenlandes sich belehren lassen, oder desselben Hülfe dabey erfordern; insonderheit aber, welche von ihnen, das Pfropfen, Oculiren, und andere Wartung der jungen und alten Bäume von ihm erlernen wollten. Diese hätten demselben den bewilligten Tagelohn dafür zu entrichten. Wenn viele der Einwohner zu gleicher Zeit solchen Eifer bewiesen und seine Dienste begehrten, so müßte derselbe, allen möglichst zu dienen, sich angelegen seyn lassen, und dabey unter Reichen und Armen keinen Unterschied machen, sondern einem jeden zu halben Tagen, allenfalls auch nur stundenweise, an die Hand gehen, und in der Ordnung seiner Bedienung öfters umwechseln. Arme Einwohner, denen das Geldausgeben allzu schwer ankömmt, könnten sich mit einem solchen Gärtner auf die Art vergleichen, daß sie die Arbeit, die er ihnen leistet, durch Gegendienste, indem sie für einen halben Tag, den er in ihrer Belehrung zugebracht hätte, nach Gelegenheit hinwiederum einen ganzen Tag, oder noch längere Zeit über, in seinen Gartenarbeiten gut zu thun hätten. Diese würden, vermittelst solcher gegenseitigen Arbeit, zugleich in Verpflegung der Gärten geschickter werden, und bey dieser ihrer Arbeit den besten Nutzen davon tragen.

Wenn nun auf solche Art die Haltung eines geschickten Gärtners nur 3 bis 4 Jahr lang in jedem Dorfe beobachtet worden wäre, so würde alsdann dessen fernere Beybehaltung nicht unumgänglich nöthig seyn, sondern die Wirthe selbst, oder doch viele derselben, die Erfahrung erlangt haben, wie sie mit

ihren Gärten, in Ansehung der Baumzucht und übrigen Wartung nuzbar zu verfahren hätten.

v. Wichmannshausen unschuldige Vorschläge, in welcher Art das Landwirthschaftswesen durch besonders zu verordnende Wirthschaftsaufseher merklich zu verbessern seyn dürfte, im 14. B. der ökon. Nachr. Lpz. 1762, 8. S. 274 fgg.

Vielleicht wird man wieder diesen Vorschlag einwenden, daß es nicht möglich seyn würde, so viele Gärtner aufzubringen, als zu Versorgung einer so grossen Menge Dörfer nur in einem mittelmäßig großen Lande erfordert werden, wenn jedes Dorf seinen eigenen Gärtner haben sollte. So scheinbar dieser Einwurf ist, so wenig gegründet ist derselbe. Denn eines Theils hat man ja nicht nöthig, alle Dörfer mit einmal und zu gleicher Zeit mit Gärtnern zu versehen. Man kann diese Einrichtung nach und nach zu Stande bringen. Wenn man in jedem Kreise oder Provinz nur 5 bis 6 Dörfer, und zwar anfänglich diejenigen, welche ansehnlichen und großen Städten nahe gelegen sind, mit Gärtnern versieht: so werden diese 5 bis 6 Gärtner hinreichend genug seyn, den ganzen Kreis bedienen zu können. Denn wenn dieselben, nach Verlauf von 3 bis 4 Jahren, mit den ersten 5 bis 6 Dörfern fertig geworden, und alsdann in selbigen nicht mehr nöthig sind, können sie nach andern Dörfern verleget werden, mithin nach und nach alle Dörfer im Gartenbau unterrichten. In gedachten 3 bis 4 Unterweisungsjahren werden auch schon manche junge Gärtner nachgezogen worden seyn, die man alsdann ebenfalls anderswo gebrauchen kann. Imgleichen können 2 oder 3 Dorfgemeinden, die nicht stark sind, und nahe bey einander liegen, von einem Gärtner bedienet werden. Andern Theils braucht man hier keine Kunstgärtner. Leute, die den Obst- und Küchengartenbau verstehen, so viel als für den Landmann nöthig ist, sind so rar und selten nicht; denn bey demselben kömmt es bloß auf die Verbesserung und mehrere Ausbrei-

breitung des Gartenbaues an; denn so schlecht wird doch so leicht kein Dorf bestellt seyn, daß es gar nichts von demselben verstehen sollte. Die Leute verstehen also schon einen Theil dieser Wirthschaft, und wo sie bisher nicht nach guten Regeln verfahren, werden sie eben so bald alles dasjenige lernen können, was sie noch nicht gewußt haben. Sie werden die Gärtner dazu nicht einmal drey bis vier Jahre nöthig haben; folglich werden auch diese mit ihrer Unterweisung eher herum kommen können.

Man findet auch wirklich einige Länder in Deutschland, wo dergleichen Dorfgärtner, insonderheit in Ansehung der Pflanzung guter Obstbäume, sowohl in den Gärten als an den Wegen und Landstraßen angeordnet werden, welche gegen eine Kleinigkeit, für jeden Stamm, der fortgegangen und liegeblieben ist, solchen der Dorfschaft überlassen, auch in sämtlicher Bauern Gärten die vorhandenen wilden Stämme mit den besten Sorten von Obst propfen und oculiren, und wie ein Baum zu versetzen und zu verschneiden sey, die nöthige Anweisung geben müssen:

Königl. preuß. Haushaltungs- und Wirthschaftsreglement für die Aemter des Herzogthums Pommern, v. 1. May 1752, im Novo Corp. Constit. Pruss. March. Th. I, S. 316.

und wenn im Dorfe keiner zu finden wäre, der die nöthige Erfahrung hierin hätte, so sollen die Beamten dafür sorgen, daß wenigstens ein bis zwey gute verständige Leute in jedem Dorfe, welche zum Gartenbau Lust haben, darin unterrichtet werden, welche sodann dieses den übrigen zeigen, und ihnen darin behülflich seyn müssen.

S. Erneuerte und verbesserte Dorfordnung des Königreichs Preussen, v. 22. Sept. 1751, §. 11. im 1. Th. des Nov. Corp. Const. Pruss. March. S. 147; und die Dorfordnung für die Provinz Litthauen, v. 22. Nov. 1754, §. 31. eb. das. S. 1129.

An andern Orten müssen die zum Baumpflanzen bestellten Personen die Schulburschе darin unterrichten.

Fürstlich Eisenachische Anweisung für die zur Baumpflanzung befehligten Personen, im 1. B. der thüring. neuen Beytr. zu der Cameral- und Haushaltungswiss. S. 313.

5. Endlich muß auch die Landespolizey diejenigen Hindernisse zu heben suchen, wodurch die Leute zum Gartenbau verdrießlich gemacht werden können.

Hieher gehört, wenn sie mit falschem oder untauglichem Samen betrogen werden; welcher Betrug nachdrücklich zu bestrafen ist.

Ja, es hält zuweilen, insonderheit im Anfange, schwer, den Samen selbst von demjenigen Gartengewächse, so im Lande noch rar ist, oder vorher noch nicht erzogen worden ist, zu erhalten, weil oft die wenigsten Leute wissen, woher und durch was für Gelegenheit sie ihn verschreiben und kommen lassen sollen; da dann durch die damit verknüpfte Mühe und Weitläuftigkeit mancher abgeschreckt wird. Wenn ein weiser Regent dieses Hinderniß wahrnimmt, so läßt er auf seine Kosten fremden Samen kommen, und solchen unter die Einwohner unentgeltlich austheilen.

Also hat es die hohe Landesregierung zu Hannover gemacht, welche verschiedene Jahre eine ansehnliche Partie von allerley Arten von Samen zu Küchengewächsen von Erfurt nach Göttingen kommen, und ihn unter dasige Einwohner, welche eigenthümliche oder gemiethete Gärten besitzen, und sich 14 Tage vorher bey dem Polizeyamte darum melden, und sowohl ihren Namen, und was für einen Garten sie besitzen, als auch mit was für Arten des Samens ihnen am meisten gedient sey, aufschreiben lassen müssen, nachdem man sich von Polizeyamtswegen nach den Umständen der Leute erkundigt, umsonst austheilen lassen.

Götting. Polizeyamtsnachr. d. J. 1757, No. X.

Zu Vertilgung der Raupen, Maulwürfe und anderer schädlichen Thiere, sind die darüber vorgeschlagenen und wirksam befundenen Mittel den Leuten auf eine bequeme Art bekannt zu machen; das Raupen der Bäume aber ist ihnen gesetzlich anzubefehlen; wovon im Art. Raupe ein mehreres vorkommen wird. Nichts aber ist dem Triebe und der Lust zum Gartenbau, und diesem selbst, hinderlicher, als der Garten-Diebstahl, und die Beschädigung der Bäume und Zäune. Man hat zwar hin und wieder scharfe Strafen, als: die Karre, den Pranger und Korb, und auch wohl, dem Befinden nach, Leib- und Lebensstrafe darauf gesetzt; allein, es wäre zu wünschen, daß diese Strafen auch allemal exequirt werden möchten. Man ist aber fast bey kei-

nem Fehler oder Verbrechen so nachsehend und gelinde als bey der Gartendieberey; und diese nimmt daher, weil sich so leicht keiner vor der Strafe fürchten darf, oft dermaßen überhand, daß sich Alt und Jung, Aeltern und Kinder, darauf legen, und fast kein Nachbar vor dem andern mehr sicher ist. Dieser Fehler in der Polizey bringt wieder einen andern hervor. Denn, sind die Leute den beständigen Gartendiebereyen ausgesetzt, und finden dawider keinen Schutz, so sehen sie sich, um nicht alles Obst Preis zu geben, genöthigt, dasselbe halb reif von den Bäumen abzunehmen; dieses wird dann auch so unreif gegessen, und muß natürlicherweise häufige Krankheiten nach sich ziehen. Hiebey ist auch dasjenige, was von den Garten- und Felddieben, im XII. Th. S. 533, gesagt worden ist, zu conferiren.

Wenn die Polizey diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen bemüht ist, so muß sie zu gleicher Zeit die Leute durch verschiedene Mittel zum Gartenbau aufzumuntern suchen. Man kann ihnen z. B. die nöthigen Plätze, wofern sie es bedürfen, unentgeltlich anweisen, ihnen in den ersten Jahren die Zinsen und Abgaben davon erlassen, nachher aber selbige leidlich ansetzen. Man kann denenjenigen, welche gewisse Gartengewächse, deren mehrern Anbau man zu befördern suchet, zuerst im Jahre auf den Markt zu Kauf bringen, kleine Belohnungen reichen ꝛc.

Herzog Georg Wilhelm zu Zelle, hatte bey Einrichtung des Polizeywesens in seinen Landen verordnet, daß derjenige, so die ersten 12 Köpfe Weißkohl oder Kappiskraut zu Markte bringen würde, 1 Thaler; für den ersten Korb grüne Erbsen, 1 Thlr.; für die ersten 24 Stück Artischocken, 1 Thlr.; und für die ersten 6 Bund grünen Spargel, 1 Thaler, von der Kammer zu einer Verehrung erhalten sollte.

Herzog Georg Wilhelms Markt- und Taxordnung, v. 30. Dec. 1679, §. 29.

Dergleichen Mittel reizen die Leute an, ihren Fleiß und Eifer zu verdoppeln; und alsdann können

die landesherrlichen Gesetze, welche hinzukommen, erst recht wirksam werden.

Hrn. H. K. R. Bergius Polizey- und Cameralmagazin, 4. Th. S. 1—8.

Es ist noch dasjenige, was in Ansehung der Würderung und Taxe, imgleichen des Pachtens und Verpachtens der Gärten zu beobachten ist, zu betrachten übrig.

Ein Lustgarten ist etwas anmuthiges und vergnügendes, aber selten etwas wahrhaftig nutzbares, weil seine Unterhaltung gemeiniglich allen Nutzen, ja öfters auch wohl das Vergnügen selbst, weit übersteigt. Wenn man daher einen Lust-Garten ökonomisch taxiren will, so muß man vor allen Dingen auf seine Anlage und Einrichtung sehen. Gartenland erhält in der Grundtaxe allemal einen höhern Preis, als das Acker-Feld, auch selbst die Wiesen, weil es sich, ob es gleich mehr Arbeit und Dünger erfordert, in der Nutzung auch ungleich höher verlöset; allein, eben daraus ersieht man, daß hiebey alles bloß auf den Gebrauch solches Bodens ankomme. In einem bloßen Lust- Kunst- und Ziergarten, welcher nichts, als kostbare Blumenbeete, fremde unfruchtbare Gewächse, unbrauchbare Parterren, breite landverderbliche Sandgänge, schön belaubte Hecken, vortreffliche Grotten, Cascaden, Fontänen, Statüen, Pyramiden, Lindenalleen, und noch so viel Orangerie enthielte, müßte der Preis schlechterdings abfallen. Man würde wohl am gerechtesten verfahren, wenn man den Acker eines solchen Gartenlandes mit einem Acker des schlechtesten Ackerlandes, so man daselbst antrifft, in gleichen Preis setzte. Wäre aber alles Ackerland eines solchen Gutes von einerley Beschaffenheit, und dabey quartig, so müßte man gar noch ein Drittheil zurück schlagen, bey dem allen aber doch noch die überschießenden Gärtnereykosten mit dem Vergnügen compensiren. Und so

sieht

sieht man auch, daß ein solcher Garten einer Nutzungstaxe gar nicht fähig sey. Bey Privatpersonen giebt es aber deren nicht gar viele. Auf Rittergütern pflegt man doch insgemein im Gartenwerke Vergnügen und Nutzen mit einander zu verbinden; und da kann ein solcher Lustgarten seinen Namen mit völligem Rechte führen, und dabey dennoch wenigstens etwas nutzbar seyn; und da gewinnt dann auch die Taxe selbst eine ganz andere Gestalt.

Enthält ein solcher Lustgarten, neben seinen Blumen- und Zierwerken, auch andere nutzbare Gartengewächse, angenehme Staudenfrüchte, rare Franz- und andere fruchtbare Obstbäume: so kann man einem Acker solchen Gartenlandes von dem Preise eines Ackers des besten Feldes ganz billig ein Drittheil, und nach Befinden die Hälfte zulegen, insonderheit, wenn diese Sachen angenehmen Kaufes und gut zu versilbern sind, und man bey so bewandten Umständen doch wirklich auf das Vergnügen selbst etwas mitrechnen kann. Will man einen solchen Garten in eine Nutzungstaxe bringen, so würde man allerdings gar leicht dazu gelangen können, wenn man auch nur eine dreyjährige Rechnung von dessen Ertrage und den aufgewendeten Kosten erlangen könnte. Allein, zum Unglück ist man eben nicht sehr gewöhnt, über solche Dinge, welche mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen dienen, so gar genaue Register zu halten; und wenn auch ja etwa einige Einnahmen aufgezeichnet würden, so wird doch wohl der Gärtner, nach seinem Lohn, Gehalt und Kost, und oben darein der verwendete und den Feldern entzogene Dünger, die Reparaturen an den Kunstwerken, wo nicht gar an den Vermachungen, vergessen worden seyn; an die Dienste aber, welche entweder für Tagelohn bezahlt werden, oder auch wohl unentgeltlich seyn können, doch aber solchenfalls der übrigen Wirthschaft abgehen, wird vielleicht gar nicht gedacht seyn. Muß

man also bloß nach Gutdünken hierunter verfahren, so ist fast kein einziges anderes Mittel übrig, als daß man einige nach obigen Gründen präformirte Grundtaxe nach dem Ackergehalte, und dessen bestimmten Preis zum Fundament setze, von solchem auf die Interessen zurück rechne, selbige zur jährlichen Revenüe angehe, und hernach à 5 pro Cent zu Capital erhöhe.

Uebrigens kann man hiebey, und sonderlich in Ansehung der Kunst- und Zierwerke nicht besser thun, als daß man auch Kunsterfahrne Leute dabey zu Rathe ziehe. Man hat daher, außer vielerley andern Kunstverwandten, insonderheit, zu den Statüen, Obelisken, Säul- und Bildwerk, geschickte Bildhauer; zu der Orangerie und den ausländischen Gewächsen aber erfahrne Kunstgärtner zur Beyhülfe nöthig, welche alles Stück vor Stück verzeichnen, und kunstmäßig tariren werden.

Den ausländischen Gewächsen und der Orangerie werden nach ihren verschiedenen Sorten, etwa folgende Preise gesetzt:

1 Orangebaum, ohne Rücksicht auf die Gattung, wenn er im Kübel steht, 2, 2½ bis 3 Rthlr.
1 *dito* kleiner, noch im Topfe, 4, 6 bis 8 Gr.
1 Kirschlorbeerbaum, im Kübel, 1 bis 1½ Rthlr.
1 *dito* kleiner, 6, 8 bis 12 Gr.
1 Lorbeerbaum im Kübel, 16 Gr. bis 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 2 bis 4 Gr.
1 Taxusbaum, 16 Gr. bis 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 6 bis 8 Gr.
1 Cypresse groß, 1 Rthlr.,
1 *dito* kleiner, 8 bis 16 Gr.
1 Feigenbaum, 4, 6 bis 8 Gr.
Allerley andere auswärtige Bäume, als: *Oleander. Ketmia, Laurus-tinus*, u. d. gl. 4 bis 6 Gr. u. s. f.

Im Küchen-Garten kann man schon bestimmter tariren; und man wird nicht fehlen, wenn man in einer Grundtaxe jeden Acker Grabeland, selbst mit Einrechnung der Gänge, welche hier weder überflüssig breit, noch im Sande verderbt sind, gegen einen Acker des besten Feldes auf das alterum tantum setzt. Bey einer Nutzungstaxe aber hat man hauptsächlich dahin zu sehen, ob ein solcher Küchengarten etwa bloß zur

Haus-

Hausconsumtion für das Gesinde zureichend, oder ob er so gehaltig sey, daß daraus auch noch viel oder wenig zur baaren Losung verbleibe? Im erstern Falle ist selbiger gar nicht in die Taxe zu nehmen; im letztern hingegen hat man den übrigen Ertrag in Rechnung zu nehmen, und zwar ohne den mindesten Abzug einiger Unkosten, wenn die Besamung selbst erzielt, die Bestellung aber ohne Gärtner durch einen Wirthschaftsbedienten zu besorgen, und die Arbeit selbst von dem Gesinde, oder überschießenden Hofdiensten bey Gelegenheit mit zu verrichten ist.

Oecon. Nachr. 10. Band, Leipz. 1758, S. 399, fgg.

Von der Würderung und Taxe der Baum- und Obst-Gärten, werde ich im Art. Obst-Baum handeln.

Ich komme auf das Pachten und Verpachten der Gärten. Ein Lust-Garten, in so fern es bloß ein Kunst- und Ziergarten ist, wird dem Gutspachter so leicht nicht überlassen, noch auch von ihm übernommen werden. Wo sich einmal dergleichen befinden, wird man auch noch mehrere Gärten antreffen, in welchen das Vergnügen die Hauptabsicht, der beyläufige Nutzen aber ein bloßes Nebenwerk, und höchstens nur für die herrschaftliche Küche und Tafel eingerichtet seyn wird. Es werden also auch selbige der Herrschaft reservirt, und von einem eigenen Gärtner besorget werden. Die Promenade aber wird dem Pachter und den Seinigen wohl Niemand versagen, wenn auch gleich in dem Pachte nicht einmal daran wäre gedacht worden; denn es ist dieses eine Sache von unschädlicher Nutzbarkeit. Ja, es kann sich ereignen, daß, wenn die Herrschaft nicht auf dem Gute wohnet, oder doch weder sie noch ihr Gärtner Vieh hält, daß ihm die Gräserey auf den Parterren, Terrassen ꝛc. verstattet wird; doch alles unter nöthiger Einschränkung, für deren Beobachtung der Gärtner hernach sorgen wird. Dagegen wird es solchem Gartenwerke an

verschiedenen Dingen fehlen, für welche man doch auch bey Zeiten besorgt seyn muß. Es können allerley Fuhren vorfallen, wenn es auch nur die Anrückung des Holzes zur Feuerung für den Gärtner und die Orangerie, oder zu Spaliren, Nagelwerken und Vermachungen wäre. Hält nun die Herrschaft keine Kutschpferde, oder ist abwesend, werden selbige wohl auf den Pachter fallen. Das Wichtigste aber wird wohl den Dünger und die Dienste betreffen. Da ist denn nun mit dem Pachter zu verabreden, wie viele Fuder Mist, und von welcher Sorte er jährlich in den Garten einzuführen oder doch zu verlassen habe; und wenn Hand-Dienste bey dem Gute sind, müssen die hiezu nöthigen reservirt, und dabey ausgemacht werden, wie viel deren täglich oder wöchentlich, nach Unterschied der Jahrszeit, von Walpurgis bis Michaelis, und von Michaelis bis Walpurgis, zu stellen sind. Kann der Pachter sich dafür ein Douceur an raren Garten- und Obstfrüchten, wenn selbige gerathen, ausdingen, wird es ihm Niemand mißgönnen.

Es kann sich auch zutragen, daß eine Herrschaft über einen solchen nutzbaren Garten einen Particulargartenpacht mit einem ordentlichen Gärtner schließt. Da ist es denn wohl das beste, daß dem Pachtgärtner eine eigentliche Instruktion vorgeschrieben werde, wie er den Garten tractiren solle, gleich als ob selbiger in Bestallung und Dienste genommen wäre. Nach derselben muß er sich auch in seinem Pachte genau richten, weil er darauf ausdrücklich verwiesen wird. Außerdem, daß die Gänge beständig rein, die Hecken und Alleen, auch anderes Laubwerk, unter der Scheere gehalten werden müssen, darf auch weder das Blumenwerk, noch übriges Gartengewächs, am wenigsten die Baumschule, oder die Spalier- und Zwerg- oder Obstbäume, vernachlässiget werden. Schafft die Herrschaft fremde oder rare Gewächse in den Garten,

muß

muß er sie nicht nur an den Ort bringen, wo sie dieselben hin haben will, sondern muß sie auch nebst der Orangerie unentgeltlich mit verpflegen. Es ist zu reguliren, wie die Gartenquartire zu dem letzten Pachtjahre bestellt seyn sollen. Giftige Kräuter, wofern nicht ein eigener botanischer Garten dabey ist, darf er gar nicht erzeugen. Statüen, Grotten, Säul- und Bindewerk, muß vor Schaden bewahrt, Fontänen, und Wasserkunstwerke im Stande erhalten, und, so bald daran etwas wandelbar wird, solches der Herrschaft angezeigt werden. Die Erdbeer- Artischocken- Spargelbeete dürfen nicht eingehen, sondern müssen von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die Mistbeete und das Gewächshaus sind besonders zu observiren. Muthwille und Unfug darf im Garten nicht getrieben werden. Das Uebrige ergiebt sich, wenn das Pachtquantum, die herrschaftlichen Reservata, und des Gärtners etwanigen Deputate und Inventarium regulirt sind, nach jedes Ortes Gelegenheit und Umständen, von selbst.

Der Küchen-Garten aber gehört für den Pachter. Er hat sich dessen zwar nach eigenem Gefallen zu bedienen; denn über den Ertrag dieser Früchte wird ihm keine Gewähr geleistet; wenn aber derselbe regulär angelegt ist, wird er ihn doch nicht so unordentlich bauen, daß die Symmetrie gestöret werde, weil dieses doch ein übles Ansehen giebt, und auch nicht allemal sogleich wieder herzustellen ist. Ueber dieses aber wird er ihn auch weder gänzlich auszehren, noch auch völlig verwüsten und verwildern lassen.

Oec. Nachr. II. B. 1759, 8. S. 310, fgg.

Beytrag zu guter Einrichtung einer Gartenverpachtung, st. in No. 50 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 613, f.

Der Gartenbau ist mit unter diejenigen Wirthschaftsbriken zu zählen, bey welchen die Pächter durch ihre Vernachlässigungen dem Eigenthümer nicht selten einen Schaden anzurichten pflegen, der in vielen Jahren nicht wieder gut zu machen ist. An der Beschaffenheit des Gartens an einem Landgute kann man es am besten wahrnehmen, ob das Gut

von dem Eigenthümer selbst bewirthschaftet werde, oder in Verpachtung stehe. Ein Garten, wenn er nutzbar seyn und bleiben soll, muß, mehrerwähntermaßen, in steter und guter Düngung unterhalten werden. Man stelle aber nur die auf dergleichen verpachteten Gütern befindlichen Gärtner über den schlechten Zustand des Gartens zur Rede, so wird man gar bald zur Antwort bekommen, daß solches nicht anders seyn könne, weil der Pachter dazu keinen Dünger hergeben will. Nimmt nun der Eigenthümer das Gut, nach geendigten Pacht Jahren, wieder an: so kann er erst nach vielen Jahren von dem ausgesogenen Gartenlande den gehörigen Nutzen wieder erwarten; des vielen Mistes, welcher, wenn solches bewirkt werden soll, darein vergraben werden muß, nicht zu gedenken. Ein Administrator pflegt sich, zumal wenn der Eigenthümer abwesend ist, und auf das Gut nur selten kommen kann, um die Erhaltung der Gärten wenig zu bekümmern, sondern ist gemeiniglich zufrieden, wenn nur der nöthige Kohl und Rüben darin wachsen. Muß aber ein Administrator, auf ausdrücklichen Befehl des Gutsherrn, den Garten im Stande erhalten, so fällt dieses demselben gemeiniglich doppelt kostbar, indem er sich um die kleinen Vortheile, deren man sich, zu Erhaltung desselben, ohne eigene Kosten zu verursachen, gar bequem bedienen kann, sehr wenig bekümmert. Ueberhaupt fallen alle die Einnahmen, die ein aufmerksamer, selbstwirthschaftender Gutsbesitzer von Zeit zu Zeit aus den Gartenfrüchten ziehen, und dadurch die Summe seiner Gutseinkünfte vermehren kann, unter diesen Umständen fast ganz hinweg. Um solchem Uebel vorzubeugen, hat man folgende Vorsichten zu brauchen.

Wer einen kostbaren, oder doch wenigstens nach ländlicher Art zierlichen Garten hat, und ihn gern in gutem Stande erhalten will, dem ist fast nicht anzurathen, daß er denselben dem Pachter mit übergebe, sondern er thut weit besser, daß er ihn von der Pacht ausnimmt, und wenn er nicht selbst auf dem Gute wohnt, einem vernünftigen Gärtner zur Berechnung überläßt. Ein solcher Garten kann ohnedieß bey dem Pachtanschlage nur in geringe Betrachtung kommen; die darauf zu verwendenden Kosten aber werden deshalb wenig ausmachen, weil der Gärtner, da er die dem Pachter zugleich überlassenen Küchen- und Obstgärten mitbestellt, auch von denselben mit unterhalten werden muß. Gemeiniglich pflegt man es in dergleichen Fällen dergestalt zu halten, daß der Pachter dem Gärtner das Deputat, der Eigenthümer aber den Lohn giebt. Durch diese Vermittelung wird die Sache beyden erleichtert.

Diese

Diese Vorsicht kann aber nur eigentlich bey den Lustgärten Statt finden. Die Küchen- und Obstgärten müssen, wie gedacht, dem Pachter eines Gutes mit überlassen werden. Denn eines Theils hat er dieselben, zur Consumtion für sich, das Gesinde und das Vieh, unentbehrlich nöthig; andern Theils aber werden zum Transport des Obstes und anderer Gartenfrüchte, wenn dergleichen zum Verkauf übrig ist, Menschen und Gespann erfordert. Diese können von dem Pachter des Gutes mit weit mehrerer Bequemlichkeit, ohne Versäumniß der Wirthschaft, hergegeben werden, als wenn ein anderer, der das Gut nicht hat, solches alles für baares Geld bewirken soll.

Damit aber auch diese Gärten in gutem Stande bleiben und erhalten werden mögen, so sind dabey hauptsächlich drey Stücke, wozu der Pachter in dem Pachtcontracte verbindlich zu machen ist, zu beobachten.

1. Es muß jederzeit ein guter und tüchtiger Gärtner gehalten werden. Besteht der Gartenbau bloß in gemeinen Obst- Kohl- und Rübengewächsen, so ist freylich kein kostbarer Kunst- und Orangeriegärtner dazu nöthig, sondern es kann auch solches von einem Manne, dessen Wissenschaft nicht so weit geht, bestritten werden; indessen muß er doch den Anbau der Küchengewächse und die Pflege der Obstbäume gründlich verstehen. Ist aber nebst dem Obst- und Küchengarten ein nach ländlicher Art zierlicher Lustgarten, auch wohl gar etwas an Orangerie und andern ausländischen Gewächsen vorhanden, so muß bey der Wahl des Gärtners auch auf solchen Mann, der dieses alles versteht, Rücksicht genommen werden. Ueberläßt man die Wahl des Gärtners dem Pachter, so hält derselbe, um das davon in Anschlag gebrachte Deputat und Lohn zu ersparen, wohl lieber gar keinen, sondern glaubt die nöthigen Küchengewächse mit seinen eigenen Leuten anbauen zu können, oder nimmt wenigstens nur solche an, die wegen ihrer bekannten Ungeschicklichkeit, nirgends anders unterkommen können, und daher für einen geringern Lohn dienen müssen. Bey dergleichen untüchtigen Leuten aber kann das Gartenwesen nicht anders, als nur schlecht unterhalten werden. Ein Eigenthümer thut daher wohl, wenn er, um dieses zu verhüten, sich die Bestellung und die Wahl des Gärtners in dem Pachtcontracte vorbehält, dergestalt, daß der Pachter zwar Jemand dazu vorschlagen, solchen aber niemals ohne ausdrückliche Einwilligung des Verpachters annehmen kann. Doch versteht sich von selbst, daß, wenn der Eigenthümer einen Gärtner mit höherm Lohn und

De-

Deputat, als in dem Pachtanschlage aufgeführt worden ist, bestellen wollte, er den Ueberschuß davon dem Pachter nicht aufbürden könne, sondern solchen selbst ertragen müsse.

2. Es muß der zur jährlichen Düngung des Gartens nöthige Mist gegeben werden. Man irret sich, wenn man glaubt, daß der in dem Gartenbaue aus Mangel des Düngers entstehende Schade nur den Pachter selbst treffe, und daher der Verpachter, sich binnen den Pachtjahren darum zu bekümmern, keine Ursache habe. Der hieraus erwachsende Schade wird mehr von dem Eigenthümer, nach Zurückgabe des Gutes, als von dem Pachter binnen seiner Pachtzeit, in welcher gemeiniglich der alte, schon in dem Garten steckende Dünger noch gegenhält, empfunden. Das Gartenland, welches nicht von Zeit zu Zeit den erforderlichen Dünger bekömmt, wird zuletzt zur Hervorbringung der Gartengewächse ganz und gar untüchtig; und es hält sehr schwer, ein dergleichen ausgesogenes Land wieder in den vorigen Stand zu setzen. Es müssen daher in dem Pachtcontracte solche Maßregeln genommen werden, daß der Pachter dem ihm in Pacht mit überlassenen Garten die nöthige Düngung nicht entziehen könne. Eine bloß unbestimmte dem Pachtcontracte mit einzurückende Clausel: daß der Pachter den zu dem Garten nöthigen Mist hergeben wolle, ist hier aber nicht hinreichend, sondern die Quantität des Mistes, die der Garten jährlich nöthig hat, muß eigentlich bestimmt und festgesetzt werden; alsdann weiß der Pachter, was er zu thun, und der Verpachter, was er von ihm zu fordern hat. Zu dieser Bestimmung des für den Garten nöthigen Düngers, sind die oben, S. 313, fgg. von der richtigen Bedüngung des Gartenlandes angegebenen Grundsätze, nämlich: 1) daß jährlich die Hälfte des Küchengartens frisch bedüngt werden müsse, und 2) daß im Durchschnitt auf einen Morgen Gartenland eben so viel Dünger, als auf einen Morgen Feldacker, zu rechnen sey, zur Richtschnur zu nehmen. Will man nun hiernach den von dem Pachter jährlich zu verabfolgenden Mist bestimmen, so darf man nur die Größe der in Pacht überlassenen Gärten überschlagen, so wird sich daraus, wie viel zu deren richtigen Bedüngung jährlich an Mist nöthig sey, von selbst ergeben. Betragen z. B. die sämtlichen Gärten 6 Morgen, so muß der Pachter so viel Mist, als zu drey Morgen Feldacker erfordert wird, in die Gärten liefern; und zwar an Schafmist 60 zweyspännige herrschaftliche Fuder. Da, wie a. ang. Orte festgesetzt worden ist, ein kurzer, verfaulter

Pfer-

Pferdemist überhaupt die beste Gartendüngung ist, dieser aber gemeiniglich für das Feld wenig geachtet zu werden pflegt, so werden die Pächter auch um so mehr damit zufrieden seyn, wenn diese Art von Mist vorzüglich von ihnen verlangt wird.

3. Es müssen die zur Bestreitung des Gartenwesens erforderlichen Arbeiter gestellt werden. Der Mangel an Arbeitern verursachet einen Schaden, der nicht bloß den Pachter binnen seinen Pachtjahren trifft, sondern sich auch auf die Zukunft erstreckt. Denn aus Mangel der Arbeiter geschieht es gemeiniglich, daß das Gartenland von Quecken und Unkraut nicht gehörig gereinigt werden kann; hat aber dieses einmal überhand genommen, so hilft weder Graben noch Düngen weiter, sondern der Garten muß, wenn man ihn wieder in Ordnung bringen will, von frischem riolet werden; und diese an sich kostbare Arbeit trifft dann gemeiniglich den Eigenthümer bey der Zurückgabe des Gutes. Die meisten Zeitpächter thun indessen nichts ungerner, als daß sie Leute in den Garten geben, wenn sie auch solche von andern nöthigen Wirtschaftsgeschäften füglich entbehren können. Es ist daher höchst nöthig, sie hiezu in dem Pachtcontracte ausdrücklich zu verbinden. Unbestimmte Clauseln des Contractes, sind hier ebenfalls, um den Pachter zu seiner Schuldigkeit anzuhalten, nicht hinreichend, sondern es muß nothwendig eine gewisse Anzahl von Leuten, die zur Unterhaltung der Gärten nöthig sind, ausdrücklich benannt werden. Man geht hierunter am sichersten, wenn man auch hiebey auf die Größe und Morgenzahl des Gartens Rücksicht nimmt; da dann auf jeden magdeb. Morgen von 180 Quadratruthen, das ganze Jahr hindurch 25 einzelne Dienstage, zumal, wenn der Gärtner einen eigenen Gartenknecht hat, vollkommen hinreichend seyn werden. Bey einem Gartenwerke von 6 Morgen, würden also 150 einzelne Dienstage erforderlich seyn; und ein nur etwas fleißiger Gärtner, besonders ein solcher, welcher die Arbeiter gehörig aufzumuntern und zur Arbeit anzuhalten weiß, wird damit allemal zurechte kommen können. Es müssen aber die Gartenarbeiter dem Gärtner nicht zur Unzeit über den Hals geschickt werden, sondern es muß von ihm abhängen, solche alsdann, wenn er sie mit Nutzen gebrauchen kann, zu fordern.

An den meisten Orten, wo die Wirthschaft ordentlich eingerichtet ist, pflegen die Hausinnen und Einlieger, welche jährlich gewisse Tage dienen müssen, zur Bestellung der Gärten gewidmet zu seyn; und dieses ist auch in der That die beste Methode,

indem

indem sich alsdann der Gärtner, so oft er Leute braucht, solche zur Arbeit bestellen kann. Auf besondere Zwangsmittel, den Pachter zur wirklichen Gestellung der im Pachtcontracte versprochenen Gartenarbeiter anzuhalten, bedacht zu seyn, hat man keine Ursache, indem der Gärtner, von welchem die Erhaltung des Gartens unter diesen Umständen hauptsächlich gefordert werden muß, schon von selbst darauf dringen, und die von dem Pachter darunter begangenen Saumseligkeiten anzeigen wird; und sollte der Pachter dem ungeachtet, seinem Versprechen zuwider leben, so ist der Eigenthümer, die Ersetzung des dadurch verursachten Schadens von ihm zu fordern, jederzeit berechtigt.

Oeconomia forensis, 2. Band, S. 401, f. und 3. Band, S. 95, fgg.

Daß bey einem verkauften Land-Gute die Orangerie, und die Säulen mit Statüen oder Blumentöpfen, ein Zubehör seyn, ist bereits oben S. 241, f. und 273, erwähnt worden.

Die Gärten werden auf allen Karten gleichmäßig bezeichnet; und es kömmt hiebey auf die Lage und Beschaffenheit der Gärten an. In den ökonomischen Plans wird alles ganz speciell angezeigt, was für Gänge der Garten hat, ob er mit Bäumen bepflanzt ist, oder nur Grabeland hat, u. d. gl. Der Güte nach, wird das Gartenland in dreyerley Arten abgetheilt. Das gute Gartenland wird roth und grasgrün; das ordinäre, braun und grün; das schlechte aber, gelb und grün gestreift.

Ich habe, auch von ökonomischen und medicinischen Gärten zu handeln, versprochen.

Daß die Landwirthschaft an vielen Orten noch verbessert werden könne, ist ohne Zweifel; daß es aber nicht geschieht, daran ist die Nachlässigkeit der Menschen Schuld. Es ist daher ein löbliches und höchst rühmliches Verfahren, wenn sich vornehme und gelehrte Hauswirthe mit vereinigten Kräften zusammen thun, und gemeinschaftlich zur bessern Aufnahme derselben arbeiten. In dieser Absicht sind gelehrte und erfahrne Landwirthe auf den Einfall gerathen, einen ökonomischen Garten anzulegen, um darin allerley Haus-

wirth-

wirthliche Versuche anzustellen. Ein solcher Garten muß 1) simpel eingerichtet werden. Hecken, Bäume, Einfassungen und Buchsbaum, müssen gänzlich wegbleiben; denn diese zehren das Land, saugen die Feuchtigkeit aus, und verhindern den freyen Zugang der Luft. Damit aber doch die Quartiere ordentlich eingefaßt bleiben, so müßte ein über diesen Garten bestellter Aufseher dahin sehen, daß er solche mit gewissen ökonomischen Kräutern, die sich dazu schicken, bepflanzte; z. B. Lucerne, Esparsette, Raygras, oder auch andern Sorten Kräuter, als: Waid, Scharte ꝛc. oder man könnte sie mit nützlichen Pflanzen, als: Thymian, Lavendel, Salbey und Spicke, bepflanzen, denn diese zehren nicht so sehr, und sind in der Wirthschaft brauchbar. 2) Es müssen die Quartiere in das Quadrat, und nicht im Triangel, angelegt werden; denn da es ein Garten zum Nutzen und zu Versuchen seyn soll, müssen alle Künsteleyen wegbleiben, weil in Betracht durch die Triangel vieles Land unnütz wegfällt. 3) Wenn dieser Garten in Quadrate getheilt wird, kann man, wie ich annehme, daß auch verschiedene ausländische Bäume und Sträucher einheimisch gemacht werden sollen, solche besonders dahin bringen. Um dieses Quartier könnte man wohl eine Hecke von niedrigen, ebenfalls zur Wirthschaft gehörigen Sträuchern ziehen. 4) Da viele Gewächse den Schatten lieben, so müßte man (wofern der Garten nicht schon also liegt,) solchen zu verschaffen suchen, keinesweges aber durch Hecken oder Bäume, sondern durch Gebäude. 5) Wäre um diesen Garten eine Mauer oder Wand, so könnte man zur Veränderung, Spaliere von fruchtbaren fremden, oder andern Bäumen anlegen und gebrauchen. 6) Die Quartiere sind dergestalt einzutheilen, daß in dem einen lauter wirthschaftliche Getraide-, in einem andern allerley Futter-, in einem dritten Farbekräuter, wieder in einem andern Sträucher und fremde Holzarten gesäet

säet und gepflanzet werden. 7) Es gehören in einen ökonomischen Garten alle Arten der Gewächse, die einen ökonomischen Nutzen haben; und zwar: a) Die unterschiedenen Arten von Feldgewächsen, die nicht überall gebauet werden, und bekannt gemacht zu werden verdienen, wiewohl auch mit verschiedenen gemeinen Arten, allerley Versuche, in Ansehung ihres Ertrages nach den verschiedenen Varietäten jeder Art, dem Boden, der Düngung, ihrer Vermehrung, ihrer Dauer, ihren Krankheiten ꝛc. gar füglich gemacht werden können. Von einigen dürfen nur einzelne Pflanzen, um sie kennen zu lernen, von andern mehrere, um Samen zu gewinnen und vertheilen zu können, erzielt werden. b) Die unterschiedenen Unkrautarten unter dem Getraide, und zwar sowohl nützliche, als schädliche. c) Die unterschiedenen Wiesen- und Triftengewächse, und besonders die bey uns noch gar nicht, theils nur hin und wieder wachsenden Grasarten; und zwar von einigen nur einzelne Pflanzen, von andern mehrere, wie Lit. a; wiewohl mit allen Arten Versuche zu machen sind, welche von allem Viehe gern, ungern oder gar nicht, gefressen werden. d) Die giftigen und sonst schädlichen Gewächse, in einzelnen Exemplaren. e) Allerley nützliche und sonst besondere nicht gemeine Gartengewächse. f) Medicinalgewächse, zu Instruirung einer landwirthschaftlichen Apotheke, insonderheit zur Vieharzeneykunst. g) Färbereygewächse. h) Gewächse zu besondern ökonomischen Absichten; z. B. Gewächse für die Schafe, die theils zur feinen Wolle, theils zum Fettmachen behülflich sind; Gewächse für die Bienen, und zwar theils im Frühlinge, theils im Sommer, theils im Herbste blühende, indem, wenn die Bienenzucht recht gehörig genutzet werden soll, an keiner Art Mangel seyn muß ꝛc. i) Obstbäume, Weinstöcke und Hopfen ꝛc. zu unterschiedenen Absichten, auch zu Versuchen; insbesondere eine

Baum-

besondre eine Baumschule, imgleichen schwarze, rothe und weiße Maulbeerbäume. k) Wilde Holzarten, zu unterschiedenen Absichten; z. B. alle Arten von Weiden, um hiebey etwas gewisses in Ansehung ihres Unterschiedes, Wachsthumes, in verschiedenen Boden, Nutzung ꝛc. zu bestimmen; alle Arten von Nutzholz; Buschholz ꝛc. so mit Nutzen zu hohen Bäumen anzuziehen ist; die Gewächse zu lebendigen Hecken, und auf verschiedene Art angelegte Hecken selbst, fremde Holzarten, die bey uns noch einheimisch zu machen sind; wilde Baumschulen ꝛc. 8) Die Eintheilung von viererley Erdreich ist höchst nöthig, in Betracht dessen, daß es auf Versuche ankömmt, und man wissen muß, in welchem Boden dieses oder jenes Gewächs am besten gedeihet.

No. 10. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1766, S. 91; und No. 4. dess. v. J. 1768, S. 44, f.

Ein dergleichen vortreffliches Institut, woraus, durch gründlichen Unterricht in der öffentlichen und Privatöconomie, insonderheit für die adeliche Jugend, und mithin für das Beste des Staates, sehr viele wichtige Vortheile geschöpfet werden können, ist der seit einigen Jahren bey der kaiserl. königl. Theresianischen Academie zu Wien angelegte öconomische Garten, nebst dem dazu gehörigen Gebäude oder Museum, wovon Fig. 857 den Abriß liefert.

In dem Gebäude enthält AAA den Thiersaal; BBB, die Fossilien und Mineralien; CC, die Maschinen für die gemeine Wirthschaft, den Wasser- Fabriken- und Bergbau: DD, den physikalischen Saal, worin die dazu nöthigen Maschinen und Werkzeuge enthalten sind; EE, die Küche, für die gemeine Wirthschaftschemie, für die Docimastik und Färbereyen; F, das Behältniß für die Duplicate, welche zu verwechseln sind; G, das Samenbehältniß oder Seminarium für den öconomischen Garten; H, verschiedene schon bearbeitete Stoffe; I, den Eingang in das Gebäude von der Gartenseite. K, Vorhof des Einganges in das Gebäude aus der Academie.

Der ökonomische Garten ist in verschiedene Plätze nach einer systematischen Ordnung eingetheilt. Auf dem ersten Platze, L, werden die verschiedenen Gattungen des Düngers, wie auch der frucht- und unfruchtbaren Erdarten, der Jugend gezeigt. Unter den unfruchtbaren Arten des Erdbodens stehen, in ihrer Ordnung, die Arten des Sandes, des Grieses, des Thones, des Märgels, der Kreide, des Schuttes, und der Felsen. Diese, obschon in Ansehung der menschlichen Nahrung unfruchtbare Erdarten ernähren doch eine nicht geringe Anzahl verschiedener Gewächse, welche auch, hieher versetzt, sehr wohl fortkommen. Der zweyte Platz, M, ist wieder in zween andere abgetheilt. Der eine enthält alle Ackerfrüchte, als: die verschiedenen Gattungen des Weizens, des Kornes, des Habers; kurz, alles, was einen mit dem Pfluge zu bearbeitenden Boden erfordert. In dem zweyten stehen alle bekannte Gartenpflanzen, die der Mensch zu seiner Nahrung anwendet. Auf dem dritten Platze, N, stehen alle Feld- Wiesen- und Wasserpflanzen, zum Futter und zur Arzeney für das Vieh. Auf dem vierten Platze, O, die Pflanzen, welche zur Färberey angewendet werden. P, die Blumen, zur Zierde der Gärten. Q, kleinstämmige, und R, hochstämmige Obstbäume aller Arten. S, Pfropf- und Oculierschule. T, Weingarten. V, Hopfengarten. W, wilde und zahme Bäume, welche zum Brennholze, zum Gebrauche des Schreiners, des Drechslers, des Zimmermannes und anderer Handwerke bestimmt sind.

Die Abhandlungen, welche bey jedem Platze insonderheit vorgenommen werden, sind folgende. Der erste Platz enthält die Pflanzen, aus denen man mit der Zeit eine ganz gute und fruchtbare Erde, oder wenigstens eine Verbesserung derselben zu hoffen hat. Die auf einer Tafel befindliche Inschrift: Generant & foecundant, zeigt an, was diese Pflanzen vermögen. Die Unterweisungen, welche hier vorgenommen werden, handeln: 1) von verschiedenen Mischungen einer Erdart mit der andern, um Fruchtbarkeit zu vermehren; 2) von der Beschaffenheit, Wirkung und Verschiedenheit des Düngers; 3) von den öftern Bestellungen des Erdbodens durch den Pflug an statt des Düngers; 4) von Vergleichung der Wirkungen des Düngers mit den Wirkungen des Pfluges; 5) von der Art und Weise, durch verschiedene Pflanzen zu düngen, oder vermittelst der Abwechselung der Fäulniß und des Wachsthumes der nämlichen Gattung von Pflanzen einen öden und unfruchtbaren Boden wenigstens nach Verlauf einiger Jahre mit guter Erde zu belegen;

6) von

6) von dem Gebrauche eines unfruchtbaren Erdbodens vermittelst derer Pflanzen, die noch auf demselben fortkommen, und mit welchem Vortheile dieselben in der Viehzucht, oder zur Färberey, oder sonst, angewendet werden können. Der zweyte Platz, welcher die Pflanzen, die den Menschen nähren und kleiden, enthält, hat zur Inschrift: Nutriunt & tegunt hominem. Der dritte Platz, welcher mit Kräutern und Pflanzen, die eigentlich zur Wirthschaft gehören, bestellt ist, hat die Inschrift: Alunt & sanant pecora. Der, mit Färbekräutern bewachsene, vierte Platz: Tingunt textilia. Der mit wilden und einheimischen Bäumen besetzte: Torno, Dolabræ, Asciæ, Foco.

Kaiserlich-königliche privilegirte Realzeitung der Wissenschaften, Künste und der Kommerzien, Wien 1775, 8. S. 536, fgg.

Bey den botanischen oder medicinischen Gärten, worin die zur Arzeney und eigentlich so genannten Kräuterkunde (Botanik) gehörigen Pflanzen gezogen werden, kann eine verschiedene Einrichtung Statt finden. Ich gedenke hier bloß unsers berlinischen botanischen Gartens, nach der in Hrn. Nicolai Beschreib. von Berlin, S. 784 fgg. befindlichen Nachricht des Hrn. Prof. Gleditsch.

Dieser vor dem Potsdammer Thore belegene so genannte Garten der königl. Academie der Wissenschaften, war, von alten Zeiten her, ein Grundstück, welches von dem churfürstlichen Hause selbst genutzet wurde. Er ist auf der Feldmark des Dorfes Schöneberg, zur Rechten der Potsdamer Straße, an dem so genannten Hopfenbruche, etwa eine Viertelmeile von Berlin, im teltowschen Kreise, gelegen. Ehedem war er ein churfürstlicher Hopfengarten, in welchem der Hopfen für die damalige churfürstl. große Brauerey zu Berlin gebauet wurde. Es hatte derselbe einen besondern Hopfengärtner. Da der Churfürst Friedrich Wilhelm 1679 aus seinen Feldzügen wieder nach Hause kam, und die ökonomischen Umstände seines Hofstaates sowohl, als der andern in höchsten Verfall gerathenen Land- und Stadtgewerbe wieder in Ordnung brachte, so fand er gut, die sonst eingeführt gewesenen Deputate, welche seine Unterbedienten an hier aus gedachter Brauerey in natura bis dahin erhalten hatten, bey dieser Gelegenheit nebst der Brauerey und dem Hopfengarten abzuschaffen, den Bedienten aber statt der Deputate ihr Gehalt in baarem Gelde zu erhöhen.

Es war der Anbau der Küchen- und Gartengewächse, sowohl in der berlinischen Gegend, als in der übrigen Mark, wegen vorhergegangener Verwüstung im dreißigjährigen Kriege, in großen Verfall gekommen, daß an den meisten Baumfrüchten, Kohl und Gemüse fast ein gänzlicher Mangel war. Selbst wenn der Churfürst auf seine Tafel dergleichen Früchte, Blumenkohl, Sellerie u. d. gl. nöthig hatte, mußten sie mit der Post von Hamburg, Braunschweig, Erfurt und Leipzig verschrieben werden. Der Churfürst, welcher in seinen vormaligen Feldzügen, und auf den dabey gethanen vielen Reisen, dies- und jenseits des Rheinstromes, im Clevischen, Holland, und den Niederlanden, in diesen Umständen weit bessere Baum- und Küchengärtnereyen zu sehen, auch bessere Früchte zu genießen, gewohnt worden war, war bedacht, dergleichen in seinem Lande selbst einzuführen. Er war in dieser Zeit ein großer Kenner und Liebhaber von Gärten geworden, und legte so gar selbst Hand an; durch welches große Beyspiel viele von seinen hohen Bedienten nebst dem Landadel aufgemuntert wurden, dergleichen auf ihren Landgütern einzuführen, wovon die Folgen in einigen königlichen Provinzen noch vorhanden sind. Der eingegangene **Hopfen-Garten**, welcher ein länglich schmales Viereck vorstellte und nach hiesigem Feldmaße etwa eine Hufe Landes weniger zwey kleine Morgen enthält, schien dem Churfürsten, zu den ersten Versuchen, und zugleich zu einer kleinen Retirade, am bequemsten zu seyn. Er verschrieb sich, zu dessen Anlage, aus dem Holsteinischen einen wegen Geschicklichkeit und Erfahrung in besonderm Rufe stehenden Küchengärtner, Michelmann, durch welchen er sich den Platz zu seinem besondern **Obst- und Küchen-Garten** einrichten ließ. Der Churfürst selbst pflanzte, pfropfte, säete und erzog Früchte und Gewächse mit eigner Hand, über deren Verzeichniß, Einsammlung und Ordnung er in allem genau halten ließ, so, wie über die Ablieferung derselben in die Küche und auf die Tafel selbst. Zu mehrerer Beförderung dieses Werkes, legte er dem Garten von den benachbarten Dörfern so viele Hofdienste zu, als nöthig waren. Er kaufte zwey auf der berlinischen Stadtflur gelegene Wiesen dazu, legte aus dem churfürstl. Stalle einen beständigen Knecht nebst zwey Pferden dahin, welche aus dem Stalle unterhalten werden mußten. Aus Italien, Frankreich, England und Holland, ließ er alle zu seiner Zeit besonders bekannte Samen, Gewächse und Baumarten bringen. Seine auswärtig residirenden Minister und Residenten konnten sich nicht beliebter machen, als durch

Ueber-

Uebersendung von vorbesagten Gewächsen. Wegen des zu der Zeit noch nassen und torfigen Grundes im Garten, ließ er denselben sowohl auf beyden Seiten, als hinterwärts, mit langen und tiefen Gräben versehen, die er mit Fischen besezen ließ. Etliche von Adel beeiferten sich damals stark um die Wette, ihre Küchen- und Obstgärten nach dem Exempel des Churfürsten durch Einführung neuer brauchbarer Frucht- und Gewächsarten immer nuzbarer zu machen, und die Arten unter die Unterthanen zu verbreiten.

König Fridrich der I, welcher in seinen jüngern Jahren mit seinen Herren Brüdern zur Sommerszeit manche Jahre sich im Küchengarten hatte aufhalten müssen, ließ den Sohn des Gärtners Michelmann auf seine Kosten reisen, und machte den churfürstlichen Küchengarten zu einem königlichen Lustgarten. Er ließ ihn nach der neuen Art anlegen, mit Glas-Früh- und Treibhäusern, einiger Orangerie und mit vollkommenen Hofdiensten von 14 Dörfern versehen, und bestätigte den von Reisen zurückkommenden jüngern Michelmann in die Stelle seines Vaters, welcher daselbst neue seltene und gute frühe Fruchtarten, Blumen und Küchengewächse erzog. Ein dabey besonders angelegter Kleegarten, gab indessen den versprochenen Nuzen nicht, so wie er auch in neuern Zeiten zu dem vorhabenden Saffran Bau des Hrn. v. Justi ganz ungeschickt war, und hernach den Unterthanen von Schönberg eingeräumet wurde. König Friedrich Wilhelm nahm von diesem Lustgarten alle Hofdienste von 14 Dörfern, bis auf 6 Tagelöhner weg, wovon sich die Folgen bei der Unterhaltung bald zeigten. Die übrigen Regalien hingegen wurden dabey gelassen, und der Garten lieferte auf die königl. Tafel und nach der Küche an Früchten und Gewächsen, was er konnte; wie es auch noch die ersten 12 Jahre unter Friedrichs II. Regierung insgemein geschehen ist. Der Vorrath an Gewächsen und andern zur Orangerie gehörigen fremden Bäumen fast aus allen königl. Lustgärten ward zur Unterhaltung, bis auf weitere Bestimmung, in diesen Garten gebracht, und deshalb ein neuer Unterhaltungsetat gemacht. Hiezu kam noch ein auserlesener Vorrath von indianischen und andern Glashausgewächsen aus der vormaligen oranischen Erbschaft König Wilhelms III. von England. Es befanden sich darunter viele Originale als Geschenke aus Ostindien von den Kolonien. Der Gärtner unterhielt diesen ansehnlichen Vorrath so gut er konnte, bis endlich der geh. Rath u. Leibmedicus Gundelsheimer sich diesen Garten ausbat, mit

dem Erbieten, daß er ihn unter den dabey befindlichen Regalien, wegen Menge der dazu schon vorhandenen Gewächse für seine Kosten unterhalten, und zu einem botanischen Garten einrichten dürfte. Er unterhielt ihn, und that jährlich einen starken Zuschuß. Er starb aber, da er kaum den Anfang mit seinen Einrichtungen gemacht hatte. Der angefangene botanische Garten blieb, fast ohne alle Hülfe, dem Gärtner überlassen, welcher deshalb nach wiederholten Beschwerden es dahin brachte, daß dessen Unterhaltung der damaligen Societät der Wissenschaften aufgetragen wurde, welches ihr bey ihren schwachen Einkünften sehr beschwerlich ward, zumal da der kön. Hofapotheker Gelegenheit fand, zu bewirken, daß der Garten einen gewissen Theil von Medicinkräutern für die Apotheke erbauen mußte. Der Garten führte damals drey neue Namen abwechselnd, und wurde bald Societäts-, bald königlicher Kräuter- bald Apotheker-Garten genannt. Der sel. Prof. der Botanik, Hr. D. Ludolff, bediente sich von Stiftung des Collegii medico-chirurgici, seit 1723, der Pflanzen des Gartens zu seinem öffentlichen Unterrichte, im Namen desselben Collegii, welches damals einen Theil der Societät der Wissenschaften ausmachte, und hielt monatlich eine, auch zwo öffentliche Pflanzendemonstrationen im Garten. (denen ich in den Jahren 1744 bis 1746 beyzuwohnen das Glück hatte.) Er ließ auch ein Verzeichniß der Pflanzen drucken. (*) Im Jahre 1744 ward dieser Garten von der neuen Akademie der Wissenschaften dem berühmten Hrn. Gleditsch, als königlichen Botanicus und Professor, zur Aufsicht und völligen Einrichtung übergeben, welches letztere 1746. zu Stande kam. Es wurden neue Gewächshäuser gebaut, und wegen Menge der fremden Pflanzen vermehrt, auch die in freye Luft aushaltenden Stauden und Sommergewächse systematisch geordnet, und dazu ein Seminarium errichtet. Zu Beförderung dieser Anstalten, that dieser unermüdete Botaniker unterschiedene Reisen, und schaffte überhaupt

(*) D. *Mich. Matthiæ Ludolff* Catalogus plantarum, fauente, quam lectiones, quæ in Collegio medico-chirurgico publice habentur, suppeditant, occasione heic, Berolini, uti hactenus per multos jam annos demonstratarum, sic maximam partem imposterum quoque demonstrabilium, qui nomina earundem præcipua, præprimis Tournefortiana, Linnæanique fide recenset, synonyma vero alia selectissima breviter innuit, rei botanicæ publicæ non minus, quam privatæ usui dicatus, Berol. 1746, 8. 15. B.

haupt so viel herbey, daß die Anzahl der Pflanzen mit den darin ohne Unterhaltung von selbst wachsenden Schilf- Gras- Moos- Schwamm- und andern Wassergewächsen auf 6000 angewachsen war. Da aber der Garten den Wasserschäden von je her ausgesezt gewesen ist, durch dieselben und durch harte Winter viel gelitten hat; da er durch den feindlichen Ueberfall 1760 seines Zaunes beraubet worden ist, und eine Zeit her uneingehägt gestanden hat, bis er, auf Befehl des Königs, vor etlichen Jahren mit einer Mauer versehen wurde, so kann man die Anzahl von Gewächsen gegenwärtig nicht übr 2600 rechnen. Es sind auserdem, seit dieser Zeit, Veränderungen darin gemacht worden, so daß der jezige botanische Garten (*) von dem Garten der königlichen Academie nur der vorderste und kleinste Theil ist, worin neue Gewächshäuser erbauet worden sind, und worin eine beträchtliche Sammlung von fremden Arzeney- und öconomischen Gewächsen vorhanden ist. Dieselbe wird, durch die unermüdete Sorgfalt des großen Pflanzenkenners, des Hrn. Gleditsch, beständig unterhalten, und auch vermehret. Man kann überhaupt von diesem wenig bekannten Garten, (welcher zu seinem Zwecke sehr bequem liegt, da darin fettes, mageres, lockeres, festes Garten Land, trockner Heideboden, schlechtes Sandland, Sümpfe und Wiesengrund anzutreffen sind,) mit Wahrheit behaupten, daß er von Zeit zu Zeit, verschiedenen botanischen Gärten und Pflanzungen, (**) theils

(*) Dessen ganze wirthschaftliche Umstände werden von der öconomischen Commission der königlichen Akademie der wissenschaften besorget.

(**) Hr. Prof. Gleditsch hat in seinem Pflanzenverzeichniß zum Nuzen und Vergnügen der Lust- und Baumgärtner und aller Liebhaber von fremden und einheimischen Bäumen, Sträuchern und Staudengewächsen, die zur Beförderung einer bessern Erkenntniß im gemeinen Wesen, auch sonst in vielerley botanischen, physicalischen und öconomischen Absichten, sowohl in öffentlichen, als andern Gärten, abwechselnd unterhalten werden, nebst kurzgefaßten Anmerkungen, die deren Pflege, Vermehrung, Pflanz- und Blüthezeit, Wurzeln, Früchte, äuserlichen Anstand, Standplätze, Nuzen und verschiedentlich veranlaßte Experimente betreffen, Berl. 1773, gr. 8. 1 A. 6. B einen großen Theil der in diesem Garten gezogenen Gewächse den Liebhabern bekannt gemacht, und dabey noch die sehr gemeinnüzige Anstalt getroffen, daß die zu Pflanzungen nüzlichen Bäume und Sträucher in Anzahl gezogen, und Liebhabern für ganz billige Preise überlassen werden können. Es ist

den Anfang, theils beträchtliche Zusätze gegeben, und daß dadurch die Cultur dieser Gegend von Berlin ungemein verbessert worden ist.

Oratio de hortorum academicorum utilitate, quam Viro generosiss. & consultiss. *Jo. Henr. de Sprekelsen*, insigni rarissimarum plantarum thesauro Academiæ Juliæ hortum liberaliter ditinti, gratias decentes acturus publice recitabat *El. Frid. Heisterus*, d. 28. Aug. 1739. Helmst. 1740. 4. 4 B.

Jo. Ge. Siegesbecks Intimation wegen eines anzulegenden horti oder viridarii botanici, st. im 18. Vers. der Brißl. Samml. Dec. 1721, Cl. VI. Art. 3.

Es folgt ein Verzeichniß einiger zum Gartenbaue gehörigen Schriften.

The exact Gardiner, Lond. 1640, 4.

Le jardinier françois, qui enseigne à cultiver les arbres, avec la suite, à Amst. 1654, 8. 2 Voll. 1662. 1668. 1675.

Engl. übers. The french Gardiner, 3de edit. Lond. 1676.

Inquiries concerning the use and culture of Kitchin-garden and Winter-greens, st. im III. B. der Philos. Transact. for the year 1668. No. 40. S. 799—801.

Der sorgfältige Hausvater, oder gründliche Anleitung zum Gartenbau, nach den 12 Monaten des Jahrs eingerichtet. Von einem Liebhaber der Gärten mit Fleiß zusammengetragen und herausgegeben, Osnabr. 1674, 1 A. 6 B.

Abregé pour les arbres nains & autres, contenant tout ce qui les regarde, à Par. 1675, 12.

Systema horticulturæ, containing in english the Art of gardening, in tree books; by *J. W.* Lond. 1677, 8.

Instruction pour le jardin potager, à Par. 1678, 12.

Nouveau traité de la culture des jardins, à Par. 1692, 12.

J. F. H. der curieuse und kluge Gärtner, Lpz. 1692, 8.

Ecole des jardiniers, Bern. 1696.

Traité de la maniére de semer dans toutes les saisons de l'année toutes sortes de graines & plantes, tant potageres que fleurs & oignons de fleurs, graines d'arbres & autres, à Par. 1710, 12. 54. S.

La théorie & la pratique du jardinage, où l'on traite à fond des beaux jardins, appellez communement les Jardins de propreté, comme sont les parterres, les bosquets, les boulingrins &c. contenant plusieurs plans & dispositions générales de jardins, nouveaux desseins de parterres, de bosquets, de bouligrins, labyrinthes, sales, galeries, portiques & cabinets de treillages, terrasses, escaliers, fontaines, cascades, & autres ornemens, servant à la decoration & embellissement des jardins, avec la maniere de

deshalb ein Verzeichniß und kurze Beschreibung der meistens ausländischen Bäume und Sträucher, die in dem botanischen Garten der königl. Academie der Wiss. in Berlin gezogen, und Liebhabern können überlassen werden, zu Berlin, 1773, auf 4 Octavbögen gedruckt worden.

de dreſſer un terrain, de le couper en terraſſes, & d'y tracer & executer toutes ſortes de deſſeins, ſuivant les principes de la Géometrie; & la méthode de planter & élever en peu de temps tous les plants, qui conviennent aux baux jardins: comme auſſi celle de rechercher les eaux, de les conduire dans les jardins, & d'y conſtruire des baſſins & fontaines, avec des remarques & regles générales ſur tout ce qui concerne l'art du jardinage. à Par. 1710, 4. 1 A. 1. B. n. 32. K. T. à la Haye, 1711, 1715, 1739. Quatrième edition revuë, corrigée & augmentée conſiderablément, & enrichie de nouvelles planches, à Par. 1747, 4.

Engl. überſ. The theory and pratice of gardening. Lond, 1712, 4.

Nie erhörte wunderbare Gartenluſt, Hamb. 1710, f. 7 B. n. 8 K.

Le menage des champs, & le Jardinier françois, accommodez au goût du tems, dan lesquels on peut apprendre facilement à appréter tout ce qui eſt neceſſaire pour l'uſage de la vie, à la campagne & même à la ville, & la maniere de cultiver parfaitement les jardins fruitiers, potagers & fleuriſtes, avec un Traité de la chaſſe & de la pêche. à Par. 1711, 12. 536. S.

Der neuangekommene holländiſche Gärtner, Nürnb. 1729, 12.

The practical huſbandman and planter, monthly continued by a Society of huſbandman and farmers. Lond. 1733. 1734. 8.

Bewährte Gartengeheimniſſe, wie Pflanzen und Blumengewächſe zu tractiren. Nebſt ſympathetiſchen Wirkungen der Natur und einem Anhang von der rechten Baumzucht, inſonderheit der Zwergbäume, und andern Gärtnereyen; aus dem Franz. überſ. und mit Kupfern verſehen. Nürnb. 1734, 8. 12. B. n. K. T.

Neue Aufl. u. d. T. Wohlbewährte Gartengeheimniſſe, wie Pflanzen und Blumengewächſe zu tractiren ꝛc. Vierte und über die Hälfte vermehrte Auflage. Nürnb. 1743, 8. 1. A. 1. B. Fünfte Aufl. Wien und Nürnb. 1752, 8.

Parnaſſus hortenſis, oder vollkommene Gartenſchule, beſtehend in 3 Theilen. I. Wie man Citronen, Chineſer Aepfel, Oranien-Myrtus- und Lorbeerbäume mit leichter Mühe ziehen und erhalten, auch zum frühzeitigen Fruchtbringen zwingen, die Blumen, wes Namens ſie ſeyn, vergrößern, multipliciren, in unterſchiedenen Farben verändern und erhalten könne, mit dazu dienlichen Figuren, die Handgriffe deſto beſſer zu erſehen, ausgeziert. II. Die Obſtbäume nach der Lunation zu pflanzen, zu propfen, zu oculiren, für allen Anſtoß ſelbige conſerviren und curiren, auch das Obſt zu verſchönern, nebſt einem Bericht, wie man den Wein einlegen, pflegen und beſchneiden ſoll. III. Der Kraut- und Küchengarte, darin alle nach des Monden Lauf und geſtirnten Zeichen, zu ſäen und zu pflanzen, richtig mitgetheilt, aus Selbſterfahrenheit. Magdeb. 1739, 8. 1747, 8. 1. A. 1. B.

Anzeige der in dieſem Buche befindlichen abgeſchmackten Gartenregeln, ſt. in G. Kammelt gemeinnütz. Gartenregeln, 2 Th. Halle 1771, 8. S. 312—314.

Anmerkung wegen der denen Landgütern ſchädlichen und nachtheiligen Anrichtung großer Luſt- und Krautgärten, und dagegen vor-

vortheilhafter Nutzung der Baum- und Obstgärten, st. im 42 St. der Leipz. Samml. 1747, 8. S. 507—524.

Les agremens de la campagne, ou remarques particulieres sur la construction des maisons de campagne plus ou moins magnifiques; des jardins de plaisance, & de plantages, avec les ornemens, qui en dependent: tant pour les bâtir avec tout l'avantage possible, que pour en prépater les fonds, en corriger les défauts, les plantes de bons arbres fruitiers & autres pour former de belles allées, & enfin pour y pratiquer avec succès les grands reservoirs d'eau, des canaux & viviers. On y a ajouté un Traité touchant la maniere de couper & de multiplier les arbres fruitiers & sauvages, avec une description exacte des moyens qu'il faut employer pour avoir chaque anné beaucoup de raisins en plein air, ou pour en faire venir de précoces dans des Serres artificiellement échaufées, soit par le feu ou autrement. On y apprend encore, comment on peut cultiver & multiplier dans ce pais froid, les Ananas, les Citroniers, les Limoniers, les Orangers, & autres plantes des climats chauds. On y trouve de plus une instruction sur la maniere de construire les thermometres nécessaires en pareils cas, avec des obss. sur la culture des fruits de terre, & des legumes &c. &c. Le tout orné des planches nécessaires, & fondé sur l'experience & des obss. faites avec soin pendant l'espace de cinquante ans. à Leyde & Amst. 1750, 4. 2 A. 10. B. n. 15. K. T.

Holländ. übers. Byzondere Anmerkingen over het aenleggen van pragtige en gemeene Landhuizen, Lusthoven, Plantagien en aenklevende cieraeden &c. Leiden 1757, 4.

Deutsch übers. Annuthigkeiten des Landlebens, oder sonderbare Anmerkungen, wie man Landhäuser und Gärten anlegen, und die Plätze gehörig eintheilen und auszieren könne; nebst einer vollständigen Nachricht von der Wartung allerley Obst- und wilder Bäume, Orangerien und Gewächse, so in Treib- und Glashäusern, auch sonsten gezogen werden, imgleichen aller übrigen Erdfrüchte und Küchengewächse, so wie eine funfzigjährige Erfahrung solches gelehret hat. Aus dem Holländ. und Französ. übersezt. Götting. 1758, gr. 4. 1 A. 20. B. n. 16. K. T.

Eines Schlesischen von Adel schriftliche Nachricht von einer menagirlichen Lustgartenbestellungseinrichtung, st. im 57. St. der ökon. Nachr. Lpz. 1753, 8. S. 687—690.

Sendschreiben, den Gartenbau betreffend, st. im 77. St. ders. 1754, S. 371—374.

Reflexions sur quelques parties de l'agriculture & du jardinage; st. im 1. Th. des Nouvelliste oecon. & litter. p. l. m. de Juill. & d'Août 1754. S. 27—37.

Traité sur la culture des jardins, par le Jardinier du Mil. Robert Manners. à Londr. 1755.

Le bon jardinier. Almanach pour l'année 1756, contenant une idée générale des quatre sortes de jardins, les régles pour les cultiver, & la maniere d'élever les plus belles fleurs. à Par. 1756. Nouvelle edition considerablement augmentée, & dans la-

laquelle la partie de fleurs a été entierement refondue par un Amateur, à Par. 1759. 1766.

Vermischte Gartenanmerkungen, st. im 8. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 188—191; 12. St. S. 456—458; 15. St. S. 269—279; und 21. St. S. 264—271.

Die bekannten 138 neuentdeckten, anjezo vermehrten Geheimnisse oder Kunststücke. Bresl. 1756, 8.

Résolution d'une question problématique d'un Architecte, sur le changement ordonné d'une nouvelle décoration de jardins, st. im 13. Th. des Nouvell. oecon. & litter. p. l. m, de Juill. & d'Août 1756, S. 150—154.

A question proposed by a Lady to a Gentleman: why is a Gardener the most extraordinary Man in de World? st. im Lond. Magaz. for Feb, 1760, S. 92.

Von der Gärtnerey und Baukunst. Aus dem Engl. st. im 26. B. des Hamb. Magaz. 1763, 8. S. 270—312.

Schreiben von den vornehmsten Regeln des Gartenbaues, st. im Hamb. Journal, d. Mon. Dec. 1765. S. 1125—1134.

Von der Verbesserung des Gartenbaues, s. J. W. C. A. Freyh. v. H. L. 3. A. nüzl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Frf. und L. 1766, 8. S. 43—55.

Abregé des instructions sur le jardinage, qui font partie de l'année champêtre, à Avign. 1767, 12. 164. S.

S*** Anmerkungen vom Gartenbau, st. im 45 und 46. St. der gel. Beytr. zu den Brschw. Anzeig. v. J. 1767.

Geschichte eines Gartens von 1767, zum Gebrauch fürs Jahr 1768, st. im 12, 17 und 30. St. des Hannov. Mag. v. J. 1768.

P. P. Gartenbeobachtungen für die magern Heidegegenden, st. im 35. St. dess. v. J. 1769.

Observations on modern gardening, illustrated by descriptions. Lond. 1770, gr. 8. 257. S.

Der wohl unterrichtete Gärtner, welcher nicht nur von dem Obst- und Küchengarten, bornämlich der Baumzucht, zuverlässigen Unterricht ertheilet, sondern auch viele neue Versuche entdeckt. Nach der neuesten vielvermehrten Auflage aus dem Französ. übersezt, und auf den deutschen Erdstrich praktisch eingerichtet. Bayreuth und Lpz. 1771, 8. 1. A. 4. B.

✡ ✡

Marquard Adelkofers gründliche Gartenschul, welche in drey Theilen lehret, wie man einen Blumen- Küchen- und Baumgarten recht nüzlich anlegen und pflegen soll. m. K. Augsb. 1778, 8.

Der verständige Gärtner über die 12 Monate des Jahrs. In Holländischer Sprache beschrieben von *P. V. Aengeln.* Wolfenb. 1667. 1669. 12. 10. B. 1695, 8. 1734, 8.

Année champêtre. Partie qui traite de ce qu'il convient de faire chaque mois dans le potager. (par Mr. *d'Ardene*) à Par. 1769. 12. 3. Vol.

Theorie & pratique du jardinage, ou l'on traite à fond des beaux jardins, appellés communement les jardins de plaisance, par Mr. *d'Argenville*, 3me edit. la Haye 1739, 4. m. K.

On fruit-trees, and some observations on Bacon's natural history, by *Rob. Austen*, Lond. 1653. 1757. 1758. 1667, 4.

Franc. Baconi, Bar. de Verulamio, de hortis, st. in dessen Sermon. fidel. eth. polit. &c. und in dessen Opp. omn. Epf. 1694, f. S. 1214—1218.

Deutsch übers. von den Gärten; Franz Bacons moralische, polit. und ökonominische Versuche, Bresl. Thorn und Lpz. 1762, gr. 8. S. 212—223.

Nourseries, Orchards, profitable Gardens an Vineyards encouraged; the present obstructions removed, and probable expedients for the better progress proposed; in several letters out of the Country, by Dr. *Joann. Beale* and Mr. *Anth. Lawrence*, Lond. 1676.

Some agrestic observations and advertisements tendig to improve Gardens and other Land, from Dr. *John Beale*, st. im XII. B. der Philos. Tranfact. for the year 1677, No. 133, S. 816—820; und No. 134, S. 846—852; s. auch No. 136, S. 891.

Joh. Casp. Bechstedts vollständiges niedersächsisches Land- und Gartenbuch. Erster Theil, vom Ackerbau und von Fruchtbäumen. Flensb. und Lpz. 1772. 8. 1 A. 10 B. Zweyter Theil, von Blumen, 1772. 1 A. 1 B. Dritter Theil, von Pflanzen, welche zur Zierde der Gärten dienen 1773. 2 A. 13 B.

Von Gartenkräutern, s. Hrn. Prof. Joh. Beckmann Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, Gött. 1775, 8. S. 177—262. Von Garten- oder Obstbäumen, S. 163—322.

Blavet, siehe unter Nolin.

Lehrbuch der Landwirthschaft. Dritter Theil vom Gartenbau. Von Jo. Aug. Fried. Block Lpz. 1774, 8. 10 und ein halb Bog.

Alex. Blonds neueröffnete Gärtneracademie, oder: die Kunst, Pracht- und Lustgärten samt derselben Auszierungen und Wasserwerken wohl anzulegen, mit 33 Kupfertafeln versehen, und aus dem Franz. ins Deutsche übers. von Franz. Ant. Danreitter, Augsb. 1769, 8. 1 A.

Le Jardinier d'Artois, ou Elemens de la culture des jardins potagers & fruitiers, par le *F. G. Bounelle*. à Arras, 1763, 8. 310. S.

Traité du jardinage selon les raisons de la nature & de l'art, par *Boyceau de la Baraudiere*. à Par. 1689, 12. 1707.

Rich. *Bradley* the gentlemans & gardiners Kalendar. Lond. 1718. 8.

Franz. übers. Le Calendrier des jardiniers, qui enseigne ce qu'il faut faire dans le potager, dans les pépinieres, dans les serres & dans les jardins de fleurs tous les mois de l'année. Traduit de l'angl. de Mr, *Bradley*. Plus une description des serres. & la maniere de cultiver les Ananas en Hollande & en Allemagne, avec des planches, & une instruction pour construire & gouverner les dites serres. Ouvrage utile aux Jardiniers, & à tous ceux qui ont des jardins potagers, des pépinieres, des parterres & des fleurs, à Par. 1743, 12. 182. S.

Eb. deſſ. new improvemets of Gardening, both philoſophical and practical; explaning the motion of the ſap, and generation of plants; discoveries never before made public, for the improvement of fruit-trees, hower-gardens, or parterres; with a new invention, whereby more deſigns of garden-plats may be made in an hour, than can be found in all the books now extant. Likewiſe ſeveral rare ſecrets, for the improvement of fruit-trees, kitchen-gardens, and green-houſes. The fifth edition, Lond. 1730. 8. 684. S. u. 9. K. T.

Franz. überſ. Nouvelles obſervations phiſiques & pratiques ſur le jardinage & l'art de planter; avec le Calendrier des jardiniers. Ouvrage traduit de l'angl. à Par. 1756. 12. 3 Voll.

Eb. Deſſ. a ſurvey of the ancient husbandry and gardening, Lond. 1725, 8.

Eb. deſſ. a general treatiſe of agriculture, both philoſophical and practical, displaying the arts of-husbandry and gardening, in two parts; illuſtrated with twenty Copper-plates, neatly engraved. Lond. 1756.

Några korta Anmärkningar och Rön angående Träplantering ſamt Kök-Trägårds-Stötſeln. (Einige kurze Anmerkungen und Verſuche über das Pflanzen der Bäume, und die Wartung der Küchengärten) von L. Broberg 1776, 8. 88. S.

D. H. *Cauſe* koninglike Hovenier. Amſt. 1676. f.

Les jardins d'ornemens, ou les Géorgiques françoiſes. Nouveau Poëme en quatre chants, par Mr. *Gougé de Ceſſieres*. à Par. 1758, 8.

Lettre à l'Auteur du Mercure de France au ſujet d'un nouveau poëme intitulé: Les jardins d'ornements &c. ſt. im Merc. de Fr. Janv. 1758. 2d. vol. S. 112—120.

Chambers, ſiehe oben, S. 186.

The curious and profitable gradener, by *Tho. Cowell*. Lond. 1730, 8.

Rene Dahuron, vollſtändiger Gartenbau. m. K. 7te Aufl. Weimar 1757, 8.

L'ecole du jardin potager, qui compreud la deſcription exacte de toutes les plantes potageres; par l' Aut. du Traité de la culture des pêchers (*Decombe*), à Par. 1749, 12 2 Tomes.

Jo. Dan. Denſo, Beyträge zum Gartenbau, ſt. in deſſen phyſical. Biblioth. 4. St. Roſt. und Wism. 1755. 8. S. 360—382.

Joh. Dicks vollſtändige Gartenkunſt, worinnen die bewährteſten Methoden, alle Arten von Bäumen, Gewächſen und Blumen, nach alphabetiſcher Ordnung beſchrieben, zu ziehen, nebſt ausführlichen Regeln für die Gartenarbeiten überhaupt enthalten ſind. Nach dem Engländ. herausgegeben v Joh. Ernſt Zeiher. Lpz. 1774, gr. 8. Erſter Theil, 2 A. Zweyter Theil. 2 A. 1. B.

Vom Gartenbau, ſ. (Hrn. Prof. Ebert) Kurzen Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe, 1. Th. Lpz. 1778. 8. S. 40, 88.

Jo.

Jo. Sigism. Elßholz vom Garten-Bau, oder Unterricht von der Gärtnerey auf das Clima der Chur-Mark Brandenburg, wie auch der benachbarten Länder gerichtet, in VI Bücher abgefasset, und mit nöthigen Figuren gezieret. Cölln an der Spree. 1664, 4. 1 A. 20. B. Der dritte Druck, welcher sowohl an Figuren, als am Text, abermal vermehret und verbessert worden. Berl. und Leipz. 1684, 4. 2 A. 8. B.

J. Evelin Sylva, 1664. 1667.

Eb. deſſ. Pomona; and Calendarium hortenſe, Lond. 1664. 1669, f. 1679. 1729.

Eb. deſſ. french gardener, Lond. 1691, 8

Eb. deſſ. Gardeners Almanach, Lond. 1699, 8. 1706, 8.

The lady's recreation in the art of gardening: containing 1) the flower-garden, ſhewing the beſt way of propagating all ſorts of flowers, flower-trees and ſhrubs; 2) the moſt commodious method of erecting conſervatories, green-houſes and oranges; 3) the nature of plantations in avenues, walks, wilderniſſes &c. 4) a brief Kalendarium hortenſe, partly collected from Mr. *Evelin*, Mr. *Woldridge* &c. Lond. 1718.

Deutſch überſ. Carl Evelins Vergnügen und Nutzen der Gärtnerey, oder Unterricht, wie alle Arten von Blumen, blühender Bäume und Sträucher, auf das geſchickteſte zu pflanzen und zu erhalten, allerhand ausländiſche Gewächſe und Immergrüne zu warten; wie Grün- und Gewächshäuſer, Orangerien, auch Zugänge, Wandelplätze, Spaziergänge u. d. gl. wohl anzulegen, auch alle hohe Gewächſe aufzuziehen, zu beſchneiden und zu pflegen. Nebſt Hrn. Joh. Evelyns Gärtnerkalender, mit vielen nützl. Anmerk. verſehen, und einigen feinen Gedanken des Hrn. Laurence von allerhand Gartenzierrathen. und ſtreifichten oder ſprenklichten Immergrünen. Aus dem Engl. überſ. Lpz. 1756, 8. 12. B.

Le menage univerſel de la ville & des champs, & le jardinier au gout du temps, par Mr. de la *Ferriere*, Bruxell. 172[illegible], 8.

Vom Gartenbau, ſ. Jo. Bernh. v. Fiſcher liefländiſches Landwirthſchaftsbuch, Halle, 1753, 8. S. 67—84.

Sal. Fiſcher unterrichteter Hausvater und kluger Gärtner, Hannv. 1705, 12.

In *Franc. Phil. Florini* klug- und rechtsverſtänd. Hausvater, Nürnb. 1705, f. handelt das IV Buch, S. 645—781, vom Gartenleben ꝛc.

In ſeb. deſſ. großer Herren Stands- und adelichen Hausvater, Nürnb. 1719, f. handelt das III. Buch, S. 867—980, von den Pracht- und Luſtgärten.

Pet. Gabriels kunſterfahrner Blumen-Küchen- und Baumgärtner, mit 145 nützlichen und unbekannten Gartenkünſten. Neue Aufl. Tübing. 1756, 8. Neue, mit 17 nützlichen Gartenkünſten vermehrte Aufl. 1759, 8.

Le jardinier ſolitaire, ou dialogues entre un Curieux & un Jardinier ſolitaire, contenans la methode de faire & de cultiver un jardin fruitier & potager, & pluſieurs experiences nouvel-

les,

les, (par *Fr. Franc. Gentil.*) à Par. 1704, 12. 391. S. 1737, 12.

Sam. Gilbert floriſt's vademecum, being a compendium of whatever worthy notice has been, Lond. 1682, 8.

Ergötzende Sommerbeluſtigung, welche die Sommergewächſe, einer der größten Zierden ſchöner Luſtgärten, nach ihrem Anbau, richtigen Benennungen, Nutzen, Gebrauch und Merkwürdigkeiten gründlich betrachtet, aus Selbſterfahrung nach alphabetiſcher Ordnung aufgeſetzt, auch mit einem nützl. Regiſter und Gartenkalender verſehen, von Jo. Aug. Grotjan, Leipz. und Nordhauſ. 1759, 8. 13 und ein halb. Bog. Zweyter Theil, welcher mehreres zur Sommerluſt gehöriges Blumen- und Gartengewächs, nach ſeinem Anbau, richtigen Benennungen, Nutzen ꝛc. 1764, 8. 1. A. 2. B.

Eb. Deſſ. Calendarium perpetuum, oder immerwährender Land- und Gartenkalender, zu nützlichem Gebrauche bey dem Ackerbaue, wie auch bey Blumen- Orangerie- Küchen- und Baumgärten, worin auf das deutlichſte gemeldet wird, nicht nur die rechte Zeit, zu welcher jedes Gewächs geſäet, verpflanzt oder angebauet ſeyn will, ſondern auch anbey die Natur der Gewächſe, unter ihrer richtigen Benamung, dergeſtalt erläutert wird, daß daraus die Winter- Nutz- und Erhaltung erſcheint. Aus eigener Erfahrung aufgeſetzt. Frf. und L. 1773, 8. 1. A. Zweyter Theil, 16. B. Dritter Theil, 196 S. Vierter Theil, Gotha, 1766, 8. S. 197—494. Fünfter Theil, 1767, S. 495—776. Sechster Theil, Frf. und Lpz. 1772, 8. S. 777—948.

Arn. Friedr. v. Hartenfels neuer Gartenſaal, oder vollſtändige Beſchreibung aller einheimiſchen und ausländiſchen Stauden- Knollen- Zwiebeln- und Blumengewächſe, wodurch deren luſtiger Anwachs auf leichte Art erkläret, und den Gartenliebhabern zuverläſſige Nachricht gegeben wird, wie man allerhand Arten ſchöner Blumen außerordentlich groß und gefüllt machen, auch den Nelken, Aurieuln, Levcojen ꝛc. verſchiedene artige Farben beybringen, ſelbige dabey erhalten und vermehren könne. Nebſt gründlicher Anweiſung zu den rareſten Orangerie- Luſt- und Blumenbäumen, grünen Hecken, Pyramiden, und andern prächtigen Auszierungen zu gelangen, die ausländiſchen Gattungen durch das Waſſer zu Blühten und Früchten zu befördern, und einen Arzney- Obſt und Küchengarten zugleich anzulegen. Alles auf die Erfahrung gegründet, und mit vielen Anmerkungen ex actis Naturæ Curioſorum erläutert, und dem Publico zur Gemüthsbeluſtigung dargeſtellt. Frf. a. M. 1745, 8. 1 A. 10. B.

Zweyter Theil, worin nebſt vielen zum erſten Theil noch gehörigen Blumen- und Staudengewächſen, Künſten, grünen Hecken, Wänden, Pyramiden, Alleen, und andern prächtigen Auszierungen der Arzney- Obſt- und Küchengarten beſchrieben, die dahin gehörigen Stauden, Kräuter, Wurzeln, Blumen und Bäume, durch alle Arten der Vermehrung angeführt, und anbey die vornehmſten Bücher, welche von der Gärtnerey und allerhand Gattungen Blumen handeln, gleich einer auserleſenen Garten- Bibliothec

vorgestellet, und die wichtigsten Umstände hievon kürzlich beschrieben werden. Frf. am M. 1745. 8. 1 A.

Sam. Hartlib design for plenty by an universal planting of fruit-trees. Lond. 1654, 4.

Jo. Jac. Hartmanns Gartenerforschung, Erf. 1763, 8.

Jo. Fr. Hennings Pugillus I—V, einiger Ao. 1736 genau gemachten Gartenobservationen, st. im 36 Vers. der Bresl. Samml. S. 481—486: 37 Vers. S. 108—116, und 217—224; 38. St. S. 467—472, und 547—556.

Conr. Heresbachii rei rusticæ libri IV, Colon. 1570, 8. Liber II, fol. 85—198, de hortis atque plantis.

In Cph. Herings ökon. Wegweiser, Jena 1750, 8. handelt das V. Buch, S. 269—354, vom Gartenbau.

Heinr. Hessens teutscher Gärtner, das ist, eine gründliche Vorstellung, wie nach nothwendiger Zubereitung des Erdreichs unter unserm teutschen Climate ein Lust- Küchen- und Baumgarten füglich anzurichten, und darinnen allerhand, sowohl fremde als einheimische Blumen, Kräuter, Gewächse und Bäume zu erziehen, zu warten und zu vermehren sind. Aus eigener langwieriger Erfahrung zusammen getragen, mit raren Anmerkungen und verschiedenen Kupfern versehen, und in 4 Bücher abgetheilet. Lpz. 1710, f. 124 B. Königsb. und Lpz. 1740, 4. 4 A. 8 B. u. 3 Bog. Kupf.

Eben dieses Buch ist auch unter dem Titel: Neue Gartenlust, Lpz. 1714, 4. herausgekommen.

Eden, or a compleat body of Gardening: containing practical directions for raising every kind of curious and useful product, fruit, flowers and herbage, according to the fifty-two weeks of the year; with figures of near 400 flowers and curious plants, and their descriptions, characters, and culture. By Dr. *Hill*. Lond. 1757. f. 716. S. u. 60 K. T.

Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, von C. C. L. Hirschfeld, Lpz. 1773, 8. 11 B.

Eb. Dess. Theorie der Gartenkunst, Lpz. 1775. 8. 16 und ein halb. Bog.

Ge. Holyck Gartenbuch, Frf. und L. 1709, 8.

Joh. Heinr. Gottl. v. Justi Abhandlung von Erzeugung des Samens zu den Küchengewächsen, st. in No. 85—88 der Gött. ig. Polizeyamtsnachr. v. J. 1756; und in Dessen Oeconom. Schriften, 1 B. Berl. und Leipz. 1760, 8. S. 108—131.

Eb. Dess. Abhandlung von der Art und Weise, verschiedene Küchengewächse zu säen, st. in No. 29—31 der Gött. P. A. N. v. e. d. J. und in den Oecon. Schr. S. 132—147.

The Scots Gardiner's Director, containing instructions to those Gardiners, who make a kitchen-garden and the culture of flowers their business &c. particularly adapted to the climate of Scotland. (By *Justice*) Edinb. 1754, 8.

Pet. Kalm diss. trän och hackar eller lefwande Gärder-Gärdar beskrefne. Resp. *Dan. Eric. Hoffmann*, Abo: 1756.

Das mit Gewürz, Früchten, Pflanzen, Kräutern, Blumen, Samen und Obstbäumen angefüllte Magazin, worinnen nicht nur

nicht nur ihre Eigenschaft, Nutzen und Gebrauch sowohl in der Medicin, als Oeconomie, sondern auch die beste und leichteste Methode, wie man eine jede Art von Saamen, so zu einem Küchen- und Blumengarten gehört, säen, stecken, pflanzen und verpflegen soll, imgleichen, wie man ein Land, das sonst zu nichts zu gebrauchen, nützlich anfällen und besäen kann, angezeigt wird, v. D. *Lud. Gail.* de *Knoer.* Leipz. 1755, 8.

Christ. Lud. Krausens funfzigjährig-erfahrungsmäßiger Unterricht von der Gärtnerey. Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. 2 A. 3 B.

Lud. Phil. Krausens kluger und sorgfältiger Gärtner, aus eigener Erfahrung und bewährten Autoribus zusammen getragen. Langens. 1738, 8. Zweyte und vermehrte Aufl. 1741, 8. 19 B.

Betty Langley new principles of gardening, or the laying out and planting pastures, groves, wildernesses, labyrinths, parks &c. Lond. 1728, 4.

Von Auszierung der Gärten, s. P. Laugier übers. Versuch über die Baukunst, Frf. und L. 1756, 8. S. 208—222.

Petr. Laurembergii horticultura, libris II comprehensa; huic nostro coelo & solo accommodata; regulis, observationibus, experimentis & figuris novis instructa: in qua, quicquid ad hortum proficue colendum & eleganter instruendum facit, explicatur. Frf. M. 1654, 4. 1 A. 6 B.

The Clergy-Man's recreation: shewing the pleasure and profit of the art of gardening; by *John Lawrence*. The 3d. edition. Lond. 1715, 8. 52 S. The second part of the art of gardening improved: containing several new experiments and curious observations relating to fruit-trees; particularly a new method of building Walls with horizontal shelters; illustrated with Copper-plates. Lond. 1716, 8. 115. S.

Eb. Dess. fruit gardeners Kalendar. Lond. 1718. 8.

La culture parfaite des jardins fruitiers & potagers, avec des dissertations sur la taille des arbres, par le Sr. *Louis Liger*, à Par. 1702. 12. Nouvelle edition revûée, corrigée & augmentée de plusieurs nouvelles experiences. à Par. 1714, 12. 569. S.

Eb. Dess. Le Jardinier Fleuriste & Historiographe, ou la culture universelle des fleurs, arbres, arbustes & arbrisseaux, servans à l'embellissement des jardins. Ensemble la maniere de dresser toutes sortes de parterres, berceaux de verdures, patte d'oye, colonnes & autres pieces. Le tout enrichi d'un grand nombre de figures demonstratives. à Par. 1704, 12. 379. S. à Amst. 1706, 12. 1 A. 8. B. 1708, 12.

Neue Aufl. u. d. T. Le Jardinier Fleuriste, ou la culture universelle des fleurs, arbres, arbustes, arbrisseaux, servans à l'embellissement des jardins, contenant plusieurs parterres sur des desseins nouveaux, bosquets, boulingrins, salles, sallons & autres ornemens de jardins; avec la maniere de rechercher les eaux, de les conduire dans les jardins, & une instruction sur les bassins. Ouvrage, ou tous les Curieux trouveront, de quoi s'amuser agreablement. à Par. 1718, 12. 452. S.

P. D. Longolii Gartenanmerkungen auf das Jahr 1758, ſt. im 22. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1759, 8. S. 344—348.

Anleitung für die Landleute auf der Heide, die keine volle Hufe haben, wie ſie den Feld- mit dem Gartenbau vereinigen, und dadurch ihre Einnahme verbeſſern können; Gr. prächtweiſe ausgeſtellt von Phil. Ernſt Lüders Flensb. 1764, kl. 12. 6 u. ein halb. Bog. Zweyte Aufl. 1770.

Eb. Deſſ. Briefe, die Beſtellung eines Küchengartens in Niederſachſen, beſonders im Hannöveriſchen, und hauptſächlich in der Gegend zwiſchen Hannover und Hameln, ſt. im 58, 60, 62, 63, 82. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766; und im 11, 12, 15, 22, 23, 24, 30, 33, 45. und 48. St. deſſ. v. J. 1767.

Neue Aufl. Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens, in welchen denen die ihre Gärten ſelbſt und ohne Hülfe eines gelernten Gartners beſtellen wollen, eine Anleitung zum Gartenbau gegeben wird. Dritte und vermehrte Aufl. Hannov. 1778, 8. 1. A. 13. B.

Agoſtino Mandirola manuale di Giardinieri Vicenz. 1652 12.

Franz. überſ. Manual du jardinier, par le Sr. *Mirandola*, trad. ſur l'original italien, par M. C. L. T. Randi (Andry) à Par. 1765. 12. 19. B.

New art of gardening, with the Gardiner's Almanach, by *Meager*, Lond. 1699. 12.

Ge. Meiſters orientaliſcher Kunſt- und Luſtgärtner. Dresd. 1692, 4.

Jo. Meurſii arboretum ſacrum, ſ. de arborum, fructum & herbarum conſervatione, proprietate, uſu & qualitate Libri III. L. B. 1642. 8.

The Gardeners Dictionary, by *Phil. Miller*. Lond. 1731, f. 3d. edit. 1737. The 7th edition, reviſed, much enlarged and altered according to the lateſt ſyſtem of Botany, and embelliſhed with ſeveral Copper-plates, which were not in the former editions. Lond. 1759, f.

D. überſ. Das engl. Gartenbuch, oder Phil. Millers Gärtnerlexicon, in ſich haltend die Art und Weiſe, wie die Küch- Frucht- Blumen- und Kräutergärten, als auch Luſtwälder, Glashäuſer und Winterungen, nebſt dem Weingarten, nach den Regeln der erfahrenſten Gärtner dieſer Zeit zu bauen und zu verbeſſern ſeyn, mit verſchiedenen Kupfern, nach der 5ten vermehrten und verbeſſerten Auflage ins Deutſche überſ. von D. Ge. Leonh. Huth. Erſter Theil, Nürnb. 1750, f. 548. S. Zweyter Theil, 1751, 620. S.

Neue Ueberſetz. u. d. T. Phil. Millers allgemeines Gärtnerlexicon, das iſt, ausführliche Beſchreibung der Geſchlechter und Gattungen aller und jeder Pflanzen, nach dem neueſten Lehrgebäude des Ritter Linné eingerichtet, worin zugleich eine Erklarung aller botaniſchen Kunſtwörter, und eine auf vieljährige Erfahrung gegründete practiſche Anweiſung zum Garten- Acker- Wein- und Holzbau enthalten iſt. Mit verſchiedenen Kupfern, nach der allerneueſten

ten, sehr vermehrten und veränderten achten Ausgabe, aus dem englischen übersetzt. Erster Theil, Nürnb. 1769, gr. 4. 5. A. 5. B. Zweyter Theil, 1772, 4. A. 20. B. Dritter Th. 1776, 5. A. Vierter und letzter Theil, 1776, 5 A. 15 B.

Eb. deff. The Gardeners Kalendar. Lond. 1732, 8. 1734. Dubl. 1735. Lond. 1748. The 12th edit. illustrated with 5 Copperplates, Lond. 1760, 8.

Deutsche Uebersetz. Phil. Millers Gärtnercalender, worin gelehret wird, welche Verrichtungen in einem jeden Monate sowohl in den Küchen- Obst- und Lustgärten, als in dem Gewächshause und der Pflanzschule, geschehen müssen. Nebst einer Nachricht von den besondern Jahrszeiten, welche die Fortpflanzung und der Gebrauch aller Arten der Küchengewächse und eßbaren Früchte erfordern, auch wann in einem jeden Monate alle Gattungen Blumen und andre Gewächse, auch Bäume, blühen; welchem noch beygefügt ist ein Verzeichniß, wie man die in der Arzeney gebräuchlichen Gewächse in jedem Monat nutzbarlich einsammeln muß. Aus der achten englischen Ausgabe übers. vom L. W. B. (Büttner) Gött. 1750, 8. 1 A. 3 B.

Mills vollständ. Lehrbegriff von der praktischen Feldwirthschaft, 4. B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 1, fgg.

Mirandola, siehe oben *Mandirola*.

Ant. Mizaldi historiæ hortensium, Colon. 1557.

Theatre des jardinages, contenant une methode facile pour faire des pepiniers, planter, elever, enter, greffer & cultiver toutes sortes d'arbres fruitiers, avec les fleurs qu'il faut mettre dans les parterres qui servent à l'embellissement des jardins, par *Claude Mollet*. à Par. 1678, 12. 298. S.

D. Did. Montanus the gardeners labyrinth, containing a discourse of tho gardeners life in the yearly travels to be bestowd on his plot of earth. Lond. 1586, 4.

J. G. Müllers Deliciæ hortenses, oder vollständige Gartenkunst, worinnen Achtung gegeben wird, wie alle Arten von Blumen- Arzney- Küchen- und Baumgewächsen ꝛc. zu erziehen und fortzubringen, auch was in jedem Monat des Jahrs in den Gärten zu thun ist. Zwey Theile. Neunte verbesserte Auflage. Stutg. 1765, 8. 1 A. 10. B.

Otto von Münchhausen Regeln zu Anlegung eines Gartens, s. in dessen Hausvater, 2. Th. Hannov. 1765, gr. 8. S. 198—230.

Essai sur l'agriculture moderne, dans lequel il est traité des arbres, arbrisseaux & sous-arbrisseaux de pleine terre, dont on peut former des allées, bosquets, massifs, palissades & bordures dans un goût moderne; ensemble des oignons de fleurs & autres plantes tant vivaces qu'annuelles, des arbres fruitiers, surtout ceux, qui méritent la préference dans les plans des potagers, par Mrs. l'Abbé NOLIN & l'Abbé BLAVET. à Par. 1756, 12.

Der niederländische Garten, bepflanzet mit Blumen, Obst und Orangerien, durch Heinr. von Essen, aus dem Holländ. in das Hochdeutsche übers. Fünfte Aufl. Wolfenb. 1751, 8. 20 B.

Von Einrichtung der Luſtgärten, ſ. (Hrn. geh. R. v. Pfeifer) Lehrbegriff, ſämt. öcon. und Cameralwiſſ. 3. B. 1. Th. Mannh. 1777, 4. S. 170—172.

The Garden of Eden, or an accompt of the culture of flowers and fruits new growing in England; with particular rules, how to advance their nature and growth, as well in Seeds and Herbs, as in ordering of Trees and Shrubs: in 2 parts, by Sr. *Hugh. Platt.* Lond. 1675, 8.

Villæ *Jo. Bapt. Portæ*, Libri XII. 1. Domus. 2 Sylva cædua. 3. Sylva glandaria. 4. Cultus & inſitio. 5. Pomarium 6. Olivetum. 7. Vinea. 8. Arbuſtum. 9. Hortus coronarius. 10. Hortus olitorius. 11. Seges. 12. Pratum. In quibus majori ex parte cum verus plantarum cultus, certaque inſitionis ars, & prioribus ſeculis non viſus producendi fructus via monſtrantur; tum ad frugum, vini, ac fructuum multiplicationem experimenta prope infinita exhibentur, Frf. 1592. 4. 914. S.

Jo. Ernſt. Probſtens Gärtners Wörterbuch Lpz. 1747, 8.

Inſtruction pour les jardins fruitiers & potagers, par feu Mr. *de la Quintinye* à Par. 1690. 4. 2. Voll. 1695, à Amſt. 1697. 1730. Nouvelle edition revûée, corrigée & augmentée d'une inſtruction pour la culture des fleurs. à Par. 1756. gr. 4.

Engl. überſ. von Evelyn, u. d. T. Compleat gardener. Lond. 1697, 4.

Deutſch überſ. Gründl. Anleit. zum Gartenbau. Hamb. 1727.

Ital. überſ. Compendio delle regole e maſſime piu neceſſarie per l'eſercitio di queſt'arte, cavate da Mr. *della Quintinye*, ommeſſe quelle di giá deſcritte dall'Autore oltredetto &c. ſ. n. K. im II. Th. der *Galleria di Minerva* in Venet. 1697. f. S. 327—351.

Gottl. Rammelt vermiſchte öconomiſche Abhandlungen zum Beſten der Landwirthſchaft und Gärtnerey, aus eigener Erfahrung und angeſtellten Verſuchen mitgetheilt. Halle 1768, 8. 1 A. Zweyter Theil, 1771. 1 A.

Renati Rapini Hortorum libri quatuor. Pariſ. 1664. 4. Ed. altera, Pariſ. 1666, 12.

Sammlung ſeltener Begebenheiten in der Natur, welche nebſt vielen zur Haushaltungskunſt und Verbeſſerung des Acker- und Gartenbaues angehörigen angeſtellten Verſuchen, Proben, Erfindung und Wahrnehmungen ꝛc. von D. J. J. Ravenſtein. Zweybr. und Straßb. 1755, 8. 1 A. 12. und ½ Bog.

Chriſt. Reicharts Land- und Gartenſchatzes erſter Theil: von allerhand Samenwerk, worin die zum Garten- und Ackerbau, in Anſehung der Sämereyen gehörigen Vortheile, nebſt Beſchreib. eines Samencabinets und nöthigen Kupfern mitgetheilet werden. Erfr. 1753, 8. 15. B. Zweyter Theil: von der Baumzucht, worin die Erziehung und Wartung ſowohl einheimiſcher als Orangenbäume nach allen Vortheilen aufrichtig beſchrieben, und mit einigen Kupfern erläutert werden. 14 B. Dritter Theil: von der zur Speiſe dienlichen Kohlen, Wurzeln und Zwiebeln, deren Erziehung und Wartung. 15. B. Vierter Theil: von Küchen- Speiſerey- und Arzeney-Gewächſen, und deren

deren Erziehung, Wartung und Erhaltung. 17. B. Fünfter Theil. Von vieljähriger Nutzung der Aecker ohne Brache und wiederholte Düngung ꝛc. 1754. 15. B. Sechster Theil, worin vom Hopfenbau, wie auch von den vornehmsten Blumengewächsen, desgl. von Vertilgung der schädlichen Thiere und Ungeziefer auf den Aeckern und in den Gärten gehandelt worden, 1755. 18. B. Universalregister über alle 6 Theile, Erf. 1762, 8. 4 B. Anhang zu denselben, Erf. 1774. 10 B.

Eb. Dess. Einleitung in den Garten- und Ackerbau. Erster Theil, worin nicht nur von der Gartenwissenschaft überhaupt und Anlegung der mancherley Gärten, sondern auch von Erziehung und Wartung der darein gehörigen Gewächse insonderheit, aufrichtig und kürzlich gehandelt wird. Mit nöthigen Kupfern versehen. Erf. 1758, 8. 1. A. 16 Bog. Zweyter Band, worin zu einem höchst nutzbaren Feldbau ꝛc. 1759. 19 B.

Dan. Rhagor Pflanzenarten, Bern, 1639, 8. Mainz, 1651, 8.

Rich. Richardson de cultu hortorum, Lond. 1699, 4.

Kurzgefaßtes Gartenlexicon mit einem Gartenkalender, von Jo. Cph. Riedel Nordh. 1751, 8. 856. S.

Verbessertes und vermehrtes Gartenlexicon, beynebst einem nützlichen Gartenkalender. Nordh. 1769, 8. 2 A. 16. B.

Georgii de Los Rios agricultura de jardines, que trata de la maniera se an de crias gobernar y conservar las plantas. Madrit 1620, f.

In Jul. Bernh. v. Rohr vollständ. Hauswirthschaftsbuch, Lpz. 1751, 4. handelt die IV. Abtheil. S. 473—631, von der Gärtnerey.

Observations sur l'agriculture & le jardinage, par Mr. *Angran de Rueneuve*, à Par. 1712, 12. 2. Voll.

Traité des jardins, par le Sr. *Saussay*. à Par. 1722, 8. 20 B.

Theoretische und praktische Abhandlung vom Gartenbau, nach Grundsätzen und der Naturlehre des Pflanzenreiches erwiesen. Aus dem Französ. des Hrn. Abbe. Rudiger Schabol übers. Mit Kupf. erster Band, Erf. M. 1775, 8. 1 A. 12. B. Zweyter Band, 1. A.

Einige Anmerkungen in der Gärtnerey, von J. C. Schmid, st. im 5. St. der fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 377—381.

Bibliotheca botanica, sive Catalogus auctorum & librorum omnium, qui de re botanica de medicamentis ex vegetabilibus paratis, de re rustica & de horticultura tractant, à *Jo. Franc. Seguierio* digestus. Hagæ Com. 1740, 4.

Stevenson's twelve months, or a pleasant and profitable discourse of every action proper to each particular month. Lond. 1661, 4.

Eb. dess. gentlemans gardeners director. Lond. 1746, 8.

Wolff Abraham Stromer von Reichenbach edle Gartenwissenschaft, oder Horticultura Laurembergiana Nürnb. 1671, 8.

Jo. Gr. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, I. Th. Lpz. 1773. gr. 8. Art. Gartenkunst, S. 562—566. s. auch in den Beytr. zur Gesch. der Künste und Gewerbe ꝛc. Zürich 1774, 8. S. 41—49.

In der Agriculture expérimentale par Mr. *Sarcey de Sutieres*, Yverd. 1765, 8. handelt das 8te Cap. S. 144—152, des Potagers.

Steph. Switzer noblemans, gentlemans and gardiners recreation, Lond. 1718.

Eb Deſſ. practical kitchen-gardener, Lond. 1739, 8.

Sam. Trowel of husbandry; gardening &c. Lond. 1739, 8.

D. überſ. Anleitung für einen Landmann, oder neue Abhandlung von dem Ackerbaue, der Gärtnerey und andern merkwürdigen Dingen, welche die Landwirthſchaft betreffen, zuerſt ans Licht geſtellt von Hrn. Sam. Trowell, hernach aber durch einen Anhang zu jeglichem Hauptſtücke von dem Landbaue vollſtändig gemacht von Will. Ellis. Aus dem Engl. in die deutſche Sprache überſ. und mit einigen Anmerk. verſehen, Lpz. 1750, 8. 324. S.

Curioſitez de la nature & de l'art ſur la vegetation, où l'Agriculture & le Jardinage dans leur perfection; par Mr. *Pierre de Vallemont*, à Par. 1705, 12. 708. S. Nouvelle edition revue, corrigée & augmentée de la culture du jardin potager & fruitier, à Par. 1709, 12. 2 Voll.

D. überſ. des Hrn. Abts von *Vallemont* Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt; aus dem Franz. überſ. Budiſſ. 1716, 8. 1 und ein halb. Alph. n. 1 und ein halb. Bog. Kupf.

J. C. Webers gründliche Einleitung zum Gartenbau, Hamb. 1727, 4. 1 A. 2 und ein halb. Bogen.

Inſtructions ſur le jardinage, qui renferment en abregé ce qui a rapport à la culture des fleurs, des fruits & des légumes; la maniere de planter & de tailler les arbres fruitiers, ſuivant la différence des climats & des ſaiſons, & la conduite que l'on doit obſerver pendant les douze mois de l'année, pour les amener à leur perfection; par *Jean George Wenckeler*, à Par. 1767.

Whately ſiehe oben S. 177 und 196.

The botanists and gardeners new Dictionary; containing the names, claſſes, orders, generic characters and ſpecific diſtinctions of the ſeveral plants cultivated in England, according to the ſyſtem of Linnæus; directing the culture of each plant, deſcribing its ſingular virtues and uſes, and explaining the terms peculiar to Botany and Gardening. In which is alſo compriſed a Gardener's Calendar, directing the whole practice of the flower-garden, the ſeminary, the fruit-garden, the kitchen-garden, the green-houſe, and the ſtove, by *James Wheeler*, Lond. 1764. 8.

Vom Gartenbau, ſ. Hrn. K. A. Wöllner ökonomiſche Bibliothek, 2. Th. Berl. 1765, 8. S. 395, fgg.

Worlidge art of gardening, Lond. 1700. 8.

Jo. Zahn ſpecula phyſ. math. hiſtorica. To. II. Norimb. 1696, f. Regulæ & obſſ. perutiles horano-gnomicæ ex variis aliis rerum hortenſium rerum cultoribus collectæ, S. 207, fgg. De hortis & eorum apparatu Obſſ. S. 212—216.

Garten, (Arzney-) siehe oben, S. 150, und 371.
— — (babylonische) s. oben, S. 155, fgg.
— — (Baum-) s. oben, S. 150, und 331.
— — (Bienen) s. oben, S. 150.
— — (Blumen) s. Th. V, S. 779, fgg. und oben, S. 150.
— — (botanischer) s. oben, S. 150, und 371.
— — (chinesische) s. oben, S. 181, fgg. und 219.
— — (Eichel-) s. oben, S. 148.
— — (englische) s. oben, S. 150, und 176, fgg.
— — (Feigen-) } siehe oben, S. 150.
— — (Feld-) }
— — (französische) s. oben, S. 150, 172, f.
— — (Gras-) s. in G.
— — (griechische) s. oben, S. 159, f.
— — (hängende) s. oben, S. 156, und 165.
— — (Hetz-) s. in H.
— — (holländische) s. oben, S. 177, fgg.
— — (Hopfen-) s. oben S. 150.
— — (Irr-) s. in J.
— — (italiänische) s. oben, S. 150, und 167, fgg.
— — (Kohl-) }
— — (Krätz-) } s. oben, S. 149, 297, fgg. 358,
— — (Kraut-) } f. und 361.
— — (Küchen-) }
— — (Kunst-) } s. oben, S. 149, 196, 356, fgg.
— — (Lust-) } und 359, f.
— — (medicinischer) s. oben, S. 150, und 371.
— — (Menagerie-) s. oben, S. 150.
— — (Nuß-) s. oben, S. 150.
— — (Obst-) s. oben, S. 150, und 331.
— — (Oehl-) s. oben, S. 150.
— — (oeconomischer) s. oben, S. 366, fgg.
— — (Orangerie-) s. oben, S. 150.
— — (persische) s. oben, S. 158, und 180, f.
— — (Pracht-) s. oben, S. 149.

Garten, (römische) s. oben S. 161, fgg.
— — (Rosen-) s. oben S. 150.
— — (schwebende) s. oben S. 155 und 165.
— — (schweitzerische) s. oben S. 170, fgg.
— — (spanische) s. oben S. 174, fgg.
— — (Thier-) s. oben S. 150.
— — (türkische) s. oben S. 179, f.
— — (Wein-) s. oben S. 150.
— — (Winter-) s. oben S. 278, fgg.
— — (Zehr-) s. oben S. 148.
— — (Zier-) s. oben S. 149.

Garten-Acker, s. Garten-Feld.

Garten-Aeppich, s. Petersilie.

Garten-Alleen oder Gänge, siehe Th. I. S. 499—518, und oben S. 249, f. und 322, fgg.

Garten-Ampfer, siehe Spinat.

Garten-Apfel, Aepfel, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterschiede von den wilden oder Holzäpfeln.

Garten-Arbeit, Garten-Bau, } siehe oben S. 150.

Garten-Beet, ein Beet in einem Garten, zum Unterschiede von einem Ackerbeete.

Garten-Befriedigung, siehe oben S. 336, fgg. und unten den Art. Garten-Recht.

Garten-Biene, zahme Bienen, welche in Gärten gehalten und gepflegt werden, zum Unterschiede von den Feld- oder Waldbienen. Siehe auch Garten-Honig.

Garten-Birne, Birnen, welche in Gärten gezeugt werden, zum Unterschiede von den wilden oder Holzbirnen.

Garten-Blume, Blumen, welche in Gärten gezeugt werden, zum Unterschiede von den Feldblumen, Waldblumen u. s. f.

Garten-Bohne, überhaupt alle Bohnen, welche in Gärten gezeugt werden. In engerer Bedeutung eine

Art

Art großer Bohnen, zum Unterschiede von den Feldbohnen; s. Th. VI. S. 132.

Garten-Brücken, siehe oben S. 257.

Garten-Cypresse, siehe Th. I. S. 128.

Garten-Dieb und Diebstahl, siehe oben S. 354, f. und unten im Art. Garten-Recht.

Garten-Distel, eine Benennung, welche in einigen Gegenden die Artischocke, Cynara *Linn.* führt.

Garten-Erbsen, Erbsen, welche in Gärten gezeugt werden, und auch Stabel- oder Stängelerbsen heißen, zum Unterschiede von den Acker- oder Felderbsen; s. Th. XI. S. 173.

Garten-Erde, eine zum Gartenbaue dienliche Erde; siehe Gartenplatz. In weiterer Bedeutung wird auch wohl die obere Erdschicht des Erdbodens die Gewächserde, Dammerde, die Gartenerde genannt; s. Th. XI. S. 332.

Garten-Feld, ein Stück Feldes, welches Gartenrecht hat, und daher nach des Eigenthümers Belieben genutzt werden kann, Gartenacker, Gartenland, ein Jahrfeld, weil es alle Jahre bestellt wird, zum Unterschiede von dem Artfelde. Siehe Garten-Recht und Gartine.

Garten-Frosch, eine Art Frösche, welche sich auf der Erde, und besonders in den Gärten aufhält, der Landfrosch, Grasfrosch; zum Unterschiede von dem Laub- und Wasserfrosche; s. Th. XV. S. 167.

Garten-Frucht, eine jede Frucht, welche in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von den Feldfrüchten; im Oberd. Krätzerey, Krätzwerk; siehe Th. XV. S. 280.

Garten-Gänge, siehe Garten-Allee. Von Gängen in Lustgärten siehe oben S. 249, f. Wie das in den Gängen der Lustgärten hervor keimende Gras zu ersticken sey, s. oben S. 251. Wie und warum auch

die Gänge in den Küchengärten rein zu halten seyn, s. oben, S. 322, fgg.

Garten-Gebäude, siehe oben, S. 252.

Garten-Geräth, siehe Garten-Instrumente.

Garten-Gewächse, ein jedes Gewächs, welches in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von den Feldgewächsen. Ihre Eintheilung und Benennung, siehe oben, S. 295, fgg.

Garten-Gewächse, als: allerley Wurzelwerk, Kraut, Kohlrüben, Kohlrabi u. d. gl. werden den Winter über am besten in dazu besonders ausgegrabenen Gruben aufbehalten. Diese Gruben sind obenher etwas enger, unten aber etwas weiter mit gehöriger Tiefe, nach dem man viel oder wenig aufzuheben hat, ausgegraben oder zugerichtet, und sodann mit Stroh- oder Rohrdecken ausgefüllet. Darein bringt man die Gewächse, wenn sie sauber und wohl abgeputzt worden sind, bis ungefähr ½ Elle hoch von der Erde die Grube voll ist. Sodann leget man Breter darüber, welche mit Erde bedecket werden. Auf diese Art bleibt auch bey der größten Kälte alles unversehrt. Einige machen zu jeder Art der Gewächse eine besondere Grube; welches auf die Quantität ankömmt, die sie davon haben. Bey den Erfurter Gärtnern sind diese Gruben am stärksten im Gebrauch; wovon man in Reichards gemischten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 332, fgg. eine ausführlichere Nachricht findet. Wer aber weder zum Verkauf, noch zu einer großen Consumtion dergleichen Dinge in Menge aufzubewahren, sondern nur damit eine mäßige Wirthschaft zu versorgen hat, grabe das Wurzelwerk, und was sonst von Gewächsen, Frostes halber, in den Gärten nicht bleiben kann, auf, und lege es in einem Keller oder Gewölbe in Sand, verhüte aber, daß die Mäuse nicht daran kommen; und wenn etwas anfaulet, muß es von dem übrigen abgesondert und gereiniget werden. Wenn zuweilen gelindes

Wet-

Wetter ist, muß man die Luftlöcher in diesen Kellern öffnen, damit frische Luft hinein gehe.

Garten-Gras, siehe unter Gras.

Garten-Grotte, Garten-Gruft, s. oben, S. 256, f.

Garten-Haue, eine Haue, oder kleiner Karst, zum Gebrauch in den Gärten. Siehe Hacke.

Garten-Haus, ein jedes Haus an oder in einem Garten, zum Behuf des Gartenbaues oder der Gartenlust. Siehe Lust-Haus.

Garten-Hecke, siehe Hecke.

Garten-Hippe, siehe Hippe.

Garten-Honig, das Honig von den Gartenbienen, zum Unterschiede von dem Beuten- oder Wald-Honige.

Garten-Hopfen, zahmer Hopfen, der in Gärten gebaut wird, zum Unterschiede von dem wilden, oder Rasen- Weiden- Hecken- und Stauden-Hopfen. Siehe Hopfen.

Garten-Huhn, eine in einigen Gegenden übliche scherzhafte Benennung eines mit Semmel, Eyern ꝛc. gefüllten und gekochten Kohlhauptes, so an andern Orten ein Krauthahn genannt wird. Die Zubereitung dieses Gerichts hat man im Art. Kohl zu suchen.

Garten-Instrumente, oder Garten-Geräth, sind alle, zu Anlegung, Pflegung und Reinhaltung der Gärten, erfoderliche Werkzeuge der Gärtner; wovon die vornehmsten folgende sind: Eine Baumscheere, eine Heckenscheere, ein Raupeisen, ein Propfmesser, ein eiserner Rechen, ein Schroteisen, ein Reutspaten; allerley Meißel und Messer, eine Pfropfsäge, eine Handsäge, ein Hackmesser, eine Grabekelle, ein Handspätlein, einfache und doppelte Leitern, Spaten, Grabeisen oder Grabscheite, eine Grabschaufel, Gartenhaue, Stockhaue, Krücke, ein Blumen-Häcklein, ein Pflanzer, (Pflanz- oder Setzholz) Schubkarren, Radebergen, eine Mistgabel, ein Pfahleisen, eine Hippe, eine Gärthacke, Handbeile, ein Baum-

Häk-

Häklein; hienächst ein ziemlicher Vorrath von Bast, Binsen und Wieden, nebst langem Stroh, Strohseilen, Stricken, Bindfaden u. d. gl. zum Anbinden und Verbinden; große und kleine Töpfe, oder Blumenscherben, Wasserkrüge oder Sprengkannen und Sprengtrichter, Siebe, eine Horde; ferner Glasglocken, Strohglocken, Strohhüte und Strohdecken, zu Bewahrung der zarten Gewächse; Säcklein oder Schachteln, imgleichen ein Schrank oder Kasten, zu Aufhebung des Samens. Hiezu kömmt ferner ein gutes Pfropf- oder Oculierzeug, wozu ein Hämmerchen und verschiedene Messer ꝛc. gehören. Hienächst eine hölzerne Trage oder Tragbahre, die von einem Orte zu einem andern hin zu schaffenden Sachen darauf zu legen; verschiedene Körbe, Obsthamen oder Aepfelpflücker; ferner Maßstäbe und Meßschnüre, eine Wasser-Setzwage, ein gutes Neußzeug oder Zirkelbesteck, u. d. gl. von welchem allen am gehörigen Orte mit mehrern gedacht wird. Alle diese jezt erwähnte und andere Instrumente müssen in besondern hiezu gehörigen Kammern in guter Ordnung aufgestellet und verwahret, so oft man solche gebraucht hat und an dem gehörigen Orte wieder aufheben will, vorher fleißig gesäubert, das Eisenwerk aber vor dem Roste, so viel möglich, bewahret werden. Denn man pflegt gemeiniglich einen rechtschaffenen Meister nach seinem Werkzeuge zu beurtheilen.

Garten-Kelle, siehe Grabe-Kelle.

Garten-Kirsche, die gewöhnliche in den Gärten befindliche Kirsche, zum Unterschiede von den Weichseln, Zwergkirschen, Vogelkirschen u. s. w.

Garten-Klee, siehe Klee.

Garten-Knecht, ein Gehülfe des Gärtners der die niedrigen in einem Garten vorfallenden Arbeiten verrichtet.

Garten-Kraut, ein jedes Kraut oder Pflanze, welches in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von den Feldkräutern, Waldkräutern u. s. f.

Garten-Kresse, eine Art Kresse, welche in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von der Brunnen-Kresse und wilden Kresse.

Garten-Kröte, siehe Kröte.

Garten-Kümmel, der zahme Kümmel, welcher in den Gärten gebauet, und dessen Same in den Küchen gebraucht wird, zum Unterschiede von dem Feld-Wiesen- und schwarzen-Kümmel.

Garten-Kunst, siehe oben, S. 150.

Garten-Land. 1. Land, welches als ein Garten gebauet wird, oder zu einem Garten bestimmt ist.

2. In der Feldwirthschaft, ein Stück Landes, welches Gartenrecht genießt, Garten-Feld.

Garten-Laube, siehe Laube.

Garten-Linsen, große, wälsche Linsen, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterschiede von den Feld-Linsen.

Garten-Mark, siehe Sellerie.

Garten-Mauer, siehe oben, S. 338.

Garten-Maus, Feld-Maus; siehe Maus.

Garten-Meise, Asch-Meise, siehe Meise.

Garten-Meister, in einigen Klöstern, einer von den Brüdern, welcher die Stelle eines Gärtners vertritt.

Garten-Melde, siehe Th. II, S. 632.

Garten-Messer, siehe unter Messer.

Garten-Mohn, diejenigen Arten Mohn, welche bey uns in den Gärten gezeuget werden, und zum Theil das Opium geben, zum Unterschiede von dem wilden oder Feld-Mohn.

Garten-Münze, diejenigen Arten der Münze, welche bey uns in den Gärten gebauet werden, dergleichen die Frauen-Münze, Krause-Münze und Spitz-Münze sind; zum Unterschiede von den wilden Arten.

Garten-Nelke. 1. Alle Arten der Nelken; so bey uns entweder in den Gärten, oder auf den Feldern, wild wachsen, zum Unterschiede von den Gewürz-Nelken.

2. Im

2. Im engern Verstande, diejenigen Arten, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterschiede von den Feld-Nelken.

Garten-Nessel, eine Benennung der römischen Nessel, welche in Gärten gepflanzt wird, zum Unterschiede von der wilden oder Eiter-Nessel.

Garten-Platz, zu Lustgärten; siehe oben, S. 211 und 224. zu Küchengärten, S. 299, flg. 307, flg.

Garten-Pyramide, siehe in P.

Garten-Raute, eine Art der Raute, welche bey uns in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von der Berg-Raute.

Garn-Recht, das Recht, ein Stück Landes einzuzäunen oder einzuhägen, oder es doch so zu nutzen, als wenn es eingezäunet wäre. Ein Stück Landes, welches Gartenrecht hat, darf nicht von dem Viehe anderer behütet werden, und wer das Gartenrecht auf seinen Feldern hergebracht hat, kann solche alle Jahre nach Belieben bestellen; daher solche Felder auch Jahr-Felder genannt werden. Eine Wiese, welche Gartenrecht hat, wird auch eine Häge-Wiese genannt. Siehe Garten 1 und 5.

Die Güter, von denen man sagt, daß sie Gartenrecht haben, sind überhaupt verschlossene und verbaute Güter, auf welche Niemand das Vieh treiben, sondern die man mit Zäunen vermachen darf. Folglich ist, diejenigen Grundstücke, die kein Gartenrecht haben, in so weit zu verwahren, erlaubt, als die Hütung dadurch nicht gehindert wird, nämlich mit einer leichten Verzäunung wider den Anlauf des Viehes; doch muß sie zu der Zeit, wenn nach eingebrachten Früchten die Hutung auf den Feldern ausgeübet wird, wieder weggenommen werden; es wäre denn durch eine Verjährung erlangt worden. Hieraus erhellet ferner, daß auch die Felder, Weinberge und übrigen Grundstücke auf dem Lande wider den Anlauf des Wildes ganz wohl verwah-

ret

ret werden können. Da nun aber die Gärten ꝛc. nicht nur deswegen verzäunet werden, daß Menschen und Vieh deren Früchte nicht beschädigen, sondern daß auch die Streitigkeiten, die sich wegen der Nachbarschaft zwischen zween an einander liegenden Nachbarn ereignen könnten, vermieden werden; so kann auch ein Nachbar, ungeachtet sein Garten ehedem niemals verzäunt gewesen wäre, ja, wider Willen des andern Nachbarn, dessen Garten an diesen stößt, denselben billig verwahren.

Man würde die Befugniß, ein Grundstück zu umzäunen, ad res meræ facultatis, d. h. unter solche Dinge, die einem jeden zu thun, oder auch zu unterlassen, frey stehen, rechnen müssen, wenn nicht die ökonomische Erfahrung mit sich brächte, daß alle Verzäunung zu dämmen, und also dem Nachbar schädlich zu seyn pfleze, indem dadurch des Nachbarn Grund und Boden zu allen Jahrszeiten überschattet, und zur Winterszeit der Schnee in großer Menge an den Zaun angewehet wird. Was nicht umzäunet wird, besteht größtentheils in Feldern und Wiesen: wo hingegen seit rechtsverwährter Zeit ein Platz umzäunt gewesen ist, oder wo man sich ausdrücklich über die Umzäunung vereinigt hat, daselbst findet auch künftig die Umzäunung, oder das Gartenrecht, Statt; doch steht einem jeden Eigenthümer frey, seinen Garten mit Feldfrüchten, und sein Feld mit Gartenfrüchten zu nutzen, bey welchen leztern jedoch, in Ansehung der Bäume, eben wegen ihrer Dämmung und Beschattung, gewisse Ausnahmen zu machen sind.

So würde z. B. nicht wirthschaftlich, und der Nachbar zu dulden nicht gehalten seyn, wenn Jemand sein Feld mit zahmem oder wildem Holze zu besezen gedächte. Das alte Sachsenrecht, welches erlaubt, in Gärten und Feldern des Nachbarn herüber wachsende Baumäste, und die in unser Feld oder Garten laufenden Baumwurzeln abzubauen und auszustechen, ist hiezu nicht hinlänglich, indem eine abermalige Erfahrung ist,

daß

daß hohe Bäume, insonderheit wenn sie gegen die Sommerseite stehen, auf 30, 40 und mehr Schritte weit; Dämmung, und Schatten verursachen, daher man auch auf den Feldern, wo etwa von Alters her, ein Baum stehen geblieben ist, die da herum wachsenden Feldfrüchte weit und breit geringer, als die übrigen, von dem Baume sehr entfernten, befinden wird.

Wem das Gartenrecht, oder seinen Grund und Boden zu verzäunen, frey steht, der ist nicht befugt, den Zaun, welcher z. B. durch Verwüstung gänzlich abgebrochen worden ist, einseitig, ohne des Nachbarn Genehmhaltung zu errichten, es sey denn, daß eine ganz deutliche und unstreitige Rainung daselbst anzutreffen wäre. Es fragt sich: Bin ich schuldig, um meinen Garten einen Zaun zu halten, wenn mir solches nicht gefällig ist? Ich halte es nicht dafür. Denn ein jeder ist verbunden, die Seinigen und sein Vieh, ob ich mich gleich ihm verpallisadire, im Zaum zu halten.

Ferner fragt sich: Ob einem Nachbar, irgend eine Art des neuen Zaunes zu erwählen, frey stehe? gesetzt, man wollte eine Mauer errichten? Da diese eine ziemliche Stärke oder Dicke erfordert, und der Nachbar, wenn er nicht einwilliget, von seinem Platze etwas dazu einzuräumen, nicht verbunden ist: so folgt, daß man die Mauer keinesweges auf die Mitte der Rainlinie, sondern allein auf des Bauherrn eigenen Boden zu setzen habe.

L. Hofmanns Gutachten über einige wirthschaftliche zweifelhafte Fälle, im 4. B. der neuen ökon. Nachr. Leipz. 1769, 8. S. 655—657.

Setzte ein Nachbar seinen Zaun über die Gränzen seines Grundstückes, so thut dieser wohl, wenn er nicht eigenmächtiger Weise denselben nieder reißt, sondern bey der Obrigkeit um eine Besichtigung, und summarische Erkenntniß, gehörige Ansuchung thut. Wenn eine gemeinschaftliche Verzäunung, und dieselbe an einem Orte eingegangen ist, der Nachbar aber seinen Theil nicht ausbessern lassen will: so kann jener dieserhalb des richterliche Amt anflehen, und dieser muß den Scha-

den

den ersetzen. Sein Haus, zumal in einer Stadt, abzubrechen und niederzureißen, um aus dem Platze einen Garten zu machen, ist nicht erlaubt; wohl aber, die Wiesen in Gärten zu verwandeln, in so fern, wenn in Ansehung der Hütung, des Zehent und der Steuern und Gaben, der Obrigkeit oder einem andern nicht präjudicirt wird, überhaupt aber auch die Statuten des Ortes nicht zuwider sind. Derjenige, der den Nießbrauch hat, und nicht Eigenthumsherr des Platzes ist, kann den Garten, darin ihm der Nießbrauch zusteht, zu keinem andern Gebrauche anwenden. Wenn mein Haus an eines andern Garten anstößt, bin ich nicht befugt, etwas aus meinen Fenstern in seinen Garten zu gießen oder zu werfen; und muß auch geschehen lassen, daß der andere mit seinen Bäumen, die er an meine Fenster heran zieht, meine Zimmer verdunkelt. Wären zween Brüdern in einem Testamente zwey Häuser vermacht, in deren Mitte ein Garten befindlich ist, so ist die Frage: Welcher wohl befugt sey, sich den Garten anzumaßen? also zu entscheiden, daß der Garten zu demjenigen Hause gehöre, für welches der Erblasser denselben gebraucht hat; hätte man aber davon keine Nachricht, so wäre der Garten demjenigen Hause zu zueignen, aus welchem ein Gang in den Garten geht; und wenn auch dieses nicht wäre, so müßten sich beyde gemeinschaftlich des Gartens bedienen. Dafern ein Bach durch meinen Garten geht, womit ich nach Gefallen denselben wässern kann, es treibt aber derselbe eine Stadtmühle: so bin ich nicht befugt, in der großen Hitze, wenn kaum so viel Wasser in dem Bache ist, daß es die Mühle treiben kann, denselben zur Anwässerung meines Gartens zu gebrauchen.

In Ansehung des fremden Viehes, welches in unsern Gärten Schaden thut, ist anzumerken, daß man am besten thue, wenn man selbige verscheucht, ihnen auch wohl, wenn es Federvieh ist, die Flügel verschnei-

det, oder sie auch pfändet, nur aber nicht umbringt; welches aber doch auch seine Ausnahme leidet, wenn man von dem Nachbar wäre erinnert worden, den Garten zu verzäunen, es aber unterlassen hätte. Ist es aber ein wildes Thier, welches sich nicht einfangen läßt, so steht dem Herrn frey, selbiges mit Hunden zu verscheuchen; und er hat deshalb keine Verantwortung zu befürchten, wenn das Thier gleich beschädiget und von den Hunden nieder gerissen worden ist. Zu Beschützung seines Gartens aber einen Graben zu machen, in welchem das Vieh, wenn es hinein fällt, ein Bein brechen oder Schaden nehmen kann, ist nicht erlaubt.

Einem Reisenden ist, ohne Furcht, einen Diebstahl zu begehen, erlaubt, aus einem an der Landstraße liegenden und unverschlossenen Garten oder Weinberge, eine Frucht oder Weintraube zu holen, wenn er nur keinen Schaden verursachet, und es nur zu seinem eigenen Bedürfniß thut, obgleich dieses nicht überall ungestraft geduldet wird.

Noch etwas von den Garten-Dieben zu gedenken, so werden selbige zwar nicht, oder doch nur bey einem excessiven Gartendiebstahl, mit einer Capitalstrafe, sondern nur allezeit mit einer willkührlichen, als: Landesverweisung, Geldbuße oder Gefängniß, angesehen. Doch aber ist auch ein solcher zur Nachtzeit verübter Diebstahl höher zu ahnden, als einer, der am Tage geschieht. Einen zur Nachtzeit in dem Garten oder Weinberge angetroffenen Dieb zu erschießen, oder zu erstechen, oder auch durch ein Selbstgeschoß um das Leben zu bringen, ist schlechterdings verboten; es wäre denn, daß man das erstere zu seiner eigenen Beschützung thun müsse. Das Legen der Fußangeln (s. Th. XV, S. 525) an die Zäune, ist nach guten Polizeygrundsätzen auch nicht erlaubt.

Garten-Ruinen, siehe oben, S. 255.

Garten-Saal, ein Saal in einem Gartenhause. Imgleichen ein offener, mit grünen Wänden eingefaßter Plaz in einem Lustgarten, dahin wenigstens acht Alleen als auf ihren Mittelpunct zusammen laufen sollen. Der Boden muß fest, sauber und ganz glatt seyn; nahe dabey aber müssen sich bedeckte Lauben befinden, die zu einer Retirade dienen. Man bedienet sich dieses Ortes, Tafel daselbst zu halten, darauf zu tanzen und andere Lustbarkeiten anzustellen, wie sich denn daselbst auch artige Illuminationen anbringen lassen. Man kann auch andere lebendige Baumgebäude darauf anlegen, wovon insonderheit **Küffners** Architectura vivarborea, oder neuerfundene Baukunst zu lebendigen Baumgebäuden, v. J. 1716, nachzusehen ist.

Garten-Scharlach, Garten-Scharley, in einigen Gegenden eine Benennung der römischen Salbey; siehe Scharlach-Kraut und Scharley.

Garten-Schnecke, siehe Schnecke.

Garten-Schwamm, eine Benennung der Champignons, wenn man sie in Gärten bauet.

Garten-Spinne, siehe Spinne.

Garten-Statüen, siehe oben, S. 258, fgg. und 273.

Garten-Tempel, siehe oben, S. 253.

Garten-Theater, ist, in den ansehnlichsten Gärten, ein großer meistens erhaben angelegter Plaz, welcher abwechselnd mit Fontänen und Statüen reichlich geziert ist. Es dient ein solches Theater, dem Garten selbst ein angenehmes Ansehen zu machen, und wird dadurch dasselbe um so viel mehr vermehret, wenn sich ein Wasserfall in dessen Prospecte präsentirt.

Garten-Verhängung, siehe oben, S. 336, fgg.

Garten-Wilhelm, Dianthus barbatus; siehe Bart-Nelke, im Art. Nelke.

Garten-Zaun, siehe oben, S. 336, und 339.

Garten-Zehent, siehe Zehent.

Gartine, eine in der Gegend von Kennern übliche Benennung einer Art Aecker, vermuthlich solcher, welche Gartenrecht haben, Gartenfelder.

In einer gerichtlichen Nachricht von 1773 wurden des Ackermanns — Grundstücke bestehend in einem Busche, einer Gartine auf der Pernener Mark und 12 Morgen Acker feil geboten.

Im mittlern Lat. bedeutet Gardinum, Gardinium mehrmals einen Garten, Cortina aber ein Hof.

Siehe Garten 5 und Garten-Feld.

Garum, hieß bey den alten Griechen und Römern eine gewisse Salzbrühe oder Marinade, die sie als eines ihrer köstlichsten Gerichte rühmten. Man weiß aber heut zu Tage nicht zuverlässig, worin dieses Garum eigentlich bestanden habe. Einige meinen, es sey aus Sardellen gemacht worden; andere, aus Makrelen ꝛc.

Garzer-Oehl, siehe Baum-Oehl, im Art. Oehl.

Gas. Das Gas nennen **Helmont** und andere Chemisten die unsichtbaren flüchtigen Theile, welche von selbst aus gewissen Körpern ausdampfen, und die man entweder gar nicht, oder wenigstens mit schwerer Mühe, und doch nicht ganz rein, auffangen und sammeln kann. Man rechnet zum Gas z. B. die Dämpfe der in eine spirituöse, oder in eine faulende Gährung gerathenen Materien; tödliche Dämpfe aus brennenden Kohlen; die Schwaden in Bergwerken; den flüchtigen Theil der geistigen mineralischen Wässer; das flüssige elastische Wesen, welches sich aus der mit Salpetersäure aufgelöseten Kreide entwickelt; und selbst den Spiritus Rector gewisser Substanzen, z. B. des Bisams.

Gasche, Gase; siehe Gaze.

Gassatim, ein Wort, welches im Scherze nach dem Muster der lateinischen Nebenwörter, besonders des barbar. stellatim, gebildet ist, und nur im gem. Leben gebraucht wird, wo es auch gassaren lautet. Gassatim gehen, auf den Gassen ohne Geschäfte herum gehen,

hen, besonders des Nachts. Es kömmt unter andern auch in der straßburgischen Polizeyordnung, S. 85, vor. Einige sagen auch grassaten gehen, von grassari.

Gasse (*), L. Platea, Fr. Charrière, Ruë, überhaupt ein Weg, auf welchem man geht, doch nur in folgenden besondern Fällen.

1. Ein auf beyden Seiten mit Häusern bebaueter Weg in einer Stadt, einem Flecken, und zuweilen auch in einem Dorfe. Eine breite, enge, lange Gasse. Den Wein über die Gasse holen, aus einem andern Hause. Wein, Bier über die Gasse verkaufen, in andere Häuser. In, oder auf der langen Gasse wohnen, d. i. an derselben. In engerm Verstande werden zuweilen die breitern Gassen Straßen, die engern aber Gassen genannt. Eine Gasse, die keinen Ausgang hat, wird eine Strumpf-Gasse, oder ein Sack, Fr. Cul de sac, genannt. Ein Mehreres siehe im Art. Straße.

Die Gassen in den Dörfern sind, weil unsere meisten Dörfer aus den zerstreueten Häusern und Höfen der Alten entstanden sind, in der Länge und Breite sehr ungleich. Es ist aber ein Wohlstand, und der nachbarlichen Verbindung bequemer, wenn sie ordentlich und fein gerade, die Hauptgassen aber breit und mit Bäumen besetzt, dabey aber mit Nebengassen,

(*) In der ersten Bedeutung lautet dieses Wort bey dem Willeram und Notker Gazzo, im Wend. Hasta, im Ungar. Utza; im Tatian aber ist Giozo, eine Meerenge, im Ital. Ghiasso, eine Gasse ohne Ausgang, ein Sack, und im Lappländ. Autza, ein schmales Thal zwischen zween Hügeln. Die Niedersachsen und damit verwandten Sprachen haben statt des Zischlautes, wie in andern Fällen, ein t, Dän. Gade, Holländ. Gat, Nieders. Gate, Schwed. Gata, bey dem Ulphilas Gatvo, welche aber in weiterer Bedeutung oft eine jede Durchfahrt, besonders eine Meerenge, eine Oeffnung, ein Loch, bedeuten. Wachter leitet es von dem Isländ. gasa, laufen, her; allein er hätte immer bey dem Deutschen gehen stehen bleiben können, von welchem das Isländ. nur das Frequent. ist. Das Hebr. גזר bedeutet gleichfalls eine Gasse, und dieß leitet man gemeiniglich von dem Syr. und Aethiop. גזר cinxit, circumdedit, her.

welche die Communication unter den Hauptgassen machen, versehen sind. Die Hauptgassen würden insonderheit sehr nützlich mit weißen Maulbeerbäumen an vielen Orten bepflanzt, dadurch aber der Grund zum Seidenbau besser geleget werden können. Siehe auch Th. IX, S. 395, fga.

2. In einem Lager, der Raum zwischen den Gezelten, weil er vornämlich zum Gehen bestimmt ist.

3. Der lange schmale Raum zwischen zwo Reihen Menschen, besonders bey den Soldaten. Siehe Gassen-Laufen.

4. In den Bienenstöcken die Zwischenräume zwischen den Scheiben.

Gassen-Hauptmann, in den Städten, ein verpflichteter Bürger, der die Aufsicht über die Polizey in dem ihm angewiesenen Viertel hat; an einigen Orten ein Gassen-Meister. Vielleicht, weil sie ehedem und vornämlich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe auf den Gassen zu besorgen hatten.

Gassen-Koth, Schlamm oder Unrath, wie derselbe zum Dünger zu gebrauchen ist; siehe unter Koth.

Gassen-Laterne, siehe Laterne.

Gassen-Laufen, bey den Soldaten, diejenige Strafe, da der Verbrecher zwischen zwo Reihen Soldaten laufen muß, und von ihnen mit Ruthen gehauen wird, welches im gemeinen Leben Spieß-Ruthen laufen genannt wird. Siehe Gasse 3.

Gassen-Meister, siehe Gassen-Hauptmann.

Gassen-Pflaster, siehe Pflaster.

Gassen-Rinne, siehe Rinne.

Gassen-Vogt, eine anständige Benennung der Bettelvögte, weil sie die Gassen von den Bettlern reinigen.

Gasseln, so nur im Niedersächsischen üblich ist, den zu Brod geformten rohen Teig in den heißen Ofen schieben, damit er plötzlich eine braune Rinde bekomme; welches in Obersachsen garben heißt. Siehe dieses Wort. Das Bret, worauf man den Teig in den Ofen schiebet, heißt die Gassel.

Gaßler, siehe Th. XIV, S. 177, Anm.

Gast (*), eine Person männlichen oder weiblichen Geschlechtes, welche bey einer andern speiset, entweder gegen Bezahlung, oder aus Freundschaft, Gefälligkeit u. s. f.

1. Eigentlich. So werden Personen, welche in öffentlichen Herbergen oder an andern Orten für Geld speisen, Gäste, Tisch-Gäste genannt. Auch Personen, welche Jemand bey feyerlichen Gelegenheiten, oder aus Freundschaft mit einer Mahlzeit bewirthet, sind Gäste. Gäste bitten. Die Gäste sind nicht gekommen. Seyn Sie heute mein Gast, speisen Sie heute bey mir, oder auf meine Kosten. Ungebetene Gäste. Ein Hochzeits-Gast, der zum Hochzeitsschmause geladen ist.

In dieser Bedeutung ist auch das Schwed. Gast, Isländ. Gestur, Angels. und Dän. Gest, Holl. und Niederf. Gast, Engl. Guest, Böhm. Host, und Poln. Gose üblich. Siehe Gaste.

2. In weiterer Bedeutung, eine fremde Person, welche von einem andern aufgenommen und mit der nöthigen Bequemlichkeit versehen wird, es geschehe nun für Bezahlung, oder aus Gefälligkeit. Der Wirth hat viele Gäste. Wir bekommen heute Gäste.

(*) Man könnte dieses Wort von goan, gehen, Gau, Griech. γαια, ableiten, und alsdann würde die vierte Bedeutung die erste und eigentliche seyn. Allein, da in diesem Worte und dessen Ableitungen und Zusammensetzungen der Begriff des Speisens doch immer der herrschende ist, so scheint es mit mehrerm Rechte zu Kost, Speise, essen, Griech. ἑστιαν, speisen, bewirthen, zu gehören; wenn man nicht annehmen will, daß in unserm heutigen Gast zwey ehedem ganz verschiedene Wörter zusammen geflossen sind, da dann auch die in dem salischen Gesetze vorkommenden Wisogast, Bodogast, Salegast, Windegast, der fränkische Arbogast, das Ungar. Gazda, ein Herr, Hausvater u. s. f. mit in Anschlag kommen könnten. Uebrigens wird dieses Wort in den vier ersten Bedeutungen von beyden Geschlechtern gebraucht, indem man sowohl zu einem Frauenzimmer, als zu einer Mannsperson sagt, seyn Sie heute mein Gast, u. s. f. In einigen der folgenden Wörter scheint Gast für Kost, Koste zu stehen. Siehe Gaste, Gast-Geber.

Schon Kero nennet einen solchen Gast Kesteo und Kasto. In andern Sprachen aber bedeutet es active auch den Wirth, der andere aufnimmt, wie das mittlere Lat. Hostis in den Briefen des heil. Bernhard, das Franz. Hote, das Ital. Hoste. Auch das mittlere Lat. Gistum, Herberge und Bewirthung, scheint hieher zu gehören.

3. In noch weiterer Bedeutung, werden diejenigen, welche bey andern arbeiten lassen, bey ihnen kaufen, oder sich sonst ihres Dienstes bedienen, im gem. Leben häufig Gäste genannt. Gäste setzen, bey den Schenkwirthen, und in den Trinkhäusern. Mahl-Gäste, die bey einem Müller mahlen lassen; Back-Gäste, die bey einem Bäcker backen lassen; Salz-Gäste, welche in einem Salzwerke Salz kaufen; Bade-Gäste, die sich des Badens; Brunnen-Gäste, die sich des Gesundbrunnens an einem Orte bedienen u. s. f.

Schon in den alten florentinischen Statuten bey dem Carpentier heißt es: Hostis, id est ille, pro quo laborat aliqua bona.

4. In noch weiterer Bedeutung, ein Fremder, ein Ausländer, der sich nur an einem gewissen Orte eine Zeitlang aufhält, ohne daselbst seine ordentliche Wohnung zu haben, oder sich allda häuslich niederzulassen. In dieser Bedeutung kömmt Gast schon bey dem Ulphilas vor. In solchem Verstande werden auch an einigen Orten die fremden Kaufleute, welche einen Handelsort oder einen Jahrmarkt besuchen, Gäste genannt. In der Ordnung der Tuchmacherinnung zu Zeitz heissen die fremden Krämer Gäste; und in den Rechten wurde ehedem derjenige für einen Gast gehalten, der über eilf Meilen weit her war. Auch die Schutzverwandten in den Städten, oder Einwohner, welche nicht Bürger waren, wurden Gäste genannt.

Im Hochdeutschen ist diese Bedeutung nunmehr veraltet, außer daß sie noch in einigen der folgenden Zusammensetzungen vorkömmt; im Niedersächsischen aber ist sie üblicher.

In wie weit solche Gäste oder Fremde mit einander, oder mit den Bürgern und Einwohnern derjenigen

nigen Stadt, in der sie sich aufhalten, Handel und Wandel zu treiben befugt oder berechtigt seyn, ist eine Frage, welche hier erörtert werden soll.

Zu gut auf den öffentlichen Messen und Jahrmärkten allen Leuten, die nicht in der Reichsacht, oder öffentliche Schelme und Diebe sind, nicht allein mit den Einwohnern der Stadt, wo solche Messe oder solcher Jahrmarkt gehalten wird, sondern auch mit andern Fremden oder Gästen, die freye Handlung vergönnet sey, ist eine zur Genüge bekannte Sache. Außer den Messen und Jahrmärkten aber ist nicht an allen Orten den Gästen erlaubt, nach ihrem Belieben freye Handlung zu treiben. Nur wenige Handelsplätze sind zu finden, wo ihnen dieses ohne alle Einschränkung erlaubt ist. Zum Beyspiele davon nenne ich bloß Genua, Livorno, Marseille und Porto Mahon. An den meisten Orten aber wird diese Freyheit entweder gar nicht, oder doch nur mit einer gewissen Einschränkung, verstattet. Zwar dieses steht den Gästen an allen Orten frey, den Einheimischen ihre Waaren im Ganzen oder Einzelnen abzukaufen, wenn nur nicht dadurch in der Stadt Theuerung und Mangel, oder eine unziemliche Regierung dieser oder jener unentbehrlichen Waare verursachet, noch solche dem Feinde zugeführet, und solcher dadurch verstärket, oder aber falsches Geld dafür bezahlet wird. Ganz anders aber wird es an den meisten Orten gehalten, wenn der Gast seine Waaren an die Einheimischen verkaufen will. Nicht leicht ist es nämlich den Gästen erlaubt, solche an die Einheimischen, ohne Unterschied des Standes, nach eigenem Gutbefinden, einzeln oder im Ganzen zu verkaufen, sondern gemeiniglich dürfen nur gewisse Waaren einzeln verkaufet werden; dahingegen andere nicht anders als im Ganzen abgesetzet werden dürfen; doch steht ihnen an einigen Orten frey, ihre Waaren alsdann (wenn sie nur diesen Unterschied beobachten, und

keine Waaren vereinzeln, die im Ganzen vertrieben werden müssen,) an wen sie immer wollen, zu verkaufen. An andern Orten aber ist den Gästen auch dieses nicht erlaubt, sondern sie müssen ihre Waaren erst gewissen Zünften und Innungen feil bieten, und wenn diese binnen einer gewissen bestimmten Zeit sich nicht zu kaufen entschließen, so steht alsdann erst den Gästen frey, solche andern Bürgern, ohne Unterschied, anzubieten. So ist z. B. in Lübeck das erste Gesicht des Korns und der Steinkohlen, so aus der Fremde kommen, den Bäckern und Schmieden vorbehalten; und wenn diese innerhalb 3 Tagen sich nicht zu kaufen entschließen, so hat der Fremde Macht, mit andern Bürgern zu handeln. An andern Orten sind die Gäste noch weiter in ihrer Handelsfreyheit eingeschränkt, indem sie ihre Waaren in das öffentliche Packhaus legen, oder in dem Kramergildehause eine Wohnung nehmen müssen, und gar an Niemand anders, als an die Stadtkrämer, verkaufen dürfen, auch keine unumschränkte Freyheit haben, alle Tage zu ihren Gütern zu gehen, und nach Gefallen damit zu schalten, sondern sich es gefallen lassen müssen, wenn ihnen etwan wöchentlich zween oder drey Vergünstigungstage zum Verkauf verstattet werden. Eben so verschiedentlich wird es auch in Ansehung des Handels, den Gast mit Gast treiben will, gehalten. An einigen Orten ist derselbe völlig erlaubt; an andern aber sind nur einige Güter frey, mit denen also Gast mit Gast handeln darf, dahingegen andere Güter bloß bürgerliche Güter sind, mit welchen Gast und Gast nicht handeln darf, sondern die allein für die Bürger oder Einwohner der Stadt bleiben. So gehören z. B. noch die daselbst Schragen mit Kaufmannsordnung unter die freyen Güter, damit Gast mit Gast (doch nicht bey Ellen oder Pfunden, sondern stückweise und en gros) handeln darf, alle diejenige Waaren, die aus fremden Landen und Reichen dahin gebracht, und ferner könnten gebracht werden, und daselbst in 30 und mehr Jahren vor der Publication dieser Ordnung nicht gebräuchlich gewesen, oder in solcher Anzahl nicht geführet

ret oder verhandthieret worden sind. Unter die bürgerlichen Güter aber, damit Gast mit Gast nicht handeln darf, und welche die dortigen Bürger für sich allein, als eine bürgerliche Freyheit, halten sollen, gehören: Hanf, Pech, Theer, Klappholz, Wagenschrot, Leinwand, englische, salzwedelsche, märkische, osnabrüggische und allerley andere Laken, Boyen, Munition, Takel oder Taue, Wolle, Eisen, Bley, Osemund ꝛc. und endlich unter die bürgerlichen Güter, mit denen Gast mit Gast, auch mit Gästepfennigen nicht handeln, oder kein Factor (bey Verlust der Hälfte von solchen Gütern,) an Fremde verkaufen darf, gehören: Korn, französische Weine und Branntweine, Brod, Butter, Käse, Härinae, Schollen und Bücklinge, Salz, Berger und isländische Waaren ꝛc. Uebrigens ist es auch an einigen Orten ganz und gar verboten, daß Gast mit Gast handeln dürfe. So darf, z. B. vermöge des lübischen Rechtes, L. III. Tit. VI. Art. 7, kein Gast mit einem andern, oder kein Fremder mit einem Fremden einen Kauf und Verkauf treffen, sondern ein mit seinem Gute in der Stadt Lübeck ankommender Gast oder Fremde kann dasselbe Niemand anders, außer den dasigen Bürgern, verkaufen. Will er auch gleich dasselbe Gut oder Waaren daselbst anlegen; so hat er doch die Macht nicht, solche alsdann den Fremden zu verkaufen, wie die dasigen Bürger, welchen diese Freyheit allein zusteht. Würde er aber solches dennoch thun, und darüber betroffen oder dessen überwiesen werden, so soll er bey und von dem Wettgerichte, nach der Größe des Verbrechens, gestrafet werden. Es gründet sich aber diese Verordnung hauptsächlich darauf, daß die Verfasser des lübischen Rechtes den Flor der Handlung in der Stadt Lübeck bestens zu erhalten und zu vermehren gesucht haben. Daher wird auch durch selbiges den Bürgern in den Städten, wo das lübische Recht gilt, in diesem Stücke ein besonderes Vorrecht zugestanden, damit nichts in Handlungssachen an solchen Orten geschehen könne, wobey kein Bürger mit interessirt wäre. Sonst wollen zwar auch einige behaupten, als ob allen und jeden Seehandelsstädten eben dieses Recht zustehe, daß nämlich Fremde mit Fremden daselbst nicht handeln dürfen; es kann aber solches so schlechthin und überhaupt nicht wohl zugegeben werden, vielmehr scheint diese Meinung ursprünglich daher entstanden zu seyn, weil man bemerkt hat, daß solches in den zum hanseatischen Bunde ehemals gehörigen Städten nicht geduldet worden, und auch noch jezt nicht geduldet wird. Diese Städte

aber

aber sind ehemals die vornehmsten Handelsstädte zur See gewesen; daher hat man geglaubt, daß dieses ein besonderes Recht wäre, welches den Handelsstädten zur See, eben deswegen, wenn sie Handelsstädte zur See wären, wozu sie aber vorher besonderer Privilegien benöthigt gewesen wären, ehe sie solche hätten werden können, überhaupt zustände. Allein, es ist dieses nicht an dem, sondern es ist vielmehr, allem Vermuthen nach, und so viel aus den Geschichten erhellet, dieser Satz: Daß Gast mit Gast (oder ein Fremder mit einem Fremden) nicht handeln dürfe, von dem Hansebunde auf ihren Hansetagen beliebet, und sonderlich im Hansereceß von 1494 festgesetzt, nachher aber dem lübischen Rechte mit einverleibet worden. Doch will man hiedurch nicht sogleich in Abrede seyn, daß nicht auch ein gleiches bey einigen andern, vormaligen oder jetzigen Handelsstädten zur See üblich gewesen seyn, oder noch angetroffen werden, auch bey einigen solches wohl aus einem besondern Privilegio herrühren könne. Endlich ist hiebey noch zu gedenken, daß sich in den mehresten Handelsstädten, welche ehemals zum hanseatischen Bunde gehört haben gleichmäßige Verordnungen finden, die mit der mehrgedachten Verordnung des lübischen Rechtes übereinstimmen, oder wohl gar aus derselben hergeleitet und gerechtfertiget werden können. So findet man z. B. in Nevii Erläuter. des lübischen Rechtes, L. III. Tit. VI. Art. 7, No. 19 und 20, insonderheit folgende hieher gehörige Verordnungen: „Daß Niemand mit fremden Gelde Korn, oder andere ankommende fremde Waaren kaufen solle.“ Ferner: „Es soll den Fremden nicht verstattet werden, ihre Kaufmannsgüter in die Stadt zu Lande zu bringen, und hernach zu Schiffe an andere Oerter auszubringen, oder umgekehrt, zu Wasser einzubringen, und an andere Oerter zu Vertreibung Handels und Wandels zu schicken.“ Hieher gehört auch das rostockische Statut wegen des Woll- und Fellkaufens v. 18. May 1593. Im Gegentheil aber wird den Fremden an vielen Orten, zumal, wenn sie in Person zugegen sind, und irgend eine Sache vor Gerichte anzubringen haben, noch eher, als den Bürgern und Einheimischen zu ihrem Rechte geholfen, und ihre Streitigkeiten auf das schleunigste ausgemacht; wie aus dem weiter unten folgenden Art. Gastgericht, zu ersehen ist.

Nach einer noch weitern Figur bedeutet das Wort Gast ehedem auch Jemanden, der einer Sache beraubt war.

5. In der weitesten Bedeutung, eine jede Person, doch nur mit Beywörtern, und im gemeinen Leben, besonders Niedersachsens. Er ist ein fetter, ein reicher Gast, ein begüterter Mann. Ein schlauer Gast, ein schlauer Mann. Ein lustiger Gast, ein lustiger Mensch.

Gastbarkeit, siehe Gast-Freyheit.

Gast-Becher, bey den ehemaligen Schmausereyen, der große Becher, welche man den Gästen zur freundschaftlichen Bewillkommung zutrank; der Willkommen.

Gast-Bett, ein Bett, welches für Gäste bestimmt ist, sowohl in Gasthöfen, als auch für freundschaftlich Besuchende.

Gast-Freund, in der höhern Schreibart, ein Fremder, den man als einen Gast bewirthet. Siehe den folgenden Artikel.

Gast-frey. 1. Bereit, fremde und reisende Personen unentgeltlich aufzunehmen und zu bewirthen; eine in den ehemahligen Zeiten, da es noch keine öffentliche Herbergen und Gasthöfe gab, sehr nöthige und hoch geschätzte Tugend.

2. Bereit, andere unentgeltlich mit Speise und Trank zu bewirthen. In beyden Fällen bedeutet frey freywillig, unentgeltlich. Daher die

Gast-Freyheit, bey dem Opitz die Gastbarkeit, L. Hospitalitas; die Eigenschaft, da man gastfrey oder gastbar ist.

Die Gastfreyheit oder Gastfreundschaft, eine der liebenswürdigsten Tugenden, welche je die menschliche Natur geziert hat, die Nationen verschwistert, und Welttheile an einander kettet, scheint noch nicht die Betrachtung gefunden zu haben, welche sie verdient.

Wenn

Wenn auch hier und da mehr ein Zufall, als ein besonderer Vorsatz, von dieser Tugend zu reden veranlaßte: so waren es einzeln hingeworfene Bemerkungen, größtentheils eingeschränkt auf Griechen und Römer, bey welchen doch eine solche Betrachtung noch immer sehr unfruchtbar bleibt; oder es waren antiquarische Abhandlungen, die mehr todte Gastrechtgebräuche betrafen, als daß sie in den Geist, der in ihnen lag, tief eingedrungen wären. Auch scheint es, daß manche Philosophen, die so gern Systeme ohne einen Blick in die Welt und in die Geschichte bauen, oder Lehrbücher bis ins Unendliche wiederholen, es nicht für würdig genug halten, über einzelne Seiten der menschlichen Natur mehr besondere und genaue Betrachtungen anzustellen, wodurch indessen doch die wichtige Wissenschaft des Menschen von dem Menschen am meisten einer Erweiterung fähig wird.

Es ist hier nicht von der Gastfreyheit, als einer Tugend oder Sitte einzelner Personen oder einzelner Familien unter verfeinerten Nationen, die Rede; als solche ist sie öfters nichts anders, als eine Wirkung der Eitelkeit, der Prachtsucht, der Schwelgerey zu weit ausgeartet, als daß sie uneigennützige und wohlthätige Gesinnung seyn könnte. Wir betrachten sie als eine Tugend eines ganzen Volkes. Sie begreift jede menschenfreundliche Aufnahme, jede Art des gefälligen, dienstfertigen und wohlthätigen Betragens einer Nation gegen Glieder einer andern Nation. Sie ist also weit mehr, als die alltägliche Gastfreyheit, die ein Freund gegen den andern, oder eine Nation gegen ihre eigene Glieder, ausübt.

Wäre die Gastfreyheit auch nichts mehr, als eine Pflicht der Höflichkeit gegen Personen, mit welchen man in keiner besondern Verbindung steht: so würde sie schon der Aufmerksamkeit nicht unwerth seyn. Allein, sie ist auch merkwürdig, man möge sie als einen

Natur-

Naturtrieb, oder als eine Sitte, oder überhaupt als einen Theil des Nationalcharacters ganzer Völker betrachten. Sie hat sich mit den sonderbarsten Erscheinungen sehen lassen, und nicht selten bey Nationen, bey welchen man sie am wenigsten suchte. Sie hat neben Neigungen, Sitten und Gewohnheiten, die sie zu zerstören scheinen, sich am längsten erhalten. Sie ist für die Cultur der Völker, die sich zum Theil auf sie gründet, überaus wichtig, und das gefälligste Band, welches die entferntesten und unbekanntesten Stämme des menschlichen Geschlechtes mit einander vereinigt.

Die Vortheile der Reisen in dem ersten Zeitalter der Nationen waren unstreitig für die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, für die Ausrottung schädlicher Vorurtheile der Erziehung und des Vaterlandes, für die Fortpflanzung der Geschichte, für die Aufklärung der Gesetzgebung, für die Erhebung des menschlichen Geistes, für die Bildung der Sitten, für die Milderung aller natürlichen Gefühle, wichtiger, als sie jetzt seyn können; und die Gastfreundschaft war es, die, indem sie das Reisen erleichterte, die Hand zum Erwerb aller dieser Vortheile bot.

Wenn irgend eine Tugend in das erste Weltalter hinauf steigt, so ist es die Gastfreundschaft. Sie nimmt mit der Einfalt der ältesten Gesellschaften im Moses und im Homer ihren Anfang, und schreitet von da durch einen langen Zeitraum fort, bis sie auf eine Gränze stößt, wo sie entweder ganz verschwindet, oder unter den Verfeinerungen der Nation allmählich in eine weniger kenntliche Gestalt übergeht.

2. Als die ersten Menschengeschlechter sich von einander abzusondern, und eigene Gesellschaften oder kleine Staaten zu bilden angefangen hatten, konnten verschiedene Veranlassungen zu Reisen entstehen, welche einzelne Glieder der einen Völkerschaft in das Gebiet einer andern unternahmen. So lange diese Völkerschaften

schaften in Frieden oder freundschaftlichen Bündnissen mit einander lebten, war die Aufnahme gesichert, und Zelt oder Hütte dem Ankömmlinge geöffnet. Die Bedürfnisse sowohl des ersten Weltalters, als auch vieler spätern Völker, machten die Gastfreyheit nothwendig. Es waren noch keine Städte, noch keine Flecken vorhanden, sondern nur zerstreute, oft weit von einander entlegene Hütten, zwischen welchen der Fremdling umher irrete. Oder wo auch Städte und Flecken angelegt waren, so waren noch keine öffentliche Anstalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reisenden eingeführt. Man glaubte, wenigstens in einem Zeitraume der Griechen und Römer, daß die Gastwirthschaft einem freygebornen Bürger unanständig sey; und Plato hatte den Einfall, ausdrücklich zu behaupten, daß sie nur von Ausländern und gemeinen Leuten getrieben werden müsse. Der Mangel der Polizeyeinrichtungen mußte durch die menschenfreundliche Dienstfertigkeit einzelner Familien ersetzet werden. Vermuthlich waren unter vielen Stämmen und Völkerschaften die Reisen aus mancherley Ursachen nicht sehr häufig. Die freye Bewirthung eines Fremden, die nur selten war, ward desto williger unternommen, je mehr sie noch von Einfalt und Genügsamkeit erleichtert ward.

Die erste Welt kannte wenig den Handel. Die Reisenden waren keine Kaufleute, die ihres Vortheiles wegen ausgiengen, und von denen es nicht unbillig scheinen kann, einen Theil ihres Gewinnes zu nehmen. Es waren meistens wißbegierige Philosophen und Gesetzgeber, oder doch Männer, die für sich und ihre Mitbürger nützlichen Unterricht suchten. Ihre Absicht war edel, frey vom gemeinen Eigennutz. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützige Aufnahme schuldig sey.

Die Seltenheit der Reisen, der Mangel des Verkehrs der Völkerschaften unter einander, und die Abson-

sonderung der Wohnplätze konnten die Neigung zur Gastfreyheit beleben. Weil man selten einen Fremden sah, so erregte seine Gegenwart mehr Aufmerksamkeit. Man fühlt oft eine verdrießliche Einsamkeit, wenn man bloß bey seiner Nation, der man zu sehr gewohnt wird, eingeschränkt ist. Man reißt sich, so lange man noch nicht ganz in sich selbst eingeschrumpft ist, gern aus der einförmigen Eingezogenheit heraus, sobald ein neuer Gegenstand erscheint.

Durch die Ankunft eines Fremden ward die Neubegierde gereizt, die den Menschen so natürlich ist, und es noch mehr den ersten Menschen seyn mußte. Sie suchte sich durch Bekanntschaft und Umgang mit ihm zu befriedigen. Je seltener die Erscheinung eines Reisenden, je entlegener seine Heimath, je abweichender das Gepräge der Sitten und Gewohnheiten seiner Nation von dem gewöhnlichen Stämpel, oder je hervorstechender der Ruhm ihrer Talente, Künste und Thaten war: desto ausgebreiteter mußte die Neubegierde in der Aufmerksamkeit auf einen Fremden wirken, und desto mehr mußten diese Wirkungen zu dem Ziele der Gastfreyheit zusammen laufen.

Das erste, was ein Fremder suchte, war Sicherheit vor Beleidigung. Diese Sicherheit konnte er zu finden hoffen, sobald sich da, wohin er kam, die ersten Begriffe von Gerechtigkeit entwickelt hatten. Es war natürlich, einen Fremden als einen Menschen zu betrachten, der von dem Schutze seines Vaterlandes, von der Treue seiner Freunde, von der Zärtlichkeit seiner Familie getrennt war, der schwach und hülfebedürftig unter einem unbekannten Himmel irrte. Was konnte bey dieser Betrachtung mehr gegen das erste Gefühl der Gerechtigkeit seyn, als einen solchen Menschen zu beleidigen oder beleidigen zu lassen! Man mußte es empfinden, daß es weder Ehre noch Tapferkeit sey, sich seiner Schwäche und Hülflosigkeit gegen ihn selbst zu

bedienen. Man erkannte sogleich unter dieser Empfindung als ein Gesetz der Natur, daß er ein Recht auf den öffentlichen Schutz des Landes habe, worin er sich befand, und daß Göttern und Menschen nichts mißfälliger seyn könnte, als ihm Beleidigungen zufügen zu lassen.

Nachdem sich diese Begriffe zu einer gewissen Stärke entwickelt hatten, mußte auch der Trieb zur Geselligkeit seine Wirkung zu beweisen anfangen. Wenn dieser Trieb, so unwidersprechlich in unserer Natur gegründet, so wohlthätig für das Leben des Menschen, so unaufhaltsam in seinen Aeußerungen, sich in dem alltäglichen Kreise nicht befriedigen konnte; so suchte er in dem Umgange mit einem Fremden seine Sättigung. Je mehr abgesöndert die Glieder einer Nation lebten, und je weniger Verkehr sie unter sich selbst hatten, desto mehr machte er sie für den ankommenden Wanderer geneigt. Denn der Mensch ist zur Gesellschaft geboren. In der That, mit welcher Sehnsucht nach Menschen irren nicht oft die Seefahrenden, wenn sie lange nichts als Wellen und Wolken gesehen haben, auf dem weiten Meere umher! Und welches Frohlocken bey dem Anblicke eines Ufers, eines noch unbekannten Ufers, wenn es nur Spuren der Bewohnung zeigt! Die einsamen Hütten in den Gebirgen oder an den Gestaden des Meeres, die lange nicht von dem Gruße eines Fremden ertönten, wie öde, wie leblos werden sie nicht ihren Bewohnern! Wie oft und wie ungeduldig erwartend forscht nicht das Auge umher, ob es nicht auf jenem ungebahnten Fußsteige in die waldige Höhe hinauf, oder dort an dem fernen Horizonte, der sich mit den Wellen verliert, einen Ankömmling gewahr werde, der Leben und Aufheiterung bringe! Wohlthätiger Trieb der Geselligkeit, du belebst die ganze Empfindlichkeit der menschlichen Natur für andere; du läßt das Herz dem noch fernen Wanderer

schon

schon entgegen klopfen, und treibst unwiderstehlich zu jeder Art von Menschen Freundschaft und Gutthätigkeit!

Nicht weniger ist die Sympathie ein Theil von der Einrichtung unsers Wesens. Sie entspringt nicht aus unserer Wahl, oder aus einer Rücksicht auf eigenen Vortheil. Es beruht nicht auf unserer Willkühr, ob der Zustand des Nebenmenschen uns rühren soll oder nicht. Jeder muß es gestehen, daß er dieses gemeinnützige Gefühl nicht aus seinem Herzen verbannen kann. Die Sympathie wirkt so deutlich, so allgemein, so unaufhaltsam, daß es eine unbegreifliche Verblendung seyn würde, wenn man sie nicht für einen Grundtrieb unserer Natur erkennen wollte.

In sofern die Gastfreundschaft als eine Wirkung der Triebe der Geselligkeit und der Sympathie betrachtet werden kann, in so fern läßt sich auch behaupten, daß sie in der Einrichtung unserer Natur selbst gegründet ist.

3. Allein, ehe dieselbe sich als ein Naturtrieb äussern kann, muß sich der Mensch in einer Lage befinden, die der Wirksamkeit dieses Triebes keine Hindernisse, die ihn ersticken, entgegen sezt. Zu diesen Hindernissen gehört die Sinnlichkeit des noch ganz rohen Menschen; die Furchtsamkeit und Schüchternheit, die aus dem Gefühle der Schwäche entspringt, und durch die Einschränkung der noch ungeübten Denkkraft vermehrt wird; die harte Dürftigkeiten des ersten Naturstandes.

Es giebt noch jezt Völkerschaften, die so tief in Sinnlosigkeit vergraben liegen, daß sie, außer den nothwendigen Naturtrieben, sich kaum zu irgend einem Gefühl erheben können. Man hat Beyspiele, daß sie Gegenstände, die ihnen ganz neu seyn mußten, ohne die geringste Bewegung von Lust oder Unlust, von Habsucht oder Erstaunen, anstarreten. Sie blieben selbst bey dem Anblicke europäischer Kriegsschiffe, der andere Wilde in die lebhafteste Ver-

wunderu, 3 sezt, ganz ungerühret, sie fischten in der Nähe des Ankerplazes ruhig fort, ohne einmal einen Blick dahin zu wer'en. In einem so tiefen Schlafe des Geistes wird sich der Begriff vom Eigenthume nicht leicht entwickeln und so lange dieser nicht unausgebildet ist, noch keine Spur von wahrer Wohlthätigkeit sich zeigen. Die Unwissenheit, daß es Rechte des Eigenthums giebt, der Gedanke, daß alles gemeinschaftlich ist, kann etwas hervorbringen, das den Schein der Gutherzigkeit hat, aber nichts weiter als plumpe Dummheit ist. Einige Wilde kehren in die erste Hütte, die sie antreffen, raffen weg, was ihnen gefällt; man läßt es geschehen, weil man in einem gleichen Falle es eben so macht.

So waren die Amerikaner, die Ojeda nach dem Columbus etwa 200 Meilen über den Orenoko entdeckte. Das Land war durch Lage, Luft und Wasser gesund und anmuthig. Die Einwohner hatten weder einen König, noch andere Oberhäupter. Männer und Weiber giengen nackt, bis auf einen Gürtel von Laub oder Baumwolle. Ihre Häuser waren gemeinschaftlich; doch waren sie eigentlich nur als ein Dach gegen unmäßige Hitze und schlimme Witterung anzusehen; denn sie wurden nur alsdann bewohnt, wenn sich die Thiere selbst zu verbergen pflegen. Die Wilden hatten weder vom Handel noch vom Tausche den geringsten Begriff. Weil sie sich nach nichts sehnten, als was nöthig war, und für dieses die Natur durch eine große Menge Kräuter, Wurzeln und Fische gesorgt hatte: so gaben sie alles willig her. Dagegen aber nahmen sie auch mit gleicher Freymüthigkeit alles, was ihnen gefiel, wiewohl ihre Begierde durch einen Besitz von wenig Augenblicken schon gesättigt war. Ihre Lebensmittel boten sie jedem an, der sie haben wollte.

Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 13. B. S. 96, f.

Furchtsamkeit und Mißtrauen ist gewöhnlich das Eigenthum des Menschen, der noch in dem rohen Naturstande lebt. Je eingeschränkter die Sphäre seiner Begriffe und Erfahrungen ist, desto überwiegender wird ihm das Gefühl von seiner Schwäche. Mit dem Fortgange seiner Cultur entstehen neue Entdeckungen von Hülfsmitteln, die er zu seiner Beschirmung an-

wen-

wenden kann. Er findet die Gefahren nicht mehr so schreckend, weil er mehr Wege gelernt hat, ihnen zu entschleichen, oder sie zu überwältigen. Seine Furchtsamkeit nimmt in dem Grade ab, mit welchem seine Aufklärung steigt. Fast eben so verhält es sich mit dem Mißtrauen, welches nichts anders als Furcht in einer veränderten Gestalt ist. Außerdem ist das Leben der Wilden fast immer ein Zustand der Unruhe und des Krieges, den sie mit benachbarten Stämmen und Völkerschaften führen; ein Zustand, welcher Zuneigung und Vertrauen allmählig ganz verscheucht.

Man sieht leicht, wie sehr diese Furcht und dieses Mißtrauen, die den Wilden mehr, als dem cultivirten Menschen, eigen sind, die Geselligkeit bey ihm hemmen müssen. Daher bey der Annäherung der Europäer die häufige Flucht der wilden Nationen auf hohe Gebirge, in tiefe Waldungen und Felsenklüfte. Nur mit vieler Mühe und mit einer Verschwendung von Zeichen der Freundschaft, hat man sie oft in ihre Hütten und an das freye Gestade zurück locken können. Nicht eher gewann die Neigung zur Geselligkeit und Gastfreyheit Ruhe genug, sich wirksam zu beweisen, als bis die Palme des Friedens überreicht, bis Geschenke angenommen, und andere Zeichen der Freundschaft gewechselt worden.

Auch die Verschiedenheiten des Naturstandes dürfen nicht übersehen werden, weil sie die Gastfreundschaft in ihrer Wirksamkeit bald mehr, bald weniger, einschränken oder erleichtern. Wo der Jägerstand, der äußerste und härteste Stand der rohen Menschheit, noch fortdauert, da ist die Wildheit zu überwiegend; das Gefühl der Bedürfnisse liegt noch zu schwer, als daß die geselligen Triebe sich unter dieser Gewalt empor heben könnten. Sogar die eheliche Vereinigung wird ein Unglück, weil das Wild, die Nahrung, mit der Vermehrung des Menschen abnimmt. Die tägliche Ungewißheit seines Schicksals, die Mühseligkeit und Ge-

fahr, unter welcher er mit dem Anbruche jeder Morgenröthe seinen Unterhalt im Walde und in der Luft aufspüren muß, schlagen den Geist mit ihrer ganzen furchtbaren Last nieder. Der jagende Wilde hat keine Hütte, die er seine Wohnung nennen könnte; die erste Höhle in der Felsenwand ist seine Herberge. Er entfernt sich, je weiter er von Wohnungen der Menschen weg irrt, von dem gesellschaftlichen Leben. Er verliert sich ganz, fast ohne Hoffnung der Rückkehr, in die Einsamkeit. Unzufriedenheit und Unruhe sind seine unsichtbare Begleiterinnen. Sein Geist verwildert unter den beständigen Ermordungen, wie seine Gefühle. Er wird hart und ungesellig. Von dem zufälligen Ueberflusse einer glücklichen Jagd theilt er nicht mit, weil er bald den Mangel wieder zu fürchten hat.

Nicht viel besser ist das Schicksal derjenigen Völkerschaften, die sich allein vom Fischfange nähren. Eben die Ungewißheit des Unterhaltes, eben die Unstetigkeit des Lebens, eben die Verwilderung der Gefühle. Sie kämpfen außerdem mit einem gefährlichen Elemente; sie müssen den Fischen auf viele Meilen nachziehen. Weil sie aber doch noch immer in kleinen, selten weit von einander getrennten, Haufen dem Fange nachgehen, so kann sich die Geselligkeit eher erhalten, als unter jagenden Nationen. Sturm und Winter treibt sie wieder in ihre Hütten zusammen, wo die Geselligkeit sich an eben dem Heerde erwärmt, woran sie ihre Fische trocknen.

Diese beyde angeführte Naturstände sind indessen der Wirksamkeit der Gastfreyheit am meisten entgegen. Eine neuere Erfahrung hat alte bestätigt. Auf allen Inseln des Süd-Meeres, deren Bewohner noch in einem Zustande leben, der den beschriebenen sehr ähnlich ist, haben die Seefahrer keine Landung ohne Widerstand, keine Aufnahme mit Freundschaft gefunden.

Aber viel näher gränzt schon an die Geselligkeit das herumziehende Hirtenleben, welches auf die ersten Naturstände zu folgen scheint. Zwar ist hier noch keine Beständigkeit der Wohnung. Die Zelte folgen den Heerden, sobald eine Gegend abgeweidet ist, nach einer andern hin. Allein die Hirten halten sich doch schon mit ihren Heerden näher bey einander. Ihre Nahrung ist gewisser, wird leichter aufgebracht. Sie genießen mehr Ruhe zum Nachdenken und zu freundschaftlichen Zusammenkünften, mehr einen Ueberfluß, wovon sie dem dürftigen Fremdlinge mittheilen können. Wir werden weiterhin verschiedene Nomaden in der Ausübung der Gastfreyheit beschäftigt sehen.

In dem Schooße des friedsamen Feldbaues aber wird der Trieb der Geselligkeit erst recht zum Wachsthum erwärmt. Der Ackerbau macht die Menschheit zahm und gesittet. Er versammelt sie in fruchtbare Gegenden. Er macht sie durch die Vereinigung geneigter, erworbene Einsichten, nützliche Entdeckungen und gute Gesinnungen einander mitzutheilen. Er flößt ihnen Achtung gegen das Eigenthum, Liebe zur Beständigkeit der Wohnung, ein. Er verschafft ihnen mit der Gewißheit und Bequemlichkeit der Nahrung mehr Ruhe der Leidenschaften, mehr Müße zum Denken. Er befördert die Vermehrung und den Anwachs der Familien, die sich mit Leichtigkeit und im Reichthum ernähren. Er lockt zu den Vergnügungen der Gesellschaft, und breitet dadurch Leutseligkeit und Gutherzigkeit schneller aus. Er gewöhnt sie endlich zu bleibenden Niederlassungen, zur Anlegung der Dörfer, zu allem, was zur Einrichtung und Bildung einer Nation beytragen kann. Die Gastfreundschaft wird sich also am meisten bey Völkern, die mit einem gewissen Wohlstande vom Ackerbaue leben, zeigen.

Man wird indessen leicht erkennen, daß bey der Angabe dieser verschiedenen Naturstände nicht die Absicht sey, zu behaupten, als wenn sie immer so rein und unvermischt in der Natur angetroffen würden, daß sie niemals in einander fließen sollten. Das Leben von der Jagd und das Leben vom Fischfange haben ohnedies schon eine genaue Verwandtschaft mit einander; und zwischen ihnen und dem Hirtenleben kann noch ein Mittelstand einfallen, worin der Mensch sich von Wurzeln, wilden Früchten und selbstwachsenden Pflanzen nährt. Die Absönderung der Naturstände hat in der Theorie ihre bekannte Bequemlichkeit; sie ist aber auch nicht so willkührlich angenommen, daß sie nicht in der Wahrscheinlichkeit der ersten von Stuffe zu Stuffe forsteigenden Bildung des Menschen, und in der Natur selbst, oder in wirklichen Beyspielen, gegründet wäre.

4. Ich habe bereits bemerkt, daß die Gastfreundschaft als ein mittelbarer, in den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie gegründeter Naturtrieb anzusehen ist. Seine Wirklichkeit muß aus der Geschichte der Menschheit erwiesen werden. Um dieses mit Sicherheit und ohne Gefahr des Widerspruches auszuführen, müssen wir Völkerschaften aufsuchen, die noch ohne merkliche Cultur, ohne Verschlimmerung, ohne Verstellung der Leidenschaften, der freyen Bewegung der unverfälschten Naturtriebe überlassen sind. Vornämlich verdienen Insulaner, die in sehr wenig besuchten Meeren weit von dem festen Lande entfernt leben, in dieser Absicht unsere Beobachtung. Die Spuren der Gastfreundschaft, die sich bey solchen Völkerschaften finden, sind die sichersten Anzeigen, daß sie in der Einrichtung der menschlichen Natur gegründet ist, und zu ihrer Bestimmung gehört.

Um mit Beyspielen anzufangen, die noch hie und da im frischen Andenken seyn müssen, erinnern wir uns

uns hier zuerst der Insulaner, deren Entdeckung die Geschichte der Menschheit in unsern Zeiten erweitert hat. Auf den meisten Eylanden der Süd-See, haben die Engländer, die vor einigen Jahren dahin die berühmte Fahrt versuchten, Heiterkeit, Freundlichkeit und Gastfreyheit bey jenen Kindern der Natur gefunden, vornämlich aber auf der Insel Otaheite oder Georgs-Insel. Sie gehört zu den gesundesten und anmuthigsten Ländern in der Welt. Die Berge sind mit Waldung, die Thäler mit Gras und Kräutern erfüllt, die Luft ist überaus rein. Ueberall eine große Mannigfaltigkeit von Fischen, zahmen Thieren, vortrefflichen Früchten, Die Insel ist mit wohl gebildeten, anständig gekleideten tapfern und geistreichen Einwohnern stark bevölkert. Ihre Häuser sind nicht in Dörfer zusammen gebauet, sondern sie liegen über die Ebenen umher zerstreut, oder in anmuthigen Hainen. Sobald bey den gutherzigen und fröhlichen Bewohnern dieser arcadischen Insel die ersten Bewegungen der Furcht gestillt waren, überließen sie sich ganz der Gastfreundschaft gegen die Engländer, die ihnen mit Behutsamkeit und Güte begegneten. Sie eilten ihren Gästen mit Früchten, Thieren und andern Lebensmitteln entgegen; sie führten sie in ihre Wohnungen, drängten sich jeden Tag freundschaftlich um sie her, sannen auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und überhäuften sie, während ihres ganzen Aufenthalts, mit tausend Beweisen der Gutherzigkeit. Sie vergaßen bald die Beleidigungen und Zwistigkeiten, die zuweilen von beyden Seiten vorfielen, und boten gern zur Aussöhnung die Hand. Viele von den Engländern schliefen oft in ihren Häusern mitten im Walde, ohne einen Geführten, in einer vollkommenen Ruhe. Drey Monate lebte Cook und seine Gesellschaft mit den Otaheiten in der herzlichsten Freundschaft und in einer beständigen Erwiederung von Gefälligkeiten. Als das Schiff unter Segel gieng, nah-

men die Insulaner, die sich am Bord befanden, Abschied, und weinten mit einer anständigen Betrübniß, welche etwas ungemein Zärtliches und Rührendes hatte. Das Volk in den Kähnen klagte laut über den Abschied. Es ist kein Dienst, wird in Cook's Tagebuch seiner neuen Reise zu den Otaheiten gesagt, dem sie sich nicht willig unterwerfen, keine Gefälligkeit, die sie nicht gerne übernehmen sollten. Sie durchstreichen die Insel, den Fremden das, was ihnen fehlt, zu verschaffen, und wenn sie durch Güte und einige kleine Zeichen der Achtung aufgemuntert werden, so reichten keine Verheißungen oder Belohnungen etwas bey ihnen aus, ihre Ergebenheit zu brechen, oder die geschlossenen großmüthigen Verbindungen zu trennen.

Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer. Aus dem Engl. Berl. 1774, 4.

Tagebuch von Capit. Cook's neuester Reise um die Welt. Aus dem Engl. 1776.

Joh. Reinhold Forster Reise um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775, in dem von seiner jetztregierenden Großbrittannischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Cap. Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen. Von seinem Sohne George Forster herausgegeben. Mit Zusätzen und Kupfern. Erster Band. Berl. 1778, gr. 4.

Nicht weniger gutherzige Bewirthung hatte vorher schon Wallis bey ihnen angetroffen; und als er sich von ihnen entfernte, nahmen sie mit so zärtlicher Freundschaft und so rührender Betrübniß von ihm Abschied, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Eben den Charakter der Gastfreundschaft traf Bougainville bey den Otaheiten an, als er nach dem Wallis ihre Insel besuchte. Die Beschreibung, die er von ihnen giebt, kann für den Ruhm ihrer Gastfreyheit nicht vortheilhafter seyn. Die Franzosen wurden bey ihrer Landung von einer Menge Menschen beyderley Geschlechts empfangen, die sich nicht satt an ihnen sehen konnten. Keiner hatte ein Gewehr, auch nicht einmal einen Stab. Sie wußten nicht, wie sie ihre Freude, die Fremdlinge zu sehen, ausdrücken sollten. Das Haupt oder der Regent der Gegend führte sie in sein Haus, wo 5 bis 6 Weiber sie begrüßten, indem sie die Hand auf die Brust legten, und einigemal Taïo! (vermuthlich Freund) ausriefen.

Der

Der Regent nöthigte sie, auf dem Grase vor seinem Hause Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröstete Fische und Wasser bringen. Er und das ganze Volk begleitete seine Gäste nachher bis an die Boote. Einige von den Insulanern aßen und schliefen ganz geruhig am Bord der Fregatte. Am andern Morgen brachte ihnen das Haupt junge Hühner und andere Lebensmittel. Er veranstaltete ihnen alle Bequemlichkeit zum Wasserschöpfen, Holzfällen und Errichtung der Zelte für die Kranken. Die Einwohner brachten von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fische und Leinwand herbey, und tauschten sie gegen Kleinigkeiten ein. Sie gaben auf alles genau Acht, was den Franzosen gefiel. Sie merkten, daß sie Pflanzen gegen den Scharbock und Muscheln sammelten. Es währte nicht lange, so brachten Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll solcher Pflanzen und Muscheln. Die Franzosen giengen täglich, einzeln oder in kleinen Haufen, unbewaffnet auf dem Lande herum. Die Insulaner nöthigten sie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu essen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, sondern man bot ihnen auch junge Mädchen an, wie man gegen die Engländer gethan hatte. Die Göttin der Liebe ist hier zugleich die Göttin der Gastfreyheit; sie hat hier keine Geheimnisse.

Bougainville Reise um die Welt. Aus dem Franz. 1772, S. 158—165.

Der bekannte Engländer, **Drake**, der unter den Seehelden glänzt, und nichts anders als ein großer Seeräuber war, fand bey der Entdeckung von neu Albion oder Californien die Einwohner sehr menschenfreundlich. Sie kamen ihm ohne Waffen entgegen, und begrüßten ihn mit Gesang und Tanz. Als sie seine Abfahrt bemerkten, brachen sie in anhaltende Klagen aus. Sie kletterten auf die höchsten Spitzen des Landes, um ihre abreisende Gäste noch lange im Gesichte zu behalten.

Histor. Bericht von den sämtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt. Aus dem Engl. 8. 1775, Th. 1, S. 215—220.

Als der Admiral **Roggeveen** die Oster-Insel in der Süd-See entdeckte, kamen bey seiner Landung viele tausend Insulaner an das Ufer. Sie brachten ihm gleich eine Menge gekochter und nach ihrem Geschmacke zu-

ge-

gerichteten Hühner und Wurzeln. Indessen stiegen die Holländer ans Land. Die Wilden drängten sich aus einer ihnen sehr natürlichen Neubegierde um sie her, und berührten das Gewehr. Man gab Feuer auf sie, um sie zu zerstreuen, und aus einer fast unbegreiflichen Unvorsichtigkeit oder Unmenschlichkeit tödtete man viele von ihnen. Ihre Bestürzung ward überaus groß, sie erhoben ein jämmerliches Geschrey und Wehklagen. Dem ungeachtet brachten die guten Leute, um die Leichname zu erhalten, den Holländern von neuem allerley Lebensmittel. Alle, Männer und Weiber und Kinder, trugen Palmzweige und eine Art von rother und weisser Fahne. Ihre Geschenke bestanden aus indianischen Feigen, Nüssen, Zuckerrohr, Wurzeln, Hühnern. Sie fielen auf die Kniee, pflanzten die Fahnen vor den Holländern hin, und überreichten, ob sie gleich der beleidigte Theil waren, ihre Palmzweige als Zeichen des Friedens. Sie fleheten durch die beredtesten Geberden um Freundschaft; sie boten ihre Weiber an. Sie fuhren täglich fort, den Holländern Lebensmittel im Ueberfluß zu bringen, und sie in ihre Häuser einzuladen.

Allgemeine Historie der Reisen, 18. B. S. 558.

Die eingebornen Einwohner von St. Domingo, beobachteten die Gastfreyheit, als eine von ihren Vorfahren angeerbte unveränderliche Tugend, aufs genaueste. Es scheint, sagt Charlevoix, daß man diese schöne Tugend mit der Luft der Insel einathmet. Die guten Leute entziehen sich freywillig das Nothwendige, um nur etwas zu haben, das sie ihren Gästen geben können. Ihre Ueberwinder, die doch eben nicht gern die Indianer zum Muster nehmen, haben sie doch in der Gastfreyheit nachgeahmt. Ein Fremder kann auf St. Domingo reisen, ohne etwas zu verthun; er ist überall wohl aufgenommen; und drückt ihn irgend ein Bedürfniß, so giebt man ihm, um seine Reise fortsetzen

zu

zu können. Je länger er in einem Hause bleibt, desto mehr Vergnügen macht er. Sobald er die Schwelle der ersten Wohnung, die er antrifft, betreten hat, so darf er sich gar nicht um Bequemlichkeit bekümmern; Negern, Pferde, Wagen, alles ist zu seinem Dienst. Man läßt ihn nicht anders abreisen, als unter dem Versprechen wieder zu kommen, sobald es seine Umstände erlauben.

Histoire de l'Isle Espagnole ou de St. Domingue, Amst. 1733. Tom. IV. S. 340, 342, f.

Die Mohawks in Neu-York gehören zu den fünf mit England verbundenen Nationen, deren Verfassung bey ihrer eigentlichen Simplicität bleibt. Sie sind überaus tapfer. Den Diebstahl halten sie für eine große Schande. Vornämlich ragt unter ihren guten Eigenschaften die Gastfreundschaft hervor. Wenn ein Fremder kömmt, so bieten sie ihm zu essen an; sind ihrer mehrere, und kommen sie weit her, so räumen sie ihnen eine ihrer besten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlstand erfodert. Da sie es sich zur Hauptregel machen, ihren Gästen alles zu geben, was sie ihnen am angenehmsten zu seyn glauben: so müssen sich einige ihrer artigsten Mädchen putzen, woraus sich der Fremde eine auswählt. Doch haben sie schon angefangen, diese Gewohnheit und überhaupt ihre Gastfreyheit mehr gegen andere ihnen ähnliche Völkerschaften, als gegen die Europäer, zu beobachten.

Geschichte der englischen Colonien in Nordamerika ꝛc. Aus dem Engl. 1776, Th. 2, S. 85.

Als der berühmte französische Beobachter, Condamine an den Amazonen-Fluß reisete, der von Abend gegen Morgen durch das ganze feste Land des südlichen Amerika strömt, ward er von der Aufnahme, die er bey den Indianern fand, aufs lebhafteste gerührt. Die Tugend der Gastfreyheit, rief er aus, ist nach ihrer Verbannung aus Europa, in die neue Welt geflohen;

flohen; da er in Häusern, wo er ganz unbekannt war, bewirthet ward, ohne daß man sich dafür eine Bezahlung aufdringen lassen wollte. Acht Tage mußte er einst in dem Dorfe Chuchunga verweilen, das von zehn indianischen Familien bewohnt war, die ein Cacike regierte. Hier überließ er sich ganz den Empfindungen der Ruhe und der heitersten Vergnügsamkeit, worein ihn die Gegend und die wohlthätige Gesinnung der Wilden versetzte.

Journal du voyage fait par ordre du Roi à l'Equateur. Par. 1751. S. 182.

Allg. Historie der Reisen, Th. XVI. S. 28.

Niemand ist noch, vor dem Hontan, so weit gegen Westen in das Innere des festen Landes von Süd-Amerika gedrungen. Er kam bis zu den Kokoroern. Beyde Geschlechter gehen nackt; ihre Hütten sind von Schilf und Binsen zusammen geflochten. Bey seiner Ankunft beschenkten sie ihn und seine Begleiter mit indianischem Korn und Wildbret, und halfen es nach seinem Canot bringen. Sie baten ihn, in ihre Cabanen einzukehren. Die Häupter der Nation, denen er einen Besuch gab, bezeigten ihm ihre Freude, ihn in ihrem Lande zu sehen. Sie begleiteten ihn, ohne daß er diesen Dienst verlangt hatte, mit einer zahlreichen Bedeckung, weil sie wegen einer benachbarten Nation, mit welcher sie im Krieg lebten, seinen Weg nicht sicher genug hielten. Als er in ihrem letzten Dorfe ankam, schickte das Haupt, ein ehrwürdiger Greis, Jäger aus, um ihn recht zu bewirthen. Er unterrichtete ihn in dem Verfolge seiner Reise, und sagte ihm, was er zu beobachten hätte. Eben die gute Aufnahme fand der Baron bey einer angränzenden Völkerschaft, den Essanapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leutseligen Stamme, den Gnacsitanern, freywillig und mit guter Art anbot, und ihn vier Piroguen unter fünfzigen auswählen ließ. Die Gnacsitaner baten ihn, in ihrer Insel sein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrathe. Ihr Oberhaupt er-

ersuchte ihn, eine große Cabane anzunehmen, die er für ihn hatte zubereiten lassen, und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen hieß, worunter Hontan aussuchen sollte.

Voyages du Baron *de la Hontan.* 1709. à la Haye. Tom. I. Lettre XVI.

Die Fulier, die an den beyden Seiten der Gambra in Afrika wohnen, haben, nach dem Berichte des Moore, ihre Obrigkeiten, die ihnen mit vieler Mässigung begegnen. Sie wohnen hordenweise. Wenn ihnen von einer Völkerschaft übel begegnet wird, so reissen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen nach einer andern Gegend. Sie machen ein Volk von einer guten ruhigen Gemüthsart aus, und kennen das, was recht und billig ist, so wohl, daß einer, der anders handelt, allen ein Abscheu wird. Sie sind nicht landbegierig, sie verlangen nicht mehr, als sie gebrauchen. Ihre angenehmste Beschäftigung ist, das Land zu bauen, und ihre Heerden zu hüten. Mit diesem Ruhme vereinigen sie den Ruhm der Gastfreyheit. Die benachbarten Völkerschaften halten es für ein Glück, ein Dorf von Fuliern in der Nähe zu haben. Sie schätzen sie wegen ihrer Gastfreundschaft so hoch, daß es für ehrenlos gehalten wird, sie zu beleidigen. Die Fulier ernähren nicht blos die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volks, sondern sie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören.

Allg. Historie der Reisen, III. Band, S. 178—181

Die zahlreichste Völkerschaft an der Gambra sind die Mandigoer, eine gute, muntere und gastfreye Nation, die sich von der Viehzucht nährt. Wenn Moore durch einen von ihren Flecken reisete, so kamen alle Einwohner und reichten ihm die Hand; manche nöthigten ihn in ihre Häuser, führten ihre Weiber und Töchter herbey, um ihn zu begrüßen, und sich neben ihn zu setzen.

Die Gastfreundschaft der redlichen und gutartigen Hottentotten, deren Geschäft und Reichthum die Viehzucht ist, erstreckt sich selbst über die europäischen Fremden, versichert Kolbe, der sich acht Jahre bey ihnen aufhielt. Wenn man durch die Landschaften am Vorgebirge der guten Hoffnung reiset, so wird man überall willig und liebreich aufgenommen. In Gesellschaft mit einem Hottentotten reiset man sicher, und darf sich in jedem Flecken die größte Gastfreyheit und Güte versprechen.

Gutartig und höflich sind die Einwohner in dem Königreiche Benin; gefällig gegen alle Fremde, die Portugiesen ausgenommen. Geschenke, die man ihnen giebt, vergelten sie doppelt. Mit diesem Zeugnisse des Nyendael stimmt Artus überein. Einen Fremden beleidigen, sagt dieser, wird als ein Verbrechen mit dem Tode bestraft; und er beschreibt selbst die Art der Todesstrafe.

Allg. Historie der Reisen, IV. Band, S. 450.

Nicht weniger sind die Einwohner von dem Königreiche Congo, die viel Fähigkeit und Witz haben, sehr freundlich gegen die Fremden, höflich, gesprächig. Ein jeder, erzählt Merolla, der vor Speisenden vorübergeht, setzt sich ohne Umstände in ihren Zirkel, und bekömmt seinen Theil sowohl als die andern, auch wenn die Portionen schon ausgetheilt sind, in welchem Falle der Vorschneider von eines jeden Teller etwas nimmt, um den Fremden zu versorgen. Es ist einerley, wenn auch viele von ungefähr dazu kommen, die alle eben so frey mit essen und trinken dürfen, als wenn sie eingeladen wären. Die Reisenden pflegen dieses lieber zu thun, als daß sie von ihren eigenen Lebensmitteln essen, wenn sie auch noch so köstlich wären. Man muß sich verwundern, setzt Merolla hinzu, daß sie die Leute, die sich zu ihnen setzen, niemals fragen, wer sie seyn, woher sie kommen, wohin sie gehen; alles dieß wird

mit

mit Stillschweigen übergangen, als ahmten sie die Lacrer, ein Volk in Achaja, nach, bey welchen solche Fragen, nach dem Berichte des Plutarch, bey Strafe verboten waren.

Allgem. Historie der Reisen, IV. Band, S. 713.

Die Insel St. Juan oder Brava ist eines der fruchtbarsten Eylande des grünen Vorgebirges. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einfalt und Unschuld. Man kann sie nicht stärker beleidigen, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Franklin versichert, daß sie sich angeboten haben, für ihn zu fischen, und daß sie ihm ohne sein Ansuchen alles gegeben haben, was die Insel hervor bringt.

Als 1680 der Hunger auf der Insel St. Philipps wüthete, und sich einige arme Schwarze in einem portugiesischen Schiffe nach St. Juan übersetzen ließen, wurden sie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da sie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hinüber gebracht wären, damit sie nicht verhungern möchten, so waren sie gleich bereit, zur Vergeltung dieses Liebesdienstes, das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuangekommenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten sie Baumwolle, die hier von Natur wächst, spinnen, und sich davon Kleider machen. Denn vorher giengen sie ganz nackt.

Allgem. Historie der Reisen, II. Th. S. 217, und 240.

Es wird nicht unangenehm seyn, noch einige Beyspiele gastfreyer Völker in einer andern Weltgegend zu betrachten. Seit einiger Zeit haben die Baschkiren in den entlegenen Provinzen des russischen Reiches angefangen, das herumziehende Hirtenleben mit dem nützigen Feldbaue zu vertauschen. Sie bemühen sich, wenigstens so viel Getraide zu säen, als sie zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse nöthig haben. Indessen führen sie noch einen Theil des Jahres hindurch ihr vorriges Hirtenleben. Sie ziehen mit ihrem Viehe von ihren Häusern weg, weidenreichen Gebirgen entgegen, und leben den Sommer von der Milch, die sie ihrer Heerde abnehmen. Die reine und anzenehme

Luft der Berge, die sie genießen, flößt ihnen, bey der gesunden Nahrung, Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfassung hat noch die Simplicität des ersten Weltalters, die ihnen zu werth ist, als daß sie davon abweichen sollten. In ihren Sommerplätzen lieben sie mit Vergnügen die Gastfreyheit. Den ankommenden Gast empfangen sie mit Händedrücken; sodann reichen sie ihm ein von Milch gemachtes Getränk, worin ihre vornehmste Nahrung besteht, und das nicht ohne Gebet genossen werden darf. Sie versorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als daß sie einen Reisenden unbeschenkt sollten weiter gehen lassen.

Lepechins Tagebuch der Reise durch verschied. Provinzen des russischen Reiches. Aus dem Russischen. 1775 Th. 2, S. 35.

Unter allen Nationen unter der russischen Herrschaft sind die Wotjäken am meisten als arbeitsame Ackerleute berühmt. Der Fleiß im Landbaue ist bey ihnen eine Ehre, die sie mit Hitze und Nacheiferung suchen. Ihr Reichthum ist Getraide, Bienen und Vieh. Eine friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundschaft sind wesentliche Theile ihres Characters. Die Reisenden nehmen sie mit ganz besonderer Gutherzigkeit auf, und suchen ihre freundliche Bewillkommung auf alle Art auszudrücken. Kaum ist man bey ihnen eingetreten, so steht auch schon Honig und Brod auf dem Tische. Die Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen haben dieses Gebet mit einander gemein: „Gott! segne mein Haus, daß ich Reisende aufnehmen, speisen und erwärmen könne:“

Rytschkow Tagebuch seiner Reise durch die Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russischen. 1774, S. 173.

Selbst Nordens rauheste Gegenden werden von dem milden Lichte der Gastfreyheit erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur ringsumher und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann schon allein den gutartigen Isländer zum Mitleiden ge-

gegen den Reisenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einsamkeit, worin er begraben liegt, und die Seltenheit des Anblickes einer fremden Gestalt, geben dem allgemeinen Triebe zur Geselligkeit, sobald er erreget wird, bey ihm einen fühlbaren Reiz. Er ist, so weit er entfernt liegt, so selten ihm auch die Freude zu bewirthen gegönnt ist, nicht weniger, als die Söhne einer mildern Natur, zur Gastfreundschaft aufgelegt. In den meisten Häusern in Island ist noch jetzt ein besonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden bestimmt. Auf den Landwegen sogar gab es vormals in Wester-Island verschiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Personen errichtet und unterhalten wurden. Zwo solcher Herbergen führt Olaffen als besondere Beyspiele an; sie waren von vornehmen Frauen gestiftet, und hatten einerley Einrichtung. Immer stand Essen auf dem Tische, welches Reisende frey genießen konnten; die Matronen saßen selbst vor den Thüren, und nöthigten alle, welche vorbey reisen wollten, abzusteigen und Erfrischungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beyspiel. Sie verließen ihre versteckte Oerter, wo wenige an ihren Gutthaten Theil nehmen konnten, und baueten an den freyen Landwegen ihre Höfe, auf welche die Reisenden nothwendig stoßen mußten, und wo sie mit Speise und Wärme erquickt wurden.

Olaffens Reise durch Island. Aus dem Dänischen. 1774. Th. 1. S. 195.

Outhier, der mit Maupertuis und andern Mitgliedern der französischen Academie nach Norden reisete, versichert, daß die Gastfreyheit durchgängig in ganz Lappland ausgeübt wird.

Allgem. Historie der Reisen, XVII. Band. S. 346.

Diese in zuverlässigen Quellen selbst aufgesuchte Beyspiele, geben einen hinreichenden Beweis, daß die Neigung zur Gastfreyheit der unverderbten menschlichen Natur nicht fremde ist. Da sie, nicht ohne Vorbedacht, aus Völkerschaften, die gar nicht

mit einander verwandt sind, und aus verschiedenen Himmelsgegenden ausgehoben sind: so werden sie dadurch ohne Zweifel in den Augen unverblendeter Richter ein Gewicht mehr erhalten. Sie zeigen, daß der Mensch, der Natur überlassen, gut ist, wenigstens viel besser ist, als Nationalhaß, Vorurtheil und Aberglaube ihn vorstellen.

5. Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde. Dieser Satz ist befremdend; er ist es noch mehr nach der Menge von Beyspielen, die wir von dem Gegentheile aufgestellt haben. Wenn irgend ein seichter Kopf ihn hingeworfen hätte, aus Unbedachtsamkeit oder aus einer gewissen Eitelkeit, etwas Paradoxes zu sagen: so würde man ruhig vor ihm vorüber gehen, und ihn seinem Schicksale überlassen können. Aber es ist der Satz eines Philosophen, der durch Beobachtung, Scharfsinn, Weltkenntniß und Entdeckungsgeist verehrungswürdig ist, dem Verdienste eine allgemeine Hochachtung und eine Stelle unter den besten Schriftstellern unsers Jahrhundertes erworben haben. Es ist ein Satz, dem er in einem wichtigen Werke einen eigenen Platz zur ausführlichen Bestätigung widmet, den er für ausgemacht hält. Home ist es, der es sagt, (*) und der gehört zu werden verdient. Ehe wir demnach einen Schritt weiter vorrücken können, sind wir genöthigt, diesen Satz aus dem Wege zu wälzen.

Bey der ersten flüchtigen Betrachtung desselben wird man gleich empfinden, wie hart, wenn seine Richtigkeit erwiesen wäre, wie hart das Verfahren der Natur gegen den Menschen gewesen seyn müßte. Ein Haß gegen Nebenmenschen, die keinen andern Fehler haben, als daß sie nicht zu unserm Stamme, zu unserer Nation gehören; ein Haß, der allgemein wäre, oder doch die meisten Völkerschaften des Erdbodens beherrschte; ein Haß,

(*) Versuche über die Geschichte des Menschen. Aus dem Engl. 1774. Th. 1, S. 19, f. 415 ff.

Haß, der von der Natur selbst eingepflanzt, der in der Einrichtung des menschlichen Wesens gegründet wäre: dieser Haß ist nicht bloß hie und da einem Menschen sondern ganzen Nationen, als ein Naturtrieb eingeflößt — welche Grausamkeit von dem Vater der Natur würde nicht eine solche Einrichtung seyn, wie widersprechend mit allen seinen übrigen Anordnungen voll Weisheit, so weit wir sie kennen, wie nachtheilig der Bestimmung edler Geschöpfe, die bey Instincten und Gefühlen auch die Vernunft zum Eigenthum erhalten haben! Wenn die Bestimmung solcher Geschöpfe und von einem solchen Urheber keine andere, als Glückseligkeit, seyn kann: so muß die ganze Einrichtung ihrer Natur dieser Bestimmung gemäß seyn, so kann allgemeiner Haß gegen andere Menschen eben so wenig natürlich seyn, als das Laster überhaupt in diesem Verstande natürlich ist. Der Mensch soll glücklich seyn. Er kann es aber nie ganz, ohne andere Menschen, seyn. Kein Thier ist ohne Geselligkeit so unglücklich, als der Mensch es seyn würde; kein Thier ist durch Geselligkeit so glücklich, als der Mensch es seyn kann. Es kann demnach so wenig der Wille der Natur seyn, daß ein Mensch den andern, eine Nation die andere haßt, daß sie sich vielmehr wider einen solchen Haß durch die Triebe der Geselligkeit und der Sympathie laut genug erklärt hat. Wenn indessen ein Haß mancher Stämme und Völkerschaften gegen einander da gewesen oder noch da ist, so ist er wider die Absichten der Natur entstanden, durch zufällige Veranlassungen, welche die Triebe der Geselligkeit und Sympathie unterdrückten. Er ist also nicht als Naturtrieb anzusehen, so wenig als er jemals ganz allgemein gewesen ist. Die wenigen Beyspiele von Abneigung gegen Fremde; die Home anführt, sind in der That nicht so wichtig, daß sie für seinen Satz bewiesen; vielmehr beweisen sie zum Theil etwas ganz anders, als was er sie beweisen lassen will. Die Beyspiele von

gastfreyen Völkern, die er als Ausnahmen von der allgemeinen Gesinnungsart der menschlichen Natur ansieht, scheinen ihm so unerklärbar, daß er seine Verwunderung nicht genug bezeugen kann. Es ist ein sonderbares Phänomen, sagt er, daß die Einwohner entfernter Inseln, die von der übrigen Welt so sehr abgesondert sind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, sondern vielmehr dem ersten, den sie wahrscheinlicherweise sahen, die größte Liebe und Wohlgewogenheit erzeigten. Es ist vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will, weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Es ist kein anderer Weg, die entgegen gesetzten Sitten gastfreyer und ungastfreyer Völker zu erklären, als daß sie von verschiedenen Gattungen und Stämmen seyn müssen.

Auf alles dieses läßt sich noch immer antworten. Außer den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie, konnten Neubegierde und andre Neigungen die Insulaner zur freundlichen Aufnahme solcher Geschöpfe, die ihnen ähnlich waren, und von welchen sie nichts zu befürchten glaubten, leicht willig machen; auch konnte allerdings das glückliche Klima, z. B. auf Otaheite, welches Heiterkeit des Geistes und Milde der Gefühle befördern hilft, daran einen Antheil haben. Nichts aber ist mehr unerwartet und weniger befriedigend, als daß eine Verschiedenheit der Abstammung, zu welcher Home seine Zuflucht nimmt, den Grund zur Erklärung dieser Erscheinung hergeben soll.

6. Furcht ist gewöhnlich die erste Bewegung der Wilden bey dem Anblicke der Fremden, die gerüstet an ihren Gestaden landen. Die Ungewißheit wegen ihrer Absichten, das Gefühl der Schwäche oder der zur Vertheidigung noch nicht abgemessenen Kräfte, die Erinnerung erlittener Feindseligkeiten, alles dieses rechtfertigt jene Bewegung. Die Geschichte zeigt indessen, daß die Wilden zuweilen nichts von Furcht wußten, es sey

aus

aus tiefer Dummheit und Schwäche des Geistes, oder aus einer glücklichen Unwissenheit, daß Menschen Menschen beleidigen können. Wie gut wurden nicht die Spanier von den Wilden in Amerika aufgenommen! Sie kamen ohne Waffen an das Ufer. Sie brachten voll Zutrauen und Munterkeit ihre Früchte. Sie setzten die Spanier auf ihre Schultern, um sie an das Land zu bringen. Männer, Weiber und Kinder eilten, ihnen Lebensmittel zu zutragen. Aber, wie viele Ursachen hatten sie zu fürchten, nachdem die Spanier den Anfang ihrer unerhörten Grausamkeiten gegen sie gemacht hatten! Dieser Spanier eigener Landsmann, der Bischof las Casas, der lange ein Augenzeuge ihrer Tyranneyen gewesen war, wirft ihnen vor den Augen der ganzen Welt vor, daß sie fünfzehn Millionen Indianer umgebracht hatten. Man wagte es nicht, ihn einer Uebertreibung zu beschuldigen, und mußte es leiden, daß seine Schrift der Nation ein Brandmaal eindrückte, das keine Zeit jemals vertilgen wird. Welches gesittete Volk in Europa würde nicht durch solche ungeheure Grausamkeiten zur Rache und Wuth hingerissen seyn? — Der schmutzige Geiz und die Härte, welche die Holländer in ihren Besitzungen ausüben, sind überall bekannt. Und die Nation, die ihrer sanftern Empfindungen wegen so berühmt, ihrer Sitten wegen so liebenswürdig ist, welche Abscheulichkeiten begeht sie nicht auf den Inseln Frankreich und Bourbon; Abscheulichkeiten, wovon ihr eigener Landsmann, St. Pierre, noch vor nicht langer Zeit ein so niederschlagendes Gemälde aufgestellt hat! (*) Selbst die ältern Engländer haben es auf ihren Reisen um die Welt nicht an Gewaltthätigkeit und Blutvergießen fehlen lassen; sehr unterschieden von den Menschenfreunden, die zuletzt die Süd-See beseegel-

Ee 4

(*) Reise eines königl. franz. Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon. 1774. S. 146—151.

gelten, und den Insulanern, bey welchen sie gelandet hatten, Samen zu Getraide und gesunden Pflanzen, nützliche Thiere zur Zucht, hinterließen. — Zorn und Rache, sagt man, sind bey den Wilden herrschend. Aber Zorn und Rache, die ohnedieß den Wilden nicht mehr ungesellig, als den gesitteten Europäer machen, werden durch empfangene Beleidigungen gereizt. Und welche Beleidigungen sind unverschuldeter, grausamer und anhaltender gewesen, als diejenigen, welche die Europäer in der neuen Welt ausgeübt haben!

7. So lange die Begriffe vom Feinde und vom Fremden bey rohen Völkerschaften noch nicht getrennt waren, so lange war auch das Verhalten gegen beyde nicht unterschieden. Es scheint indessen zur Vermischung dieser Begriffe nur eine tiefe Barbarey verleiten zu können, ein Mißtrauen, eine Furchtsamkeit, die sich auf eine ungemeine Unfähigkeit, wahrzunehmen und zu unterscheiden, gründet.

Doch wir entfernen uns von diesen niederschlagenden Scenen. Nicht überall und nicht allezeit war der Mensch so unglücklich, ein Unmensch zu seyn. Die Wirksamkeit seiner edlen Naturtriebe brach oft durch die Finsterniß seines Geistes, durch die Rohigkeit seiner Sitten hervor. Sie trieb ihn zur Anerkennung des Rechtes eines Fremden auf Sicherheit vor Beleidigung, Sicherheit in einem Lande, das er ohne feindselige Absicht besuchte, das er nicht gewählt haben würde, wenn er nicht von den Gesetzen oder doch von den Sitten der Einwohner Schutz erwartete. Man erkannte, daß es wider die Vorrechte der Menschheit, selbst wider den guten Namen des Vaterlandes oder der Völkerschaft wäre, sich an einem wehrlosen Fremdlinge zu vergreifen. Seine Person bekam einen Theil von der Heiligkeit, die den Göttern, Altären und Priestern des Landes eigen war. Man glaubte, daß man ihn mehr, als selbst die einheimischen Bürger, begünstigen würde. Das allgemeine Gast-Recht ward geltend. Nichts konnte für

die

die Befestigung der Gastfreundschaft wichtiger seyn. Bey Völkern, die lange vor der Einführung geschriebener Gesetze da waren, ward dieser Mangel durch eine gemeinschaftliche Verabredung oder durch Gebrauch und Sitte ersetzt, die nicht leicht einer Veränderung unterworfen waren. Die Gastfreyheit bekam, als Gebrauch und Sitte, eine Festigkeit, die ihr alle Kunst der Ueberredung, alles Ansehen des Gesetzgebers, nicht hätte ertheilen können. Dieses allgemeine Gastrecht, (unterschieden von dem besondern, welches sich auf Verträge einzelner Personen oder Familien gründet, wie es bey den Römern galt) führten schon früh ganze Völker bey sich ein, da sie noch von der Cultur des Geistes und der Sitten weit entfernt waren. Sie führten es bey Lastern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerstören schienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße sicher und freundlich bewirthet, unterdessen daß sie rings um sich her ihre Räubereyen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grausamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verschiedene Völker des Alterthumes, besonders die Griechen, deren Gastfreyheit schon in den fabelhaften Zeiten sichtbar ward. So waren die Celtiberier, die Gallier, die Germanier, die Slaven, die, nach Helmolds (*) Bericht, ihre Gäste den Tag über damit bewirtheten, was sie die vorhergehende Nacht gestohlen hatten.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien, lib. V. 215, sind gegen Missethäter und gegen ihre Feinde grausam, aber gegen ihre Gäste sanftmüthig und freundlich. Allen Reisenden, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, bieten sie freywillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gastfreyheit. Sie loben die, welche die Ankommenden begleiten, und glauben, daß sie den Göttern sehr werth sind.

(*) Chron. Slav. lib. I, c. 82.

Eben so rühmt er, lib. V. 212, die Gastfreyheit der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düstern Gemälde vorgestellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erst wann sie geendigt ist, fragen sie, wer sie sind, woher sie kommen. Der lezte Zug scheint eine gewisse Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine sonderbare Art mit der übrigen Rohigkeit dieses Volkes contrastirt, aber auch schon häufig im Homer vorkömmt.

Die Germanier, welche Räubereyen nicht für schändlich hielten, sahen, nach Cäsars Bericht, de bello gall. VI., die Beleidigung der Fremden als ein großes Unrecht an. Aus welcher Ursache sie auch zu ihnen kamen, so schüzten sie dieselben vor aller Beleidigung, hielten sie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuser, und theilten ihre Speise mit. Eben dieses versichert Tacitus, de morib. Germanorum. Kein Volk, sagt er, kann die Gastfreyheit verschwenderischer ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er sey wer er wolle; vom Hause entfernen, halten sie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach seinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Ist der Vorrath in einem Hause verzehrt, so führen sie ihn, ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken, zur Wohnung des Nachbarn, wo er mit eben so vieler Freundlichkeit aufgenommen wird. Ob es ein Bekannter oder Unbekannter ist, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey seiner Abreise noch etwas, so wird es ihm gegeben.

So finden wir noch jezt Völker, die mit Räuberey und Rohigkeit der Sitten Gutthätigkeit gegen Fremde zu vereinigen wissen. Die Mainotten, erzählt der Baron von Riedesel, halten die Seeräuberey für erlaubt, und üben sie eben so freymüthig aus, wie wir etwa auf die Falkenjagd ausgehen. Indessen sind sie in ihrem eigenen Lande sehr ehrliche Leute; der Reisende kann sicher auf ihre Gastfreyheit rechnen. Die Häupter der Dorfschaften lassen so gar die Reisenden durch eine Wache auf den Weg begleiten.

Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante, 1749, S. 9, f.

Die Morlacken sind zum Theil durch ihre äußere Lage, zum Theil durch ihre Kriege mit den Türken, raubbegierig und grausam geworden. Außerdem hat die Rachbegierde sich gleichsam mit ihrem Blute so vermischt, daß sie sich nicht ohne viele Zeit und Mühe

wird

wird ausrotten lassen. Sie halten die Rache für erlaubt, und eine alte Familienfeindschaft lauert nach vielen Jahren noch, Blut zu vergießen, wovon oft die schrecklichsten Wirkungen sichtbar werden. Dennoch sind diese Morlacken von Natur dienstfertig und gutherzig; die kleinste Gefälligkeit kann sie zu der größten Dankbarkeit verbinden. Sie öffnen jedem Reisenden ihre arme Hütte, geben ihm, was sie haben, begehren niemals die mindeste Erkenntlichkeit, und lehnen sie, wenn sie angeboten wird, hartnäckig ab. Man trifft die Gastfreyheit unter ihnen eben so wohl bey dem Armen, als bey dem Reichen, an. Wenn dieser ein Lamm oder einen Hammel-Braten auftischt, so bringt jener ein indianisches Huhn, Milch oder Honig.

Die Sitten der Morlacken. Aus dem Italiän. Bern, 1775. S. 19—22.

8. In dem Morgenlande hat die Gastfreyheit ihre wahre Heimath. Unter den frühen und mildern Erwärmungen der Naturtriebe, unter der edlen liebenswürdigen Einfalt, welche lange die Fortgänge der Ausbildung der Einwohner begleitete, that sie den wichtigsten Schritt, indem sie in einen Gebrauch, in eine heilige Sitte übergieng, die stärker als ein Gesetz ist. Hier ist sie durch eine Folge vieler Jahrhunderte, durch mannigfaltige Revolutionen, sich immer gleich wirksam geblieben. Sie hat sich bis auf diesen Tag erhalten. Ohne Zweifel findet man sie in keiner Weltgegend so allgemein ausgebreitet, von einer so edeln Einfalt, mit einer solchen Fülle von Gutherzigkeit, mit einer so rührenden und einnehmenden Wirksamkeit, als im Morgenlande. Vornämlich erscheint sie noch so bey den Arabern, Persern und Türken.

Von den Arabern, s. Voyage de Mr. *Shaw* &c. trad. de l'Angl. 1743, à la Haye, To. I, S. 10, 11; Pocock Beschreibung des Morgenl. Aus dem Engl. 1754, Th. I, S. 287—289; Voyage dans la Palestine de Mr. *Arvieux*. S. 124—129; Hasselquist Reise nach Palästina in den Jahren 1749—1752. Aus dem Span. 1762. S. 84 und 106; Niebuhr Beschreibung von Arabien, 1772, S. 46.

Von

Von den Persern, s. Voyages de *Chardin* en Perse & autres lieux de l'Orient. Amst. 1735. To. 3, S. 46; Tavernier Reisen in der Türkey, Persien und Indien, Genf. 1681, S. 282; Gmelin Reise durch das nördliche Persien, in den Jahren 1770—1772, S. 141, f.

Von den Turken, s. Relation d'un voyage du Levant, par Mr. *Tournefort*, Amst. 1718, To. 2, S. 47, f.; Tavernier, S. 47; Voyages de Mr. *Thevenot*, Par. 1689, Th. 2. S. 67, und Th. 3, S. 32; *de Bruins* Reizen &c. Amst. 1711, Tafel 6, 108, 112; Niedesels Reise nach der Levante, S. 26 und 212; Ruines de Balbec, Lond. 1757, S. 4.

9. Die Gastfreyheit, die sich bey den alten Griechen auf Gebrauch, Klima und Nationalcharacter stützte, lebt noch in den Gegenden, die sie bewohnten. Spon und Wheler (*) wurden in der attischen Landschaft von allen Hirten und allen Arbeitern auf dem Felde mit einer Heiterkeit und Gastfreyheit begrüßt, die ihnen das Bild längst verflossener Jahrhunderte wieder erneuerte. Noch üben die Griechen, erwähnt Guys, (**) sehr getreu die Gastfreyheit aus; die Ankunft eines Fremden ist ein Fest für ein Haus; man räumt ihm das beste Zimmer ein. Bey den Griechen so wohl, als bey den Sicilianern, fand Niedesel (***) die alte Gastfreyheit wieder. Man weiß, wie berühmt besonders die Gastfreyheit der alten Agrigentiner war. Diodor erzählt, daß Gellias, der reichste Agrigentiner, vor seiner Thüre eine gewisse Anzahl von Bedienten bloß dazu hielt, daß sie alle Fremde einladen müssen, bey ihm einzukehren, und daß viele andere Bürger diesem Beyspiele folgten. Die heutigen Einwohner von Girgenti üben noch diese Gastfreyheit, die sie niemals verloren zu haben scheinen. Auch Brydone (****) führt davon seine eigene Erfahrung an, obgleich

(*) Voyage de *Spon & Wheler*, To. 2, S. 75, f.

(**) Litterarische Reise nach Griechenland. Aus dem Franz. 1772. Th. 1, S. 236.

(***) Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante, S. 161, 168. Reise durch Sicilien und Großgriechenland, 1772. S. 172, 205.

(****) Reise durch Sicilien und Malta. Aus dem Engl. 1774. Th. 1, S. 305—307.

gleich das, was er von seiner freundlichen Aufnahme rühmt, mehr eine Folge von der noch dort herrschenden Liebe zur Pracht und Ueppigkeit, als gutherzige Gastfreundschaft, zu seyn scheint.

So leben, unter andern Himmelsstrichen, in einer andern Lage und Verfassung, noch jetzt Nationen, auf welche die Gastfreyheit, als ein Erbtheil von ihren Vorfahren, gekommen zu seyn scheint. Vornämlich ist es merkwürdig, daß sich die Gastfreundschaft am längsten in den Gebirgen erhält. Die weitere Entlegenheit von andern Völkern, die ruhige Einsamkeit macht, daß der Mensch gegen Neuerungen abgeneigt wird, daß er mehr in sich gekehrt bey der Einförmigkeit und Einfalt seiner Lebensart gern verharrt. Die Unbeweglichkeit seiner Lage befestigt seine Tugenden, so wie seine Laster. Man hat Erfahrungen, daß die Wildheit in den Gebirgen am hartnäckigsten ist, und oft unüberwindlich scheint. So giebt es zum Glück auch Beyspiele, daß gute Sitten und Tugenden, wenn sie einmal einen Sitz gefaßt haben, sich in gebirgigen Gegenden auch länger erhalten. Die Seltenheit der Reisenden, und der gewöhnliche Mangel an öffentlichen Anstalten zu ihrer Aufnahme, vereinigen sich mit der Einfalt und Gutherzigkeit der Bergbewohner, um jedes Haus zu einem Tempel der Gastfreundschaft einzuweihen. Gemeiniglich sind sie auch durch die friedsamen Geschäfte der Viehzucht und durch die Zerstreuung ihrer Wohnplätze zur Ausübung dieser Tugend mehr aufgelegt.

Die alten Kaledonier waren gastfrey. Noch jetzt sind es ihre Nachkommen, die Schotten, besonders die Hochländer. Daß man unangemeldet in eine Wohnung geht, sagt Johnson, (*) wird hier, wo die alten Ge-

(*) Reise nach den westlichen Inseln bey Schottland. Aus dem Engl. 1775. S. 88. 85.

Gesetze der Gastfreyheit herrschen, nicht für Grobheit oder Zudringlichkeit angesehen. Hier giebt es keine Häuser, wo ein Reisender Herberge und Bewirthung für Geld fände. Wenn ihn Nacht und Müdigkeit übereilen; so wirft er sich in die Arme der allgemeinen Gastfreyheit. Ueberall, wo ein Haus ist, findet ein Fremder eine willkommene Aufnahme. — Ein Herr unter den Hochländern, versichert Home, sieht es für einen Schimpf an, wenn ein Fremder sein Haus vorbey geht.

Die heutigen Normänner sind noch in ihren Gebirgen gutartig, vergnügt, immer voll guten Muthes. Man kann kaum an irgend einem Orte mehr Gutthätigkeit und Dienstfertigkeit antreffen, als sie jedem Fremden erweisen.

Pontoppidans Versuch einer natürl. Historie von Norwegen, aus dem Dänischen, 1754. Th. 2, S. 471.

In Ansehung der Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Schweitzer, stimmen die Zeugnisse aller Reisenden überein.

10. Nicht bloß bey den ältesten Völkern, sondern auch schon in den ersten Zeiten ihrer Geschichte, ward die Gastfreyheit von Religionsideen unterstützt. Man findet davon schon Spuren in der alten Mythologie der Griechen, und ihre Dichter vergaßen nicht davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, daß man vielleicht Götter beherbergte, die in der Gestalt der Menschen zuweilen auf die Erde kämen, (*) war der Simplicität und Frömmigkeit des ersten Weltalters gemäß, hatte immer etwas Ehrwürdiges, so wenig er auch gegründet seyn mochte, und mußte die Neigung zur Gastfreundschaft nicht wenig beleben. Nächstdem war es sehr natürlich, die Gastfreundschaft als eine Tugend anzusehen, die den Göttern wohlgefällig ist. Man gab sie selbst unter den Schutz der Götter. Man sahe sie für heilig, für einen Theil des Gottesdienstes an.

An

(*) Odiss. ξ. 489.

An der berühmten Gastfreyheit der Muhammedaner hat das Gesetz ihres Propheten nicht wenig Antheil. Der Koran befiehlt ihnen nicht bloß Leutseligkeit, Mitleiden, Menschenliebe überhaupt, sondern er schärft ihnen auch an vielen Stellen ausdrücklich Wohlthätigkeit gegen den herumziehenden Pilgrim, gegen den reisenden Fremden, ein. Sie haben so gar einen Orden, der wegen der Uebungen der Gastfreyheit, wozu er sich verpflichtet hält, berühmt ist. Dieß ist der Orden der Mevlevi. Diese Mönche sind, nach Porters (*) Bericht, gegen Fremde außerordentlich gütig; sie nehmen alle Leute von jeder Religion und Nation auf, und bewirthen sie aufs freundlichste. Vornämlich aber ist der von Pocock, S. 412, f. angeführte Freyheitsbrief merkwürdig, den Mahomed den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Christen überhaupt ertheilt hat.

In der Moral des angepflanzten Christenthumes konnte die Gastfreyheit, die damals als eine wichtige Pflicht in einer vorzüglichen Achtung stand, nicht fehlen. Die Apostel Paulus und Petrus ließen sich ihre Empfehlung angelegen seyn. Herberget gern. Gastfrey zu seyn, vergesset nicht, denn durch dasselbe haben etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherberget. Seyd gastfrey unter einander ohne Murmeln. Wenn man einer Tugendlehre, die eine so ausgebreitete und vollkommene Menschenliebe einschärft, noch den Vorwurf machen wollte, daß diese Vorschriften zu eingeschränkt nur die Ausübung der Gastfreyheit als eine Pflicht der neuen Anhänger des Christenthumes gegen einander selbst zu betreffen schienen: so müßte man die Lage der ersten Christen nicht bedenken, die verfolgt und herumirrend damals am meisten den Beystand ih-

(*) Anmerkungen über die Religion, Regierungsform und Sitten der Türken. Aus dem Engl. 1768. S. 31.

ihrer Brüder nöthig hatten, noch die Allgemeinheit der Wohlthätigkeit, wozu übrigens eben diese Moral verpflichtet. In den spätern Jahrhunderten nahm der Geist der Gastfreyheit besonders in den Klöstern seine Wohnung. Die Reisen der Christen nach dem heiligen Lande veranlaßten die Errichtung eines Ordens, der dieser Tugend vorzüglich gewidmet war. Der Hospitaliter-Orden war im Anfange eine weltliche Stiftung, die in der Mitte des eilften Jahrhundertes zu Jerusalem durch Kaufleute errichtet ward. Ihre Bestimmung war, sich der Pilgrimme anzunehmen, die aus Europa kommen, die heiligen Oerter zu besuchen. Nach einiger Zeit verließen die Personen beyderley Geschlechtes, die sich zu dieser Bestimmung vereinigt hatten, ihre weltliche Stiftung, nahmen Klosterkleidung, und widmeten sich ganz dem Dienste der Pilgrimme. Innocentius der Dritte bestätigte den Orden der Mönche, die die Hospitaliter-Brüder von St. Johannis hießen, und wies ihnen die Aufnahme und Verpflegung der reisenden Christen als ihre unterscheidende Pflicht an. Nachdem Jerusalem durch den Saladin eingenommen war; begaben sich die Schwestern nach Europa, und errichteten hier nachher verschiedene beträchtliche Stiftungen. Die Klöster der meisten übrigen Orden sind bald mehr, bald weniger, der Gastfreyheit gewidmet; und der Orden zu la Trape ist besonders auch von der Seite der Gastfreundschaft berühmt. Am meisten scheint sich diese Wohlthätigkeit noch in solchen Klöstern erhalten zu haben, die in Gebirgen, in einsamen und unwirthbaren Gegenden zerstreut liegen, und durch die Natur ihrer Lage den Mangel öffentlicher Herbergen zu ersetzen geschickt sind. Aber dennoch muß man gestehen, daß Religionsstiftungen dieser Art nie eine so allgemeine Wirkung auf den Nationalcharacter eines Volkes gehabt haben, oder haben

nen, als Gastrecht, welches als Gebrauch und Sitte eingeführt wurde.

11. Ich füge noch einige Bemerkungen über die Beziehung der Gesetzgebung auf die Gastfreundschaft hinzu. Es würde wider die ersten Begriffe des Völkerrechts seyn, wenn eine Nation oder ihr Regierer Fremden, die ohne eine feindselige Absicht, auf eine Zeit zu ihr kommen, gar keine Rechte zugestehen wollte. Eben so schwer würde es den Grundgesetzen der Gerechtigkeit, wozu jeder Staat verpflichtet ist, entgegen seyn, wenn er für die Beschützung dieser Rechte, die der Fremde als Mensch und als Glied seiner Nation hat, keine Aufmerksamkeit beweisen, sondern vielmehr unbekümmert die Art des Betragens gegen ihn der Willkühr der Bürger überlassen wollte. Unstreitig beruhet es auf dem freyen Willen eines Regenten, ob er Fremde sein Gebiet betreten lassen will oder nicht, und unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang verstattet seyn soll. Aber sobald er ihnen den Eintritt vergönnt, so macht er sich zugleich verbindlich, sie eine völlige Sicherheit genießen zu lassen. Diesen Genuß der Sicherheit ist er, als Regent, ihnen schuldig. Allein, sie an den übrigen Vorzügen und Vortheilen seiner Unterthanen gleichen Antheil nehmen zu lassen, das ist er ihnen nicht schlechterdings schuldig, sondern bleibt seiner freyen Willkühr überlassen. Wir sehen auch, daß jeder weise Regent, der den Fremden einen Zutritt verstattete, durch ein ihnen zugefügtes Unrecht sich nicht weniger für beleidigt hielt, als durch ein Unrecht, das einem seiner Unterthanen wiederfuhr. Selbst Völker, die man barbarische nennt, waren mit diesen Grundsätzen des Naturrechtes bekannt. Und wenn die Einwohner des taurischen Chersonetz jeden Fremden, den ein Zufall an ihre Küste warf, der Diana opferten, so wurden sie auch von allen andern Na-

tionen verabscheuet, und Grotius (*) gesteht diesen das Recht zu, jene mit vereinigten Kräften dafür zu züchtigen.

Weil aber der bloße Genuß der Sicherheit vor Beleidigung noch nicht ganz die Bedürfnisse eines Fremden befriedigt: so ist der Staat durch die Pflichten der Billigkeit und Menschenliebe berechtigt, seinen Bürgern Privatdienstfertigkeit gegen den Fremden zu empfehlen, zumal wenn keine öffentliche Anstalten zu seiner Aufnahme vorhanden sind. Die Gerechtigkeit verlangt, dem reisenden Fremdlinge die Mittel seiner Erhaltung zu verschaffen; die Menschenliebe, für seine Bequemlichkeit zu sorgen; die Höflichkeit, ihm zur Erreichung seiner untadelhaften Absichten behülflich zu seyn. Dem Regenten kann es nicht unwichtig scheinen, diese Gesinnungen unter seinem Volke zu beleben und durch angemessene Verordnungen zu unterstützen. Die Sorge für die Sitten und für den Ruhm seiner Bürger verpflichtet ihn nicht wenig dazu. Und nicht selten hat das gute Betragen einzelner Bürger gegen Ausländer, und der Ruf von der Leutseligkeit ihres Characters, einen vortheilhaften Einfluß auf den Staat gehabt.

Unter gewissen Umständen kann das Gerechtigkeit werden, was unter andern bloß Wohlthätigkeit ist. Bey manchen ältern Völkern, die keine öffentliche Anstalten hatten, wo Fremde für die Bezahlung Beherbergung finden könnten, würden sie ohne den Beystand der Gastfreundschaft sehr oft umgekommen seyn. Und welches Volk konnte so hart seyn, einen solchen Erfolg, der zugleich seinem Namen eine unauslöschliche Schande eindrücken mußte, gleichgültig zu ertragen! Man glaubte berechtigt zu seyn, die Gastfreundschaft, die ihrer Natur nach eine innere oder unvoll-

kom-

(*) Lib. II. Cap. 20. §. 40.

kommene Pflicht ist, als eine Zwangspflicht zu befehlen, weil in jenem Falle ihre Verletzung eine Verletzung der gemeinen Gerechtigkeit gewesen wäre. Daher läßt sich der Ursprung einiger positiven Gesetze für die Gastfreyheit erklären, die freylich viel seltener, als solche sind, worin die bloße Beleidigung eines Fremden verboten wird. Bey den Athenienſern war es ein bekanntes Gesetz: „Lasset dem Gaste kein Unrecht geschehen; weiset dem Irrenden den Weg; nehmet den Fremden unter euer Dach auf!“ Wenn man dieses auch bloß für eine Anrathung oder Empfehlung annehmen wollte, so führt Aelian (*) ein mehr bestimmtes Gesetz, dem eine angedrohete Strafe angehängt war, von den Lucanern an. „Wenn ein Fremder gegen „den Untergang der Sonne ankömmt, und in einem „Hause einkehren will, so soll der, welcher ihn nicht „aufnimmt, gestraft werden, und für seine ungastfreund„liche Gesinnung büßen.“ Bey den Burgundiern war der, welcher einem ankommenden Gaste Dach und Heerd versagte, zu einer Geldstrafe verurtheilt. (**) Carl, der ein und dreyßigste König der Gothen, gab ein Gesetz, nach welchem der, welcher durch Zeugen überführt war, daß er die Gastfreundschaft dreymal abgeschlagen habe, mit der Verbrennung seines Hauses bestraft ward. (***) Dieses Gesetz hatte die vortreffliche Wir-

(*) Var. Hist. Lib. IV. Cap. 1.

(**) Lex Burgundiorum, Tit. 38. Quicunque hospiti venienti tectum aut focum negaverit, trium solidorum inlatione mulctetur. — Si in causa privata iter agens ad Burgundionis domum venerit & hospitium petierit, & ille domum Romani ostenderit, & hoc potuerit adprobari, inferat illi, cujus domum ostenderit, solidos tres, & mulctæ nomine solidos tres.

(***) Hic Carolus inter maximas leges & mandata constituit, ut Gothi ac Sueci inter se & maxime in omnes advenas & peregrinos hospitalitatem observarent summumque nefas ducerent, quicunque viatorem a tecto coërceret: quod si quis facere tentasset & idoneis testibus ter negasse hospitium convictus fuisset, immisso igne ædes ejus comburi jussit, ut domibus propriis juste privaretur, qui earum usum inhumaniter denegasset. *Jo. Magni* Historia Gothorum Suecorumque, Lib. IV. Cap. 1.

kung, daß vielleicht in keiner Gegend mehr die Gastfreyheit geübt werden konnte, als unter dieser Nation. Die Verweigerung der Gastfreyheit ward als die schändlichste Art des Geizes und der, welcher einem Reisenden Speise, Trank und Beherbergung versagte, als ein Gegenstand des öffentlichen Hasses betrachtet. Es ward eine unverletzliche Gewohnheit, einem Ankömmlinge ohne die geringste Vergeltung alles zu geben, was er nöthig hatte. Ein Nachbar brachte ihn, wenn er weiter reisen wollte, zu dem andern, und empfahl ihn immer wieder einer sichern Begleitung. Je mehr Gäste Jemand bewirthete, desto mehr Lob und Ansehen erwarb er sich. Selbst in den Hütten der Landleute bewies man gegen Fremde eine viel größere Freygebigkeit, als gegen seine eigene Kinder. (*) Eben dieses bezeuget auch **Adam von Bremen** (**) von den alten Schweden besonders, die in der Ausübung der Gastfreyheit unter einander wetteiferten, und keine größere Schande kannten, als diese Pflicht einem Fremden versagt zu haben. — Wenn Jemand, berichtet **Helmold** (***) von den Slaven, darüber betroffen wird, daß er, welches jedoch ein überaus seltener Fall ist, einem Fremden die Gastfreundschaft versagt hat, dessen Haus oder Vermögen darf man mit Feuer verheeren, und dazu sind sodann auch alle einmüthig bereit. — Man hat Grund zu vermuthen, daß bey den Völkern der mittlern Jahrhunderte noch mehr ähnliche Gesetze für die Gastfreyheit vorhanden gewesen seyn. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gesetzgeber gegen eine damals noch so sehr nöthige Pflicht, die aus mancherley Veranlassungen sich zu entfernen anfangen konnte, die aber ein so alter ehrwürdiger Gebrauch der verflossenen Zeiten war, sich ganz gleichgültig bewiesen haben sollten.

Die

(*) Eb. das. Cap. 2.

(**) De situ Daniæ &c. in *Lindenbrogii* Script. rer. germ. sept. p. 60.

(***) Chron. Slavorum, Lib. I, C. 82. §. 9.

Die Gesetze des Lykurg mußten, wie man weiß, die Verbannung einer so edlen Tugend, als die Gastfreyheit ist, bewirken. Seine Bürger mußten den gastfreyen Athenienſern, Korinthern, Cretenſern und Megarenſern sehr unähnlich werden. Allein, der spartaniſche Staat war auch von einer solchen Einrichtung, daß er der einzige in dieſer Art zu bleiben verdiente. Man hat ihn zuweilen wohl bewundert, aber ihn nachzuahmen nicht für zuträglich gefunden. Eine so simple Staatsverfaſſung schien ihren Umſturz zu drohen, sobald sich ihr die geringſte Vermiſchung mit Fremden näherte. Lykurg führte daher mit Fleiß verſchiedene Gewohnheiten ein, welche dem feinen Geſchmacke der benachbarten Staaten anſtößig seyn mußten. Nichts war da anzutreffen, das bey einem Fremden den Wunſch einer Aufnahme hätte erregen können. Um noch ſicherer zu seyn, verbot er ſeinen Bürgern das Reiſen, und ſchloß die, welche eine fremde Erziehung genoſſen hatten, von allen Bedienungen im Staate aus. Und um das Werk zu vollenden, ſuchte er ihre innere Zufriedenheit durch die Verachtung der Sitten jeder andern Nation zu befeſtigen. Sparta mußte bey dieſer Einrichtung Sparta bleiben, unterdeſſen daß die Bürger der übrigen griechiſchen Staaten, die ihre Thore nicht verſperreten, vielmehr den Fremden mit Vergnügen aufnahmen, und ſelbſt in alle Gegenden des Erdbodens reiſeten, weiſer und geſitteter wurden.

12. Die Gaſtfreyheit hat ſich bey verſchiedenen Völkern während gewaltſamer Veränderungen und Revolutionen, die ſie in ihrer äußern Verfaſſung erdulden mußten, erhalten; wenn ihre Wirkſamkeit gehemmt, oder ganz erſtickt worden iſt, ſo iſt dieſes nicht ſelten durch eine allmähliche innere Verſchlimmerung des Nationalcharacters geſchehen. Die Geſchichte zeigt, daß ſie von kriegeriſchen Nationen nicht geflohen, ſelbſt in ſolchen Zeiten bey ihnen geblieben iſt, da ſie mitten unter

den Unruhen und Zerstörungen der Waffen standen. Eben so gewiß ist es, daß der Despotismus, der sonst jede gesellige Tugend niederschlägt, sie noch bis auf diesen Tag im Orient nicht hat überwältigen können.

Man hat oft die Gastfreundschaft der Römer gelobt, und gleichwohl wird man gestehen müssen, daß bey einer nähern Berechnung ein guter Theil von diesem Lobe abzuziehen sey. Ueberhaupt waren sie nicht das Volk, welches eine gewisse Leichtigkeit zur Ausübung dieser Tugend bey sich empfinden könnte. Ein trotziges Wesen, das ihnen immer eigen war, verträgt sich nicht mit der Beobachtung der Pflichten, die Fremde fordern. Und in den spätern Zeiten, wo sie Raub, Gewaltthätigkeit, jede Art der Tyranney ungeahndet gegen sich selbst, Bürger gegen Bürger, Client gegen Wohlthäter, Sohn gegen Vater, verübten, mußte die wahre Gastfreundschaft unterdrückt werden. Wie könnten sie noch wissen, was sie Ausländern schuldig wären, da sie nicht einmal das zu erkennen fähig waren, was sie den eigenen Söhnen des Vaterlandes, den Gliedern der Blutsverbindungen, zu leisten hatten! In den besten Jahrhunderten war der Patriotismus immer überspannt; und die ganz in sich selbst gekehrte Liebe des Vaterlandes mußte jede Aufwallung der mehr ausgebreiteten Menschenliebe verschlingen. Der Nationalstolz, der in einer gehörigen Richtung die Gastfreundschaft erheben kann, schlug sie nieder, da er sich in eine Verachtung anderer Völker verirrte. Die Zeugnisse von Gastfreyheit, die man in den römischen Schriftstellern antrifft, beweisen nicht so viel, als man sie zuweilen hat beweisen lassen wollen. Diese Tugend ward unter ihnen am meisten sichtbar, da sie durch Reisen und durch Siege mit den Griechen bekannter wurden. Man thut ihnen nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihre Gastfreyheit eine Nachahmung der Griechen war, von denen sie überhaupt nicht bloß Wis-

sen-

senschaft und Kunst, sondern auch Gottesdienst, Sitten und Gebräuche, aufnahmen. Nächstdem ist es wohl offenbar, daß diese Art der Freundschaft unter den Römern, so viel auch Cicero und andere davon für sich rühmen mögen, meistens nur auf gewisse Personen und einzelne Familien eingeschränkt gewesen, nie aber ein Theil des Nationalcharacters geworden ist. Die Gastfreyheit war größtentheils eine Wirkung der Erkenntlichkeit für die Gefälligkeiten, die sie in dem Lande ihrer Gäste genossen hatten. Und da ihre Wirthshäuser wegen ihres schlechten Rufes nur für gemeine Leute bestimmt waren, da die Fremden, die meistens Personen von Geburt und Würden waren, Empfehlungen an bekannte Häuser mitbrachten: so verbreitete diese Art von Freundschaftsverbindung sich leicht aus den griechischen Städten in die italienischen hinüber. Römische Familien errichteten also mit Familien auswärtiger Länder wechselseitige Bündnisse und Verträge, die sie erweiterten, einschränkten, aufhoben, nach dem Bedürfniß oder Vergehen dazu anleiteten.

Das Gast-Recht, Jus hospitii, bey den alten Griechen und Römern bestand darin, daß gewisse Personen, die an unterschiedenen Oertern wohnten, sich zusammen verbanden, bey den Reisen einander nicht nur in ihre Wohnungen aufzunehmen, sondern auch mit Speise und Trank, und was sonst, nöthig war, bestens zu versorgen. Wenn ein solcher Vertrag errichtet und angetreten ward, so geschah es auf eine sehr verbindliche Art, und mit Anrufung des Jovis Xenii oder Hospitalis, das nämlich derselbe seine Rache an demjenigen ausüben sollte, welcher dieses Gastrecht brechen würde. Damit aber auch ein äußerliches Zeugniß davon vorhanden seyn möchte, so machten sie ein gewisses Kennzeichen, Tessera hospitalis, dergestalt, daß ein jeder Contrahent die eine Hälfte bekam, welche nicht nur von den Aeltern, sondern auch von den Kindern auf sorgfältigste verwahret ward, und so lange dauerte, bis ein Theil von beyden aus besondern Ursachen dieses Pactum wieder aufhob, welches unter gewissen Bedingungen vergönnt war. Die Tesseræ hospitales waren Täfelchen von gebrannten Thon, davon man eines zerbrach, dessen einen Theil sodann der eine, den andern

aber der andere nahm, die mit einander eine Gast Freundschaft aufrichteten. Wenn also z. B. der eine zu Rom, der andere aber zu Athen wohnte, und es kam einer von dieses Leuten zu jenem, oder jenes zu diesem, nahm jeder seinen halben Theil der Tessera, hielten beyde Theile oder Stücke zusammen, und wenn der Bruch gehörig zusammen traf, ward die Tessera für richtig erkannt, und also dem Ankommenden Herberge, und alles, was er als ein Fremder nöthig hatte, gegeben. Da aber auch einer sich verhielt, daß man dergleichen Freundschaft mit ihm nicht weiter fortsezen möchte, kündigte man das Jus hospitii dem Andern ordentlich auf, und brach die Tesseram entzwey. Uebrigens kam diese Vertraulichkeit nicht auf die bloße Bewirthung an, sondern die Pacisirenden verbanden sich auch, einander im Fall der Noth mit Hab und Gut, ja, mit Leib und Leben, beyzustehen.

Solches Gastrecht ward nicht nur mit Privatpersonen, mit einzelnen Königen und Printzen, sondern auch mit ganzen Städten und Königreichen, errichtet, und hatte weit mehr auf sich, als die heutigen Off- und Defensivallianzen. Das Gastrecht, welches ganze Länder angieng, hieß προξενία, oder Hospitium publicum, hingegen bey Privatpersonen, ἰδιοξενία, Hospitium privatum.

Phil. Jac. Thomassinus de tesseris hospitalibus.

So viel Veranlassungen zum Haß der Nationen gegen einander es giebt, so viel giebt es auch, die einzeln oder zusammenlaufend zur Unterdrückung gastfreyer Neigungen abzielen. Allein es bedarf nicht einmal eines so gewaltsamen Hindernisses, als Nationalhaß ist; schon die Verachtung alles Auswärtigen ist dazu hinreichend. Dieses beweisen, um hier, ein Beyspiel aus der Ferne anzuführen, die Japoner. Gutartig, ehrbegierig, frey von aller Betrügerey, die mit dem Tode bestraft wird, höflich, freygebig, großmüthig, voll Munterkeit und Liebe zum Umgang, sind sie zu nichts weniger, als zur Gastfreundschaft gegen Ausländer, aufgelegt. Indem sie von einer übertriebenen Hochachtung für ihre eigene Nation entflammt sind, indem sie weder eines andern Hülfe nöthig zu haben glauben, noch seine Uebermacht fürchten: so sehen sie auf jeden

Frem-

Fremden mit einer Geringschätzigkeit herab, die sie aller Dienstleistungen gegen ihn unfähig macht.

Kämpfer in der allgem. Historie der Reisen, 11. B. S. 607.

Eigennutz und Wuchergeist, die sich mit dem Handel verbreiten, können sich einer Nation so sehr bemächtigen, daß sie vergißt, nicht bloß was Wohlthätigkeit, sondern auch was Gerechtigkeit gegen Fremde fordert. „Der Geist des Handels," bemerkt Montesquieu (*) sehr richtig, „vereinigt zwar Nationen, aber nicht so Privatperso„nen. Man sieht, daß in denen Ländern, wo man sich mit nichts „als dem Handel zu beschäftigen weiß, auch mit allen Pflich„ten der Menschenfreundschaft, mit allen moralischen Tugen„den ein Handel getrieben wird. Die geringsten Gefälligkei„ten, welche die Menschenliebe empfiehlt, sind nur für Geld „zu bekommen. Die Gastfreundschaft, die man bey räuberi„schen Völkern so häufig antrifft, ist unter handelnden Natio„nen überaus selten." Man hat zur Bestätigung die Holländer als ein Beyspiel unterschieben wollen; allein wir können dafür mit mehrerm Rechte die Chineser die Stelle vertreten lassen. Der jüdische Wuchergeist dieser Nation läßt sie die wenigen Fremden, denen der Zugang bey ihnen noch verstattet wird, nur als Menschen betrachten, an welchen sie sich durch tausend Betrügereyen zu bereichern für erlaubt halten. Da ist kein Begriff von den Rechten eines Fremdlinges, kein Gefühl der Menschenfreundschaft; nur dem niedrigsten Eigennutze, der alles unter seiner Herrschaft hat, ist der, selbst von der Polizey verlassene, Fremde überall bloßgestellt. Man hat fast gar keine Wirthshäuser. In denen, welche ehemals noch vorhanden waren, die aber durch die feindlichen Einfälle der Tatarn in Verfall gekommen sind, könnte man nur durch den Beystand eines Patents oder Befehls vom Hofe eine Stelle erhalten; andere Reisende durften sich nicht hinein wagen. Die Polizey vergißt sich so sehr, daß

(*) Esprit des loix, Liv. XX. Chap. 2.

sie nicht einmal für die Sicherheit der Reisenden sorget. Die Räuberhaufen schwärmen durch das ganze Reich; nicht einmal auf den Landstraßen und in den Gegenden um Peking und Canton sind die Reisenden gesichert. Den Chinesern ist das Reisen selbst untersagt. Daher die Unveränderlichkeit ihrer Sitten und Gewohnheiten, so wie bey den alten Aegyptern, die niemals reiseten, und sich nicht ohne Mühe an den Umgang mit Fremden gewöhnten, welche die Begierde nach Unterricht zu ihnen zog. Daher auch der ewige Stillstand der Chineser auf den niedern Stufen der Wissenschaften, der Künste und der Politik.

Sollen wir noch einen Blick nach Europa zurück werfen, so wird man nicht leicht einen herrschendern Nationalhaß antreffen, als den die Portugiesen gegen alle übrige Nationen haben. Dieses unmenschliche Laster, Fremde zu hassen, bloß weil sie Fremde sind, kann nur bey einem Volke sich erhalten, dessen Denkungsart durch ausschweifenden Stolz, innerliche Feindschaften und Eifersucht, Geiz, Betrügerey, Vorurtheile und Schwärmerey, ganz verderbt ist. Unterdessen daß der Portugiese es für eine Kleinigkeit hält, Fremde zu beleidigen, so begegnet ihnen der Spanier, auch wenn er Vortheil von ihnen ziehen kann, mit einem Stolze und einer Steifigkeit, als wenn sie gar keiner Aufmerksamkeit würdig wären. Wenn man in Spanien in einem Wirthshause absteigt, wird man, wie Baretti bezeuget, weder vom Wirthe, noch sonst von einer lebendigen Seele bewillkommt; Niemand bekümmert sich um den ankommenden Reisenden, als bis er fordert. Ein treffender Zug von dem steifen und trägen Nationalcharacter der Spanier, wozu der Franzose ein Nebenbild giebt, welches nicht abstechender seyn kann. Doch wir rücken durch diese Vergleichung den heutigen Nationen in Europa näher, und stehen an der Grenze der Gastfreyheit.

13.

13. Diese edle Tugend ist in Europa nicht mehr, was sie einst war, was sie noch jetzt besonders in einigen Gegenden Asiens ist. Zwar ist sie noch nicht ganz aus unserm Welttheile vertrieben; hie und da lassen sich noch einzelne Spuren von ihr sehen bey einigen wenigen Nationen, hie und da in den Gebirgen und in den Klöstern. Allein die Erscheinungen sind so selten und so schwach, daß sie nicht mehr einen beständig hervor stechenden Zug in dem Character unsers Zeitalters, oder eine herrschende Sitte, ankündigen. Was bey verfeinerten Nationen den Namen der Gastfreyheit führt, ist nicht mehr jene alte ehrwürdige Tugend, die mit dem Bedürfnisse der Zeiten wandelbar ist. Sie entstand fast überall, wo sie sichtbar ward durch den Mangel öffentlicher Anstalten zur Aufnahme der Reisenden, einen Mangel, der nur durch die Wohlthätigkeit einzelner Personen oder Familien ersetzt werden könnte. Mit der Einführung dieser Anstalten fieng sie an, wieder zu verschwinden, oder doch seltener wirksam zu seyn. Die Veränderungen in den Ländern von Europa, nachdem es ganz reisend und handelnd geworden ist, haben ihre Entfernung allmählich befördern müssen. Der Umlauf der Wechselbriefe die Sicherheit der Wege, die Leichtigkeit von einem Orte zum andern zu kommen, die Bequemlichkeit der Posten und der Schiffe, die Errichtung der Gasthöfe in allen Städten und auf allen Strassen, der Zufluß von Gästen, die Menge von Abenteuern, alles dieses hat dazu beygetragen, die Gastfreyheit der alten Welt zu verdrängen.

Der Geist des Handels, welcher alle Nationen mit einander verknüpft, hat die Bande der Wohlthätigkeit unter Privatpersonen zerrissen. Er hat der Liebe zum Gewinn mehr Ausbreitung und Stärke mitgetheilt, und so weit diese ihre Herrschaft ausdehnt, die zärtlichen Bewegungen der Natur unterbrochen, die Menschen mit Menschen verbanden. Wenn eine Partey dabey gewonnen

hat

hat, so sind es die Reichen. Ihr Vortheil ist ein mehr freyer und erweiterter Genuß der Annehmlichkeiten des Landes, wohin sie sich begeben; ihre Aufnahme richtet sich nach dem Maße des Aufwandes, den sie machen; und wenn man sie auch nicht allemal mit Zuneigung sieht, so wird man sie doch die meiste Zeit mit Vergnügen sehen.

Indessen bleibt es noch lange eine angenehme Unterhaltung des Menschenfreundes, in jene Zeiten zurück zu schauen, welche die Gastfreyheit verherrlichte. Keine weitere Empfehlung zum Beystand, zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menschlichen Gestalt; keine andere Fürsprache, als der Gruß, der von den Lippen des Ankömmlings in die Hütte hinein tönte. Der Mensch fand sogleich den Menschen. Die Natur selbst gab es ihm durch das unverzögernde Gefühl ein, was er ihm schuldig war: er durfte es nicht erst lernen. Man kannte noch nicht den unseligen Unterschied, der das menschliche Geschlecht nach Vaterland und Religion absöndert; alle waren Bürger einer Erde, Kinder eines Gottes. In jeder Hütte, deren empor wallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreute, war er sicher einen Bruder anzutreffen. Die Nacht, die ihn überfiel, die Einöde die ihn umgab, schreckten ihn nicht. Wo er nur einen Menschen zu finden hoffen konnte, da hatte er auch einen Freund. Der Schatten seiner Bäume, die Kühle seiner Quellen, die Wärme seines Heerdes, die Lagerstätte seiner Hütte, die Speise seines Tisches, alles, was dieser sein Freund hatte, war sein. Und wenn er an dem Abend seiner Pilgrimschaft an dem Heerde seiner väterlichen Wohnung, in dem Kreise seiner Kinder und Nachbarn, wieder ruhete, wenn er dann mit einer von Zufriedenheit und Wehmuth vermischten Empfindung von den Freundschaften erzählte, die seinen Weg begleitet hatten, so ward seine Heiterkeit noch nicht durch die finstre Beschuldigung unterbrochen: „Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde.“

Von der Gastfreundschaft. Eine Apologie für die Menschheit, von C. C. L. Hirschfeld. Lpz. 1777. 8. 11. B.

Aber, wie könnte ich diesen Artikel schließen, ohne nicht auch der Gastfreyheit, als einer Tugend einzelner Personen oder einzelner Familien, als einer Tugend eines Hausvaters, zu gedenken!

Ein

Einer der größten Lobsprüche, welchen wir einem Menschen, den wir lieben oder hochschätzen, geben, pflegt zu seyn, daß er ein rechter, ein wahrer Menschenfreund sey. Zu dem Character eines Menschenfreundes gehört auch die Gastfreyheit. Ein gastfreyer Mensch sieht gern seine Freunde bey sich; erzeiget sich gegen dieselben aufrichtig, liebreich, freundschaftlich und vertraut; macht sich ein Vergnügen daraus, einen jeden Bissen Brod mit ihnen zu theilen; sucht sich mehrere Gönner und Freunde zu erwerben, und in den Credit zu setzen, daß seine Freunde wiederum seinen Umgang suchen, und auch ihrer Seits in der Gesellschaft mit ihm ein Vergnügen finden. Zur Gastfreyheit erfordere ich also nicht, daß man alle Tage offene Tafel halten, und seine Gäste auf das prächtigste tractiren soll, um sich Ansehen und einen großen Namen zu erwerben, sondern nur, daß man seinen Freunden einen freyen Zutritt verstatte, und sie jedesmal liebreich aufnehme. Da ein Hausvater doch mit den Seinigen essen muß, so ist ihm angenehm, wenn seine Freunde dabey seine Gäste seyn wollen, ohne sich ihretwegen große Beschwerden und Kosten zu machen. So weit es seine Umstände erlauben, theilt er gern Andern einen Mundvoll Brod mit; und reicht sein Vermögen nicht so weit, so sucht er doch von der Gesellschaft seiner Freunde so viel möglich zu genießen. Er ist also nicht allein gastfrey in seinem Hause, sondern geht auch gern aus Freundschaft zu seinem Freunde.

In diesem Betracht ist ein Menschenfreund der Gegensatz von einem Leutescheuen oder Misanthropen, und von einem Sonderlinge.

Jener, ein Misanthrop, scheuet allen Umgang; er kennt keine Freunde, sondern sieht einen Jeden, der zu ihm kömmt, als einen Feind an, der ihn in seiner Ruhe stört, aus seinen Zirkeln bringt, und um dessen willen er sich Gewalt anthun, und Kosten anwenden muß, die ihn ärgern. Er denkt also bloß auf sich, wie er seiner Gemächlichkeit pflegen, oder vielmehr, wie er ungestört in seinen vier Wänden grämeln, und sich über die gan-

ze

ze Welt ärgern kann. Er wird des Lebens nicht froh; er kennt kaum, was Freundschaft und Freunde erwerben sey, und rechnet es für die größte Qual, wenn er ja einmal sein Nest verlassen und zu Andern gehen soll.

Ein Sonderling kömmt in vielen Stücken mit Jenem überein, nur daß er sich doch einige Vertraute wählet, mit denen er Umgang hat; und diese vermögen denn alles bey ihm, alle andere Menschen vermeidet er, und sieht sie mit verächtlichen Augen an. Ein solcher Sonderling ist gewisser Maßen gefährlicher als ein Misanthrop, weil er oft zu seinen Vertrauen schlechtdenkende und ihn übel leitende Gemüther wählet, und in seiner ganzen Denkungsart und allen Handlungen etwas Besonders suchet; daher er auch gemeiniglich von allen übrigen, ausgenommen von seinen Lieblingen, verachtet, wo nicht gar verabscheuet wird.

Ein gastfreyer Menschenfreund sucht nicht eben Gesellschaft; ihm macht eine große Gesellschaft noch weniger Vergnügen; am wenigsten ergötzet ihn, wenn er alle Tage in Sausen und Schmausen zubringt. Er nimmt nur gern die Gesellschaft von guten Freunden, wenn sie ihn besuchen wollen, an. Er bewirbt sich nicht, um die Anzahl seiner Freunde zu vermehren, sondern nur, um die Freundschaft der einmal erhaltenen Freunde zu unterhalten, und sich in den Ruf zu setzen, daß mehrere von ihm Freund zu seyn oder zu werden sich bemühen. Findet er sodann auch solche vor sich, deren Umgang eben nicht der angenehmste ist, und die er sonst nicht zu seiner Freundschaft erwählten würde, so verachtet er sie doch nicht, sondern hält sich allemal zu einer Erkenntlichkeit gegen sie verbunden, wenn sie sich als seine Freunde und Gönner bezeigen. Er entschuldigt ihre Schwachheiten, hat Geduld mit ihnen, erwartet dagegen auch von Andern, daß sie mit seinen Schwachheiten Geduld haben, und bedenkt, daß es allemal besser sey, auch diejenigen zu Freunden zu haben, an denen wir nichts vorzügliches bemerken, als daß wir ihnen vorsetzlich Grobheiten erweisen sollten. So geneigt aber ein Menschenfreund ist, die Fehler anderer zu entschul-

schuldigen, so unbarmherzig und unversöhnlich muß er gegen solche seyn, die er einmal als lasterhaft erkennt, und daß sie nach einem System böse denken. Denn, wenn er diesen sich gefällig erzeigen wollte, so würde er sich ihrer Laster mit theilhaftig machen; und wenn er ihren Umgang sucht, kann er verdorben werden. Er vermeidet also solche; und wenn er sie nicht gänzlich vermeiden kann, so sucht er ihnen sein Mißfallen an ihrer Denkungsart nicht zu verbergen; oder wenn er sie ja, so wie die Indianer den Teufel anbeten oder sich gegen sie verstellen muß, so geschieht es, damit sie ihm nicht schaden mögen.

Ein Hausvater wird daher als Menschenfreund allemal das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Auf dem Lande kann er sich seine Freunde wählen; die er als Freunde gewählt hat, eine Zeitlang bey sich behalten, und besser und mehr ihrer genießen; hingegen sich der Gesellschaft anderer, die ihm gleichgültig sind, eher entschlagen, oder wenn er ja sie bey sich sehen muß, so giebt eben das Landleben allerley Gelegenheiten an die Hand, wodurch wir uns dergleichen Gesellschaften weniger lästig machen. In der Stadt ist man mehr gezwungen; man kann sich seine Gesellschaft so nicht auswählen; und indem man diejenigen, welche man vorzüglich liebt, gern bey sich sehen möchte, so muß man auch einem jeden andern den Zutritt verstatten. Man muß sich so sehr nach der an jedem Orte eingeführten Lebensart richten und bequemen, und bleibt nicht Herr und Meister vor sich; auf dem Lande giebt man selber Gesetze, und wer zu uns kommen will, muß sich solchen unterwerfen. Man genießt also mehr von einem Freunde, den man 8 oder 14 Tage auf dem Lande bey sich sieht, als wenn man mit demselben Jahr und Tag an ein und eben demselben Orte in einer großen Stadt zusammen wohnt.

Hrn. v. Münchhausen Hausvater, IV. Th. S. 187, sqq.

Gast-

Gast-Geber, in der anständigen Sprechart, ein Gastwirth, der Gäste, d. i. Fremde, für Geld beherberget und speiset; im Oberd. ein Gastgeb, Dän. Gastgiver, Giästgiver.

Gast scheint auch hier für Kost, Nahrung, zu stehen. Siehe Gasthalter und Gaste.

Gast-Gebot, ein großes Gastmahl, ein feyerlicher Schmaus, wozu man Gäste bietet, d. i. ladet. Ein Gastgebot ausrichten, halten, anstellen. Im Nieders. Gastebade, Gastebod, im Fries. Gestebode, Dän. Giästebud, Schwed. Gästabud. Ehedem auch Hochzeit. Siehe Gasterey.

Gast-Gericht, oder Gastrecht, ist an einigen Orten, in denen Städten, wo viel Handel, Gewerbe und Anlauf ist ein zum Besten der Gäste, d. i Fremden, angeordnetes Gericht, welches sich in nöthigen Fällen auch ausserordentlich versammelt, und die von Fremden wider Einheimische vorgebrachten Klagen kurz und summarisch untersucht und entscheidet. Weil ein solches Gericht vornämlich zum Besten der Handlung angeordnet ist, wird es auch das Handelsgericht, Handelsrecht, oder Kaufrecht, genannt. Kraft dessen muß den Ausländern und Fremden, die an dem Orte kein Bürgerrecht haben, insonderheit in den See- und andern großen Handelsstädten, wenn sie eine Sache klagbar machen, ein schleuniges Recht dergestalt widerfahren, daß der endliche Spruch in ihrer Sache nicht länger, als von 3 zu 3 Tagen, ja an vielen Orten nur von einem Sonnenscheine bis zum andern, aufgeschoben werden darf.

Gast-Halter, in einigen besonders oberdeutschen Gegenden, eine anständige Benennung eines Gastwirthes, der auch wohl ein Gastgeber, Gastmeister, und wenn man ihm ein vornehmes Ansehen geben will, ein Gastherr genannt wird.

Gast-Haus. 1. Das Haus eines Gastgebers oder Gasthalters, ein öffentliches Haus, in welchem Gäste oder Reisende für Geld aufgenommen und verpfleget werden. Siehe Wirths-Haus.

2. Zuweilen auch ein Speisehaus, ein Haus, wo man für Geld zwar gespeiset, aber nicht beherberget wird.

3. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden auch ein Hospital, in welchem Pilgrimme, Arme und Kranke aufgenommen und verpfleget werden.

Gast-Herr. 1. Siehe Gast-Halter. 2. Zuweilen auch der Herr des Gastgebotes, der ein Gastgebot oder Gastmahl ausrichtet.

Gast-Hof, ein großes Gasthaus, in der ersten Bedeutung, wo Reisende, besonders von Stande, für Geld aufgenommen und anständig bewirthet werden.

Gast-Kammer, eine für Gäste, d. i. Fremde, die man beherberget, bestimmte Kammer, sowohl in Gasthäusern, als auch bey Privatpersonen.

Gast-Kleid, ein feyerliches Kleid, welches man nur anleget, wenn man zu Gaste geht.

Gast-Mahl, (*) eine feyerliche Mahlzeit, zu welcher man Gäste einladet, ein Schmaus. Ein Gast-Mahl halten, anstellen, anrichten. Zu einem Gast-Mahle gehen. Siehe Gasterey.

Gast-Meister. 1. Siehe Gast-Halter. 2. In den Klöstern ein Mönch, der die Aufnahme und Bewirthung der Fremden besorget; Hospitalaris, Hospitarius.

Gast-Mutter, in einigen Hospitälern, diejenige Frau, welche die Pilgrimme, Kranken oder Armen pfleget und besorget. Siehe Gast-Haus 3.

Gast-Ordnung, eine den Gastwirthen von der Obrigkeit vorgeschriebene Verordnung dessen, was sie bey Auf-

(*) Ehedem Köselung, so wie köseln für schmausen üblich war: im Oestr. eine Ladschaft, im Nieders. eine Köste.

Aufnahme und Bewirthung des Fremden zu beobachten haben; siehe im Art. Wirths-Haus.

Gast-Recht, siehe Gast-Gericht.

Gast-Stube, im gem. Leben, eine für die Gäste bestimmte Stube, sowohl in Gast- als Privathäusern, in der anständigern Sprechart ein Gast-Zimmer. In engerer Bedeutung werden in den Gasthäusern nur diejenigen Stuben, in welchen die geringern Gäste sich beysammen aufhalten, Gast-Stuben genannt, zum Unterschiede von den für Vornehmere bestimmten Zimmern.

Gast-Wirth, ein Wirth, welcher Reisende für Geld aufnimmt, und mit Speise und Trank versorget. S. Gast-Geber, und Gast-Halter.

Gast-Zimmer, siehe Gast-Stube.

Gaste, ein Wort, welches noch nur mit dem Vorworte zu, ohne Artikel, in einigen Redensarten gebraucht wird, wo es so viel als einen Schmaus, oder eine Mahlzeit, bedeutet. Jemanden zu Gaste laden, oder bitten. Sich selbst zu Gaste bitten, ungeladen als ein Gast kommen. Zu Gaste gehen, bey einem zu Gaste kommen. Jemanden zu Gaste haben, ihn bey sich bewirthen, Er ist zu Gaste, beym Gastmahle.

Frisch glaubt, daß dieses Wort das vorige Gast sey, und daß zu Gaste so viel bedeute, als daß Jemand ein Gast sey. Allein, es scheint hier vielmehr mit dem Nieders. Köste, im Epirotischen Gosty, ein Schmaus, eine feyerliche Mahlzeit überein zu kommen.

Siehe Gast-Geber und Köste.

Gastel-Knecht, bey den Handwerkern, ein Knecht des ganzen Handwerkes, welcher das Handwerk zusammen fordert, und auch Stube-Knecht genannt wird.

Gasterey, im gem. Leben, ein Schmaus, ein Gastgebot, ein Gastmahl, eine Gastung, eine feyerliche Mahlzeit, zu welcher man Gäste ladet, L. Convivium, Epulum, Fr. Banquet, Festin, Regale, Repas. Eine Gasterey anstellen, ausrichten. Zu einer Gasterey gehen. Einer Gasterey beywohnen.

Zu den Gastereyen oder feyerlichen Mahlzeiten, gehören außer andern vielen Arten, insonderheit die Hochzeiten, Kindtaufschmäuse und Trauermahlzeiten. Die Schmausereyen bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten, gehören mit unter diejenigen allgemeinen Gewohnheiten, welche einen sehr schädlichen Einfluß in den gesamten Nahrungsstand haben, und zum Verderben der Unterthanen gereichen. Die Gewohnheit nach der priesterlichen Einsegnung zweyer Verlobten, ein Hochzeitmal oder einen Hochzeitschmaus zu geben, ist in einen Mißbrauch ausgeartet, der manchem Ehepaare Jahre lang, und andern auf ihre ganze Lebenszeit, wehe thut. Nicht ein, sondern drey und mehrere Tage werden an manchen Orten, dem Fraß- und Saufgotte gewidmet, und die Feyerlichkeiten mit ermüdeten Gliedern, verdorbenen Magen, zuweilen auch mit blutigen Auftritten, geendiget. So gar die ärmsten Leute, pflegen an diesem so genannten Ehrentage das Aeußerste anzuwenden, nicht nur in kostbaren Kleidern und Hausgeräthe eine gewisse, über ihr Vermögen sich erstreckende Figur zu machen, sondern auch eine übermäßige Menge von Eßwaaren und Getränke zusammen zu bringen, um diesen mit einer baldigen Nachreue verknüpften feyerlichen Tag mit einem läppischen Gepränge zu zieren. Nicht selten wird das ganze Heurathsgut, wo nicht ein mehreres, diesen Festivitäten gewidmet, und gleichwohl dadurch nicht der geringste wesentliche Nutzen verschaffet. Dieser Aufwand bey Hochzeiten und Kindtaufen gereicht auch der Bevölkerung zum Nachtheil, indem dadurch viele Menschen von dem Heurathen und Kinderzeugen abgeschrecket werden.

Kann eine wohl eingerichtete Policey solche unsinnige Verschwendung wohl mit Gleichgültigkeit ansehen? Darf sie es dulden, daß dergleichen neues Ehepaar, in ein Paar Tagen mehr Aufwand macht, als es in Jahren

erwerben kann? Haben junge Anfänger nicht die vorzüglichste Ursache, sich der Sparsamkeit zu befleißigen, um ihre neue Haushaltung ordentlich einrichten, das erwählte Gewerbe mit Muth anfangen, und mit gehörigen Kräften fortsetzen zu können? Ist es nicht rasend, sich zu einer Zeit der Verschwendung zu überlassen, zu welcher man einen guten Geldvorrath, und den Geist der Sparsamkeit am allernöthigsten hat? Ja, kann man läugnen, daß bey manchen der Hochzeittag nicht den Grund zum Verderben, zur Armuth und zum Elend auf die ganze Lebenszeit geleget habe? Meinem Bedünken nach schreyen die angeführten und andere Gründe mehr, so laut wider diesen alten Mißbrauch, daß die Landespolizey sich unmöglich entbrechen kann, dergleichen Rasereyen durch Gesetze aufzuheben, oder in Schranken zu setzen.

Die Landesgesetze, welche man dieserhalb in vielen deutschen Staaten gemacht hat, beweisen auch, daß man allerdings aufmerksam gewesen ist, diese Ueppigkeiten nicht zu allgemeinen Gewohnheiten werden zu lassen. Also schreiben die alten sächsischen Landes- und Policeyordnungen sowohl denen von Adel, den Räthen, Gelehrten und vornehmen Bürgern und Kaufleuten, als auch den geringern Bürgern Handwerkern und Bauern vor, wie viel und was für Gerichte sie bey Hochzeiten und Kindtaufen geben, wie viel Personen sie dazu einladen; was für Weine sie vorsetzen, und wie lange die Gastereyen dauern sollen; worüber Wildvogel in seiner Dissertation de legibus conviviorum, von Gastereyordnungen, Wittemb. 1738, 4. nachzulesen ist. Und eben so hat man auch in den neuern Zeiten den Aufwand in dergleichen Fällen durch scharfe Gesetze einzuschränken gesucht, wohin z. B. die königl. preussische und churfürstl. brandenburgische, die churfürstl. braunschweigische, markgräfl. brandenburgculmbachische und fürstl. schwarzburgische Ordnungen gehören.

Chur-

Churbrandenburgische Ordnung, wie man es in Städten mit Kösten oder Wirthschaften, und auch mit Kindelbieren hinführo halten solle, d. d. 1551, in Mylii Corp. Const. March. 5. Th. 1. Abth. 1. Cap. No. 3, S. 26.

Policey und Ordnung, wie es mit Kost, Tracht, Kleidungen ꝛc. zu Berlin gehalten werden soll, d. d. 1 Jun. 1604. eb. das. No. 8. S. 71.

Ordnung und *Constitution*, wie es mit den Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindelbieren und andern Gelagen der Bauersleute auf den Dörfern gehalten werden soll, d. d. 20. Mart. 1655, eb. das. No. 9, S. 83.

It. wie es hinführo sowohl in Kleidungen und Livreen, als bey Gastereyen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen gehalten werden solle, d. d. 28. May 1696, eb. das. No. 10, S. 90.

Königl. Preußisches Mandat, die Hochzeit und Kindtauseneſſen einzuschränken, d. d. 23. Febr. 1711, in Mylii Corp. Constit. March. P. 3. S. 631.

Churbraunschweigisches Patent wegen der Kindtaufsmahle und Pathengeschenke, d. d. 24. May 1704. in den Braunsch. Calenb. Ordn. Cap. 6. S. 160.

Markgräfl. Brandenb. Bayreuthisches Reglement, wie es bey Eheverlöbnissen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und Trauerfällen gehalten werden soll, d. d. 27. Mart. 1738, im Corp. Constit. Culmb. Th. 1. S. 552.

Rescript, daß vorstehendes Reglement sich auf die *Taxam* der *Jurium Stolæ* auf dem Lande nicht erstrecke, d. d. 2. Sept. 1738, eben das. S. 572.

Ausschreiben, das obigem Reglement genau nachgelebet werden solle, d. d. 23. Mart. 1740. eb. das. S. 73.

Verordnung, daß bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern dergleichen Fällen nicht mehr als ein Tag mässig zu speisen, d. d. 19. Nov. 1733, eb. das. Th. 2, S. 964.

Erläuterung derselben, d. d. 12. Febr. 1734, eb. das. S. 965.

Verordnung, daß Sonntags alle Gastereyen unterbleiben sollen, d. d. 3. Mart. 1727. eb. das. Th. 1. S. 142.

Verbote des übermäßigen Aufwandes bey Mahlzeiten, d. d. 3. May 1721. eb. das. Th. 2, S. 1015.

Einige höchst merkwürdige Hessendarmstädtische Aufwandsgesetze bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen,

von 1609 bis mit 1723, st. in Jo. Aug. Schlettweins Archiv für den Menschen und Bürger, 2 B. lpz. 1781, gr. 8. S. 499—538.

Fürstl. Schwarzburgische Ordnung bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen. Rudelstadt, 1749, 4.

Was in Ansehung der Kindtaufmahlzeiten insbesondere die nürnbergische verneuerte Kindtauford nung vom J. 1720, die schweinfurtische revidirte Kindtauford nung vom J. 1738, die brandenburgculmbachische revidirte und verbesserte Policeyordnung vom J. 1746 die Reichsstadt-Mühlhausische Verordnung wegen Aufwandes bey Gevatterschaften, die fürstl. eichstädtische Policey-Ordnung vom J. 1707 verordnen, hat Hr. Prof. Hoffer, zu Altdorf, in seinen Beyträgen zum Policeyrecht der Teutschen, S. 285, fgg. bey seinen Betrachtungen über die Gevatterschaften nach den Grundsätzen der Policeywissenschaft angeführt. S. 345, fgg. aber einen Auszug aus dem onolzbachischen Hochzeit-Kindtauf-Leichen- und Trauer Reglement v. 7. Nov. 1733, die Gevatterschaften betreffend, beygebracht, nach welchem §. 7, f. alle unnöthige Kosten und Collation an Speise, Trank und Confect, unter was vor Prätert es auch seyn möchte, bey gesetzter Strafe, und nach Beschaffenheit der Person und Umstände, bey Thurneinstecken, in der Residenz und andern Städten, Märkten, Flecken, Dörfern, und Weilern, gänzlich, verboten würden. Wenn jedoch ein Fremder zu Gevattern gebeten wird, und ein solcher über Land reiset, und desselben Tages nicht mehr nach Hause kommen kann: so darf der Kindesvater in solchem Falle denselben bey sich behalten, und mit nöthiger Speise und Trank, doch ohne andere Gäste dazu zu bitten, versehen. Auch ist bey den Land- und Bauersleuten in den Dörfern und Weilern zugelassen, daß sowohl Kindesvater als Gevattern und andere zum Kirchgang erbetene Personen, da sie zumal zuweilen einen weiten Weg nach der Kirche zu gehen haben, in den Wirthshäusern nach dem Kirchgange sich aufhalten, und etwas Brod samt einem Trunke genießen dürfen, jedoch, daß deren Anzahl sich nicht größer als auf 10 Personen, und die Zeche auf eine Person sich nicht höher als auf 8 Kreutzer, erstrecken, und sie sich sonst alles Tanzens und Spielens dabey enthalten müssen.

So nöthig und nützlich dergleichen Gesetze sind: so viele Schwierigkeiten befinden sich dabey, welche dieselben

den beynahe ganz unwirksam machen. Lassen sich gleich die Tage bestimmen, wie lange die Gastereyen bey Hochzeiten dauern sollen: so läßt sich doch die Anzahl der einzuladenden Gäste nicht wohl vorschreiben, weil eine Familie sehr stark seyn und viele Vertraute Freunde haben kann, welche von einer so freudigen Begebenheit auszuschließen, sehr hart seyn würde. Auch läßt sich die Anzahl der Essen, und die Proportion des zu consumirenden Getränkes, nicht bestimmen; denn will man dieses thun, so kann die Kostbarkeit derselben eben so viel Aufwand verursachen, als deren Menge. Und wie sollen die Anstalten beschaffen seyn, um diese Gesetze zu handhaben? Bisweilen werden zwar die Hebammen darauf verpflichtet, oder auch die Gevattern sowohl, als der Kindesvater, angewiesen, auf Erfordern nach Ausgang der sechs Wochen vor einem gewissen Amte zu erscheinen, und daselbst unter eidlichem Angeloben zu bekennen, ob sie vorgeschriebene Ordnung überschritten haben, oder nicht. Die Gevattern sind von der persönlichen Erscheinung befreyt, wenn sie vermittelst eines Scheines bey ihren bürgerlichen Pflichten und Gewissen bezeugen, daß sie der Ordnung nachgelebet haben. Manchmal muß der Kindesvater gleich nach Endigung der Taufe der Obrigkeit ein Verzeichniß seiner Gäste, bey einer gewissen Strafe, übergeben.

S. die gräfl. schwarzbergische, nürnbergische, und schweinfurtische Kindtaufordnungen. Hoffers Beyträge, S. 333.

Bey Hochzeiten wird es eben so gehalten, wo der Hochzeitlader und Aufwärter zu einer gleichen Anzeige verbunden und angewiesen ist. Allein, diese Anstalten sind nicht hinreichend, die Gesetze gehörig zu handhaben; und es ist zu befürchten, daß das eidliche Angeloben oft gemißbrauchet, und als eine bloße Formalität angesehen werde.

Diese Schwierigkeiten verursachen dann auch, daß dergleichen Gesetze wenig beobachtet werden, und daß

man selbst von Obrigkeit wegen dazu keine allzu große Strenge bezeigen kann.

Wenn jedoch die Schmausereyen bey Kindtaufen, wie im Anspachischen gänzlich abgeschaffet werden, so kann man noch eher darüber halten, daß das Gesez befolget werde, indem die Uebertretung desselben nicht so verschwiegen und verdecket werden kann, als wenn man die Gastereyen nur, auf eine gewisse Anzahl Personen und Essen einschränket. Und wenn auch ein oder anderer Fall verschwiegen bleiben sollte, so kann doch dabey kein großer und schädlicher Aufwand gemacht werden, weil solcher allzu sehr in die Augen fallen und bald verrathen werden würde; am wenigsten aber würden dergleichen einzelne und verborgen gebliebene Fälle Gelegenheit zu einer allgemeinen Gewohnheit geben. Diese und der schädliche Aufwand aber ist es allein, was die Policey durch ihre Maßregeln und Gesetze zu verhindern suchet.

Dem Umgeachtet ist es allemal nöthig, daß dergleichen Gesetze vorhanden seyn; denn diejenigen, denen ein solcher Aufwand beschwerlich fällt, oder welche keine Neigung dazu haben, werden in diesen Gesetzen allemal eine gültige Entschuldigung und Vorwand finden, einen großen Aufwand zu unterlassen.

Wenn die Landesregenten über die Schmausereyen bey allen Gelegenheiten ihr Mißfallen bezeigen, so werden die Bedienten, um sich ihrem Herren gefällig zu machen, und dessen Ungnade zu vermeiden, von selbst davon abstehen, diese aber werden die Bürger und Unterthanen bald zu Nachfolgern bekommen. Wenigstens wird man durch dieses Mittel verhüten, daß die Schmausereyen zu einer allgemeinen Gewohnheit werden.

Jo. Cph. Falckner de jeribus conviviorum.

G A. Jenichen besondere Anmerkungen von den eingeschränkten Verlöbnißmahlzeiten und hochzeitlichen Gastmahlen. Jena 1746, 4.

Eb. dess. Abhandlung von den Begräbnißmahlzeiten Lpz. 1747, 4.

Die Einwendung, daß eine solche Einschränkung die natürliche Freyheit der Menschen beleidigen hieße, würde hier unrecht angebracht seyn; denn, wenn sie in so weitläuftigem Verstande genommen werden sollte, müßte es auch eine Beleidigung seyn, einen Unsinnigen, der sich ersäufen wollte, zu retten. Es ist keine Einschränkung billiger Freyheit, wenn man Jemand abhält sich unglück-

glücklich zu machen. Und da es ausgemacht ist, daß sich viele, und vorzüglich vom Bauernstande, durch thörichte Verschwendungen beym Hochzeitschmause, und andern Feyerlichkeiten, unglücklich machen, so erfordert die landesväterliche Sorgfalt, dergleichen Mißbräuche mit allem Ernste abzuschaffen.

Zwo Ursachen, welche anzuführen man sich schämen sollte, pflegen zu Beschönigung oberwähnter Mißbräuche zu dienen: 1) die alte Gewohnheit, das Herkommen: 2) das leidige Interesse. Man habe die musikalische Aufwartung verpachtet, folglich litten die Revenien, wenn man Leute, die ihres Geldes los zu seyn wünschten, einschränken wollte; überdem müßte das Getränk, wo nicht aus den herrschaftlichen Kellern, doch aus den Städten geholt werden, mithin würde die Abschaffung der Feyerlichkeiten ein Minus im Etat, diesen Götzen der Kammeralisten, verursachen. Können dergleichen unbedeutende Einkünfte, der Schwelgerey, den Balgereyen, der Zeitversäumniß, der Entkräftung neuer Haushaltungen zum Deckmantel dienen?

Ich bin kein Feind von Lustbarkeiten, von Vergnügung der Sinne, wenn sie nicht in schädliche Mißbräuche ausarten, wenn ein kurzes oft eingebildetes Vergnügen nicht bleibende Nachwehen gebiert. Ich tadle es keinesweges, wenn man den Hochzeittag, diese neue Epoche seiner Wallfahrt, einem unschuldigen Vergnügen widmet; allein, ich sehe nicht ein, warum man dem jungen Ehepaare drey und mehrere Tage zur Last seyn, und ihr Heurathsgut aufzehren müsse. Es ist daher sehr nöthig, dergleichen Festins auf einen Tag zu bestimmen, auch die Anzahl der Speisen festzusetzen; ich glaube so gar, daß man einen andern, als den Copulationstag, zu Bewirthung seiner Freunde widmen sollte. Die hierin in einem Theile von Westphalen, besonders in der Grafschaft Mark, unter gemeinen Leuten herrschende Einrichtung, scheint in verschiedenen Stücken vorzüglich und den Absichten gemäßer.

Der Copulationstag geht daselbst ganz stille zu, und das etwanige Vergnügen bleibt unter vier Augen; allein jedermann, der sich verheurathet, oder der ein neues Gebäude, wenn es auch nur ein Stall wäre, errichtet, sagt: er wolle Hochzeit machen. Dieser Hochzeittag, der zuweilen Jahre nach der Copulation eintrifft, und immer zur bequemsten Zeit, und zum wahren Vergnügen des Ehepaares, oder auch des Bauenden, celebriret. Man mästet nach Gelegenheit das nöthige Vieh, schaffet mit Bequemlichkeit die übrigen Bedürfnisse an, und bittet sodann alle seine Freunde, ja alle Bekannte, zur Hoch-

zeit. Jeder Hochzeitgast ist verbunden, einen Schinken, einen Braten, Butter, Milch u. s. w. den Tag von dem angesetzten Termin in das Hochzeithaus zu schicken, und bey seiner Ankunft ein Stück Geld in Papier gewickelt, und mit seines Namens Unterschrift versehen, zu überreichen. Der Betrag wird in ein besonderes Buch mit den Namen des Gebers verzeichnet, damit man wisse, wie viel man ihm in ähnlichen Gelegenheiten zum Geschenk zu geben verbunden sey.

(Hr. Kr. R. Pfeifer) Vermischte Verbesserungsvorschläge ꝛc. 1. B. 4. S. Frf. M. 1778. 8. S. 49, 198.

Da es außer den Hochzeit- und Kindtaufmahlzeiten noch andere Arten von Gastmahlen und Schmausereyen giebt: so fragt es sich, ob letztere eben so schädlich seyn, als erstere, mithin die Policey ebenfalls Ursache habe, solche abzuschaffen oder einzuschränken? Wir haben oben gesehen, daß der große Aufwand bey Hochzeiten und Kindtaufen dadurch schädlich werde, weil ihn eine allgemeine Gewohnheit eingeführt hat, welche alle diejenigen, die gleichen Standes sind, zur Nachahmung nöthiget, so beschwerlich und nachtheilig es ihnen auch in Ansehung ihres geringern Vermögens fällt, wenn sie anders nicht für schlechter angesehen seyn wollen. Wenn nun andere Gastmahle und Schmausereyen von gleicher Beschaffenheit mit diesen sind, so muß man auch wegen ihrer Abschaffung und Einschränkung ein gleiches behaupten. Findet sich hingegen bey andern Gastmahlen kein nothwendiger Fall, der nicht zu vermeiden ist, sondern es steht in Jedermanns freyen Willen, ob er solche geben will, oder nicht: so hat auch die Policey keine Ursache, selbige abzuschaffen oder einzuschränken; denn hier kann sich Jeder nach dem Zustande seines Beutels und seines Vermögens einrichten; und er hat es bloß sich selbst beyzumessen, wenn er sich ruinirt; derjenige aber, welcher dergleichen Thorheiten nicht nachmachen will, wird deswegen nicht für schlechter oder geringer geachtet. Nach diesen Grundsätzen mag also Jemand alle Sonn-

und

und Festtage, wenn es ihm einfällt, ein Tractement geben; er mag alle Geburtstage in seiner Familie celebriren, und alle Tage in Freude und Herrlichkeit leben: die Policey muß es geschehen lassen; denn sie kann Niemand bey den Haaren von Verschwendung seines Vermögens zurück ziehen.

Hingegen kann es der Policey nicht gleichgültig seyn, und sie kann nicht gestatten, daß bey den Handwerkszusammenkünften und Innungen geschmauset und gesoffen wird, noch daß solches bey Kauf- und Verkaufsfällen oder so genannten Weinkauf geschieht.

In der hessencasselischen Verordnung, wie es bey Hochzeiten, Verlöbnissen, Kindtaufen, Begräbnissen, Weinkaufen, Panketen und Gastereyen gehalten werden soll, v. 8. Oct. 1625, wird verordnet, daß beym Kaufen und Verkaufen über 500 Gulden, ein Viertel, welche aber darüber getroffen werden, nur zwey Viertel Wein getrunken werden soll. Bey Eheverlöbnissen aber sind die Weinkaufsmahlzeiten in der Verordnung vom 9. Dec. 1748 gänzlich verboten.

Sie verbietet billig das Schmausen der neuerwählten Rathsglieder und Schöffen;

S. hessencasselisches Rathsmodell v. 15. Oct. 1676, und Abschied vom 28. Art. 1686.

imgleichen die Schöffenmahlzeiten, welche sonst die neugewählten Dorf- und Gerichtsschöpfen geben müssen.

S. hessencasselische Verordn. vom 1. Dec. 1732.

Auch verdienen die Kirchweihen oder Kirchmessen, wo nicht gänzlich abgeschaffet, wenigstens doch gehörig eingeschränket zu werden; wovon im Art. Kirch-Messe ein Mehreres vorkommen wird.

Gastiren. 1. Ein Gastmahl ausrichten, schmausen; Fr. regaler, traiter. 2. Ein Gastwirth seyn, Gäste für Geld beherbergen und speisen. Siehe auch das Folgende.

Gastung, (*) im gem. Leben einiger Gegenden. 1. Ein Gastmahl, eine Gasterey. 2. Eine Haushaltung, wo Gäste

(*) Von dem veralteten Zeitworte gasten, wofür jetzt gastiren üblich ist.

Gäste für Geld beherberget und bewirthet werden. Eine Gastung haben, halten. Daher das Gastungs-Recht, das Recht eine Gastung zu halten, d. i. Gäste für Geld zu beherbergen und zu bewirthen.

Gâteau, siehe Fladen. Kuchen.

Gatte, Niederf. Gade, eine durch das Band der Ehe mit einer andern verbundene Person, in Rücksicht auf dieselbe, der Ehe-Gatte. So heißt sowohl der Mann der Gatte, der Frau, als auch diese der Gatte des erstern. Allein in der anständigen und edlern Schreibart, braucht man in dem letztern Falle lieber das weibliche die Gattinn.

Füglich sind beyde Wörter in der anständigern und dichterischen Schreibart auch von Thieren üblich. Die Turtel-Taube trauert einsam und beweint den verlornen Gatten, Fr. Compagne de tourterelle. Siehe Ehegatte.

Gatten, bedeutet überhaupt vereinigen, verbinden, wird aber nur noch in einigen Fällen gebraucht. 1. Für vereinigen, verbinden überhaupt, doch nur zuweilen in der dichterischen Schreibart. 2. Dinge von einer Art zu einander fügen, in welchem Verstande es doch nur im Oberdeutschen für das Hochdeutsche sortiren, üblich ist. Die Waaren gatten, Fr. assortir les marchandises. Die Hochdeutschen haben dieses Zeitwort veralten lassen, aber dessen Hauptwort Gattung beybehalten. 3. Sich gatten, sich paaren, sich zur Fortpflanzung vermischen, doch nur von den Thieren in der anständigen Schreib- und Sprechart.

Gatter, (*) (das) ein Werk aus über einander, oder kreuzweise mit einander verbundenen, oder auch verschränk-

(*) Gatter, Niederf. Gadder, stammet unmittelbar von gatten her, so fern es verbunden überhaupt bedeutet. Indessen ist es in dieser Form schon sehr alt. Das Hebr. גדר bedeutet zäunen, und גדר ein Zaun, eine Mauer. Im mittlern Lat. ist Caderum, Ital. Cararata, ein Gatterthor, und Caderes, Gades, die Gränze, vermuthlich so fern sie durch einen Zaun be-

schränkten Stäben. Ein eisernes Gatter vor einem Fenster. Ein Gatter in einem Zaune, vor einem Garten, ein gegittertes Thor. Siehe Gitter.

In den Zinn-Hütten, sind die Gatter, gitterweise gegossene Stücke Zinn. Siehe auch Gattern.

In den Schneide-Mühlen ist das Gatter die Rüstung, zwischen deren Ständern die Säge eingespannet ist.

Auf den obersächsischen Schiffen, welche nach Hamburg fahren, wird das Steuerruder zuweilen ein Gatter genannt, vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit oder ehemaligen Bauart.

Gatter-Geld, siehe Gatter-Zins.

Gatter-Gulden, siehe eben daselbst.

Gatter-Haube, siehe unter Haube.

Gatter-Thor, ein Thor, welches aus einem durchsichtigen Gatterwerke besteht; Fr. Porte treillissée, Porte à treillis.

Gatter-Thür, Fr. Porte à claire-voye, eine Thür, welche von Lattenstücken, mit Leisten, Riegeln und Bändern gemacht ist. Man pflegt dergleichen vor die Stallthüren zu hängen, damit, wenn die rechten Thüren geöffnet sind, die Luft durchgehen, dem Viehe aber das unzeitige Einlaufen in diese Oerter und Ställe verwehret werden möge. Insonderheit geschieht solches vor die Pferde- und Kuhställe, da sie denn oben mit leichten Gestellen, wodurch Stäbe gezogen sind, vollends zugemacht werden, damit die Hühner und Tau-

ben

bezeichnet wird. Siehe Gart und Garten. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, ist dieses Wort männlichen Geschlechtes der Gatter.

Gatter und Gitter sind bloß in der Mundart und Würde unterschieden: jenes ist mehr in der gemeinen, so wie dieses in der edeln und anständigen Sprechart üblich, obgleich in einigen besondern Fällen, wie in Falt-Gatter, Gatter-Thor u. s. f. jenes auch in der anständigen Sprechart beybehalten wird.

ben nicht hinein fliegen, das Futter aber mit Federn oder sonst verderben oder wegfressen mögen.

Gatterwerk, Fr. Treillage. 1. Die Verbindung mehrerer Stäbe in Gestalt eines Gatters oder Gitters; in der anständigen Sprechart, das Gitter-Werk.

2. Ein jedes in Gestalt eines Gitters verfertigtes Ding.

Gatter-Zins, (der) oder die Gatter-Zinsen, (*) an einigen Orten, z. B. um Nürnberg, eine Art von Zins, so noch außer dem Grund Zinse gegeben wird, und auch After-Zins, Nach-Zins, Gatter-Geld, Gatter-Gulden, Herren-Gulden, genannt wird.

„Zins, Gatter-Zins oder Nach-Zins werden genennet, die, „so auf einem Gut nach den Algenzinsen bekennt oder „verschrieben] sind," heißt es in der Nürnb. Reformat. von 1564.

Ehedem gaben auch in Sachsen die auf den Dörfern wohnenden Handwerker Gatter-Zinsen, wofür nachmals das Schutz-Geld eingeführt wurde. An einigen Orten versteht man darunter Kornzinsen, oder eine gewisse Abgabe an Getraide, welche die Bauern von ihren Gütern nicht ihrer eigenen Herrschaft, sondern einem auswärtigen Herrn, jährlich abzutragen schuldig sind; doch muß dieser Zins von demjenigen, dem er entrichtet wird, selbst eingefordert werden. Derjenige welcher Gatterzinsen einzunehmen hat, wird der Gatter-Herr, derjenige aber, welcher Gatterzinsen zu geben verbunden ist, der Gatter-Zins-Mann genannt. Siehe auch Gatterschaft.

1. **Gattern**, ein unmittelbar von Gatter abstammendes Wort, gatter- oder gitterförmig machen.

Das Zinn gattern, in den Zinnhütten, es erst der Länge, und denn der Quere nach auf ein warm gemachtes Kupferblech gießen; ein solches Gatter rollet man

(*) Vielleicht von gattern, Angels. gadern, sammeln, einsammeln.

man hernach, und schlägt es derb zusammen, da es dann ein Ballen oder Zins-Ballen genannt wird. Siehe Gatter und Gittern, welches letztere der anständigen Sprechart gemäßer ist.

2. **Gattern**, ein Wort, welches ein neues Frequentativum von gatten zu seyn scheint. Es ist 1. ein Activum, versammeln, doch nur im Niedersf. gaddern, und in dem zusammen gesetzten vergattern. 2. Ein Neutrum mit dem Hülfsw. haben, laurend hin und her gehen, auf etwas lauern, es zu beschleichen suchen, in den niedrigen Sprecharten. *Er gattert darauf, wie ein Vogel auf eine Nuß.* Fr. guigner, lorgner. Daher *aufgattern, ausgattern, ergattern.*

Gatterschaft, in einigen Gegenden, die Eigenschaft eines Grundstückes, nach welcher es Gatterzinsen zu entrichten verbunden ist.

Gattung, von dem Zeitworte sich gatten, sofern es ehedem sich zusammen schicken bedeutete. Dinge, welche sich zusammen schicken, welche einander ähnlich sind, Dinge einer Art, als ein Collectivum; L. Species, Fr. Espèce, Façon, Sorte. *Das ist eine dauerhafte Gattung Zeug. Eine andere Gattung von Waaren,* im gem. Leben Sorte. *Es giebt verschiedene Gattungen von Aepfeln.* In diesem Verstande ist Gattung so viel wie Art, mehrere einander ähnliche einzele Dinge zu bezeichnen. Allein in engerm und mehr philosophischen Verstande, werden nur ähnliche Arten eine Gattung, oder Geschlecht, L. Genus, Fr. Genre, genannt. In diesem Verstande sind die Thiere die Gattung, welche die vierfüßigen Thiere, Vögel, Fische u. s. f. als Arten unter sich begreift.

Gau, (*) (der oder das), ein in dem Hochdeutschen Sprachgebrauche größtentheils veraltetes Wort. 1.

Das

(*) Dieses alte Wort, welches auch Gäu geschrieben und gesprochen wird, kömmt mit dem Hebr. גי, גיא, und Chald. גוה, גוא, ein Thal, und dem Griech. γαια, γεα, γῆ, die Erde,

ge-

1. Das Land, im Gegensatze der Stadt. Auf dem Gau wohnen, auf dem Lande, bey dem Altenstaig. Die Bäcker und Metzger im Würtembergischen gehen auf das Gau, wenn sie ihr Brod auf dem Lande verkaufen, auf das Land nach Vieh reisen. Eine Gäu-Taferne ist im Oesterreichischen, eine Dorf-Schenke.

2. Ein Thal. Vallis venusta, in Tyrol, heißt deutsch Vingstau oder Vintschgau.

3. Eine Landschaft, eine Provinz, ein Gebiet, in welcher Bedeutung dieses Wort in den mittlern Zeiten sehr häufig vorkömmt, wo Deutschland und dessen Provinzen in viele Gaue vertheilt waren, deren jeder seinen Vorgesetzten hatte, so gemeiniglich ein Graf hieß. Eine Menge eigenthümlicher Namen der Oerter haben dieses Wort noch aufzuweisen, so wie es in dem ehemaligen Alemannien noch häufig in der Bedeutung eines Districtes, Landstriches, üblich ist.

Gau-Dieb, eine in gem. Leben übliche Benennung eines listigen, verschlagenen Diebes, der mit Behendigkeit zu stehlen weiß.

Dieses Wort kömmt in dieser Bedeutung nicht von Gau, ein Land, sondern von dem noch im Nieders. üblichen gau, lurtig, geschwinde, listig her, welches bey dem Ottfried gow und gaw lautet, und zu dem hochdeutschen Jäh gehört; weil man mit diesem Worte allemal den Begriff der List, der Geschwindigkeit, verbindet. Nieders. Gaudeef, Dän. Gaudiv. Siehe Gauner. In Lübeck heißt ein solcher Gaudieb auch Handkengau, der schnell mit den Händen ist; siehe Jäh. So fern aber Gau-Dieb, in Schwaben, dem Frisch zu Folge, einen Landdieb bedeutet, der Land und Leute bestiehlt, kömmt es allerdings von Gau, ein Land, her.

Gau-Ding, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, ein Ding, d. i. Gericht über einen gewissen Gau oder

genau überein. Bey dem Ulphilas lautet es Gauje, im Holl. Gav, Gov, Goo, im Fries Gau, im Nieders. Gohe, Göe, bey dem Ottfried Gouuo, im mittlern Lat. Gobia. Siehe Gau-Ding, Gau-Gericht, Gau-Graf, u. s. f.

oder Distrikt zu bezeichnen, ein Gau-Gericht. In Bremen wird das öffentliche peinliche Halsgericht das Göding oder Güding genannt.

So fern Gau auch der Stadt entgegen gesetzt wird, und alsdann oft ein Dorf bezeichnet, kömmt Gau-Ding auch an einigen Orten von einem Dorfgerichte vor.

Gau-Gericht, wie das vorige, ein Gericht sowohl über einen ganzen Gau, als auch auf dem Gauc, d. i. auf dem Lande, zum Unterschiede von dem Stadtgerichte; in beyden Fällen nur noch in einigen Gegenden.

Gau-Graf, gleichfalls nur noch in einigen Gegenden. 1. Ein Graf oder ein Richter über einen Gau d. i. über einen gewissen Distrikt. Dergleichen sind die Gaugrafen in dem Ravensbergischen, welche das Gau- oder Hochgericht ausmachen. Weil ein solches Gericht die hohe Gerichtsbarkeit ausübet, so wird ein Gaugraf an einigen Orten, z. B. in der Grafschaft Mark, auch ein Hochgraf genannt. Siehe Gau 3.

2. Ein Richter auf dem Lande, in einem Dorfgerichte, ein Dorfschulze, in welchem Verstande dieses Wort in einigen niedersächsischen Gegenden noch sehr üblich ist.

Daher die Gaugrafschaft, der Distrikt oder das Gebiet, worüber ein Gaugraf gesetzt ist, in beyden Bedeutungen dieses Wortes.

Gau-Recht, siehe Dorf-Recht.

1. **Gauch** (der), ein nur im Oberdeutschen übliches Wort. 1. Ein junger unbärtiger Mensch, im verächtlichen Verstande; Ital. Cueco. Daher die ersten Haare des Bartes, die Milchhaare, im Oberdeutschen auch der Gauch, imgleichen Gauch-Federn, Gauch-Haare, genannt werden.

2. Ein Narr; im Hochd. ein Geck. Kaiserzberg braucht auch das Fämin. die Gäuchin, für eine Närrin.

3. Ein Blendwerk, ein Gespenst.

4. Die spanische Fliege, Meleo vœsicatorius *Linn.* s. Th. XIV, S. 241.

2. **Gauch** (der), eine oberdeutsche Benennung verschiedener Vögel, deren Geschrey durch dieses Wort nachgeahmet wird. 1. Am häufigsten des Guckgu̇ckes; im Engl. heißt dieser Vogel Gawk, im Angels. Gaec. 2. Der Krähe, im Alemann. Cauha, im Engl. Chauh und Chouh. 3. Der Dohle, im Nieders. Rayke, Franz. Gay. 4. Des Uhuhes, der im Oberd. auch Auf und Gauf genannt wird.

Gauch-Bart, im Oberdeutschen. 1. Die ersten Haare des Bartes, die Milchhaare und ein junger Mensch, bey dem diese Haare zum Vorschein kommen. Siehe 1. Gauch 1.

2. Eine Benennung der wilden Haber-Wurzel, Tragopogon praetens; siehe unter Haber-Wurzel.

Gauch-Blume. Dieser Name scheint schicklicher als Berg-Kresse, womit Hr. Dietrich das Geschlecht Cardamine belegt. Man findet solchen schon bey den alten deutschen Schriftstellern. Es gehört selbiges zu den Scharbockskräutern, welche einen vierblätterigen Kelch, vier kreuzweise gestellte Blumenblätter, vier lange und zwey kurze Staubfäden, einen einfachen Griffel, oder vielmehr nur einen Staubweg hat, und eine lange Schote trägt. Es unterscheidet sich von andern, daß die Klappen der Schote sich mit einer Federkraft öffnen, und beym Aufspringen sich von unten aufwärts zusammenrollen, der Kelch etwas ausgesperrt, und der Staubweg ungetheilt ist. Es giebt eine Art, welche nur 4 Staubfäden hat, und eine andere, bey welcher die Blumenblätter mangeln. Hr. v. Linné hat 15 Arten, welche entweder einfache, wie die vier ersten, oder dreyfache, wie die drey folgenden, oder gefiederte Blätter, wie die übrigen, haben.

1. Gauch=Blume, deren Blätter einfach und errund sind, und einen glatten Rand und lange Stiele haben, Cardamine (bellidifolia) foliis simplicibus ovatis integerrimis, petiolis longis *Linn.* Cardamine pumila, bellidis folia alpina *Raj.* Sie ist perennirend, und wächst auf den lappländischen, schweizerischen und britannischen Alpen wild. Sie ist niedrig; und man kann sie entweder durch die Wurzeln, die man im Herbste theilet, und in einen starken Boden und eine schattige Lage setzt, oder durch den Samen fortpflanzen, welchen man im Herbste in eine schattige Rabatte säet.

2. Gauch=Blume mit einfachen und etwas herzförmigen Blättern, Cardamine (asarifolia) foliis simplicibus subcordatis *Linn.* Cardamine montana asari folio *Tourn.* Sie ist auf den italiänischen Alpen zu Hause.

3. Gauch=Blume mit einfachen, lanzenförmigen und ausgehöhlt gezahnten Blätten, und nackenden Stängeln, Cardamine (nudicaulis) foliis simplicibus lanceolatis sinuato-dentatis, caulibus nudis *Linn.* Sibirien ist ihr Vaterland. Ihre Blätter sind glatt; ihre Schoten gestreift und glatt, und endigen sich in den Griffel.

4. Gauch=Blume mit einfachen, länglichen und gezahnten Blättern; Berg=Kresse, Cardamine (petræa) foliis simplicibus oblongis dentatis *Linn.* Cardamine petræa cambrica, nasturtii facie *Dillen.* Sie wächst in England und Schweden auf hohen Felsen, und ist zweyjährig. Sie blühet im Brachmonate. Man kann sie aus dem Samen ziehen, der im Herbstmonate reif wird, und den man im Herbste auf einen magern, leichten Boden, in eine offene Lage säet, und die Pflanzen, wenn sie aufgegangen sind, fleißig vom Unkraute reiniget.

5. Gauch=Blume, deren untere Blätter unzertheilt, die obern aber dreylappig und gefiedert sind,

Cardamine (resedifolia) foliis inferioribus indivisis, superioribus trilobis pinnatisque *Linn.* Cardamine alpina major resedæ foliis *Tourn.* Sie wächst auf den schweitzerischen und pyrenäischen Alpen. Wenn sie alt wird, sind ihre Wurzelblätter halbdreylappig, oder dreylappig, bisweilen mit 2 oder 4 Lappen vermehrt, welche mit der Rippe in eines zusammen fließen.

6. Gauch-Blume mit dreyfachen und stumpfen Blättern, und einem ziemlich nackten Stamme, Cardamine (trifolia) foliis ternatis obtusis caule subnudo *Linn.* Cardamine trifolia *Lobel. Dalech. Tabern.* & *Gerard.* Cardamine alpina *Clus.* Sie wächst auf den schweitzerischen und lappländischen Alpen in schattigen waldigen Gegenden wild. Sie wird, wie die erste Art, fortgepflanzt und behandelt.

7. Gauch-Blume mit dreyfachen und scharf zugespitzten Blättern, und einem sehr ästigen Stamme, Cardamine (africana) foliis ternatis acuminatis, caule ramosissimo *Linn.* Cardamine africana trifolia *Tourn.* Sie kömmt aus Afrika.

8. Gauch-Blume, deren Blätter gefiedert sind, und aus fünf eingeschnittenen Blättlein bestehen, Cardamine (chelidonia) foliis pinnatis, foliolis quinis incisis *Linn.* Cardamine glabra chelidonii folio *Tourn.* Man findet sie in Sibirien und Italien wild. Ihre Blumen sind blaßpurpurroth. Sie wird, wie die erste Art, fortgepflanzt.

9. Gauch-Blume, deren Blätter gefiedert und eingeschnitten sind, und Blatt-Ansätze, und deren Blumen keine Krone haben; Spring-Gauchblume; Spring-Kresse, Cardamine (impatiens) foliis pinnatis incisis stipulatis, floribus apetalis *Linn.* Cardamine annua exiguo flore *Tourn.* Cardamine impatiens, vulgo Sium minus impatiens *Raj.* Sie wächst in Europa in den Wäldern an dem Fuße der Berge, und ist dem äußerlichen Ansehen nach dem Sophienkraute ähnlich.

lich. Die Blattstiele bilden an ihrer Einlenkung zwo zurückgebogene Spitzen, welche wie Blattansätze aussehen, dergleichen in keiner andern Art zu finden sind. Der Kelch ist kürzer als die Staubfäden, und die Blumenblätter fehlen gänzlich. Wenn der Same reif ist, springt die Schote, sobald man sie berührt, mit einiger Gewalt auf, und streuet den Samen überall herum. Aus diesem kann man sie auch ziehen. Man darf ihn nur in dieser Absicht an einem schattigen Orte von selbst ausfallen lassen, und, wenn die Pflanzen aufgegangen sind, verdünnen, und vom Unkraute reinigen.

10. Gauch-Blume, deren Blätter gefiedert sind, und keine Ansätze, aber lanzenförmige und stumpfe Blättlein, und deren Blumen Kronen haben, Cardamine (parviflora) foliis pinnatis exstipulatis, foliolis lanceolatis obtusis, floribus corollatis *Linn.* Cardamine pratensis parvo flore *Tourn.* Man findet sie in Europa. Sie ist jährig, und kömmt in der Art ihrer Fortpflanzung, in der Beschaffenheit ihrer Schoten, und in dem Gebrauche ihrer jungen Blätter zu Salat, mit der vorhergehenden überein; ihr Stamm aber ist kürzer und hat spitzige Ecken. Ihre Blätter haben keine Ansätze, und bestehen aus lanzenförmigen, stumpfen und nicht gezahnten Blättern, deren unterste nicht handförmig, sondern eyrund und glatt sind. Ihre Staubfäden sind kürzer als die Blumenkrone; ihre Schoten um die Hälfte kleiner, und stehen aufrecht auf horizontalen Stielchen.

11. Gauch-Blume mit gefiederten Blättern, deren Blättlein handförmig, gleich und gestielt sind, Cardamine (græca) foliis pinnatis foliolis palmatis æqualibus petiolatis *Linn.* Man findet sie in Deutschland, Sicilien, Corsica, und auf den griechischen Eylanden wild. Sie kömmt in der Art, sie fortzupflanzen, in ihren Schoten und in ihrem Nutzen, mit der Springgauchblume überein.

12. Rauche Gauch-Blume, Cardamine (hirsuta) foliis pinnatis, floribus tetrandris *Linn.* Sie wächst in den Gärten und auf den Aeckern. Die Stängel und Blätter sind rauch; und sie ist wegen der verminderten Anzahl der Staubfäden, da man nur vier dergleichen antrifft, leicht zu erkennen. Sie wird wie die Springkresse fortgepflanzt, hat auch eben solche Schoten, und ihr junges zartes Kraut taugt zu Salat.

13. Wiesen-Gauchblume, Feld- oder Wiesenkresse, braune Kresse, wilde Kresse, Guckgucks-Blume, (von einigen auch Bach-Münze genannt) Cardamine (arvensis s. pratensis) foliis pinnatis, foliolis radicalibus subrotundis, caulinis lanceolatis *Linn.* Cardamine pratensis, magno flore purpurascente *Tourn.* Fr. Cresson des prez. Sie wächst in Europa häufig an feuchten Wiesen und Triften. Sie ist fortwährend, und blüht im April und May. Ihre Blume ist weiß, zuweilen auch bleichroth; bald einfach, bald gefüllt. Aus der faserigen Wurzel treiben Blätter und Stängel; jene sind gefiedert, und bestehen aus rundlichen, eingekerbten Blättchen, davon die untersten gemeiniglich kleiner, die obern aber breiter sind. Der aufgerichtete, 1 bis 2 Fuß hohe Stängel ist mit ähnlichen Blättern besetzt; doch sind die Blättchen schmäler und spitziger; auch öfters völlig ganz. Man kann sie durch die Wurzeln fortpflanzen, die man im Herbste theilt, und alle Jahr um diese Zeit versetzt. Sie liebt einen milden, lehmigen und feuchten Boden, und eine schattige Lage. Man hat das junge Kraut wider den Scharbock gerühmt, und der Brunnenkresse gleich geschätzt; doch ist diese weit kräftiger. In ihren Blumen hat Heberden eine Kraft, gichterische Bewegungen zu dämpfen, gefunden. Die ganze Pflanze, insonderheit wenn sie jung und grün ist, ist dem Rindviehe und den Ziegen gesund, auch den Schafen angenehm; nur die Pferde lassen dieselbe stehen.

14. Die

14. Die bittere Gauch-Blume, oder Bitter-Kresse, Cardamine (amara) foliis pinnatis, axillis stoloniferis *Linn.* Cardamine flore majore elatior *Tourn.* Sie hat zwar einen aufrecht stehenden Stängel, welcher aber aus dem Winkel der gefiederten Blätter Ausläufer treibt, wodurch sich diese Art von allen übrigen unterscheidet. Wenn aber auch diese nicht zugegen sind, kann man selbige von der Wiesengauchblume durch die breitern, rundlichen, eckigen und dreyzackigen Blättchen, und von der Brunnenkresse, mit welcher sie, den Blättern und dem Geschmacke nach, überein kömmt, durch die größere Blume unterscheiden. Sie wird jung, als Salat, genossen. Sie wächst in den Wäldern des nördlichen Europa, blüht im April und May, und erhält sich in der Wurzel oder den Ausläufern.

15. Virginische Gauch-Blume, Cardamine (virginica) foliis pinnatis, foliolis lanceolatis basi unidentatis *Linn.* Ihre Wurzelblätter sind zusammengehäuft und gefiedert; ihre Blättlein sind zahlreich, ziemlich lanzenförmig, und liegen fast wie Dachziegel auf einander. Ihr Stamm hat weniger Blätter, welche öfters gleichbreit und unzertheilt sind; in ihrer äußern Stellung gleichen sie dem Hirtentäschlein. Sie ist in Virginien zu Hause.

Uebrigens ist Gauch-Blume auch eine Benennung der Lychnis Flos Cuculi; siehe Guckgucks-Blume.

Gauch-Brod, Acetosella; siehe Th. I, S. 266.

Gauch-Federn, Gauch-Haare, siehe 1. Gauch 1.

Gauch-Hafer, Taub-Hafer; siehe Trespe.

Gauch-Heil, Anagellis; siehe Th. II, S. 11—27.

— — (Wasser-) Beccabunga; siehe Th. IV, S. 134.

Gauch-Klee, Acetosella; siehe Th. I, S. 266.

Gauch-Nelke, Lychnis Flos Cuculi; s. Guckgucks-Blume.

Gauche, (*) eine verächtliche Benennung eines schlechten oder unreinen flüssigen Körpers. Daher die Dünger- oder Mist-Gauche, Lehm-Gauche, Schiff-Gauche u. s. f.

Gaude, Reseda Luteola *Linn.* siehe Wau.

Gaudivis, eine Sorte weißer baumwollener Tücher, welche aus Ost-Indien kömmt. Diese Tücher gehören zu der Zahl derjenigen, die man Baffetas nennet; nur daß sie schmäler und nicht so fein sind. Siehe Th. III, S. 436.

Gaudron, Gauderon, Gaudron, Schiffs-Pech; s. unter Pech.

Gauf, Gaufel; siehe Gäspe.

Gaufre, Gauffre; siehe Honig-Scheibe. Waffel-Kuchen.

Gaukel, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches possenhafte Stellungen des Leibes, wunderliche Bewegungen und lächerliche Geberden, zuweilen auch die Hexerey und ähnliche Arten der Verblendung bedeutet. Im Hochdeutschen sind dafür Gaukeley, Gaukel-Possen, Gaukel-Spiel, Gaukel-Werk, üblicher.

Gaukel-Licht, in einigen Gegenden, ein Licht von schlechtem Talge, oder von dem Bodensatze des Talges, zum hin und wieder gehen im Hause; in Schlesien eine Gaukel, an andern Orten ein Küchen-Licht, in Pommern eine Schlepp-Katze.

In der ersten Hälfte dieses Wortes hat Gaukel noch seine erste ursprüngliche Bedeutung der Bewegung.

Gaukeln, (**) ist in doppelter Gestalt üblich. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, lächerliche Be-

(*) Im Niederl. ist Jüche, Juche, sowohl Brühe, als auch ein dünnes schlechtes Bier; und im Poln. bedeutet Jucha das Blut von geschlachteten Thieren. Wenn die Niedersachsen hochdeutsch reden und schreiben, so pflegen sie es gemeiniglich Jauche zu sprechen.

(**) Im Niederl. lautet dieses Wort göcheln und kukeln, im Engl. juggle, im Holländ. leuchelen, im Oberdeutschen auch kocheln,

Bewegungen, possenhafte Stellungen, wunderliche Geberden machen. Imgleichen, durch seltsame Bewegungen des Leibes, durch Geschwindigkeit, andere verblenden. Aus der Tasche gaukeln. 2. Als ein Activum, durch solche Bewegungen verursachen. Einem etwas in die Tasche gaukeln; es ihm aus der Hand gaukeln.

Gaukler. 1. Eigentlich, der allerley geschwinde Bewegungen macht. In diesem Verstande heißt nur noch in Schlesien einer, der mit dem Lichte unvorsichtig hin und wieder geht, imgleichen einer, der durch allerley unnütze Bewegungen den Schein des Lichtes hindert, ein Gaukler oder Greckler. Siehe Gaukeln Anm. und Gaukel-Licht.

2. In engerer und im Hochdeutschen üblichsten Bedeutung, der allerley schnelle und possenhafte Bewegungen macht. In diesem Verstande werden die Seiltänzer und Taschenspieler unter dem Namen der Gaukler begriffen. Siehe den Art. Schau-Spiel. Auch vorgegebene Zauberer, so fern ihre Kunst auf die Geschwindigkeit der Bewegung und die dadurch bewirkte Verblendung beruhet, verdienen diesen Namen, den sie auch von Alters her wirklich führen. (*)

chen, keucheln und geucheln. Gouccaleuomum wird in der monseeischen Glosse durch magicis übersetzt, ohne Zweifel nur, so fern die Zauberey auf einer geschwinden Verblendung beruhet. Das Lat. Jocus, Jocari und mittlere Lat. Jocale, Jocalus, sind genau damit verwandt, aber nicht als Stammwörter, sondern als Seitenverwandte eines ältern allgemeinen Stammes, welcher ohne Zweifel das Wort jah, gäh, geschwinde, im Oberd. gach, ist. Von diesem Worte bedeutete gaukeln eigentlich schnell bewegen, hüpfen, fallen u. s. f. Siehe Gaukel-Licht und Gaukler. Noch Kayserberg braucht übergaukeln, theils für überhüpfen, theils für stürzen. Siehe Schaukeln, welches bloß durch Versetzung des Zischlautes aus diesem Worte entstanden ist.

(*) Bey dem Ottfried lautet dieses Wort Gougular, bey dem Notker Goucler, bey dem Aperdian Keuchler, in der Jülich. Polizeyordnung Geuchler, im Angels. Geogelere, im Nieders. Göcheler, im Dän. Gogler, im Schwed. Gycklare, im Franz.

3. Figürlich, in der Naturgeschichte der Neuern:

1) Ein Käfer, mit einem Zungenbisse und hinten abgestumpften Flügeldecken, der den Kopf bald zwischen die Schultern hinein zieht, bald wieder heraus steckt, daher er auch von andern der Harlekin genannt wird; Hister *Linn.*

2) Ein Pflanzen-Geschlecht mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden, und bedeckten Samen. Mimulus *Linn.* Cynorrhynchium *Mitch.* Linné hat zwo Arten:

a) Der blaue Gaukler, Mimulus ringens erectus, foliis oblongis linearibus sessilibus *Linn.* Digitalis perfoliata glabra, flore violaceo minore *Morif.* wächst ursprünglich in Nord-Amerika, insonderheit in Virginien und Canada, und ist auch zuweilen in hiesigen Gärten anzutreffen. Er hat eine perennirende Wurzel, und einen jährigen Stängel, welcher im Herbste verwelket. Der Stängel ist viereckig, wird 1½ Schuh hoch, und ist an jedem Gelenke mit zwey länglichen glatten Blättern besetzt, welche an ihrer Basis am breitesten sind, wo sie sich fast um die Stängel herum schlingen, oben aber sich mit scharfen Spitzen endigen. Der untere Theil des Stängels treibt 2 bis 3 kurze Zweige, und der obere ist mit 2 Blumen an jedem Gelenke geziert, welche mitten aus den Blättern an jeder Seite des Stängels hervor kommen. Diese haben einen länglichen gekrümmten Kelch, mit 5 Ecken, der oben in 5 Theile getheilt ist, aus welchem die Blume mit einer langen gekrümmten Röhre zum Vorschein kömmt, die sich oben in zwo Lippen abtheilt, von denen die obere gerade steht, und an der Spitze seicht in 2 Theile getheilt

Franz. Jougleur, im Engl. Juggler, im Ital. Giocoliere, im Poln. Kuglarz, im Böhm. Keyklir, im mittlern Lateine von Carls des Großen Zeit an, Cauculator, Cauclearius, Joculatius, Jocarius u. s. f. Alles von Gaukeln, so fern dieses Wort schnell hin und her bewegen bedeutet.

theilt ist. Die untere Lippe ist unterwärts gekehrt, und seicht in 3 Abschnitte getheilt. Die Blumen sind violet, haben aber keinen Geruch. Sie kommen im Julius zum Vorschein; und auf sie folgen länzliche Kapseln, mit 2 Fächern, die mit kleinen Samen angefüllt sind, welche im Herbste reif werden.

Diese Pflanze ist in Ansehung der Kälte sehr dauerhaft; sie will aber einen lehmigen weichen Boden haben, der mehr feucht, als trocken, und der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt ist. Man kann sie durch Abtheilung der Wurzeln im Herbste fortpflanzen, doch müssen die Abtheilungen nicht zu klein gemacht werden. Man kann sie aber auch aus dem Samen ziehen, den man im Herbste, bald nachdem er reif geworden ist, aussäen muß; denn derjenige, welcher erst im Frühlinge ausgesäet wird, geht selten in demselben Jahre auf. Man kann aber den Samen auf eine Rabatte säen, welche die Morgensonne hat, die Pflanzen aber können hernach in die Blumengärten gesetzt werden.

b) Der gelbe Gaukler, Mimulus luteus repens, foliis ovatis, kriecht auf der Erde hin, und hat eyförmige Blätter; wächst an feuchten Orten in Peru, und wird von den Indianern in Suppen gespeiset.

Gaul (*) [der], ein jedes Pferd. *Einem geschenkten Gaule muß man nicht in das Maul sehen*, welches Sprichwort auch in der spanischen, italiänischen und französischen Sprache üblich ist. Ehedem wurde dieses Wort besonders von den starken Pferden gebraucht, deren man sich im Kriege und in den Turnieren bediente, zum Unterschiede von den Rossen und Gurren, d. i.

(*) Gaul und das Lat. Caballus, Ital. Caballo, sind genau mit einander verwandt; ja es scheint, daß Gaul ehedem ein allgemeiner Name gewesen ist, den mehrere größere Thiere geführt haben. Ein Eber heißt in einigen Handschriften des Schwabenspiegels Urgaul, und noch jetzt wird er bey den wilden Schweinen ein Keiler genannt. Siehe dieses Wort.

d. i. den gemeinen Ackerpferden, wovon Frisch einige Beyspiele anführt. Flemming nennt noch die Sonnenpferde Feuer-Gäule. Ihre Gäule schreyen, Jer. 8, 16. Im Hochdeutschen ist es gemeiniglich nur von mittelmäßigen und schlechten Pferden üblich, und braucht man es ja für ein Pferd überhaupt, so geschieht es nur im Scherze. Daher ein Acker-Gaul, Karren-Gaul, Müller-Gaul u. s. w.

Gaule, siehe Gerte. Stange.

Gauler, siehe Abschlagen.

Gaumen (*) [der], L. Palatum, Fr. Palais, ist der obere gewölbte Theil des inwendigen Mundes, welcher sich von dem hintern Rande der obern Kinnlade bis nach der Kehle hin erstreckt. Es begreift derselbe den festen Theil des Gaumens, Palatum osseum, und den weichern Theil desselben, Palatum molle. Jener, den festen und vordersten Theil des Gaumens, machen die Gaumen-Knochen, Ossa palatina, und die nächsten Theile

(*) Dieses Wort lautet bey dem Raban Maurus Giuma, bey dem Notker Giumo und Giumen, im Dänischen Gumme, im Schwed. Gom, im Isländ. Gomur, im Angels. Goma, im Engl. the Gummes, im Lappländ. Koulme. Wachter leitet es von dem Griech. γευμα, her, allein es scheint vielmehr zu dem alten gia, aufsperren, zu gehören, von welchem Worte auch gähnen, gaffen u. s. f abstammen, welche bloß in den Endungen verschieden sind. Der Gaumen ist nur bey einer weiten Oeffnung des Mundes sichtbar, und im Dän. heißt daher auch Gane, der Gaumen; siehe Gähnen, in der Anmerk. Das Hebr. בלע, absorpsit, das alte Lat. Goma, Gumia, ein fräßiger Mensch, und das bey dem Kero, Otfried und andern befindliche Gauma und Gaumo, eine Mahlzeit, sind genau damit verwandt, obgleich Ihre das letztere von dem Schwed. gamman, die Freude, abstammen läßt. Einige Hochdeutsche brauchen dieses Wort in der verkürzten oberdeutschen Form, der Gaum, verdienen aber damit schlechten Dank bey Lesern von einem feinen Gehör. Die Niedersachsen und Holländer nennen den Gaumen Bön, Boen, d. i. den Boden. Das alte noch in einigen oberdeutschen Gegenden übliche Gaum, Achtung, Sorgfalt, Aufmerksamkeit, gaumen, beobachten, aufmerken, hüten, Gaumer, ein Aufseher, Curator, Procurator, scheint nur zufälliger Weise mit unserm Gaumen überein zu stimmen.

Theile der beyden obern Kinnbackenknochen aus, welche in ihrer Verbindung das ganze obere Gewölbe des Mundes bilden, und außer den Knochenhäutchen noch mit der gemeinschaftlichen Haut des inwendigen Mundes, die voller Drüsen ist, überzogen sind. Dieser, der weiche oder hintere Theil des Gaumens, stellt eine Klappe oder einen Vorhang vor, dessen oberer Rand am Ende des vordern Theiles befestigt ist, und der untere über dem hintern Theile der Zunge vor der Kehle frey herunter hängt. Es bildet derselbe auf jeder Seite zwey herab hangende, und wie ein Segel ausgespannte, halbe Bogen, daher man ihn den Gaumen-Flor, Velum palatinum, Claustrum palati, oder Valvula faucium, zu nennen pflegt. Durch die Lage und Gestalt dieses Bogens bleibt oben und seitwärts eine Oeffnung zwischen dem mittlern und hintern Theile des inwendigen Mundes, welche sich fast steil und unterwärts nach der Kehle zu herab neigt, und daher den Namen der Mundhöhlen-Enge, Isthmus oder Fretum oris führt. Der Nutzen des Gaumenflores scheint hauptsächlich darin zu bestehen, daß sich derselbe bey dem Hinunterschlucken der Speisen, indem die Zunge mit ihren anhängenden Theilen sich in die Höhe hebt, und an den Gaumen selbst antrifft, wie eine Klappe oder Fallthür vorschlägt, und die Mundhöhle selbst verschließt, folglich dadurch verhindert, daß dasjenige, was hinunter in den Schlund gepresset werden soll, nicht etwa wieder zurück in die Mundhöhle gelangen möge. Ueberhaupt aber scheint auch der ganze weiche Theil des Gaumens, zum Geschmack der Speisen selbst vieles beyzutragen.

Die Gaumen-Geschwüre, welche nicht nur die Haut daselbst, sondern auch oft die Knochen angreifen, und endlich bis in die Nase durchfressen, wodurch hernach solchen Leuten die Sprache sehr verderbet wird, und die flüssigen Sachen, welche sie hinunter schlucken wollen, durch das Loch, welches in diesem Falle das

Gau-

Gaumen-Loch heißt, mit großer Beschwerlichkeit zur Nase heraus laufen, entstehen von scharfen scorbutischen Geblüte, oder, welches am öftern geschieht, in venerischen Krankheiten. Bey der Cur ist auf die Ursache zu sehen, und darnach die Gurgelwasser, und andere innere und äußere Arzeneyen, einzurichten.

Bey den vierfüßigen Thieren bemerkt man im Gaumen vornämlich viele Falten; und bey den Vögeln scheint derselbe weniger empfindlich zu seyn.

Der Gaumen der Pferde, ist bey dem Gebisse allzu empfindlich, wenn die Furchen desselben zu dick und zu fett sind. Ueberhaupt sind bey jungen Pferden der Gaumen und das Zahnfleisch fleischiger, als bey alten. Man kann daher auch das Alter eines Pferdes, wiewohl nicht so genau, aus den Furchen des Gaumens erkennen, welche nach dem Maße, als das Pferd alt wird, vergehen. Eine von den Furchen, woraus der Gaumen der Pferde besteht, wird der Kern genannt. In der Feisel pflegt man den Pferden den dritten Kern zu stechen; siehe Th. XII, S. 428, und den Art. Kern-Stechen.

Von der Geschwulst des Gaumens um die Vorderzähne, oder dem so genannten Frosch, siehe Th. XV, S. 184, f.

Der Gaumen der Ochsen, wird von der Gaumenfläche der vordern Kinnbackenknochen gebildet und ist mit verschiedenen Häuten bekleidet. Die erste ist ein zelliges Gewebe, welches oben fettig wird; die zweyte ist weiß, stark und sehr dicht, insonderheit gegen das untere Ende des Gaumens; die dritte ist die Oberhaut, und nach unten zu dicker, als oben. Die zweyte und dritte Haut bilden an jeder Seite des Gaumens 15 Quererhabenheiten; ihr hängender und gezähnter Rand sieht nach dem obern Ende des Maules hin; zwischen ihnen liegen Furchen, welche eben so tief, als die Erhabenheiten hoch sind. Diese Erhabenheiten der einen Seite unterscheiden sich von denen

nen von der andern Seite darin, daß sie nicht in einer Reihe liegen. Die 4 letztern obern Erhabenheiten haben keine Zähne am Rande, und das untere Ende des Gaumens wird nicht, wie bey dem Pferde, durch Vorderzähne begränzt. Eine flache, durch die zweyte und dritte Gaumenhaut gebildete Erhabenheit nimmt die Stelle der Zähne ein. Gaumenscheidewand ist die Fortsetzung der den Gaumen und das Innere der Nase bekleidenden Häute. Das zellige Gewebe, welches die Muskeln der Gaumendecke mit den Häuten des Gaumens vereinigt, ist mit einer Menge von Drüsenbläschen versehen, welche eine mehr oder weniger gute Feuchtigkeit absondern. Der frey herab hängende Theil der Gaumendecke macht mit dem Vordertheile des obern Endes des Luftröhrenkopfes eine kreisförmige Oeffnung, welche zu der hintern Nasenhöle führt.

Unter denen Gaumen, welche man gewöhnlich zu verspeisen pflegt, werden die aus den Ochsenmäulern für die besten gehalten; daher man sie auch in den Küchen als einen besonders guten Bissen unter die übrigen Ingredienzien der Pasteten nimmt.

Gauner (*) [der], in den gemeinen Sprecharten, ein Spitzbube, ein listiger geübter Betrieger.

Gaupe (die), in Franken, ein Fenster in einem Dache ohne Glas, mit einem Laden, im Niederf. eine Luke. Siehe Th. XII, S. 574, und Gäspe.

Gaute, ein Getraidemaß, dessen man sich an einigen Orten an der Küste der Barbarey bedient, 30 Gautes Korn betragen ungefähr eine Last.

Gaute, siehe unter Dach-Rinne.

Gaut-

(*) Im Schwed. bedeutet Gan eine Art der Zauberey; im mittlern Lat. ist Egaunnum, Engannum, Ingenium, im Span. Engaño, im Franz. Engan, Betrug, und engannare, ingeniare, betriegen. Alles, wie es scheint, von dem alten noch im Niederf. üblichen gau, geschwinde. Siehe Gau-Dieb.

Gautschen, (*) bey den Papiermachern, die Bögen aus der Form nehmen, und auf ein Bret legen, welches daher auch das Gautsch-Bret, Fr. Drapan, Trapan, genannt wird. Dieses Bret mit dem aus den Formen genommenen Papiere, wird unter die große Presse gebracht, um das Wasser aus den noch nassen Bögen zu pressen. Derjenige Gesell, der die von dem Buttgesellen geschöpften Bögen Papier auf den Filz leget, wird der Gautscher, (Kautscher) Fr. Couchart, Gaucher, und der vorn offene Kasten, in welchem der Gautscher vor der Butte steht, der Gautscher-Stuhl genannt.

Gautsch-Bret,
Gautscher,
Gautscher-Stuhl, } siehe im vorhergehenden Artikel.

Gauza, eine Münze von Kupfer und Zinn, welche in dem Königreiche Pegu gangbar ist.

Gavassinen oder **Cavassinen**, Fr. Cavacines, Cavassines, Gavassines, heißen, am Stuhle des Atlaßwebers, die ungefähr ellelangen Schnüre an beyden Enden der am Carett (Kammhebelbret, Fr. Caretto,) auf und nieder gehenden acht Wagebalken (des Kammhebels,) vermittelst welcher Schnüre die unter den Kämmen befindlichen Quertritte (Contre marches) auf und nieder gezogen werden. In der Mitte jeder Gavassine wird ein Ring (Boucle) angemacht, durch welchen eine ziemlich dicke Schnur (die Gavassin-Schnur oder Trage-Leine, Fr. Gavassinière, genannt) durchgezogen wird. Jede Gavassine hat ein doppeltes Ende, wozwischen eine kleinere Schnur eingefüget wird, welche einen Theil der Gavassinschnur ausmacht, und dem Ziehjungen das Treffen der rechten Latzen (Lacs) erleichtert.

Ga-

(*) Dieses sonst veraltete Zeitwort bedeutet eigentlich legen, und ist zugleich die Mutter oder Tochter des Franz. coucher, welches bey den französischen Papiermachern gleichfalls von dieser Verrichtung üblich ist. Ehedem wurde auch eine Sänfte eine Gautsche genannt. Siehe Kutsche, welches gleichfalls hieher gehört.

Gavettes, sind gewisse Arten von Silberarbeit, oder von vergoldetem Silber, welche die Gold- und Silberdrahtzieher, wie auch die Gold- und Silberschläger machen. Sie gehören nebst den Klumpen und Stangen von geläutertem Golde und Silber, wie auch dem geschlagenen Golde und Silber und dem daraus gezogenen Drahte unter die Waaren, welche aus fremden Ländern und den im Königreiche eingeschlossenen Fürstenthümern nach Frankreich zu bringen verboten sind. Siehe Silber.

Gávia Klein. siehe Kibitz.

Gavon, siehe Rave.

Gay, siehe Dohle.

Gayac, siehe Franzosen-Holz.

Gazana, Gazava oder Casava, eine ostindische Silbermünze, und eine von den Rupien, welche in den Ländern des großen Mogols, insonderheit zu Amadabath, gangbar sind. Sie gilt 50 Sols nach französischer Münze, oder 16 bis 17 Groschen unsers Geldes.

Gaze, (welches im gem. Leben Galche lautet) Fr. Gace, Gage oder Gazze, eine Art von sehr feinem und dünnem Schleyer, oder ein von weißem Nesselgarne, feinem Zwirne, oder auch von roher Seide dünn und leicht zusammengeschlagenes Gewebe, welches sehr starr gemacht ist. (*) Es wird dergleichen auch von halb Seide und halb Nesselgarn verfertiget so man Cantille zu nennen pflegt. Man nennt auch dasjenige weitlöcherige und dünne flächsene Gewebe, welches die Nähterinnen brauchen, Stühle und Decken nach Teppichart mit bunter Wolle zu nähen und zu sticken, Gaze.

Ueber-

(*) In diesem Verstande kömmt schon um das Jahr 1279 das mittlere Lat. Gazzatum vor. Man glaubt, daß es von der Stadt Gaza in Palästina seinen Namen habe, und durch die Kreuzzüge in Europa bekannt geworden sey. Allein da es in China noch jetzt eine Art seidener Zeuge giebt, welche daselbst Gaz heißt, so scheint dieses Wort aus China herzustammen.

Ueberhaupt ist Gaze eine Zeugart, deren Faden sowohl der Kette als des Einschlages von einander abstehen, so daß ein solcher Zeug einem feinen Netze gleichet. Man hat vornämlich dreyerley Arten dieses Zeuges, Filet, Flor und Marly. Das vornehmste kömmt dabey auf die Einrichtung des Stuhles an, welcher eigene Theile haben muß, das Netzförmige hervor zu bringen, welches vermittelst eines eigenen Kammes geschieht, welcher der Perlkopf heißt, weil unter jedem seiner Faden eine durchlöcherte Perle oder Koralle schwebt. Durch die Löcher dieser Perlen werden die sämtlichen Faden des Oberfaches gezogen, und vor Durchpassirung durch das Rieth dergestalt um die Unterfäden geschlungen, daß sich beyde Faden durchkreuzen; daher es dann kömmt, daß sich beym Weben die auf diese Art vereinigten Fäden hinter jeden Einschuß zusammen drehen, und dadurch zugleich den Einschußfaden binden und befestigen.

Der Marly ist sehr großlöchericht, und gleicht daher am stärksten einem Netze. Seine Kette ist leinener Zwirn, und der Einschlag leinenes Garn. Er wird mit zwo Ketten, wovon eine das Ober- und die andere das Unterfach ausmacht, und mit vier Kämmen und zween bis drey Fußtritten gewebet. Nach dem Weben wird er auf der Appreturbank ausgespannet, und mit Gummi und weißer Stärke über glühende Kohlen gesteifet. Filet und Flor werden ganz aus Seide gewebet, und sind bloß darin von einander unterschieden, daß jener größere Zwischenräume hat, und daher mit einem gröbern Riethblatte gewebt wird. Weil sie steif seyn müssen, nimmt man rohe ungekochte Seide dazu, welche entweder dreyfach gezwirnet, oder, wenn die Seide stark ist, auch wohl ungezwirnt verwebt wird. Glatter Filet und Flor werden wie der Marly gewebet. Sollen beyde Taffetstreifen bekommen, so müssen drey Ketten vorhanden seyn, wovon eine die Streifen bildet,

det, und ihren eigenen Taffettritt hat. Das übrige hängt von der Einreihung der Kettenfäden ab. Beyde Zeugarten werden auch zuweilen fassonirt gewebet, und zwar sowohl vermittelst der Fußarbeit als vermittelst des Zampelzuges. Der Grund ist alsdann etwas gefärbt, und bekömmt Blumen von weißem leinenem Garne, Gold- oder Silberlahne, oder andern reichen Fäden, oder er ist weiß, und die Blumen werden durch gefärbte Einschußfäden hervor gebracht. Alsdann werden zur Fußarbeit dieser Art außer den vier Gazekämmen noch die zu jedem Muster gehörigen Figurkämme nebst ihren Tritten erfordert. Da aber hier die Einschußfäden, da wo nicht die Figur entsteht, ungebunden liegen bleiben, so muß das Ueberflüssige dieser Fäden nach dem Weben von einer geschickten Hand weggeschnitten werden. Weil aber dadurch vieles verloren geht, so broschirt man oft die Figuren lieber. Die damastartige Gaze wird jederzeit auf einem Zampelstuhle gewebet. Der Grund ist feiner Flor, und man pflegt sie nur grün, weiß und schwarz zu weben.

Ausführliche Beschreibungen der Gazefabrik findet man in Jacobsons Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutschl. 4. B. Berl. 1775, gr. 8. S. 78—109, und in Sprengels Handwerke und Künste 14. Samml. Berl. 1776, 8. S. 633—646.

Hallens Werkstätte der heutigen Künste, 1. B. Brandenb. und Lpz. 1761, 4. S. 404.

Hrn. geh. R. v. Beausobre Einleit. in die Kenntniß der Politik, der Finanz- und Handlungswissensch. nach der Uebersez. des Hrn. Prof. Albaum. 1. Th. Riga 1773, 8. S. 268.

Hrn. geh. R. v. Pfeifer Lehrbegriff sämtl. ökon. und Cameralwiss. 3. B. 1. Th. Mannh. 1777, 4. S. 487—490.

Hrn. Prof. Ebert kurzer Begriff menschl. Fertigkeiten und Kenntn. 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 320—322.

Churbrandenburgisches Patent wegen der Gazenmanufactur in Berlin, und verbotener Einführung der fremden Gaze, *d. d.* 18. Jun. 1686, st. in *Mylii* Corp. Constit. March. 5. Th. 2. Abth. 5. Cap. No. 1, S. 438.

Uebrigens sind alle Sorten der Gaze, sie seyn glatt (Gaze unie), oder broschirt (Gaze brochée), oder gestreift (Gaze rayée), zum Putze und zur Kleidung des Frauenzimmers, insonderheit aber die garnenen, zu ihren Kopfzeugen, Halstüchern, Manchetten und Engageanten, die seidenen aber zu ihren Vorsteckläzen, zu ihren Leibbinden, und im Sommer sogar zu völligen Kleidungen dienlich. Man macht auch zu dieser Jahrszeit aus selbigen einige Sorten von Hausgeräthe, als: Faulbetten, Bademäntel und Schürzen, wovon man vornämlich die mit Gold, Silber oder Seide von verschiedenen Farben broschirten Gazen gebraucht. Sonst bekömmt man auch aus Indien Gazen mit goldenen oder silbernen Blumen auf einem seidenen Grunde, wovon die Stücke gemeiniglich 19 bis 20 Ellen lang sind. Es kommen dergleichen aus China, auf welchen zum Theil allerley Blumenwerk und andere Zierrathen eingebrannt, und welche 11 Ellen lang und zwey Drittel breit sind.

Eine überaus zarte Art von Purpurseide, wovon bey den Griechen und Römern die vornehmen Damen Kleider trugen, in welchen sie fast nackt zu seyn schienen, heißt Vestis coa, Fr. Gaze de Cos. Der Purpur, womit die extrafeine Seide dieses Luftgewebes (Ventus textilis) gefärbt war, kam von den Purpurmuscheln, welche bey der Insel Cos gefangen wurden; und eben daher ist die Benennung entstanden.

Wie die Gaze zu tractiren sey, wenn sie abgetragen oder schmuzig geworden ist, siehe Th. XIV. S. 348, f.

Den Namen Gaze führt auch eine gewisse Art Tressen, welche die Bortenwirker verfertigen. Der Anschweif ist von Seide, der Einschlag aber von Gespinnst und von starkem Lahne, den man grobe Ringel nennt. Letzterer macht die Figur. Der Bortenwirker nennt diese Tresse broschirt, wenn einige Theile der Figur, z. B. die Mitte einer Blume durch Chagrin oder Cantille gemacht werden; alsdann braucht er zu der Arbeit drey Schüzen.

Hallens Werkstätte ꝛc. 2. Band, S. 228, f.
Sprengels Handwerke ꝛc. 3. Samml. S. 108.

Gaze, eine persische Kupfermünze; siehe Rabesqui.

Gazelle. (*) Diesen ursprünglich arabischen Namen pflegen die Naturforscher bald in einer weitern, bald in einer engern Bedeutung zu nehmen. Insgemein versteht man dadurch ein ganzes Geschlecht zweyhufiger Thiere, welches sehr viele Arten enthält, und von den meisten Schriftstellern unter die Ziegen gerechnet wird, eigentlich aber als eine Mittelgattung zwischen den Ziegen und Rehen anzusehen ist; hingegen Linné und Klein schränken diese Benennung nur auf eine einzige Art ein.

Diese Thiere, welche auch unter dem Namen der Antilopen bekannt sind, haben in Ansehung der Gestalt des Leibes, der Beschaffenheit der Haare und der Gegenwart des Thränensackes eine große Aehnlichkeit mit den Hirschen und Rehen, von welchen sie sich aber vornämlich durch die Hörner unterscheiden, welche mehr mit den Hörnern der Ziegen überein kommen: denn sie sind hohl, und fallen niemals ab; doch weichen sie in Ansehung der äußern Gestalt von den Hörnern der Ziegen etwas ab, indem sie mit Querringen und länglichen Hohlstreifen versehen sind. Die Gazellen haben meistentheils noch dünnere Beine, als die Rehe; und zwar sind die Hinterfüße etwas länger als die Vorderfüße. Die meisten sind falb auf dem Rücken, und weiß unter dem Bauche, und dabey mit einem braunen Streife gezeichnet, welcher unten an den Weichen die falbe und weiße Farbe von einander scheidet. Das kurze Haar ist noch weicher und glänzender, als das Haar der Rehe. Ueberhaupt sind diese Thiere, welche sehr häufig in Afrika und Asien gefunden, und für ein vortreffliches Wildbret gehalten werden, noch schö-

(*) Der Name ist aus dem Arab. Algazel, welches eine libysche Ziege bedeutet.

ner und lebhafter, als die Rehe und Hirsche. Ihre große, muntere und blizende Augen sind bey den Morgenländern zum Sprichworte geworden. Wenn ein arabischer Poet oder Stuzer den Augen eines schönen Frauenzimmers einen recht großen Lobspruch machen will, so pflegt er sie mit den Augen der Gazellen zu vergleichen.

Die Zahl der Arten, welche dieses Geschlecht unter sich begreift, ist ziemlich ansehnlich; den von dem Grafen von Buffon werden 13, und von Hrn. Pallas 16 verschiedene Arten angeführet, wovon die merkwürdigsten in besondern Artikeln vorkommen werden. Hier werde ich nur diejenigen beyden Arten anzeigen, die im engern Verstande Gazellen (Geißhirsche, Capricerva) und Antilopen heißen.

Die erste und gemeinste Art, für welche der Graf von Buffon und die meisten andern Schriftsteller den Geschlechtsname Gazelle beybehalten, ist nach der Beschreibung des Daubenton ungefähr so groß wie ein Reh, dem sie auch unter allen Gazellen in der Gestalt des Körpers am meisten gleichet, und hat schwärzliche Hörner, die nicht weit über den Augen sitzen, und sich gegen den Rücken zu kehren, ausgenommen an der Spize, welche sich ein wenig vorwärts krümmt. Sie haben 13 bis 14 hervor ragende Ringe, welche durch kleine Hohlstreifen durchschnitten werden. Die untern Ringe gehen ganz um das Horn herum, und stehen näher bey einander, als die übrigen, welche sich nicht bis auf die hintere Seite erstrecken. Das Ende der Hörner, deren Länge ungefähr 1 Schuh beträgt, ist glatt. Der Rücken hat gemeiniglich eine falbe Farbe, welche bald dunkler, bald heller, und an verschiedenen Stellen röthlich und braun schattirt ist. Die Brust und der Unterleib ist weiß. Man findet diese Thiere nicht nur in der Barbarey und in allen nördlichen

lichen Theilen von Afrika, sondern auch in Syrien und andern morgenländischen Gegenden.

Die andere Art, deren ich hier gedenken will, ist diejenige, welche in dem linnäischen Systeme unter dem allgemeinen Namen Capra Gazella angeführet wird. Sie ist größer als die vorige. Ihre Länge beträgt ungefähr 4½ Fuß. Die Hörner sind fast 3 Fuß lang, von Farbe schwarz, nur von der Wurzel an ein wenig mit erhabenen Ringen umgeben, übrigens ganz glatt. Die Haare sind sanft und kurz. Ueber den Rücken aber geht ein Strich längerer und stärkerer Haare, die eine verkehrte Richtung haben; diese sind gelb, und bilden unten am Halse einen langen Strich. Die übrigen Haare sind aschgrau, und hin und wieder mit breiten schwarzen Streifen durchzogen; der Unterleib ausgenommen, welcher weiß ist. Herr Pallas hält dieses Thier, welches man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in andern afrikanischen Gegenden antrifft, für die eigentliche Bezoargazelle, d. i. für diejenige, in deren Magen sich der orientalische Bezoar erzeuget, welcher nach anderer Naturforscher Meinung in dem Magen derjenigen Art gefunden wird, welche unter dem Namen Pasan bekannt ist. Wahrscheinlicher Weise aber ist wohl der Bezoar keiner besondern Gattung von Gazellen eigen, weil die Reisenden mehr als eine Art von Gazellen anführen, in denen sie dergleichen Steine entdeckt haben.

In Indien wird nach des Vernier Bericht in seiner Reise in das Königreich Kachemir, v. J. 1664, die Gazellenjagd mit gezähmten Leoparden angestellt. Die Gazellen gemeiniglich haufenweise von einander abgesondert: und jeder Haufen, der nie mehr als 5 oder 6 begreift, wird von einem Männchen allein begleitet, welches an seiner Farbe kenntlich ist. Wenn man einen Haufen Gazellen entdeckt hat, so sucht man zu machen, daß der Leopard sie merket, den man auf einem kleinen Karren gefesselt hält. Dieses listige Thier überläßt sich nicht sogleich der Hitze, sie zu verfolgen.

Es wendet, verbirgt, krümmt sich, ihnen zu nähern und sie zu überfallen. Wie es unglaublich leicht springt, so sezt es auf sie, wenn es nahe genug ist, erwürgt sie, und sättiget sich mit ihrem Blute. Mißlingt ihm dieser Streich, wie es oft geschieht, so macht es nicht die geringste Bewegung mehr, die Jagd wieder anzufangen; und es würde diese Mühe auch vergeblich seyn, weil die Gazellen länger und schneller laufen, als der Leopard. Sein Führer nähert sich ihm behutsam, schmeichelt ihm, wirft ihm Stücke Fleisch hin, und nimmt einen Augenblick wahr, da er ihm die Brillen, wie es **Bernier** nennt, über den Kopf werfen kann, die Augen damit zu bedecken, worauf er das Thier fesselt, und wieder auf den Wagen bringt.

Samml. aller Reisebeschr. XI. Band, S. 108, f.

Wie die Gazellen in Persien von besonders dazu abgerichteten Falken gejagt werden, siehe Th. XII. S. 145.

Siehe auch Revel.

Gazetta, eine römische Münze, die 7 Quadrini beträgt; 7 Gazetten und 1 Quadrino aber betragen 1 Paolo. Siehe auch den folg. Artikel.

Gazette, aus dem Franz. Gazette und Ital. Gazetta, in einigen Gegenden, besonders Niedersachsens, eine gewöhnliche Benennung der gedruckten Zeitungen oder Zeitungsblätter, die wöchentlich an gewissen Tagen heraus kommen. Siehe Zeitung.

Der Name stammt aus Venedig her, wo man zu Anfange des 17ten Jahrhunderts eine wöchentliche Sammlung der merkwürdigsten Neuigkeiten aller Arten zu drucken anfieng, und sie, wie eine Kaufmannswaare, jedes Stück für eine Gazetta, eine damals übliche Scheidemünze (s. den vorhergeh. Artikel) verkaufte, wovon dann die Zeitungen selbst den Namen der Gazetten bekamen.

In den Porzellan- und Fayancefabriken heißen Gazetten, Fr. Gazettes, die Futterale, Kästen oder Kapseln von gebrannter Erde, worein man eine Anzahl geformeter und getrockneten Porzellan- oder Fayancegefäße thut, die man brennen will. In diesen Kapseln, welche eine Art Tiegel sind, werden die Gefäße, auf weißem Sande ruhend, in den Ofen eingesezt, damit

mit die Holzflamme nicht die schöne Weiße verdunkle, oder Risse und Blasen verursache.

Gazon, siehe Rasen.

Gazon de montagne, Gazon d'olympe. Statice Linn. Nägelein- oder Nelkengras; siehe Grasblume.

Gé, oder wie einige schreiben, Jé, ist ein Maß zu flüssigen Dingen, dessen man sich an einigen Orten in Deutschland, insonderheit zu Augsburg, bedient. Der Gé hält 2 Muids oder 12 Besons, der Beson aber 13 Maß, 7 Gés machen 1 Fuder.

In den Ländern deß großen Mogols ist Gé ein Längenmaß, oder vielmehr nur ein Rechenmaß, welches 34½ holländ. Ellen gleichgeschätzt wird.

Geäder, ein Collectivum, die sämtlichen Adern in einem thierischen Körper zu bezeichnen.

Bey einem Gitterwerke heißt es die Verzierung aus erhabenem und getriebenem Bleche zwischen den eisernen Stäben und Stangen, die zuweilen mit angebracht wird, und zur Schönheit vieles beyträgt, wenn es vergoldet ist; da man wegen des Rostes das übrige Gitterwerk schwarz, oder auch in Gärten grün anstreicht.

Geäfter (das), bey den Jägern, die kleinen Klauen oder Hornspitzen, welche sowohl das rothe als auch das schwarze Wildbret unten an den Läufen (Läuften) über den Ballen hat, (und welche von einigen auch die Aberklauen, Afterklauen, imgleichen die Oberrücken genannt werden) und deren Eindruck in den Boden.

Geäß (das) oder **Geätz**, bey den Jägern, 1. eigentlich dasjenige, was dem Wildbrete und Geflügel zur Nahrung und zum Futter dient. Fr. Viandis du Cerf. Pât de l'oiseau. Dem Geäße nachziehen. Auf das Geäß gehen.

2. Figürlich. 1) Der Ort, wo der Hirsch mehrmal zur Weide kömmt. 2) Das Maul bey dem Roth- und Rehwildbrete.

Das Geäß der wilden Thiere und Vögel muß ein Weidmann vollkommen wissen, weil er seine vornehmste Anstalten zum Jagen, Fangen und Schießen danach einzurichten hat.

Von allen wilden Thieren, sowohl edlen als Raubthieren, ist bekannt, daß dieselben des Nachts ihr Geäß, Nahrung und Fraß, jedes nach seiner eingepflanzten Natur, suchet, wie an den Hirschen, Damhirschen und Thieren, Elenden, Sauen, Rehen und Hasen zu sehen ist, daß selbige gegen Abend sich aus ihrem Lager und Stande aufmachen, bey und nach der Sonnen Untergang aus selbigem heraus und auf die freyen Oerter ziehen, wo sie ihr Geäß haben, mit anbrechendem Morgen aber wieder nach ihrem Stande eilen. Dieses gilt aber nur von demjenigen, was recht wild ist. Mit demjenigen, welches zahm gemacht, oder nahe bey Städten und Dörfern gezogen und gewöhnt worden sind, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Denn solche nehmen des Tages noch mehr Geäß zu sich, als des Nachts. Ferner ist auch zu merken, daß es mit dem Geäße der wilden Thiere nur im Frühlinge, Sommer und Herbste diese Beschaffenheit hat; im Winter aber, da die Noth in Absicht auf ihre Erhaltung größer wird, treibt sie der Hunger, auch am Tage nach dem Geäße umher zu ziehen. Doch findet man auch, daß sie meistens nur im stehenden, und wenig auf freyen Oertern, den Tag über sich äßen. Mit Raubthieren, wie auch mit demjenigen, was unter der Erde und im Wasser seine Nahrung hat, hat es eben die Beschaffenheit, daß sie sich gemeiniglich des Nachts nähren. Der Bär- und Dachs kommen in den Wintermonaten, als: in der Mitte des Novembers, im December, Januar, und zuweilen bis in den Februar gar nicht aus, und zehren von ihrem eigenen Leibe und Fette. Der Luchs, Wolf, Biber, Fischotter, Fuchs, Katzen, Marder und Iltisse suchen das ganze Jahr ihren meisten Fraß zur Nachtzeit. Bey Luchsen, Wölfen und Füchsen geschieht es wohl zuweilen, daß sie sich auch am Tage etwas suchen und fangen; da man sich dann darnach richten muß, wenn etwas mit Jagen oder Pürschen erhalten werden soll, daß man solches am Tage, vornämlich aber in den Morgen- und Abendstunden, einrichten muß. Was hingegen durch Gärten, Emfänge, Gruben, Fallen, Eisen, Schlagbäume u. d. gl. gefangen werden soll, muß also eingerichtet werden, daß es gegen die Abendstunden fertig ist, inmaßen man am Tage mit solchen Fängen gar nichts ausrichten oder erhalten wird.

Mit

Mit dem Federwildbrete oder den Vögeln hat es wieder eine andere Bewandtniß. Selbige suchen insgesamt ihr Geäß am Tage; der Schuhu und die Eulengeschlechter ausgenommen, welche ihren Raub und Fraß in der Nacht suchen. Nicht weniger suchen die im Wasser schwimmenden Vögel ihre meiste Nahrung auch zur Nachtzeit, die Tagschläfer aber in den Morgen- und Abendstunden. Sonst sind überhaupt alle alle andere Vögel, vom Auerhahn an bis zum schlechtesten, beschäftigt, daß sie ihr Geäß am Tage, insbesondere aber des Morgens früh und auch Nachmittags suchen; in den Mittagsstunden aber ruhen sie insgemein, zwar wohl nach Erfordern nicht so gar, jedoch sind sie nicht so emsig, als des Morgens, da der Magen verdauet hat, und gegen Abend, da sie vollends zu sich nehmen, daß sie des Nachts dauern können. Hiebey sind aber auch die hier bleibenden und die ziehenden Vögel zu unterscheiden. Denn währendem Zuge nimmt sich der Vogel freylich nicht des Morgens so rechte Zeit, daß er sich zuvörderst sättigte, sondern er eilt, besonders bey ihm ersprießlichen Wetter und Winde, auch nachdem die Natur in ihm das bevorstehende Wetter merkt, damit er wieder in andere warme und ihm gelegene Länder komme. Eben dieses verleitet auch den ziehenden Vogel, daß, da ihm der Magen währendem Ziehen vollends leer wird, er sich alsdann belieben läßt, auf den Heerden einzufallen, da er den Ruf und das Geschrey von Vögeln, die seines gleichen sind, vernimmt, in Meinung, daß diese Nahrung vor sich haben; da sie auch anfußen, und Beeren, Körner, und für sie dienliches Futter gewahr werden, nöthigt sie der Appetit, einzufallen, worüber sie aber berückt und gefangen werden. Ein fleißiger Dohnensteller wird wahrnehmen, wenn er seine Dohnen mit dem frühesten zurechte macht, daß er gegen Mittag um 9 bis 10 Uhr die meisten Vögel fängt, weil der Zugvogel alsdann einzutuschen anfängt; und ferner gegen Abend, wenn der Vogel wieder ein- und zur Ruhe fällt, ist der Fang auch wieder recht gut. Mit den Lerchen sind ebenfalls, was etwa auf dem Zuge mit Heerden und Wänden gefangen werden soll, die Frühstunden die besten, immaßen sie gegen Mittag einfallen, und liegen bleiben. Wachteln ziehen meistens des Nachts; Schnepfen ganz früh, und des Abends in der Dämmerung; die Wasservögel auch meistens des Nachts über eine Weile, und fallen sodann nach ihrer Nahrung ein. Die kleinen Vögel von allerley Art ziehen des Vormittags, gegen und nach dem Mittage aber suchen sie ihre Nahrung. Auerhähne und Hühner, desgleichen die Fasanen, stehen des

Nacht,

Nachts auf Bäumen, und fallen des Morgens wieder auf den Boden nach ihrem Geäße; dergleichen die Birkhähne und Haselhühner auch meistens thun, insonderheit bey nassem Wetter und starken Reisen oder Thauen, da sie dann des Morgens wieder auf das Geäß fallen. Kraniche, Trappen ꝛc. ziehen früh, Vor- und Nachmittags. Wo sie aber auf die Felder auf das Geäß einfallen, daselbst halten sie sich den übrigen Tag vollends auf; und wenn sie gutes Wetter merken, stehen sie auch wohl noch des andern Tages auf dem von ihnen einmal angenommenen Felde.

Geai, siehe Elster. Häher.

Geailoie, Geailoye, heißt in einigen Provinzen Frankreichs ein Maß zu flüssigen Sachen, welches an einigen Orten 16, an andern 12, an andern nur 8 Nössel (Pintes) hält. Siehe auch Gallon.

Géant de Conſtantinople, Géant de Rome, bey den Blumisten, Arten von Ranunkeln; Ranunkel.

Géante, eine Tulpensorte; siehe Tulpe.

Geback oder Gebäck (das), so viel man auf einmal bäckt, in der Lausitz, die Bäcke, in Niedersl. ein Backels; Fr. Fournée. Ein Geback Mehl. Ein Geback Brod, so bey den Bäckern auch ein Ofen voll, imgleichen ein Schuß genannt wird; Fr. Fournée de pain.

Gebacke (das), ein wiederholtes Backen. Das Gebacke hat kein Ende.

Gebackenes, Fr. Pâtisserie, nennt man dasjenige zugerichtete Essen, welches meistens aus einem guten und mürben Teige besteht, der hernach gehörig gebacken wird. Weil dieser Teig entweder aus heißer Butter gebacken, oder nur mit Schmalz, wie das meiste Kuchenwerk, angemacht, oder auch aus Mehl, Eyern, Zucker, oder an dessen Statt aus Honig, Mandeln und allerley gutem Gewürze zubereitet, und in dem Ofen abgebacken wird: so pflegt man auch dieses gemeiniglich in Butter Gebackenes und Zucker Gebackenes einzutheilen. Siehe Blätter-Gebackenes. Butter-Kuchen. Butter-Teig. Kuchen.

Gebä-

Gebäckel, (Herren-) siehe in H.

Gebackenes Obst, siehe Obst-Darre.

Gebälk. 1. Eigentlich, die sämtlichen Balken eines Gebäudes, als ein Collectivum. Das Gebälk eines Hauses, eines Schiffes.

2. Figürlich, der oberste Theil einer Säulenordnung, welcher die Enden des Gebälkes vorstellt, oder das gesamte Simswerk der Säulenordnungen, welches sich über den Säulen befindet, oder von den Säulen unterstützt und getragen wird, und aus dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries oder Borten, und dem Karnieß oder Kranz besteht; L. Trabeatio, Ital. Intavolato, Fr. Entablement, Trabeation. Der deutsche Name dieser Sache ist sehr schicklich, weil er ein aus verschiedenen Balken zusammen gesetztes Werk andeutet; und ein solches Werk wird auch durch das Gebälk, wenn es gleich von Stein ist, wirklich vorgestellt.

Man kann sich von dem Ursprunge und der Beschaffenheit des Gebälkes aus der Zeichnung, Fig. 858, einen ganz deutlichen Begriff machen. Man stelle sich vor, daß ein verständiger Mensch, ehe noch irgend das Bauen zu einer Kunst geworden ist, eine Decke oder einen Boden habe auf Säulen setzen wollen. Nachdem er seine Säulen gesetzt hatte, gab ihm der geringste Grad der Ueberlegung ein, daß er, sowohl von vorn als hinten, über seine Säulen zuerst einen Balken legen müsse, der hier mit a b bezeichnet ist, welcher nicht nur die in einer Reihe stehenden Säulen zusammen verbände, sondern auch zugleich die Unterlage zu den Hauptbalken abgäbe. Nun mußte ihm natürlicher Weise einfallen, auf diese Balken diejenigen Balken zu legen, die von der Vorderseite des Gebäudes bis auf die Hinterseite reichen, und die eigentliche Grundlage der Decke oder des obersten Bodens machten. Hierüber mußten, um den Boden zu

vol-

vollenden, quer über diese Balken dicke Breter, so wie die Figur es anzeigt, gelegt werden. Diese Breter mußten zu besserer Bedeckung der Balken auf allen Seiten etwas heraus stehen. In der Figur ist das vorderste Bret weggelassen, damit man die Köpfe der Hauptbalken sehen könne, die von dem über sie heraus laufenden Brete wären bedeckt worden. Dieses ist also der Ursprung der Gebälke.

Es ist hieraus zu sehen, daß das Gebälk drey nothwendige, aber wesentliche Theile habe. 1. Den Querbalken, der die Säulen zusammen verbindet, und den Hauptbalken zur Unterlage dient. Er wird daher im Deutschen der Unterbalken genannt. 2. Die Hauptbalken, deren Köpfe auf dem Unterbalken ruhen. Der Raum, den diese Balkenköpfe nebst dem dazwischen gelassenen leeren Raume an der Vorderseite zwischen den Unterbalken und den obersten hervor tretenden Bretern einnehmen, wird der Fries genannt, und ist also der zweyte Haupttheil des Gebälkes. 3. Den dritten machen die über die Balken hervor tretenden Breter oder Bohlen aus, die darum, weil sie um das ganze Gebäude herum einen heraus stehenden Kranz formiren, der Kranz genannt werden. Dieses ist also der Ursprung des Gebälkes, und der Benennung seiner verschiedenen Theile

Als man hernach in den Gebäuden auf die Schönheit zu sehen angefangen hatte, sind diese Theile verschiedentlich verziert worden, und man hat ihnen in verschieden Säulenordnungen ihre besondere Verzierungen und Verhältnisse gegeben. Auch in steinernen Gebäuden, sogar in denen, die wirklich keine Böden oder Decken haben, die von den Säulen getragen werden, hat man von außen, des Ansehens halben, die Gebälke beybehalten. Sie dienen in der That, dem Gebäude oder einer Säulenordnung von oben seine Begränzung oder Vollendung zu geben, so wie der Knauf

die

die Säule vollendet. Auch überall, wo Säulen angebracht werden, selbst da, wo sie wirklich nichts tragen, muß nothwendig ein Gebälk darüber stehen, weil sonst die Säulen als ganz müssige Theile da stehen würden. Mithin ist das Gebälk ein wesentlicher Theil jeder Säulenordnung.

Aber auch da, wo sowohl die Säulen als das Gebälk nur zur Verzierung dienen, wie in den Gebäuden, da die Säulen halb in die Mauer hinein treten, muß man den Ursprung des Gebälkes nie aus dem Gesichte verlieren, weil man sonst in ganz ungereimte Fehler fällt, die das Auge eines Kenners sehr beleidigen. Man sieht aus diesem Ursprunge, daß der Unterbalken seiner Natur nach in gerader Linie über alle Säulen weglaufen müsse, weil er einen wirklichen Balken vorstellt, der über die Säulen gelegt ist. Daher dann die Baumeister, so berühmt sie sonst auch seyn mögen, sehr grob fehlen, die den Unterbalken durch Verkröpfungen zerbrechen; so wie die, welche ihn bisweilen zwischen ein Paar Säulen, um ein Fenster etwas höher machen zu können, gar weglassen oder ausschneiden, so daß die Hauptbalken an denselben Stellen keine Unterlage zu haben scheinen.

Dergleichen Fehler sind an dem königlichen Schlosse in Berlin, welches sonst sehr grose architectonische Schönheiten hat, häufig. Diese Fehler haben die Alten in der schönen Zeit der Kunst nie begangen. Alle Gebälke der alten griechischen Gebäude sind vollständig, und laufen gerade und ohne alle Brechung über den Säulen weg. Aber an den Gebäuden, die aus den Zeiten der spätern römischen Kaiser übrig geblieben sind, findet man die unschicklichen Verkröpfungen der Gebälke.

Selbst in Gebäuden, die weder Säulen noch Pfeiler haben, ist das Gebälk nothwendig. Man macht an dem obern Ende der Mauern einen Streif, der den Unterbalken vorstellt; und da die Hauptbalken wirklich daselbst aufliegen, so deutet man auch den

Fries

Fries an; endlich läßt man auch, sowohl zum Abtropfen des Regens von den Dächern, als auch um das ganze Gebäude zu begränzen, einen Kranz von verschiedenen Gliedern herum gehen. Also hat jedes, auch sonst schlecht gebauete Haus, sein Gebälk, welches, zumal wenn keine Säulen angebracht sind, auch bloß das Hauptgesims genannt wird.

So ein kleiner Theil des ganzen Gebäudes das Gebälk ist, so sehr kann es ihm ein gutes Ansehen geben oder benehmen. Ein niedriges Gebälk mit wenig hervorstehendem Kranze giebt einem großem Hause ein gar elendes und mageres Ansehen, als wenn ein sehr kleiner Kopf auf einem großen Körper säße. Ist hingegen das Gebälk gar zu groß und stark, so scheint es das Gebäude einzudrücken. Hier kömmt es also vorzüglich auf ein richtiges Auge an, welches die guten Verhältnisse zu treffen vermöge. Wir haben also hier noch diese Verhältnisse und auch die Verzierung des Gebälkes zu betrachten.

Um dieses deutlicher zu machen, ist die Zeichnung eines ionischen Gebälkes im Profil, Fig. 859, beygefügt.

Die Linie g h bezeichnet den Durchschnitt des Gebäudes, der von oben bis unten mitten durch den Säulenstamm durchgeht. Demnach zeigt die Figur die Auslaufungen, (d. i. die Weite, um welche der äußerste Rand des Gebälkes von der Achse der Säule heraus tritt) und die Höhen der zum Gebälke gehörigen Theile. Die ganze Höhe des Gebälkes a b wird von unterschiedenen Baumeistern und in jeder Ordnung verschiedentlich genommen. Goldmann macht jedes Gebälk in jeder Ordnung von 4 Modeln; und dieses ist das Verhältniß des hier gezeichneten Gebälkes. Selten findet man, daß gute Baumeister diese Höhe bis auf 3 Model vermindern; hingegen haben einige, als Barozzi und Cataneo, das Gebälk der korinthischen und römischen Ordnung bis auf 5 Model erhöhet. Eben so verschieden sind die Baumeister auch sowohl in den Höhen

hen, als in den Auslaufungen der einzelnen Theile und in den Verzierungen.

Die Höhe des Unterbalkens d e, des Frieses c f, und des Kranzes c b, macht Goldmann in den niedrigen Ordnungen gleich, nämlich jede von 1½ Model; in den höhern Ordnungen aber giebt er dem Unterbalken 1½ Model, dem Fries 1½, und dem Kranze 1⅔ Model.

Die Auslaufungen sind an dem Unterbalken und an dem Fries geringer, als die Höhen; hingegen hat der Kranz natürlicherweise eine sehr starke Ausladung, von 2½ bis 2⅔ Model, sowohl, weil er das ganze Gebäude begränzt, als auch, weil er zugleich das ablaufende Wasser von dem Gebäude abzuhalten, dient.

Der Unterbalken wird in den meisten Ordnungen in zween oder 3 Streife abgetheilt, und oben mit einem oder zwey kleinen Gliedern verzieret. Der Fries kann glatt bleiben, oder mit Balkenköpfen, auch allerley Schnitzwerke verzieret werden (s. Th. XV, S. 108); an seinem obersten Ende werden ebenfalls ein Paar kleine Glieder angebracht. am meisten aber gehen die verschiedenen Baumeister in Ansehung des Kranzes von einander ab; und es würde in das Unendliche fallen, alle Veränderungen mit demselben zu beschreiben.

Hrn. Prof. Sulzer allg. Theorie der schönen Künste, 1. Th. Lpz. 1773, gr. 8. S. 566, fgg.

Gebände, mehrere Bände oder Bänder einer Art. Siehe Gebinde.

Gebärde, siehe Geberde.

Gebären, (*) 1. Eigentlich, Junge zur Welt bringen, von dem weiblichen Geschlechte aller Thiere, in der edlen

(*) Dieses Wort bedeutete ehedem überhaupt machen, hervorbringen, und wurde hernach besonders von der Hervorbringung seines Gleichen von beyden Geschlechtern gebraucht. Bey dem Otfried und andern kömmt es mehrmals für zeugen von dem Vater vor; und in eben diesem Verstand liest man auch 1. Chron. 2, 20. Hur gebahr Uri, Uri gebahr Bezaleel; ungeachtet es Jer. 30, 8. dem heutigen Sprachgebrauche nach ganz richtig heißt: aber forschet doch und sehet, ob ein Manns-

edlen Schreibart. Wenn die Gemsen auf den Felsen gebären, Hiob 39, 1. Die Hirsche beugen sich, wenn sie gebären, v. 3. Am häufigsten und eigentlichsten von Menschen. Sie hat einen Sohn geboren. Ein Prinz, der zu Kron und Scepter geboren ist. Ein geborner Deutscher, der in Deutschland geboren, oder von deutschen Aeltern gezeuget worden ist. Ein geborner von Adel. Er ist taub, stumm geboren.

2. Figürlich, die Ursache einer damit verknüpften Folge seyn, in der edlen Schreibart. Die verirrte Phantasie gebieret Schreckbilder.

Gebärende, Gebärerin, eine weibliche Person, welche ein Kind gebieret oder geboren hat. Sonst heißt dieselbe auch, so lange sie in der Geburt arbeitet, eine Kreißende oder Kreißerinn, L. Parturiens, nachher aber eine Kindbetterin oder Sechswöchnerin, L. Genitrix, Puerpera, Fr. Acouchée.

Auf dem Lande sterben mehr Frauenspersonen zur Zeit der Entbindung, als in den Städten, welches daher

Mannsbild gebären möge? Das Lat. parere, parare, und Hebr. ברא, creavit, sind mit diesem Worte genau verwandt, welches gleichfalls zu dem alten bären, tragen, gehört Gibiro, heißt bey dem Notker, ich bringe Frucht, pirig, fruchtbar, birigen, fruchtbar machen, und bey dem Otfried ist umbera, unfruchtbar. Das alte Barn, ein Sohn, Kind, welches schon bey dem Kero vorkömmt, ist noch im Dän. und Schwed. vorhanden. Siehe auch Geburt.

Von Thieren wird dieses Wort im Hochdeutschen, den im Texte gedachten Fall der höhern Schreibart ausgenommen, nicht mehr gebraucht, indem man für diesen Fall andere Wörter hat. Von kleinern vierfüßigen Thieren sagt man im gem. Leben hecken, von größern werfen, von Schweinen faseln und ferkeln, von wilden Sauen frischen, von Ziegen zickeln, von Schafen lammen, von Kühen kalben, von Pferden fullen oder fohlen. Von Reben, Hasen, Luchsen, Bären, Dachsen, Mardern und Ottern sagen die Jäger setzen, von Luchsen und Hunden wölfen, von Wölfen, Füchsen und Hunden werfen, von dem Wildbrete und Hunden auch ausschütten, von kleinern Raubthieren bringen, u. s. f.

daher rühret, weil sie so wenig Hülfe haben, und so viele schlechte und verkehrte Mittel gebrauchen. Hingegen sterben in den Städten mehrere nach der Entbindung, woran eine anhaltende schlechte Gesundheit, eine Verzärtelung und andere Umstände, wovon die Bauern eiber nichts wissen, Schuld ist. Der Mangel an geschickten und wohl unterwiesenen Wehmüttern, ist ein gar zu augenscheinliches Unglück eines Landes; es hat die verderblichsten Folgen, und verdient die ganze Aufmerksamkeit der Polizey. Ich werde davon im Art. Hebamme ausführlicher handeln. Hier will ich nur für eine der schädlichsten Gewohnheiten, nämlich für den Gebrauch der hitzigen Sachen warnen, welche die Wehemütter bey einer schweren oder langsamen Geburt gemeiniglich zu geben pflegen; dergleichen sind: Bizergeil, Biberzeilessenz, Saffran, Salbey, Raute, Säbenbaum, Theriak, mit Gewürz gekochte Weine, Branntwein, Liqueurs, und andere hitzige Getränke. Alle diese Sachen sind in solchen Umständen wahre Gifte, welche die Entbindung nicht beschleunigen, sondern nur schwerer machen. Denn sie entzünden sowohl die Gebärmutter, welche sich alsdann nicht mehr zusammenziehen kann, als auch die Theile des Durchganges, welche dadurch aufschwellen, enger werden, und sich nicht mehr erweitern können. Zuweilen erwecken diese Mittel auch einen Blutsturz, der in wenig Stunden tödtet. Sehr viele Mütter und Kinder würden gerettet werden können, wenn man die Verfahrungsart gerade umkehrte. So bald eine Frau, die stark und wohl gebauet ist, in Kindesnöthen kömmt, und die Geburt schmerzhaft und schwer zu seyn scheint, muß man, anstatt sie allzu früh zur Arbeit aufzumuntern, wodurch man alles verdirbt, und anstatt durch die oben gedachten verderblichen Mittel der Geburt nachhelfen zu wollen, ihr einen Aderlaß am Arme verordnen; hiedurch wird man

der Entzündung vorbauen, die Schmerzen stillen, die Theile erweichen, und alles zu einem guten Ausgange vorbereiten.

So lange die Geburtsschmerzen dauern, muß man keine andere Nahrungsmittel geben, als dann und wann ein wenig Biersuppe, Hafer- und Gerstengraupensuppen mit kleinen Rosinen. Eine Tasse Kaffe ist denen, die dieses Getränkes gewohnt sind, so wie wohlhabendern ein Glas alten Rheinwein, gut. Wenn der Leib kurz vorher verstopft gewesen ist, oder die Oeffnung durch sich selbst nicht erfolgen kann noch will, muß ein Klystier aus einem Decocte von Käsepappeln oder Kamillenblumen, und ein wenig Oehl, gesetzt, und, nach Befinden, alle vier Stunden wiederholt werden. In den Zwischenzeiten zwischen den Klystiren, läßt man die Frau über einem Dampfbade sitzen, nämlich über einem Geschirre oder Nachtstuhle, worin warmes Wasser ist. Man reibt die Theile des Durchganges mit ein wenig ungesalzener Butter, und legt auf den Unterleib Umschläge von warmem Wasser. Auch ist ein Gemische aus Lorbeerblättern, oder aus Lorbeeren selbst, zu Pulver gestoßen, und mit Baumöhl zu einer Salbe gemacht, warm in Leinwand gethan, und auf den Unterleib gelegt, ein sicheres Mittel, die Geburt zu befördern und zu erleichtern, wofern die Lage oder Figur des Kindes nicht das Hinderniß ist; wie es dann auch bey Schwangern wider die falschen Wehen sehr dienlich ist.

Wenn das Kind eine unrechte Lage hat, oder wenn sich bey der Mutter ein Fehler in den Geburtstheilen befindet, so sind zwar die jetzt angeführten Mittel nicht hinreichend; allein sie verhindern doch wenigstens, daß das Uebel nicht größer wird, und lassen Zeit, sich an Geburtshelfer oder an geschicktere Hebammen zu wenden.

Man

Man thut ferner den Gebärenden sehr vielen Schaden, wenn man zur Winterszeit die Stuben allzu sehr heizet. Es ist freylich nöthig, alle kalte und Zugluft zu vermeiden; aber eben so nöthig ist es auch, die zu heiße zu verhüten. Die Stube muß mäßig warm seyn. Man muß dann und wann ein Fenster öffnen, aber so, daß die Gebärende in keinen Zug komme. Die Gebärenden haben Hitze genug; und man sieht es augenscheinlich, wie munter sie werden, wenn man ein Fenster öffnet, und die Luft in der Stube reiner und gemäßigter wird.

Ein Stuhl oder Bett, auf welchem gebärenden Weibern die Geburt erleichtert wird, wird ein Gebär- oder Geburts-Stuhl, und ein Accouchir-Bett genannt. Man findet dergleichen im IV. Th. S. 334, fgg. beschrieben, und Fig. 150 abgebildet.

Die Wehmütter müssen sich sehr in Acht nehmen, die Weiber zur Arbeit zu früh zu nöthigen, wodurch sie ihnen unendlich viel Schaden thun, und wodurch sie die Geburten unglücklich machen können, die mit etwas Geduld vollkommen glücklich abgelaufen wären. Ich dringe um desto mehr auf die Gefahr der voreiligen Anstrengung zur Arbeit, und auf die Nothwendigkeit der Geduld, da diese Verfahrungsart bey allen schlechten Hebammen allgemein ist.

Weil man sich für die Schwachheit fürchtet, worin eine Gebärende zu seyn scheint, daß sie nicht Kräfte genug zur Geburt haben werde, so glaubt man, daß es nöthig sey, derselben herzstärkende Sachen zu geben. Dieses aber ist lauter Einbildung. Eine Gebärende verliert die Kräfte nicht so geschwinde. Leichte Schmerzen matten ab; allein, je stärker sie sich vermehren, desto mehr erheben sich die Kräfte wieder; sie verschwinden nie ganz, wenn kein fremder Umstand vorhanden ist; und man kann ganz sicher glauben, daß bey einer

gesunden und sich wohl befindenden Frau, die Schwachheit niemals die Geburt verhindere.

So schädlich und unnütz die herzstärkenden Arzeneyen sind, so schädlich sind auch die treibenden Mittel. Durch letztere wird gar oft das größte Unglück angerichtet. Man giebt sie, weil man nicht Geduld haben will; man erzwingt auch wohl dadurch die Geburt, allein die Wöchnerin stirbt in wenig Tagen, weil man ihr dadurch den Brand im Leibe verursachet hat. Giebt man aber diese Mittel, und das Kind hatte eine unrechte Lage, so gehen Mutter und Kind darauf.

Wenn eine Gebärende dermaßen abgemattet wird, daß sie in einen todesähnlichen Zustand fällt, so muß man die Entbindung, so bald als möglich, zu bewerkstelligen suchen, um doch wenigstens das Kind am Leben zu erhalten. Nach der Entbindung ist auch die Nachgeburt nicht sogleich zu lösen, weil die Gebärmutter alsdann in einer völligen Unwirksamkeit ist, und die offenen Blutgefäße sich nicht zeitig genug schließen würden; das Blut könnte also bey der geringsten Wiederkehr des Lebens ungehindert heraus fließen. Hernach sucht man einer solchen Person labende, jedoch nicht hitzige Getränke zu geben. Man kann auch Tücher mit warmem Wein und Essig um den Leib und um die Geburtsglieder schlagen; und sollte auch dieses noch nicht hinlänglich seyn, so kann man das Reiben und andere gelinde reizende Dinge zu Hülfe nehmen. Was übrigens nach der Entbindung zu beobachten ist, wird in dem Art. Kind-Betterin vorkommen.

Das übrige, was zur Sorgfalt für Gebärende, als ein Theil der Medicinalpolizey gehört, wird im Art. Schwangere zu suchen seyn.

Eine gar seltsame Verfahrungsart der Kalmyken, bey Entbindung der Weiber, erzählt Hr. D. Lepechin, im 1. Th. seines Tagebuches der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches,

nach

nach des Hrn. Hase Uebersetzung, Altenb. 1774, 4. S. 138, f. Wenn eine Frau ihrer Niederkunft nahe ist, suchen sie einen gesunden vierschrötigen starken Kalmyken aus, welchen sie alle Tage mit schönem Essen herrlich bewirthen. Sobald nun bey der Gebärerin die Wehen anfangen, setzt sich der Gast, der rüstige Kalmyke, mitten in der Kibitke auf den Boden, setzt die Kreißende auf seine Knie, umfaßt sie mit seinen Armen, drückt und streicht sie oben von der Brust an, bis hinunter in den Schooß. Dieses Pressen wird so lange fortgesetzt, bis das Kind sich zu zeigen anfängt, auf welches die kalmykische Kindfrau, die vor der Gebärerin sitzt, lauert. So bald sich nun das Kind zeigt, giebt sie denen Leuten, welche außerhalb der Hütte stehen, ein Zeichen, welche alsdann ihre Pistolen losschießen, damit die Kreißende durch den unvermutheten Schuß erschrecket, und dadurch die Geburt beschleuniget werde. Den mannhaften Kalmycken bewirthen sie für seine Mühe noch 2 oder 3 Tage, schenken ihm ein Schaf oder Füllen, und geben ihm damit seinen Abschied. Die Armen, welche nicht im Stande sind, einen rüstigen Kalmyken zu miethen, bedienen sich eines doppelten Mittels. das erste besteht darin: Sie überbinden der Gebärerin, wenn sie ihre Wehen bekömmt, den Leib mit breiten Riemen, und pressen ihn von oben nach unten zu. Noch peinlicher ist das andere Mittel, indem die Kreißende dabey alle ihre Kräfte zu ihrer selbsteigenen Marter anstrengen muß. Sie legt sich mit dem Bauche auf einen Stock, an dessen Ende eine weite hölzerne Gabel ist; in dieser preßt sie ihren Bauch aus allen Leibeskräften so lange, bis sie ihrer Bürde entbunden ist. Bey allen diesen Hülfsmitteln zur Erleichterung der Geburt, geschieht es doch, daß die Gebärerinnen nach der Entbindung eine lange Zeit ohne Empfindung liegen; einige haben auch zuweilen lange mit verschiedenen daraus entstehenden Krankheiten zu kämpfen. Allein, ihre starke Natur überwindet alles; und sehr selten hört man unter ihnen einen Fall, daß eine Frau durch die Niederkunft aufgeopfert worden wäre."

Gebär-Mutter, (*) L. Uterus, Fr. Matrice, ein hohler Theil bey dem weiblichen Geschlechte, der in dem untern Schmeerbauche liegt, worin die Frucht empfan-

(*) Man leitet dieses Wort nicht sowohl von gebären, als vielmehr von bären, tragen, ab.

gen und bis zur Geburt getragen wird; die Bärmutter, oder nur schlechthin die Mutter; bey einigen Thieren, z. B. den Kühen, der Trag-Sack.

Bey Menschen sowohl, als Thieren, hat die Gebärmutter ihre Lage zwischen der Harnblase und dem Mastdarme. Von beyden Seiten gehen die so genannten Mutter-Trompeten (Tube Fallopianæ) von der Gebärmutter nach vorwärts ab, deren Fransen (Fimbriæ) bey der Begattung, wie man glaubt, ein oder mehrere Eyer der an den Seiten liegenden Eyerstöcke (Ovarium) umfassen, los reißen, und in die Gebärmutter bringen. Diese Eyer bilden sich nach und nach in der Gebärmutter aus, und wachsen durch die Nahrung, die sie von der Mutter erhalten. Wenn das Ey größer geworden ist, so zeigt sich innerhalb demselben die junge Frucht (Foetus,) welche in dem Wasser des Eyes schwimmt, und von den Häuten eingeschlossen ist. Die Nabelschnur geht von dem Bauche der jungen Frucht in den dickern Theil der Häute, welchen man den Mutter-Kuchen (Placenta uterina) nennt, durch welchen die junge Frucht die Nahrung von der Mutter erhält.

Gebärmutter-Entzündung bey Kindbetterinnen. Die Entzündung der Mutter, eine der Folgen einer schweren Geburt, entdeckt sich durch Schmerzen in dem ganzen untern Theile des Bauches, Spannung des ganzen Unterleibes, Vermehrung der Schmerzen bey dem Anfühlen, einen rothen Fleck, der sich zur Mitte des Unterleibes bis an den Nabel hinauf zieht, und, wenn das Uebel sich verschlimmert, schwarz wird, welches allemal tödlich ist; durch eine außerordentliche Schwäche, ein überaus verändertes Gesicht, ein leichtes Phantasiren, ein anhaltendes Fieber mit einem schwachen und harten Pulse, bisweilen ununterbrochenes Erbrechen, oft Schlucksen, einen Abgang eines röthlichen, stinkenden und scharfen Wassers; öfters

Stuhl-

Struhldrängen; Brennen und bisweilen gänzliche Zurückhaltung des Urins.

Dieses sehr schwere und oft tödliche Uebel, muß eben wie die Entzündungskrankheiten behandelt werden. Hauptsächlich muß man, nach den Aderlässen, öfters Klystire von laulichem Wasser beybringen, dergleichen in die Mutter einspritzen, und beständig solche Ueberschläge auf den Unterleib legen, und reichlich entweder von einer ganz einfachen Gersten-Ptisane, mit einem Quent Salpeter auf jedes Quart vermischt, oder von einer Emulsion, trinken lassen.

Gebärmutter-Entzündung bey Kühen. Daß der Tragsack entzündet sey, erkennt man daran, wenn sich die Kühe zum öftern stellen, als ob sie den Harn lassen wollten, welches jedoch nicht erfolgt; sie gehen mit den Hinterfüßen sehr beschwerlich, und hinken bey jedem Tritte; der Pulsschlag ist geschwind und stark, der Durst heftig, und die Eßlust verloren; zuweilen geht auch etwas Blut durch die Mutterscheide ab. Wenn sich der letztere Zufall bey tragenden Kühen ereignet, so werden sie gewiß bald verwerfen (abortiren); zeigt er sich hingegen nach dem Kalben, so ist es eine gute Vorbedeutung zur Fruchtbarkeit. Man muß aber den itzt gedachten Abgang des Blutes durch die Mutterscheide, von dem Blutharnen unterscheiden; denn im ersten Falle geht das Blut beständig und ganz allein durch die Mutterscheide ab, da es hingegen bey dem Blutharnen, mit dem Harne vermischt, und auch nur wenn das Vieh harnet, abgeht.

Die Entzündung des Tragsackes entsteht zuweilen von andern Krankheiten; am öftersten aber von zurück gebliebener Nachgeburt, und verhinderter Reinigung nach dem Kalben, oder, wenn man die Nachgeburt mit Gewalt heraus zu ziehen trachtet; von stockendem Geblüte, welches sich nach dem Kalben in dem Tragesacke gesammelt hat, und daselbst in Fäulniß geht; von

Erkältungen und kaltem Saufen nach dem Kalben; und endlich wenn der Tragesack bey einem vorhergegangenen schweren Kalben verletzt worden ist.

Weil die Entzündung des Tragsackes bey Kühen am allergeschwindesten unter den übrigen Entzündungskrankheiten in einen Brand oder eine verhärtete Geschwulst überzugehen pflegen, und zwar ersteres wegen der häufig in diesem Theile befindlichen Blutgefäße, letzteres aber wegen der drüsigen Beschaffenheit des Tragsackes: so hat man um so mehr Ursache, alle Hülfe der Kunst auf das schleunigste anzuwenden, damit man eine baldige und gutartige Zertheilung der stockenden Säfte bewirken möge. In dieser Absicht eröffnet man sogleich die Ader, welche an dem innern Theile des Schweifes hinab läuft, oder eine an den Hinterfüßen, wobey man 2 bis 3 Pfund Blut fließen läßt. Ja, man wiederholt diesen Aderlaß am folgenden Tage, wenn sich keine Verminderungen des Uebels auf den ersten Aderlaß zeigen sollte, wenn auch die Hitze und der Durst in gleichem Grade bliebe, und der Pulsschlag noch gespannt und schnell verspürt würde. Innerlich giebt man zugleich alle 2 Stunden einen Eßlöffel voll von dem Pulver *No.* 1, (*) und läßt zugleich das gekochte Wasser *No.* 2, (**) nach Gutdünken, jedoch nicht allzu

(*) Pulver, *No.* 1. Man nimmt zu Pulver gestoßene Auster- oder Muschel-Schalen, 8 Loth; gereinigten Salpeter, 2 Loth; Camphet, ½ Quent. Der Campher wird zuerst mit 1 Paar Nuß- oder Mandel-Kerne zu einem Pulver abgerieben, und sodann durch ferneres Beymischen und Abreiben mit dem Salpeter und den Austerschalen zu einem Pulver gemacht, welches man in einem zugebundenen Zuckerglase zum Gebrauch verwahret.

(**) *No.* 2. Man nimmt rohe Gerste, 4 Handvoll; Salpeter. 1 Loth; kochet es in 2 Quart Wasser so lange, bis die Gerste aufgeplatzt ist, und seihet es durch Leinwand.

zu kalt, trinken. Auch giebt man alle Morgen und Abend das Klystier *No.* 3, (*) und bähet zugleich den hintern Theil des Leibes mit dem aufsteigenden Dampfe von siedheißem Wasser, in welchem vorher erweichende Kräuter, als: Eibisch, Käsepappeln, Wollkraut, Kamillen, Hohlunderblühte, Leinsamen ꝛc. gekocht worden. Hienächst giebt man dem kranken Viehe sehr wenig, und zugleich nur eine ganz leichte Nahrung, von grünen Kräutern, oder, in deren Ermangelung, leicht verdauliche Siede von gutem Heu und Grummet.

Sollte aber, dem ungeachtet, die Entzündung sich in ein Geschwür verwandeln, wobey der Eiter in die innern Theile des Tragesackes ergossen würde (welches sich an dem Ausflusse der Materie durch die Mutterscheide offenbaret): so muß alsdann täglich dreymal ein dünner Gerstenschleim, der mit etwas Honig vermischt worden, laulich vermittelst einer Spritze in den Tragesack eingespritzet, auch damit so lange fortgefahren werden, bis man keinen fernern Ausfluß von Eiter mehr verspürt; welches alsdann eine Anzeige ist, daß das Geschwür bereits geheilt sey.

Wenn aber, statt der Eiterung, der Brand in diesem Theile erfolgt, und sich solcher zugleich nur an den innern Häuten des Tragesackes angesetzt hätte, (welches man an dem stinkenden Ausflusse eines bösartigen Eiters durch die Mutterscheide erkennt): so darf man deshalb nicht alle Hoffnung zur Genesung aufgeben. Man läßt bey diesen Umständen 2 Loth Chinarinde in 2 Pfund

(*) Klystier, *No.* 3. Man nimmt Kraut und Wurzeln von Eibisch, oder in deren Ermangelung, von Käsepappeln, zusammen 2 Handvoll; Leinsamen, 1 Loth; läßt es mit 2 Maß Brunnenwasser eine halbe Stunde sieden, seihet es hernach durch Leinwand, und mischet darunter ½ Loth Salpeter, und 4 Eßlöffel voll Honig.

Pfund Brunnenwasser so lange kochen, bis der vierte Theil davon eingekocht ist, und sodann das durchgeseihete Wasser täglich dreymal, und zwar bis zu 8 Loth auf einmal, laulicht in den Tragesack einspritzen. Hiernach pflegt gemeiniglich am vierten Tage eine von den inwendigen Häuten des Tragesackes abgesonderte, und durch einen Brand verdorbene Haut abzugehen. Man setzt das Einspritzen fort, bis der Eiter gutartig wird. Die Wirkung des Einspritzens ist um so kräftiger, wenn man zugleich innerlich von gedachter Chinarinde alle 4 Stunden ½ Loth, zu Pulver gestoßen, und mit 1 Quent Salpeter vermischt, in frischem Wasser eingiebt.

Sollte aber die Entzündung des Tragesackes in eine verhärtete Geschwulst übergehen: so kann man dieses Uebel nach der Anweisung, die ich in dem folgenden Theile, im Art. Geschwulst, ertheilen werde, behandeln.

Gebärmutter-Vorfall oder Sturz, bey Kindbetterinnen. Das in solchem Falle erforderliche Wiederzurückbringen der Gebärmutter und der Mutterscheide, wobey man sich, zur Verhütung eines neuen Vorfalles dieser Theile, des so genannten Mutter-Kranzes, oder Mutter-Zäpfchens (Pessarium) bedient, ist ein Geschäft, welches die Hülfe eines Geburtshelfers oder geschickten Wundarztes erfordert, und, worein mich hier einzulassen, wider die Absicht meines Werkes ist.

Gebärmutter-Vorfall bey Kühen. Dieser Zufall ist zweyerley; entweder ist nur der Hals des Tragesackes, oder aber der Tragesack selbst, vorgefallen. Im ersten Falle hängt der Hals des Tragesackes mehr oder weniger heraus; und im zweyten hat sich der Tragesack ganz umgekehrt, sieht einem umgekehrten Handschuhe gleich, und hängt so aus der Geburt hervor.

Eine schwere Geburt, zurück gebliebene Nachgeburt, die man mit Gewalt heraus gezogen hat, und die Mutter-

gewächse, welche ebenfalls mit Unvorsichtigkeit samt dem Tragesacke heraus gezogen worden, sind die allgemeinen Ursachen dieser Krankheit.

Wenn der Tragesack nicht von selbst alsobald zurück geht, so muß man ihn ungesäumt wieder an seine Stelle zu bringen trachten. In dieser Absicht benetzt man ein Stück feine Leinwand mit frischer und warm gemachter Milch, und schiebet damit den Tragesack vorsichtig zurück, welches viel leichter, als man sich vorstellen kann, von Statten geht. Damit aber die Theile des Tragsackes gestärket, und ein neuer Vorfall desselben verhütet werde: so spritze man täglich zwey bis dreymal ein halbes Pfund von dem unten beschriebenen Mittel (*) in den Tragesack, und lasse das Vieh einige Tage, oder auch wohl länger, bey aller nur möglichen Ruhe im Stalle stehen.

Es geschieht aber sehr oft, daß, der gebrauchten Mittel ungeachtet, wegen Schwäche und Erschlaffung der Theile, und wegen des starken Drängens, so die Kühe hiebey gemeiniglich anwenden, der Tragesack zuweilen so bald, als er in den Leib gebracht worden ist, aufs neue und zu wiederholtenmalen wieder hervor gedrückt wird. In solchen Fällen pflegen die Haus- und Landwirthe dergleichen Kühe für unheilbar zu halten, und demnach zu schlachten. Sie werden aber diese Thiere sicher retten, wenn sie nachstehender Anweisung Folge leisten. Das erste besteht darin, daß man den Tragesack auf vorgedachte Art wieder in den Leib zurück bringe.

So-

(*) Zwey Handvoll Tormentillwurzel, eine gute Handvoll Schafgarbenkraut, und eben so viel Eichenlaub, und 4 Loth gedörrte Schwarzbeeren, oder, in deren Ermangelung, eben so viel Schlehenbeeren, werden mit 1 Quart Wasser und 1 Nößel rothen Wein, ½ Stunde lang gekocht, hernach durch Leinwand gedrückt, und täglich zwey bis dreymal laulich in den Tragesack eingespritzt

Sodann nimmt man eine große Ochsenblase, aus welwelcher die Luft heraus gelassen worden ist, befeuchtet solche mit laulichem Wasser, damit sie dadurch weich gemacht werde; nimmt ein Finger-dickes und an 3 Spannen langes, an der Spitze gewölbt geschnittenes Stäbchen, von beliebigem Holze, steckt es in die oben zugerichtete Blase, daß es mit der gewölbten Spitze an den Grund der Blase reiche, und der übrige Theil, wie eine Scheide, über das Stäbchen hänge; schiebt endlich die Blase vermittelst des Stäbchens, so tief in den Tragesack, daß nur noch ein Paar Querfinger langer Theil von dem Halse der Blase zu sehen ist. Wenn nun die Blase auf besagte Art in den Tragesack gebracht worden ist, so zieht man das Stäbchen, welches zum Einbringen der Blase gebraucht worden ist, heraus, und steckt an dessen Statt, in den Hals der Blase ein Röhrchen, wodurch man die Blase stark aufbläset, und zu gleicher Zeit durch einen Andern den Hals der Blase fest zubinden läßt. Diese auf solche Art mit Luft ausgedehnte Blase läßt man 10 bis 12 Tage lang in dem Tragesacke; schneidet oder löset alsdann das Band, womit sie zugebunden worden ist, auf, damit der Wind heraus fahre und die Blase zusammen falle; zieht hierauf die Blase wieder heraus, und gebraucht hernach, zu mehrerer Stärkung des Tragesackes und seiner Bänder, das oben beschriebene Mittel auf gleiche Art täglich dreymal, bis die vorgeschriebene Quantität desselben völlig verbraucht worden ist.

Die nach obiger Vorschrift in den Tragesack gebrachte, und mit Luft ausgedehnte Blase verhindert das fernere Ausfallen dieses Sackes so sicher, als gewiß, und verursachet den Kühen bey dem Liegen, Stehen oder Gehen, nicht die mindeste Beschwerde; daher deren Gebrauch in solchem Falle niemals zu unterlassen ist; da überdieß die Einbringung derselben eben so leicht, als deren Herausnehmen ist.

Uebrigens muß man die Kühe, welche einen solchen Vorfall erlitten haben, nicht nur während der Cur, sondern auch eine Zeit hernach, die möglichste Ruhe im Stalle genießen lassen, und alle heftige Bewegungen auf eine lange Zeit zu vermeiden suchen. Auch ist es nöthig, daß man eine solche Kuh mehr mit trocknen, als mit allzu fetten und erschlaffenden Fütterungsarten ernähre.

Hrn. v. Wildburg Anleit. für das Landvolk ꝛc. Nürnb. 1776, 8. S. 227, fgg.

Gebär-Stuhl, siehe oben, S. 517.

Gebär-Wurz, Aristolochia rotunda vera; s. Th. II, S. 393.

Gebäude, (*) von dem Zeitworte bauen, so fern es ædificare bedeutet, ein nach den Regeln der Baukunst eingeschlossener Raum. In diesem allgemeinern Verstande wird ein großes Faß, ein Schiff und andere Kunstwerke dieser Art Gebäude genannt. In engerm und üblicherm Verstande ist es ein solcher nach den Regeln der Baukunst eingeschlossener Raum, in welchem man gewisse Verrichtungen gemächlich vornehmen kann; L. Ædificium, Fr. Edifice. Es ist ein allgemeiner Ausdruck, dessen besondere Arten durch die Wörter Haus, Kirche, Stall, Scheuer u. s. f. ausgedrückt werden.

Ueberhaupt versteht man unter Gebäude ein jedes Werk der Baukunst, welches für sich ein Ganzes ausmacht, und nicht bloß ein Theil eines größern Ganzen ist, also nicht bloß Häuser, Paläste und Kirchen, sondern auch Monumente, Ehrenpforten ꝛc. Ich betrachte hier das Gebäude überhaupt, als einen Gegenstand des Geschmackes, in der Absicht einige Grundsätze und Maximen zu entdecken, auf welche das Urtheil über die Schönheit oder Vollkommenheit der Gebäude sich allemal gründen muß.

Die

(*) Im gem. Leben lautet dieses Wort oft nur Bau, in Niedersachsen Baute, imgleichen Gebau, Gebäu, in welcher letzten Gestalt es mehrmals in der deutschen Bibel vorkömmt.

Die Werke der Kunst haben dieses mit einander gemein, daß der Stoff, den sie bearbeiten, außer der Kunst liegt, von ihr aber seine Form und Bearbeitung bekömmt. Der Stoff des Dichters ist etwas, das auch die gemeine Rede vertragen könnte; durch die Form und die besondere Art des Vortrages aber, wird er zum Gedicht. So ist ein Gebäude allemal ein Werk, welches auch außer der Kunst noch sein Wesen hat; ein Haus würde auch ohne allen Einfluß der Kunst, in so fern sie vom Geschmacke geleitet wird, noch immer ein nutzbares Werk seyn. Hieraus folgt, daß ein Gebäude nicht anders, als in Rücksicht auf das, was es auch ohne die Kunst seyn würde, beurtheilet werden müsse. Man kann es nicht bloß wie eine schöne Form ansehen; es ist allemal ein Werk zu gewissem Behuf bestimmt. Will man es als ein Werk der Kunst und des Geschmackes beurtheilen, so kömmt es nicht darauf an, ob es überhaupt eine schöne Form sey, sondern ob es bey den wesentlichen Eigenschaften, die es außer der Kunst betrachtet, haben soll, auch schön genug sey. Derjenige ist ein guter Baumeister, der die wesentliche Absicht, in welcher das Gebäude aufgeführt wird, vollkommen erreichen, zugleich aber dem Werke jede ihm zukommende Schönheit geben kann.

Vor allen Dingen also muß jedes Gebäude seinem Endzwecke gemäß angelegt seyn. Seine Lage, so wie die Stärke und äußere Form, müssen durch ihn bestimmt werden. Ein Rathhaus müßte nicht in einem Winkel der Stadt angelegt, in seiner Form nicht wie ein Gefängniß, und in Ansehung seiner Stärke, nicht wie ein Gartenhaus aussehen. Eben so müssen von außen und von innen die Verhältnisse und die Verzierungen, so wie die Anordnungen, nicht nach zufälligem Gutdünken oder phantastischen Einfällen angegeben, sondern aus der Natur des Gebäudes durch ein gründliches Urtheil und einen gesunden Geschmack bestimmt wer-

werden. Die Verhältnisse der Theile, die für eine Kirche, oder für einen großen Pallast gut wären, schicken sich nicht für ein Privathaus, so wenig als große Audienzsäle mit Vorzimmern; so wie auf der andern Seite das bescheidene Ansehen, und eine durchaus gleiche und wenig Mannigfaltigkeit zeigende Anordnung, für ein gemeines Haus ganz vernünftig, für einen Pallast hingegen zu mager und zu elend seyn würde. In Zierrathen kömmt das Große und die Pracht nur großen und in Ansehung ihrer Bestimmung vornehmen Gebäuden zu; da hingegen Zierlichkeit, Nettigkeit, auch ein mäßiger Reichthum, auch an Privatgebäuden reicher Bürger noch gut stehen kann.

Man kann überhaupt diese und andere hieher gehörige Anmerkungen in die allgemeine Regel zusammen fassen, daß jedes Gebäude, sowohl in seinen wesentlichen, als zufälligen Theilen, seinen Character behaupten und seinen Zweck anzeigen, zugleich aber in seiner Art gut in die Augen fallen, und überall gute Verhältnisse, Geschmack Festigkeit und angewandten Fleiß, an den Tag legen müsse. Aus jeder Vergehung gegen diese Regel entstehen Hauptfehler. Wer gründlich von einem Gebäude urtheilen will, der muß also zuerst von der Natur und Bestimmung desselben richtige Begriffe haben, und danach sowohl das Ganze, als auch die Theile, beurtheilen. Hiezu aber gehört eine richtige Kenntniß der Sitten, der Lebensart, der Geschäfte und der Gebräuche des Landes, dessen Gebäude man beurtheilen will. Findet man jedes der Natur und der Bestimmung des Gebäudes angemessen, so ist man von dem Verstande und der Ueberlegung des Baumeisters versichert; und man weiß, daß weder Mangel noch Ueberfluß, auch nichts Unschickliches vorhanden ist.

Jedes Gebäu aber, zu welchem Gebrauch es auch bestimmt seyn möge, muß Festigkeit, Regelmäßigkeit und schöne Ordnung (Eurythmie) haben; auch muß je-

des Einzele darin mit Fleiß gemacht und in seiner Art wohl vollendet seyn. Alles stehende muß senkrecht, und alles liegende wagerecht seyn; jeder schwere Theil muß seine verhältnißmäßige Unterstützung haben; hingegen muß auch nirgends weder Stärke noch Unterstützung seyn, wo nichts zu tragen ist. Säulen oder Pfeiler, auf denen nichts schweres ruhet, oder sehr starke Unterstützungen, auf denen etwas ganz leichtes liegt, sind Ungereimtheiten in der Baukunst, die den gemeinen Begriffen widerstreiten. Was sollen riesenmäßige Sclaven, die aus Nachahmung der Caryatiden an den Thüren gemeiner Wohnhäuser angebracht sind, um etwa einen leichten Balken zu tragen, wie man zuweilen an einigen Häusern sieht? Ueberhaupt muß in jedem einzelnen, zur Festigkeit oder zur Verzierung vorhandenen Theile, außer einem guten Verhältnisse auch die Absicht, warum er da ist, in die Augen fallen, und aus dieser Absicht muß seine Beschaffenheit beurtheilet werden. Eine Probe, wie eines jeden Theiles Beschaffenheit und Verhältniß aus seiner Absicht zu beurtheilen sey, kann man aus den zum Gebälke gehörigen Theilen abnehmen, wovon die Art. Gebälk, Fries, Dreyschlitz, Sparren-Köpfe ꝛc. nachzusehen sind.

Giebt man einem Gebäude Umfassungsmauern, so wird es ein steinernes, massives Gebäude genannt; bestehen hingegen diese Mauern aus Holz, oder aus Holz und Steinen zugleich, so heißt es ein hölzernes Gebäude.

Bey allen Arten von Gebäuden, sind die Eigenschaften der Baumaterialien, welche mit einander zu verknüpfen sind, und die Art, nach welcher diese Baumaterialien, der Absicht gemäß, am geschicktesten dergestalt verknüpfet werden können, daß daraus ein regelmäßiges Ganze entstehe, in Erwegung zu ziehen. Wenn die Absicht, durch die Uebereinstimmung der Materialien und ihrer Verknüpfung erreicht ist, so kann man

das

das Gebäude für vollkommen, im entgegengesetzten Falle aber für unvollkommen, halten. Da die Untersuchung, ob gedachter Absicht eine Genüge geschehen sey, das Mittel ist, von dessen Vollkommenheit urtheilen zu können, so werden die Gebäude so verschieden, als die dabey habenden Absichten, seyn müssen; und so werden folglich, was z. B. die städtischen oder Stadt-Gebäude betrifft, diejenigen, welche das Wohl der ganzen Stadt befördern, von anderer Beschaffenheit, als diejenigen, die jeder einzelne Bürger zu seiner Privatbequemlichkeit bedarf, seyn müssen. Gebäude von der ersten Art, werden öffentliche, die von der zweyten Art aber Privat-Gebäude genannt.

Oeffentliche Gebäude haben theils die Sicherheit, theils die Ausübung des Gottesdienstes und der Gerechtigkeit, theils das Vergnügen der Bürger, zur Absicht. Zur ersten Classe gehören: Zeughäuser, Zuchthäuser, Proviantháuser, Brücken, Brunnen, Feuergeräthhäuser; zur zweyten: Kirchen, Schulen, Gerichtsgebäude, Hospitäler, Waisenhäuser; zur dritten: Opern-, Ball-, Komödienhäuser, Lustgärten, öffentliche Spaziergänge ꝛc. Privat-Gebäude haben die Absicht, daß man sicher darin wohnen, und ohne Hindernisse die verschiedenen Geschäfte darin abwarten könne. Man nennt sie, nach dem Unterschiede des Standes, nach den verschiedenen Beschäftigungen der Besitzer, nach dem verschiedenen Grade des äußerlichen Aufputzes, Schlösser, Palläste und Häuser. Siehe auch den Art. Bau.

Zur Beschreibung der Landwirthschaft werden allerley Arten von Gebäuden erfordert, und ich werde diese jetzt in eine nähere Betrachtung ziehen, und insonderheit, wie dieselben, bey Würdigung der Landgüter, in Anschlag zu bringen seyn, zeigen.

Die Wirthschafts-Gebäude bestehen theils in Häusern und Wohnungen für die zur Bestreitung der

Wirthschaft benöthigten Menschen, theils in Ställen für die verschiedenen Vieharten, und theils in Scheunen und andern zur Aufbehaltung des Getraides, sowohl in Stroh als Körnern, brauchbaren Behältnissen. Alle diese Gebäude müssen nach ihrer Bestimmung beurtheilet werden. Je gemäßer sie derselben sind, desto brauchbarer und vollkommener sind sie.

Alle diese Gebäude sind dermaßen nothwendig, daß die Wirthschaft ohne dieselben nicht fortgesetzt werden kann. An und für sich selbst bringen diese Gebäude keinen baaren Ertrag. Wenn nun an verschiedenen Orten solche Gebäude nach ihrem ganzen Umfange in Anschlag gebracht, und der durch Sachverständige taxirte Werth derselben dem Taxquanto des gutes zugerechnet wird: so ist offenbar, daß dem Käufer eine Sache, die an und vor sich zwar nothwendig ist, aber auf keinerley Art Nutzen bringt, angerechnet werde. Ohne die erforderlichen Gebäude und Wirthschaftsbehältnisse kann keine Landwirthschaft gehörig getrieben werden; es müssen daher bey jedem gerichtlichen Anschlage von dem wahren Ertrage eines Gutes, die dazu gehörigen Gebäude als nothwendig voraus gesetzet werden.

Die Wirthschaftsgebäude sind nicht überall von einerley Beschaffenheit. An einigen Orten sind sie massiv, an andern nur von Holz; an einigen Orten zierlich und mit Ziegeln gedeckt, an andern aber schlechtweg gebauet. Der Ertrag des Gutes selbst wird durch die mehrere oder wenigere Kostbarkeit der Wirthschaftsgebäude nicht um einen Häller erhöhet, und dem ungeachtet muß doch, bey vorerwähnter Taxationsmethode, der Werth eines Gutes, auf welchem kostbare und zierliche Wirthschaftsgebäude vorhanden sind, nothwendig weit höher, als auf einem andern, wo sie von schlechterer Art sind, ausfallen. Kann also ein Käufer bey dieser unschicklichen Taxationsart wohl jemals von dem wah-

ren

ren Ertrage des Gutes selbst auf eine zuverlässige Art versichert seyn?

Was in Ansehung des herrschaftlichen Wohnhauses oder Schlosses, und der Gebäude der Bauergüter, imgleichen der Kirchen, Priester- Küster- und Schulmeisterwohnungen, besonders anzumerken ist, wird an seinen gehörigen Orte vorkommen.

So viel Schade aus dem Mangel der nöthigen Wirthschaftsgebäude entsteht, eben eine so große Last ist es hingegen, wenn ein Landgut gleichsam überbauet, und theils mit unnöthigen und überflüssigen, theils aber auch mit kostbaren, mit den Einkünften in keinem richtigen Verhältnisse stehenden, Gebäuden beschwert ist. Es giebt überflüssige Gebäude, ohne kostbar zu seyn, und hinwiederum kostbare Gebäude, ohne überflüssig zu seyn. Beyde haben einen gemeinschaftlichen Grund, warum sie schädlich und lästig sind. Dieser besteht in den vielen, zu ihrer Erhaltung und Wiederaufbauung erforderlichen unnöthigen Kosten, welche aber bey einer Art eher und leichter, als bey der andern, vermieden und abgestellet werden können.

Ueberflüssige Gebäude nenne ich diejenigen, welche über das Verhältniß des Gutsertrages gehen. An Scheunen, Schüttböden, Schaf- und Rindviehställen hat man dergleichen Ueberfluß nicht leicht zu befürchten; vielmehr machen allerley Arten von Nebenwohngebäuden, die der zur Wirthschaft nicht gehörigen Bedienten halber errichtet sind, Reithäuser, Kutsch- und Reitpferdeställe, u. d. gl. m. an vielen Orten diejenige Last aus, die einem vernünftigen Landwirthe, der in allen seinen Wirthschaftstheilen ein richtiges Verhältniß zu beobachten suchet, und sich dabey keiner andern Einkünfte, als nur allein derjenigen, die aus einer ordnungsmäßigen Bewirthschaftung seines Gutes erfolgen, zu erfreuen hat, beschwerlich fällt. Auf dergleichen überflüssige Gebäude nun ist bey allen gerichtlichen Güter-

teradministrationen, deren Würdigung, und in vorkommenden Meliorationsfällen, keine Rücksicht zu nehmen.

Ein vernünftiger Landwirth kann zwar auch, vermöge seiner Industrie, von den überflüssigen Gebäuden durch eine damit vorgenommene Verhandlung einen Nutzen ziehen, und sie brauchbar machen. Dahin gehört z. B. wenn er aus einem Reithause eine Scheune, und aus den Kutsch- Pferde- und Reitställen, Wohnungen für dienstbare Häusler und Tagelöhner, zubereiten läßt. Allein, alles dieses kann nicht ohne mancherley neue Kosten, wodurch der daraus zu erwartende Vortheil auf viele Jahre absorbirt wird, geschehen. Es ist ohnedieß etwas willkührliches, und findet nicht an allen Orten Statt. Billig bleibt es daher in allen gerichtlichen Fällen bey der oben festgesetzten Regel; und ein jeder Eigenthümer thut, um bloß wirthschaftlich von der Sache zu urtheilen, weit besser, daß er dergleichen überflüssige und unnütze Gebäude, anstatt sich mit deren jährlichen Erhaltung zu belästigen, einreißen, und die davon brauchbaren Materialien zu einem künftigen anderweitigen Behuf aufbehalten läßt. Wie sehr aber würde er hiebey nicht zu kurz kommen, wenn solche Gebäude z. B. in der Kaufsatze mit angeschlagen, oder bey Verlosung eines verpfändet gewesenen Gutes, als eine Melioration mit angerechnet worden wären!

Eine unwirthschaftliche Kostbarkeit der Gebäude ist fast noch lästiger, als der Ueberfluß derselben. Von diesen kann man sich, wie kurz vorher bemerkt worden ist, entweder durch eine nutzbare Verwandlung, oder Abbrechung derselben, befreyen; bey jenen aber geht solches, in so weit sie nicht zugleich überflüssig, sondern nur zur Nothdurft hinreichend sind, nicht an. Zu der unwirthschaftlichen Kostbarkeit der Wirthschaftsgebäude rechne ich keinesweges die äußerlichen Zierrathen und Ausschmückungen; denn diese machen keinen wesentlichen Theil eines Gebäudes aus; und wem solche nicht anstehen, der kann sie entweder eingehen oder abreißen lassen; das Gebäude selbst wird dem ungeachtet noch immer nutz- und brauchbar bleiben. Viel weniger läugne ich, daß ein jedes Wirthschaftsgebäude fest, tüchtig, dauerhaft und seinem Endzwecke gemäß, erbauet

und eingerichtet seyn müsse. Meine Absicht geht hiebey bloß auf die Verschiedenheit der Baumaterialien, woraus ein Gebäude errichtet worden ist. Durch eine ungeschickte und schlecht getroffene Wahl derselben, wird öfters ein Gebäude an einem Orte unwirthschaftlich kostbar, wofür es sonst, wenn es in einer andern Gegend stände, nicht gehalten werden könnte. Die Baumaterialien, wovon ein Gebäude errichtet werden kann, sind, in Ansehung der Wände und des Zachwerkes, Holz, Mauer- oder Bruchsteine, und in Ansehung der Dachung, Ziegel, Rohr, Stroh, Dachspäne ꝛc. Von diesen verschiedenen Materialien ist nicht allenthalben ein gleicher Vorrath, sondern eine Gegend hat vor der andern, bald von diesem, bald von jenem, einen Ueberfluß oder Mangel. Daß diejenigen Baumaterialien, wovon in einer Gegend ein Ueberfluß vorhanden ist, vor andern verhältnißweise wohlfeiler seyn, bedarf wohl keines Beweises. Daß man also sich hienach richten, und seine Bauten von denjenigen Materialien, die in Ueberfluß, folglich am wohlfeilsten zu bekommen sind, vollführen müsse, ist ein Rath, den die gesunde Vernunft selbst giebt. Niemand wird in Abrede stellen, daß massive, von Mauer- oder Bruchsteinen aufgeführte Gebäude vor den hölzernen einen großen Vorzug haben; und an denen Orten, wo von ein oder andern Steinen, entweder auf dem Gute selbst, oder doch in der Nähe, ein überflüssiger Vorrath vorhanden, das Holz aber rar und theuer ist, handelte man sehr unrecht, wenn man sich dieses Vortheiles nicht bedienen wollte. In Gegenden hingegen, wo weder Ziegeleyen noch Steinbrüche in der Nähe anzutreffen sind, das Holz aber in Menge und für einen wohlfeilen Preis zu bekommen ist, macht man durch das massive Bauen nicht nur die Bauten selbst sehr schwer und kostbar, sondern ladet auch, wegen deren Erhaltung, sich und seinen Nachkommen eine große Last auf. Eben die Bewandt-

niß hat es auch mit den verschiedenen Dachungsarten. Massive Gebäude sind zwar weit dauerhafter, und können zwey hölzerne überstehen; wenn aber wegen Mangel der Materialien die dazu erforderlichen Kosten mehr als dreyfach höher kommen, so fällt dieser Vorzug dahin.

Bey allen unter gerichtlicher Direction stehenden Bauten, nicht weniger in Meliorations- und Deteriorationsfällen, sind vorerwähnte von dem Ueberflusse oder Mangel der verschiedenen Arten von Baumaterialien hergeleitete Grundsätze jederzeit vor Augen zu haben, auch bey den Gütertaxen die in Abzug zu bringenden Reparaturen der Gebäude danach zu bestimmen.

Oeconomia forensis, 1. Band, S. 168, §. 191. sqq.

Da bey allen Wirthschaftsgebäuden auf ihre Lage sowohl, als auch innere Einrichtung, sehr vieles ankömmt, so werde ich die davon zu wissen nöthigen Wahrheiten in den Artikeln Haus, Scheune, Korn-Boden, Stall ꝛc. beybringen.

Was bey Errichtung massiver sowohl, als hölzerner, und mit Steinen verblendeter Gebäude zu beobachten ist, wird man in dem Art. Haus antreffen.

Wie hölzerne Gebäude vor Wetter, Fäulniß und Würmern, durch Anstreichen mit Oehlfarbe zu verwahren seyn, findet man im Art. Holz-Fäule.

Vom Schwamm in den Gebäuden, siehe Holz-Schwamm.

Von schadhaften und den Einfall drohenden Gebäuden, siehe die Art. Bau-Reparatur und Einfallen.

Wie Gebäude zu versetzen seyn, s. unter Haus.

* * *

Im Bergbaue nennet man die Zugänge, welche die Bergleute in das Gebirge hinein arbeiten, um zu den Gängen zu gelangen, gleichfalls ein Gebäude, ein

Berg-

Berg-Gebäude, oder Gruben-Gebäude, da dann dieses Wort oft den Gang selbst bedeutet, mit allen dazu gehörigen Oeffnungen in der Erde. Ein höfliches Gebäude, welches viel Erz hat. Ein Gebäude auflassen, aufgeben, ihm den Rücken kehren, eine Grube verlassen.

Auf ähnliche Art wird die Wohnung des Bibers bey den Jägern, und das Werk in einem Bienenstocke, welches sonst auch das Gewirk heißt, das Gebäude genannt.

In weiterer Bedeutung führt diesen Namen ein jeder Körper in Ansehung der Verbindung, oder auch des Verhältnisses seiner Theile. Das Welt-Gebäude, Das Gebäude einer Blume.

Gebahn (das,) bey den Jägern, besonders Oberdeutschlandes, der Koth der wilden Thiere, die Losung, das Geloos; vermuthlich, weil er die Bahn, d. i. den Weg eines Thieres zeigt.

Gebären (*) erfordert das Hülfswort haben, und wird am häufigsten als ein Reciprocum gebraucht. Sich gebaren, sich betragen, nicht bloß von den Geberden, sondern auch von allen sittlichen Handlungen des Menschen.

Im Hochdeutschen ist es veraltet, außer daß es von den Kanzellenen noch zuweilen im Andenken erhalten wird. Und hiebey allenthalben so, daß Jedermann völlig zufrieden seyn könne, gebahret werden solle, heißt es in einem Anschlage des Rathes zu Leipzig, vom 22. Jul. 1771.

Gebauer (das,) in einigen oberdeutschen Gegenden, ein Bauer, d. i. ein Käfich, ein Behältniß für Vögel, von bauen, wohnen.

(*) Bey den ältern oberdeutschen Schriftstellern kömmt dieses Wort auch ohne Reciprocation vor, Er geparte als er lehrte, Stryck er betrug, geberdete sich, als wenn er lebte. Geselklich well wir mit euch geparn, umgehen, Theuerd. Cap. 102. Im Niederf. lautet es beren. Es stammet von dem alten bären, tragen, her. Siehe Geberde.

Gebe, was gegeben oder ausgegeben werden kann, im gem. Leben und in Verbindung mit dem Worte gänge. Gänge und gebe Münze, welche im Handel und Wandel üblich ist; Fr. Argent qui est de mise. Gäng und gäbe Waaren, übliche Waaren. Siehe Gänge.

Schon im Schwabensp. wird genge und gaebe vom Gelde gebraucht. In den spätern Zeiten findet man dafür auch gänge und genehm; im mittlern Lat. dativus. Das Nieders. geeve bedeutet theils leidlich, mittelmäßig wohl, theils aber auch frisch, gesund, untadelhaft. Von untauglichen Waaren und Münzen ist in eben dieser Mundart auch ungeeve üblich. Auch im Schwed. sagt man gäf och gangse.

Gebein (*) (das), oder, und zwar noch häufiger, die Gebeine. 1. Eigentlich, als ein Collectivum, die sämtlichen Beine des thierischen Körpers, in der edlen Schreibart, für das niedrige Knochen.

2. Figürlich. 1) Die Glieder des menschlichen Leibes, deren vornehmster Theil die Knochen sind, in der höhern Schreibart. 2) Der ganze Leib; in welcher Bedeutung es in der deutschen Bibel sehr häufig ist. 3) Besonders, der Leichnam eines Verstorbenen und dessen Ueberrest, in der edlen Schreibart.

Geben. (**) Dieses Wort ist in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum.

1. Eigentlich, darreichen, in die Hand reichen, als ein allgemeiner Ausdruck, der das Eigenthum an [illegible] und

(*) Bey dem Notker Gebein, im Tatian Gibeini, bey dem Stryker Gebain; im Nieders. Gebeenke.

(**) Dieses Zeitwort lautet bey dem Kero keban, im Isidor gheban, im Nieders. geven, im Holländ. gheven, im Angels. gifan, im Engl. give, im Dän. give, im Schwed. gifwa, im Isländ. gifva, bey dem Ulphilas giban, im Griech. εγγαω. Es stammt ohne Zweifel von dem alten Gaff, die hohle Hand, her, welches noch im Oberd. Gaufe lautet. Siehe Gäspe.

und für sich unentschieden läßt, von der körperlichen Ueberreichung. Einem zu trinken geben. Seinem Freunde die Hand geben. Geld für die Waare, Waare für Waare geben. Steuern Gaben geben. Ich habe zehn Thaler darauf gegeben, als ein Angeld. Den Zehenten geben. Einem ein Geschenk, etwas zum Geschenke geben. Den Armen ein Almosen geben. Dem Viehe sein Futter, dem Gläubiger ein Pfand geben. Unser täglich Brod gieb uns heute. Einem etwas unter den Fuß geben, figürlich, es ihm heimlich anrathen, ihm heimlich Nachricht davon ertheilen. Ich kann es dafür, für den Preis, nicht geben, nicht weggeben. In weiterer Bedeutung auch von andern Arten, sich einer Sache zu entledigen. Die Speisen wieder von sich geben, durch das Erbrechen. Besonders wenn die Sache einem andern übertragen wird.

2. Figürlich, wo dieses Wort in sehr vielen Fällen und oft mit allerley Nebenbegriffen gebraucht wird, davon die vornehmsten etwa folgende seyn möchten.

1) Unentgeldlich geben, schenken. Er giebt nicht gerne. Einen Ball, einen Schmaus geben, auf seine Kosten veranstalten. Seine Habe den Armen geben.

2) Das Eigenthum, oder den Gebrauch einer Sache einem andern übertragen. Einem ein Land zu regieren geben. Einem seine Tochter zur Frau geben. Dem Kinde einen Namen geben.

3) Mittheilen, auch von unkörperlichen Dingen. Einem einen guten Rath, einen Anschlag, gute Lehren, heilsame Ermahnungen geben. Einem eine Stunde auf dem Claviere geben, d. i. stundenweise Unterricht auf dem Claviere ertheilen. Einem einen Verweis, einen Schlag, eine Ohrfeige geben. Einem Nachricht von etwas geben. Einem ein Amt geben. Einem Macht, Gewalt, Recht zu etwas geben.

4) Her-

4) Hervor bringen, entstehen lassen, die Ursache einer Wirkung seyn. Einem lose Worte geben, lose Worte gegen ihn hervor bringen. Ich habe ihm die besten Worte von der Welt gegeben. Geben Sie mir die Ehre Ihres Besuches. Er weiß sich ein rechtes Ansehen zu geben. Gott gebe es! Einem Hause Licht geben. Dem Hause zehn Ellen Tiefe geben. Einem etwas zu thun, zu rathen geben. Einen Leibeigenen frey geben. Einem ein Aergerniß geben. eine unrechtmäßige Handlung vornehmen, welche zu Veranlassung solcher Handlungen bey andern eingerichtet ist. Seinen Kindern eine gute Erziehung geben. Dem Holze eine Gestalt geben. Ein Wort gab das andere, veranlassete das andere. Gott ist es, der uns Frieden gegeben hat. Rechenschaft von etwas geben. Einem ein gutes Beyspiel geben.

5) Verstatten, einem Erlaubniß zu etwas geben. Ich will ihm noch 8 Tage Frist, Bedenkzeit geben. Dem Sauerteige Zeit zur Gahre geben. Einem Gehör geben, ihn anhören.

6) Sein Wort von sich geben, sich wörtlich zu etwas anheischig machen. Sie hat endlich ihr Ja von sich gegeben. Einem sein Wort geben, ihm etwas feyerlich versprechen. Einem seine Stimme geben, für ihn, zu seinem Besten stimmen. Seine Gedanken von sich geben, sie andern bekannt machen. Er kann es nicht von sich geben, kann seine Gedanken andern nicht verständlich machen.

7) Sich Mühe geben, Mühe anwenden. Acht geben, aufmerksam seyn.

8) Einem Recht, Unrecht geben, sagen, daß er Recht, Unrecht habe. Ich gebe ihr fünfzig Jahr, ich behaupte, vermuthe, daß sie fünfzig Jahr alt ist. Ich gebe ihm höchstens noch zwanzig Jahre, glaube, daß er höchstens noch zwanzig Jahre leben könne. Etwas verloren geben, etwas für verloren halten. Einem

nem alle Schuld geben, behaupten, daß er alle Schuld habe.

9) Sich zufrieden geben, zufrieden werden, sich beruhigen. Sich bloß geben, seine Schwäche sehen lassen, sich verrathen.

10) Sich geben, nicht mehr Widerstand leisten, nachgeben. Sie wird sich schon noch geben. Das wird sich schon geben, wird schon vorüber gehen, unsern Wünschen gemäß erfolgen. Das giebt sich von selbst. Das Tuch giebt sich, läßt sich dehnen, giebt nach. Dahin gehört auch die im gem. Leben übliche figürliche R. A. er wird es schon näher geben müssen, er wird schon biegsamer werden, von seinen Forderungen schon nachlassen müssen.

11) Ein französisches Wort durch ein deutsches geben, d. i. übersetzen. Dieses Wort kann nicht so gegeben, d. i. übersetzet, oder durch ein anderes erklärt, werden. Ich will es kurz geben, ausdrucken. Das war sehr gut gegeben.

12) Verfertigen, besonders von Schriften, ausfertigen. In welchem Verstande das Mittelwort gegeben noch zuweilen der Zeit der Ausfertigung einer Schrift, Vorrede oder Briefes beygefüget wird. Gegeben zu Berlin den 2. März 1787, d. i. geschrieben. Daher das Datum eines Briefes, oder einer Schrift im Oberdeutschen auch die Gabe genannt wird.

13) Zwo Personen zusammen geben, im gem. Leben, sie copuliren, ehelich verbinden.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1) Die Bäume geben gute Balken, wenn gute Balken daraus bereitet werden können. Die Garben geben diesesmal wenig Getraide. Die Bäume geben vieles Obst. Frisches Getraide giebt mehr als das alte.

2) Seyn, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, welche noch im Oberdeutschen üblich ist, für abgeben. Er giebt einen guten Soldaten.

3) Die Flucht geben, das Reißaus geben, die Flucht nehmen, ergreifen; zween im Hochdeutschen gleichfalls veraltete Ausdrücke, wovon der erste in der deutschen Bibel vorkömmt.

4) Er giebt nichts auf meine Worte, läßt sich nicht dadurch bewegen, achtet sie nicht, folget ihnen nicht. Er giebt nichts, weder auf mich, noch auf meine Befehle.

5) Geschehen, entstehen, im gem. Leben, und nur in einigen Fällen, auch nur als ein unpersönliches Zeitwort. Was giebt es? was gehet vor? was für ein Lärm ist entstanden? Es hat einen rechten Zank gegeben. Es wird gewiß wieder etwas geben, es wird gewiß wieder ein Streit, ein Lärm entstehen. Giebts nichts neues?

6) Da seyn, vorhanden seyn, auch als ein Impersonale. Künste, bey denen es Grundsätze und wissenschaftliche Regeln giebt. Dahin gehören auch die R. A. mit einigen Gerundiis. Hier giebt es was zu lachen, was zu sehen, was zu verdienen, was zu gewinnen u. s. f. hier findet sich, oder ist etwas zu lachen, zu sehen u. s. f.

7) Erhellen machen. Das giebt schon die gesunde Vernunft, läßt sich aus der gesunden Vernunft begreifen. Sein Gesicht giebt es schon, daß er ein Betrüger ist. Der Augenschein giebt es. Der Brief giebt es, aus dem Briefe erhellet es.

Geberde (*) (die,) L. Gestus, Fr. Geste, Mine, Port, Air, Contenance, Maintien. 1. Ueberhaupt, die

(*) Dieses Wort lautet bey dem Willeram Gebare, Gebaere, bey dem Stryker Gepere und Geberde, im Nieders. Gebeer, im Angels. Gebaer, im Dän. Gebärde, im Schwed. Gebärd. Atbaerd. Es ist eine buchstäbliche Uebersetzung des Lat. Gestus, und

die Bewegung des Leibes, oder einzeler Theile desselben, in Ansehung ihrer sittlichen Beschaffenheit. Bäuerische, sittsame Geberden.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Bewegung der Gesichtszüge, und diese Gesichtszüge selbst, die Mienen.

3. Figürlich wird es collective sowohl im Singular, als auch im Plural, zuweilen von der ganzen Gesichtsbildung, ja von der ganzen äußern Gestalt gebraucht. Seine ganze Geberde verstellete sich.

Die Geberden sind entweder frey und ungezwungen, oder man will diese oder jene Stellung wider seine Art machen, welches man gezwungene, wie jene freye Geberden nennet. Von diesen kann man auf das Gemüth der Menschen schließen; bey jenen aber muß man sich sehr in Acht nehmen; daß man nicht falsch urtheile, weil eben derjenige, der seine Geberden verstellt, uns überreden will, als ob er ganz andern Sinnes sey, als er doch in der That ist.

Daher geberden, so nur als ein Reciprocum üblich ist; sich geberden, im Nieders. sich beeren, Fr. faire des gestes, avoir la mine, le port, l'air, Geberden machen, sowohl von den Gesichtszügen, als von den Bewegungen des Leibes, doch nur in Ansehung ihrer sittlichen Beschaffenheit, und mehrentheils im nachtheiligen Verstande. Er geberdete sich sehr übel. Sich lächerlich, albern geberden. Daher die Geberdung.

Geberden, siehe den vorhergehenden Artikel.

Gebett (das,) so viel Stücke einzeler Betten, als zu einem vollständigen Federbette gehören. Sechs Gebette Betten.

Ge-

und stammet mit gebaren, von dem alten bären, tragen, ab, daher es in einigen nieder- und oberdeutschen Gegenden ohne ge — auch nur Veere, Verde, Perde lautet. Eine Hand-Geberr ist im Nieders. eine Bewegung mit der Hand, Mund-Geberr, mit dem Munde.

Gebiet (das,) L. Ditio, Jurisdictio, Territorium, Fr. Territoire, Commandement. 1. Der Zustand, da man andern zu gebieten hat. Das Gebiet über ein Land bekommen. Unter dem Gebiete der Herrschaft Genua stehen. Noch mehr aber 2. derjenige Bezirk, worin Jemand zu gebieten hat. Das Gebiet einer Stadt. Das türkische ꝛc. Gebiet.

Gebieten, (*) Fr. commander, ordonner, seinen Willen als Herr bekannt machen, befehlen. Die Obrigkeit gebietet. Wir gebieten alles Ernstes, im Oberd. für mit allem Ernste. Ueber andere zu gebieten haben. Frieden gebieten, gebieten, daß man Frieden halte. Ein gebietender Herr; siehe Hochgebietend.

Gebieter, in der edlen Schreibart, der andern zu gebieten hat, ein Herr, Befehlshaber; Fr. Commandant, Maitre, Seigneur. Dein künftiger Gebieter, Eheherr. Siehe auch Gebietiger.

Gebieterin, eine Person weiblichen Geschlechtes, welche uns zu gebieten hat. In der anständigen Schreibart braucht man dieses Wort auch von einer geliebten Person, das französ. Maitresse auszudrücken.

Gebietiger, ein im Hochdeutschen veraltetes und nur noch in einigen Ritterorden übliches Wort, einen Befehlshaber, einen Officier zu bezeichnen, der andern zu

(*) Im Nieders. gebeen. Buch im Oberd. war dieses Wort ehedem in der einfachen Form ohne die Verlängerung ge sehr üblich; Bieten.

Der Unterschied, welchen Hr. Stosch zwischen befehlen und gebieten annimmt, nach welchem jenes nur von Dingen gebraucht wird, welche in einer kurzen Zeit vollbracht werden sollen, und dieses von Dingen, welche beständig, oder doch auf lange Zeit beobachtet werden sollen, hat weder in der Abstammung noch in dem Sprachgebrauche einigen Grund. Ist ja ein Unterschied vorhanden, so liegt er in der Würde beyder Wörter, in dem befehlen im Hochdeutschen mehr im gemeinen Leben, gebieten aber mehr in der höhern und edlen Schreibart üblich ist.

zu gebieten hat. Ehedem auch Biethiger, im Niederf. Biedeger, für Comthur oder Commendator. Siehe in den künftigen Supplementen Commenthur.

Gebinde (das). 1. Eine Anzahl mehrerer mit einander verbundenen Stücke einer Art. So ist bey den Spinnerinnen das Gebinde eine Zahl von 20, an einigen Orten auch von 40 Fäden, von der Länge des Umfanges des Haspels, oder von 4 Ellen; welches Gebinde an andern Orten auch eine Fitze heißt. Zwanzig Gebinde machen eine Haspel oder Zahl; drey Haspeln ein Strehn, und vier Strehne ein Stück.

In der Zimmermannskunst machen zwo durch Riegel und Streben mit einander verbundene Säulen ein Gebinde. Ein Haus von sechs Gebinden.

Die bestimmte Größe gebundener oder zusammen gebundener Dinge. Auf einem Acker muß einerley Gebinde seyn, die Garben müssen gleich groß gebunden werden. So auch von Fässern. Eine Tonne schmal Gebinde.

Gebirge (*) [das]. Eine Reihe mehrerer mit einander verbundener Berge. Ein hohes steiles Gebirge. Das Gebirge nimmt seinen Anfang an dem Meere. Das schweitzerische Gebirge. Siehe Berg.

Vom Brausen in dem Gebirge von dem Thauwetter, siehe den Art. Thau-Wetter.

Daher gebirgig, Gebirge habend, Fr. montagneux, montueux. Eine gebirgige Gegend. Die Schweitz ist sehr gebirgig. Gebirgisch, auf dem Gebirge befindlich, aus dem Gebirge gebürtig. Das gebirgische Städtchen. Gebirgische Bauern, aus dem Gebirge.

(*) Bey dem Otfried Gibirgi, im Tatian Gibirgu, bey dem Willeram Gebirgo. Es kömmt von Berg her, vermittelst der gewöhnlichen Verwandlung des e in i; wie in Werk, wirken; Feld, Gefilde; Recht, Gericht ꝛc. Daher es wider die Sprachähnlichkeit ist, wenn einige dieses Wort Gebürge schreiben und sprechen.

Gebirge. Gebirger, ein Bewohner eines Gebirges, ein Gebirgischer.

Die Gebirger oder die Einwohner gebirgiger Gegenden haben in Absicht auf die Gesundheit verschiedene Vorzüge vor denjenigen, so in einer niedern wohnen, zum voraus. Die Veränderungen, welche die Atmosphäre durch die Hize und Kälte erleidet, haben niedrige Gegenden mit hoch gelegenen, obgleich dem Grade nach verschieden, gemein; in Ansehung derjenigen hingegen, welche die Atmosphäre von den verschiedenen Ausdünstungen der Erde erhält, findet bey beyden Gegenden ein großer Unterschied Statt. Obgleich die Erde auf ihrer ganzen Oberfläche, folglich auch da, wo Gebirge sind, ausdünstet, so sind die Dünste doch in niedrigern Gegenden, an welche sich alle Feuchtigkeit von den höhern Orten her sammelt, weit stärker und häufiger; folglich wird dadurch nicht allein die Schwere der Luft vermehret, sondern es wird auch die Elasticität derselben, indem sich die Feuchtigkeiten in die Zwischenräume derselben hinein begeben, sehr vermindert. Wenn wir annehmen, daß in einem Jahre der Regen an 30 Zoll hoch auf den Erdboden falle, hernach aber wieder aufdünste: so muß nothwendig die Atmosphäre in der Tiefe eben deswegen weit dicker seyn, weil der Feuchtigkeit daselbst mehr, mithin die Ausdünstung stärker und anhaltender ist. Nehmen wir ferner an, daß diese Feuchtigkeit, welche sich in einer niedern Gegend sammelt, stocken, verderben und faul werden kann: so muß die daher kommende Ausdünstung noch weit schädlicher seyn. Aus Pfützen, Seen, stehenden Wässern, Morästen, welche sich in der Tiefe häufiger befinden, ist die Ausdünstung ungemein stark; welches man an dem Nebel bemerken kann, welcher über solchem Gewässer vor Sonnenaufgang sich aufhält. Aus dem mittelländischen Meere sollen allein nach einer Berechnung in einem Sommer-

tage

tage 528,000,000 Pfund ausdünsten; man kann hieraus leicht den Schluß machen, wie viel noch aus andern Gewässern ausdünsten könne. Nun ist zwar auch nicht zu läugnen, daß nicht auch gebirgige Gegenden eine mit Ausdünstungen angefüllte Atmosphäre haben, und also die Luft auch nicht daselbst so gänzlich frey von solchen sey; sie ist aber doch nicht so sehr nach den vorgedachten Saze, damit geschwängert, als die Luft in tiefer gelegenen Gegenden, folglich auch der Gesundheit weniger nachtheilig. Sind aber auch wirk. Dünste in solchen Gegenden befindlich, so haben sie doch vor niedrigen das zum voraus, daß sie denen Winden, welche die Luft von allem Schädlichen am leichtesten reinigen, auch am meisten ausgesezt sind, so wie auch den Sonnenstrahlen, welche durch ihre Wärme die Luft verdünnen, und die natürliche Elasticität derselben, welche ihr durch die in der Luft schwimmende Feuchtigkeit benommen worden ist, wieder herstellen. Die Dünste, welche in tiefen und schattigen Thälern, ohne welche keine Berge sind, befindlich sind, werden auch durch die stärkere Bewegung der Luft, welche in bergigen Gegenden zu seyn pflezt, ziemlich vertrieben, noch leichter aber, wenn die Winde öfters die Gegenden wechseln, aus welchen sie wehen. Die häufigern und stärkern Gewitter verändern bekanntermaßen gleichfalls die Luft; und diesen sind gebirgige Gegenden vor andern ausgesezt.

Daß aber auch wirklich die Einwohner gebirgiger Gegenden eine dauerhaftere Gesundheit vor andern genießen, lehren die Erfahrungen der Aerzte. Die Böhmen, Mährer, Steyermärker, Tyroler, Schweizer genießen vorzüglich dieses Glückes, welches man hauptsächlich der Laze ihrer Länder zuzuschreiben hat; wiewohl auch ihre einfachere Lebensart vieles mit hiezu beträgt. Die Einwohner des Harzes dienen gleichfalls zum Beweise, denen eine ziemliche Anzahl Krankheiten,

welche in niedriger feuchten Gegenden sehr häufig vorkommen, gänzlich unbekannt ist.

Daß, und warum die Gebirger vorzüglich zur Gastfreyheit geneigt sind, siehe oben S. 445.

Von den Vorzügen der gebirgigen Gegenden zur Viehzucht, siehe Th. I. S. 582.

Von Erziehung des Holzes in gebirgigen Gegenden, siehe den Art. Holz = Bau.

2. Bey den Bergleuten, bey welchen eine jede taube Erd = oder Steinart Berg genannt wird, führt ein jedes Gestein, es mag schon gebrochen seyn, oder noch in seiner natürlichen Lagerstätte liegen, den Namen Gebirge. Gemeines Gebirge, Bruchsteine. Schieferiges Gebirge, Schieferstein. Gebreches Gebirge, eine mürbe, weiche Steinart.

Man nennt auch Gebirge, die Gegend, wo Gänge streichen, und Erz gewonnen wird, und theilt dasselbe in das Vor = Mittel = und hohe Gebirge. Vorgebirge ist das nächste, was nach der Ebene steht; und da sind die Gänge selten fündig. Mittelgebirge ist, was zwischen dem Vor = und hohen Gebirge liegt; und da sind die Gänge am geschicktesten, und beständig zu Metallen. Das hohe Gebirge ist das höchste, da es sich wieder hinter demselben senket; und da liegen die Gänge nicht gar tief, und haben ihre beste Art zu groben Metallen, als: Blei, Kupfer u. d. gl. Wo das Gebirge aufsteigt, wird es das Vordergebirge genannt; wo es aber auf der andern Seite wieder fällt, heißt es das Hintergebirge.

Gebirg = Hirsch, siehe unter Hirsch.

Gebirg = Maus, siehe Hasel = Maus.

Gebirger, siehe oben S. 546.

Gebirgig, } siehe oben S. 545.
Gebirgisch, }

Gebiß (das). 1. Das Werkzeug, womit man beißt, das Maul und die Zähne, Fr. Dents, Dentelier. So pflegt man im gem. Leben und in der Jägersprache das Maul eines Hundes, Wolfes, und aller vierfüßigen Raubthiere das Gebiß, in einigen Gegenden auch nur das Biß zu nennen. Auch von einer Person, welche schöne Zähne hat, sagt man im Scherze, sie habe ein schönes Gebiß, Fr. elle a un beau ratelier.

2. Das eiserne Mundstück eines Zaumes, weil die Pferde darauf beißen, (*) Fr. Mors, und in weiterer Bedeutung auch wohl alles Eisenwerk an einem Pferdezaume. Siehe Zaum. Einem Pferde das Gebiß einlegen oder anlegen, Fr. mettre les mors à un cheval.

Gebläse (das), Fr. Forge, in den Hüttenwerken, die zu einem Ofen gehörigen Blasebälge mit ihrer Zurüstung. Das Gebläse anlassen. Das Gebläse stehet still. Etwas vor das Gebläse bringen. Siehe Blasebalg.

Geblümt, siehe Blumicht, Th. V. S. 787. Geblümte Bänder, siehe Th. III. S. 497.

Geblümte, (das) in einigen Gegenden, alles, was die Bienen zu ihrer Nahrung eintragen, welches in andern Gegenden auch die Nutzung genannt wird; ohne Zweifel, weil sie es von den Blumen sammeln.

Geblüt, (das) die ganze Masse des in einem Körper befindlichen Blutes. Ein böses verdorbenes Geblüt haben.

Vom Aufwallen des Geblütes bey Pferden, siehe Th. II. S. 786.

Figürlich auch nahe Verwandtschaft, Blutsfreundschaft. Zu nahe in das Geblüt heurathen. Von königlichem Geblüte herstammen. Die Prinzen vom Geblüte, in Frankreich, welche mit dem regierenden Könige nahe verwandt sind.

(*) In dieser letztern Bedeutung lautet es im Niederf. Bit, im Theuerdanke Biß, im Dän. Bidsel, im Engl. Bit, im Angelf. Bitole, Gebaete, im Holländ. Gebit.

Imgleichen, die Gesinnung. Das giebt freylich kein gutes Geblüt, d. i. keine freundschaftliche Gesinnung.

Gebot. (das) 1. Von dem Zeitworte bieten oder gebieten, befehlen, der Befehl, die Verordnung eines Höhern. Gebot und Verbot von Jedermann annehmen müssen, seiner Gerichtbarkeit unterworfen seyn. Siehe Hülfsgebot, Strafgebot. Am häufigsten braucht man dieses Wort von den Befehlen und Gesetzen Gottes. Die zehen Gebote Gottes, die zehen Verordnungen des göttlichen Sittengesetzes. Doch sagt man auch, einem zu Gebote stehen, ihm gehorchen müssen, seiner Herrschaft unterworfen seyn.

2. Von bieten, offerre, die Handlung des Bietens, und die Summe, welche man bietet. Ein Gebot auf etwas thun, Fr. encherir, faire une offre, offrir Ein schlechtes Gebot. In den gemeinen Mundarten sowohl Ober- als Niederdeutschlandes nur schlechthin Bot.

3. Von bieten, einladen. In dem zusammengesetzten Worte Gastgebot; siehe oben S. 464.

Gebots-Brief, in einigen oberdeutschen Gegenden, der schriftliche Befehl eines Höhern, oder einer Gerichtsherrschaft, ein Mandat.

Gebräme, (das) Fr. Bordure, Chamarrure, der Rand eines Dinges, besonders der Saum oder Aufschlag eines Kleides. Die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, Es. 3, 20. Ich will dir deine Gebräme aufdecken unter dein Angesicht, Nahum 3, 5. In dieser allgemeinen Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet, wo es nur noch von dem Rande von Pelzwerk um verschiedene Kleidungsstücke gebraucht wird.

Gebräude, (das) Fr. Brassin, so viel auf einmal gebrauet wird. Ein Gebräude Bier; im gem. Leben ein Gebräu, in Niedersachsen ein Brau.

Die

Die Gebräude sind nicht aller Orten gleich. In Berlin hält ein Gebräude Bier 9 Kufen, oder 18 Faß, oder 36 Tonnen; in Leipzig hält es 16, und in Dresden 24 Fuß.

Gebratenes, siehe Braten.

Gebrauch. (der) 1. Die Anwendung einer Sache zu seinen Bedürfnissen; L. Usus, Fr. Usage. Ich hebe es zum künftigen Gebrauche auf. Den Gebrauch von etwas haben. Die Sache ist durch langen Gebrauch verderbt worden. Gebrauch von etwas machen.

2. Der mehrmalige Gebrauch eines Dinges, die mehrmalige Wiederholung einer willkührlichen Sache. Dieses Wort, diese Art Kleider ist nicht mehr im Gebrauche, wird nicht mehr gebraucht. In Polen sind die langen Kleider im Gebrauche, in Deutschland die kurzen.

3. Diejenigen willkührlichen Dinge selbst, welche von einem oder mehrern mehrmals wiederholt werden, sofern sie dadurch gewissermaßen die Kraft eines Gesetzes erhalten; Fr. Coûtume, Mode, Usage. Die hiesigen Gebräuche sind mir unbekannt. Gute, böse Gebräuche. Kirchengebräuche.

4. Das dadurch erwachsende Gesetz, das Herkommen. Der Gebrauch bringt es so mit sich. Nach Landesgebrauch. Der Gebrauch will, daß man seine Freunde betraure.

In den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes ist dafür nur das einfache Brauch üblich. Aus dem obigen erhellet, daß der Unterschied, welchen Hr. Stosch zwischen Gebrauch, Gewohnheit und Herkommen annimmt, sehr unglücklich gerathen ist. Gebrauch ist, ihm zufolge, etwas, was der größte Theil der Menschen thut, oder was von dem größten Theile in einem gewissen Stande beobachtet wird; welche Erklärung auf der einen Seite zu enge, auf der andern aber wieder zu weit ist. Siehe auch Gewohnheit und Herkommen.

Gebrech, im gem. Leben, besonders im Bergbaue, mürbe, aber doch weniger als zerbrechlich. Ein ge-

breches Gestein, welches mit leichter Mühe zu erbrechen oder zu gewinnen ist.

Gebrechc. (das) 1. Ein wiederholtes anhaltendes Brechen.

2. Der Ort, wo die wilden Sauen gebrochen oder gewühlt haben, bey den Jägern.

3. Der Rüssel an den Schweinen, so auch der Wurf genannt wird, gleichfalls bey den Jägern.

Gebrechen. (*) [das] 1. Der Zustand, da eine Sache mangelt oder fehlt, doch nur im Oberdeutschen. Das Gebrechen an Lebensmitteln. Gebrechen am Gelde leiden; Fr. Faute oder Manque de vivres, d'argent.

2. Ein jeder Mangel der Vollkommenheit, Unvollkommenheit, Fehler; Fr. Défaut, Infirmité, Vice. Ein jeder hat seine Gebrechen, seine Fehler. Die Landesgebrechen heilen. Das Alter hat mancherley Gebrechen. Im gem. Leben werden auch Krankheiten des Leibes häufig Gebrechen genannt. Daher das schwere Gebrechen, eine bey dem großen Haufen bekannte Benennung der Epilepsie oder fallenden Sucht, welche in Niedersachsen die Kränkte, d. i. die Krankheit, heißt.

In engerer Bedeutung führen 3. äußere Unvollkommenheiten des Leibes, welche den Menschen verunstalten, und ihn zu seinen Geschäften untüchtig machen, den Namen der Gebrechen. Ein Mensch hat ein Gebrechen an sich, wenn er einäugig, blind, buckelig, lahm ist, einen Bruch hat, u. s. f. Daher gebrechlich, Niederf. breklik, so nur in dieser dritten, und in eini-

(*) Statt dieses Wortes ist zu allen Zeiten auch nur das im Hochdeutschen veraltete einfache Brechen üblich gewesen, welches für einen Fehler unter andern auch in dem Buche Belial von 1472 vorkömmt. Bey dem Otfried lautet es Bresta, im Niederf. Brek, im Dän. Brak, im Angelf. Brec, im Engl. Brack. 3. Mos. kömmt noch das Mittelwort gebrochen, von dem Zeitworte Brechen, in der veralteten Bedeutung vor, ein Gebrechen habend. Keiner, der gebrochen ist, soll herzu nahen.

einigen Fällen der zweyten Bedeutung üblich ist. Ein gebrechlicher Mensch, der entweder ein Gebrechen des Leibes hat, oder auch vor Alter schwach und unvermögend ist. In engerm Verstande werden lahme und mit einem Bruche behaftete Personen im gem. Leben gebrechlich genannt.

Man hört öfters bey der Gelegenheit, wenn Jemand von einem Gebrechlichen eine Beleidigung empfangen hat, dieses Sprichwort reden: Man müsse sich vor solchen Menschen hüten, welche die Natur gezeichnet hat; und man hört auch den gewöhnlichen Ausdruck dabey, daß dieses Sprichwort ein wahres Wort sey. Es verlohnt sich der Mühe, daß man untersuche, wie weit dasselbe einen Grund habe.

Wenn man auf solche Personen, welche buckelig, lahm, oder an ihren Sinnen fehlerhaft geboren, auch die in ihrer Jugend durch Zufälle gebrechlich geworden sind, genau Achtung giebt, so wird man finden, daß sie von verschiedenen Lastern bewohnt werden. Und ob zwar die Regel: daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohne, ihren öftern Abfall leidet, so ist es doch gewiß, daß unter den Häßlichen allemal mehr Untugendhafte anzutreffen sind, oder daß wenigstens ihre Laster eher in die Augen fallen, und merklicher werden.

Die alten Griechen und Römer hielten besonders viel auf eine gute Gestalt; und es ist bekannt, daß Socrates ungern einen Häßlichen in seine Schule aufnahm. Cicero giebt uns an verschiedenen Orten einen Grundriß, wie eine Manns- und Weibsperson gestaltet seyn müsse; und wir finden überhaupt viele Merkmale, daß sie wohlgebildete Personen für fähig zu guten Tugenden gehalten haben.

Weil den Menschen ohne Zweifel ein Trieb zur Schönheit angeboren ist, so fallen ihnen die guten Eigenschaften der Wohlgebildeten immer viel reizender in

die Augen, und ihre Laster verdunkeln sich unter dem Glanze ihrer Schönheit. Dahingegen hat man schon so große Aufmerksamkeit auf die Tugend eines Gebrechlichen nicht. Wir sehen aber ihre Laster, weil uns schon die Gestalt der Person gehässig ist, in ihrem weitesten Umfange. Da nun die Erfahrung lehrt, daß die Ungestalteten mit gewissen Lastern behaftet sind: so will ich dieselben anzeigen.

Das erste und zugleich das lächerlichste ist der Hochmuth und die hohe Einbildung von sich selbst. Wenn dergleichen Gebrechliche einige gute Eigenschaften besitzen, so denken sie, sie seyn es wirklich allein, und sehen keinen andern über die Achsel an. Weil sie gewahr werden, daß die Welt viele Vorzüglichkeit auf eine gute Leibesgestalt und Ansehen legt, und sie dieses nicht besitzen: so suchen sie mit allen Kräften ihren Eigenschaften den Vorzug zu geben, der ihnen sonst abgeht, und lassen keine Gelegenheit vorbey streichen, welche sie nicht zu Erhebung desselben anwenden. Alle andere sind also an Klugheit, Witz und Einsicht weit unter sie zu sezen, und sie glauben, daß es ihnen hieran Niemand gleich thun könne.

Dieses, ob es schon thöricht ist, fällt doch so lächerlich nicht in die Augen, als wenn sie ihrem gebrechlichen Körper einen Vorzug geben wollen. Man sieht öfters, daß sich buckelige oder andere ungestaltete Personen auf alle mögliche Weise brüsten, und mit den erhabensten spanischen Schritten einher gehen. Der Kopf ist gar nicht auf die Erde, sondern an die Dächer und Fenster der Häuser gerichtet; und sie wollen mit ihrer ganzen Stellung diese Worte zu erkennen geben: Sehet, wie ich meinen gebrechlichen Leib so geschikt trage; sehet aber auch dabey, was ich für ein großer Narr bin! Wenn ein häßliches Frauenzimmer beständig vor dem Spiegel steht: so ist es lächerlich und thöricht; wenn aber eine gebrechliche Person eine

gute

gute und geschickte Stellung des Körpers annehmen will, die sie doch der Natur desselben nach unmöglich haben kann, so ist es unendlich thörichter.

Das andere Laster ist der Argwohn. Weil sie mit ihren Leibesfehlern höchst unzufrieden sind, und dieselben auf das möglichste zu verbergen und zu verstellen suchen: so werden sie ungemein aufgebracht, wenn man sich nur im geringsten merken läßt, daß man einige widrige Gesinnungen gegen sie trage. Sie geben auf alles genau und sorgfältig Achtung; und wenn man sich mit einem einzigen Worte verspricht, oder nur eine unrechte Miene macht, so ziehen sie gleich alles auf sich. Man kömmt manchmal ganz unschuldig dazu, und stößt einige Worte heraus, ohne Betracht auf eine solche gebrechliche Person zu machen, die sich dabey befindet; diese aber denkt den Augenblick, sie sey damit gemeinet.

Man muß sich hierin bey Gesellschaften besonders in Acht nehmen, daß man nicht von dem Lahm- Buckelig- oder Blindseyn rede, wenn sich eine Person dabey befindet, die mit einem solchen Fehler behaftet ist. Sie glaubt ganz gewiß, daß sie unter der allgemeinen Materie gemeint sey, und daß man ihr ihre Fehler vorrücken wolle; und wenn die Worte noch so unschuldig sind, so sind sie doch nicht zureichend, ihren Argwohn zu benehmen.

Dieses Laster ist fast allemal mit der Argliſtigkeit vergesellschaftet. Sie können sich mehrentheils ungemein verstellen, und sie geben sich alle Mühe, die Gesinnungen anderer auszuforschen. Sie bringen in Gesellschaften oft selbst Unterredungen von Leibesfehlern auf die Bahn, um nur zu hören, was dieser oder jener dazu sagen werde. Sie fangen alsdann die Worte fleißig auf, und machen eine Auslegung darüber, die sich derjenige, welcher sie gesprochen hat, so leicht nicht vermuthet hätte. Sie nehmen manchmal mit Fleiß gewisse Stellungen und Handlungen vor, die sich nach Beschaffenheit ihres gebrechlichen Körpers nicht schicken, um nur die Urtheile der andern darüber zu hören;

ren; und sie sind wohl gar im Stande, über sich selbst zu spotten, um das Bezeigen der Anwesenden zu vernehmen.

Die Rachbegierde ist alsdann das Laster, welches an der vorigen Stelle tritt. Wenn sie etwas aufgefangen haben, daß sie auf sich ziehen können, oder wenn sie die Gesinnungen anderer Menschen durch ihre Argliſtigkeit ausgekundschaftet haben: so sind sie auf alle Weise bedacht, sich empfindlich zu rächen. Sie legen ihnen also tausend Fällen, sie suchen sie möglichst zu verkleinern, und ihnen den größten Tort anzuthun. Ihre Rache hat sogar kein Ende, und sie sind im Stande, einem, der sie ihrer Vorstellung nach beleidigt hat, viele Jahre etwas nachzutragen.

Gemeiniglich sind solche Leute auch zur Tadelsucht geneigt. Sie wollen gern witzig scheinen, damit sie in Gesellschaften angenehm seyn, und die Zuneigung anderer erlangen, welche sie sich sonst wegen ihrer Gebrechlichkeit nicht versprechen. Weil es ihnen aber gemeiniglich an wahrem Witze gebricht, so müssen die Handlungen ihrer Nebenmenschen herhalten, und sie lernen immer einige lächerliche Ausdrücke, womit sie dieselben belegen können.

Aus Betrachtung dieser Laster wird man nun leicht die Folge ziehen können, ob man sich vor ihnen zu hüten habe. Es ist meines Erachtens vorsichtig gehandelt, wenn man ihren Umgang meidet. Man bleibe aus solchen Gesellschaften, von denen man weiß, daß sich dergleichen Leute daselbst befinden; und wenn es sich fügt, daß wir in solchen Gesellschaften seyn müssen, so führe man sich auf alle Weise behutsam auf. Man bringe keine Rede auf die Bahn, die ihnen nur einigermaßen nachtheilig seyn könne; man sehe sie auch nicht zu öfters an, denn auch aus dem bloßen Anschauen pflezen sie Argwohn zu schöpfen; und man hüte sich, ihnen durch Mienen Anlaß zu ungleichen Gedanken

danken zu geben. Man sey in Unterredung niemals gegen sie offenherzig; und wenn sie selbst von Leibesgebrechen zu reden anfangen, oder über sich selbst spotten, so bezeige man sich ganz gleichgültig, und nehme in seinen Mienen keine Veränderung an. Man verstelle sich übrigens gegen sie auf alle mögliche Weise; denn hier ist die Verstellung eine Tugend.

So weit müssen die Gränzen der Vermeidung solcher Personen gehen, welche die Natur nach dem Sprichworte gezeichnet hat. Hingegen muß sich dieselbe in keinen Haß und Abscheu oder Verachtung verwandeln, sondern die Menschenliebe, die man Jedermann schuldig ist, muß sich auch auf sie erstrecken. Was können sie dafür, daß die Vorsehung sie auf diese Weise hat lassen geboren, oder durch Zufälle gebrechlich werden! Ihr Zustand ist bereits beschwerlich genug; und es ist unbillig, ihnen denselben durch Haß und Verachtung noch beschwerlicher zu machen. Man muß vielmehr Mitleiden sowohl mit ihrer Leibes- als Gemüthsbeschaffenheit tragen, und dem Höchsten danken, daß er uns einen wohlgestalteten Körper gegeben hat.

Gebrechlich, siehe den vorherg. Art.

Gebreite, (die) in der Landwirthschaft Meißens und Thüringens, ein breites Stück Feldes von unbestimmter Größe, so aber breiter als ein Gelänge, d. i. über 4 Ruthen breit ist; siehe Gelänge. Eine Gebreite von sieben Aeckern. Ein Stück von den herrschaftlichen Gebreiten. Ein Gebreitchen, ist nur in der Länge von einer Gebreite unterschieden, hat aber übrigens eben dieselbe Breite.

Gebrochenes Dach, siehe unter Dach.

Gebrochene Farben, siehe unter Farbe.

Gebrochener Stab; darunter versteht man in genähten Arbeiten die einem halben Vierecke gleichenden und an einander gefügten kleinen Figuren.

Gebrochene Treppe, siehe unter Treppe.

Gebrochene Zahl, siehe Bruch in der Rechenkunst.

Gebrüder, (die) mehrere Brüder zusammen genommen, als ein Collectivum. Die Gebrüder Richter. Im Oberd. gebraucht man es auch für das einfache Brüder. Sie sind Gebrüder, d. i. Brüder.

Gebühr. (die) 1. Die Pflicht, sie sey, von welcher Art sie wolle, eine jede Verbindlichkeit, welche man zu erfüllen schuldig ist. Seine Gebühr beobachten, thun. Ueber die Gebühr arbeiten, mehr als man zu thun schuldig ist. Nach Standesgebühr, wie es sich nach eines jeden Stande schickt, oder wie man es einem jedem Stande schuldig ist. Wider die Gebühr trinken, unmäßig.

2. In engerer Bedeutung dasjenige, was man einem andern zu leisten schuldig ist, oder was der andere als eine Schuldigkeit von uns fordern kann. Einem um die Gebühr oder für die Gebühr arbeiten, für den gebührenden Lohn. Einem seine Gebühr geben. Die Gebühr auf dem Rathhause bezahlen.

Im Oesterreichischen ist die Gebühr dasjenige, was der Miliz zu ihrer Unterhaltung gereicht wird.

In dieser zweyten Bedeutung ist es häufig im Plural ohne Singular üblich. Der Obrigkeit ihre Gebühren bezahlen. Die Pfarrgebühren, was man dem Pfarrer zu bezahlen hat. Schreibegebühren, der Schreibelohn. Gerichtsgebühren, Arztgebühren, Amtsgebühren u. s. f.

Gebürsch, (die) in einigen oberdeutschen Gegenden die Jagd, der Jagddistrict, für das einfache Bürsch.

Gebürtig, Fr. Natif, der Geburt nach herstammend. Aus Frankreich, aus Berlin ꝛc. gebürtig seyn.

Gebüsch. (das) 1. Ein Ort, der mit Buschwerk, d. i. Sträuchen oder Unterholze bewachsen ist. Ingleichen mehreres an einem Orte befindliches Unterholz. Sich in das Gebüsch verstecken.

2. Ein-

2. Einzelne Sträuche oder Büsche, doch größtentheils nur im Oberdeutschen. Siehe Busch.

Gebund, (das) ein nur in den gemeinen Mundarten für das einfache Bund, Fasciculus, übliches Wort. Ein Gebund Stroh. Siehe Bündel.

Bey den Buchbindern sind die Gebünde diejenigen Schnüre, worauf ein Buch geheftet wird.

Geburt, (die) von dem Zeitworte gebären.

1. Der Zustand, da eine Person oder ein Thier weibliches Geschlechtes gebäret, imgleichen der Zustand, da ein Kind oder Thier geboren wird, da dann dieses Wort sowohl von der Mutter als auch von der Frucht gebraucht wird.

1) Eigentlich. In der Geburt begriffen seyn. Die Mutter starb in der Geburt. Das Kind blieb in der Geburt. Eine schwere Geburt haben. Von mehrern einzelnen Fällen gebärender Personen gebraucht man zuweilen auch den Plural. Eine Arzney in schweren Geburten.

2) Figürlich. (a) Die Abstammung, das Geschlecht, sofern gewisse Eigenschaften von den Aeltern auf die Kinder fortgepflanzt werden. Ein Edelmann von Geburt, ein geborner Edelmann. Er ist von vornehmer Geburt, von vornehmen Aeltern geboren. Ein Mensch von niedriger Geburt. (b) Der Anfang, die Entstehung einer Sache. Man muß die bösen Begierden in der Geburt ersticken.

2. Die geborne oder zur Geburt bestimmte Frucht, doch nur in einigen Fällen. Eine unzeitige Geburt, welche nach dem Laufe der Natur zu früh geboren wird. Sich die Geburt abtreiben. Daher die Erstgeburt, Nachgeburt, Mißgeburt, Wundergeburt u. s. f.

Sichere Mittel, eine schwere oder langsame Geburt zu erleichtern und zu befördern, siehe oben S. 515, fgg.

Bey der Geburt der vierfüßigen Thiere giebt die Mutter die Jungen durch die Geburtsglieder von sich, wobey

wobey mehrentheils der Kopf voran kömmt; sie beißt darauf die Nabelschnur ab, und reinigt die Jungen durch ihr Lecken mit der Zunge. Die mehresten Thiere gebären im Liegen; die Stute im Stehen.

Bey dem Viehe wird die Geburt meistens dadurch schwer, daß entweder die Geburtsglieder unförmlich gebildet sind, oder das junge zu groß und ungestaltet ist, oder sich in einer unrechten Lage befindet, und deswegen nicht wohl durch den für dasselbe bestimmten Weg an das Licht gelangen kann. Zuweilen sind auch die Entkräftungen der Mutter Schuld daran.

Geburts-Brief, ehedem der Mannrechtsbrief, ein Brief, d. i. Urkunde oder Schein, ein glaubhaftes Zeugniß von der Obrigkeit, daß Jemand aus einem untadelhaften Ehebette, recht und ehrlich, deutscher Nation und redlichen Herkommens, auch Niemanden mit einiger Leibeigenschaft verbunden noch verpflichtet, erzeugt und geboren sey. Ohne ein solches Zeugniß kann Niemand in die Lehre bey einem Handwerke aufgenommen werden. Siehe Handwerk.

Geburts-Helfer, der Hebarzt, Hebammenmeister, Fr. Accoucheur, ein Arzt, welcher dem weiblichen Geschlechte in der Geburt Hülfe leistet. S. Hebamme.

Geburts-Hülfe, die Hülfe, welche gebärenden Weibern geleistet wird; Niederf. der Kinderfangst. Siehe Hebamme.

Geburts-Maal, siehe Mutter-Maal.

Geburts-Stuhl und Bette, siehe oben S. 517.

1. **Geck**, (der) im gem. Leben, besonders Niedersachsens, die Naht der Hirnschale bey dem Ohre an den Kalbs- und Schöpsköpfen. Den Geck stechen, diese Naht mit dem Messer öffnen. Einem den Geck stechen, figürlich in den niedrigen Sprecharten, ihn zum besten haben, seiner Einfalt spotten.

Peucer versichert, daß auch die Fischohren oder Kiefen bey den Sachsen der Geckel genannt würden. Gemeiniglich leitet man dieses Wort von dem folgenden ab, weil ein Unvorsichtiger

ger sich bey dem Stechen des Geckes leicht in die Finger stecke. Allein es ist vermuthlich ein altes Stammwort, welches überhaupt eine Spalte oder Oeffnung bedeutet hat, und zu dem Oberdeutschen Gauf, die hohle Hand, gehört, indem die Blaje und Hauchlaute mehrmals in einander übergehen. Siehe Gäspe. In Oberschwaben werden in den Steinbrüchen die Zwischenräume zwischen den Schieferplatten Gechtinen genannt.

2. Geck, ein ungeschickter Possenreißer. Imgleichen ein alberner, thörichter Mensch, ein Narr,

3, Geck, Gecko, ein vierfüßiges Thier, welches Linné unter die chamäleonartigen Eidechsen rechnet, und Lacerta Gecko, cauda tereti mediocri, digitis subtus lamellatis, corpore verrucoso, auribus concavis, nennt, Klein aber als ein besonderes Geschlecht der unhaarigen Thiere mit Zehen betrachtet, vom Bontius, Grunov und und andern aber den Salamandern beygezählt wird, soll seinen Namen davon erhalten haben, weil es zu der Zeit, wenn es regnen will, einigemal hinter einander Gecko Gecko zu schreyen pflegt. Der Kopf ist lang und breit; der dicke Körper, welcher eine röthlichgraue oder graulichgelbe Farbe hat, ist mit Warzen besetzt und perlenförmig. Jeder Fuß enthält 5 Zehen, welche am Ende rund und mit kleinen Nägeln versehen sind. An den Sohlen der breiten Zehen, findet man häutige Schuppen, zwischen welchen eine Feuchtigkeit ausfließt, welche, so wie der Speichel des Gecko, giftig seyn, und den Indianern zu Vergiftung ihrer Pfeile dienen soll; daher man das Essen, über welches eine solche Eidechse läuft, für schädlich hält. Der kurze, dicke und stumpfe Schwanz ist mit Erhöhungen, wie mit Perlen besetzt. Man findet diese Thiere nicht nur in Java, Ceylon und andern Gegenden von Ostindien, sondern auch in Aegypten und Arabien. Sie sind zahm, und suchen in Gefahr bey Menschen Hülfe. Klein führt 3 Arten aus dem Seba, und eine aus dem Aldrovand an, deren Unterschiede aber nicht genau an-

gegeben werden. Die größten sind nebst dem Schwanze kaum einen Schuh lang. Sie halten sich theils in den Wäldern und in den Häusern, theils auch im Wasser auf. Diejenige Art, welche Klein unter dem Namen gestirnter Geck anführt, hat das Besondere an sich, daß der Schwanz mit einer Floße besetzt ist. Man findet auch Thiere dieser Art, deren Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden sind.

Geckelkraut, in einigen Gegenden eine Benennung des Spindel-Baumes, Evonymus europæus *Linn.* Siehe dieses Wort.

Geckenheil, Gauchheil; siehe Anagallis.

Gecko, siehe Geck 3.

Gedächtniß, (das) von dem Zeitworte gedenken oder denken; L. Memoria, Fr. Mémoire.

1. Das Andenken, die Erinnerung an eine vergangene Vorstellung oder Begebenheit. Etwas in in frischem Gedächtnisse haben. König Fridrich der Zweyte glorwürdigsten Gedächtnisses. Dein verstorbener Vater seligen Gedächtnisses. Etwas zum ewigen Gedächtnisse aufschreiben.

2. Das Mittel der Wiedererinnerung oder des Andenkens, ein Denkmal, nur in einigen Fällen im gemeinen Leben. Seines Namens Gedächtniß stiften. Ein Ehrengedächtniß. Ein Gedächtniß ausrotten, dasjenige vernichten, was sein Andenken erhalten könnte.

3) Die Fähigkeit des Verstandes, die Kraft der Seele, angefangene Begriffe fortzusetzen; und in engerm und gewöhnlicherm Verstande, das Vermögen, sich gehabter Begriffe wieder bewußt zu seyn; die Erinnerungskraft. Ein gutes, ein glückliches, ein scharfes, ein starkes Gedächtniß, wenn man sich bey allem wohl besinnen kann, daß wir es vor diesem schon empfunden haben. Ein schlechtes, ein schwaches Gedächtniß. Das Gedächtniß verlieren, um sein Gedächt-

dächtniß kommen. Etwas im Gedächtnisse behalten. Das Gedächtniß stärken. Etwas seinem Gedächtnisse einverleiben oder emprägen. Etwas aus dem Gedächtnisse lassen, es vergessen.

Die Einbildungskraft und der Witz sind die Aeltern, von welchen das Gedächtniß erzeugt worden ist. Es fasset dasselbe zwey Stücke in sich: 1) das Vermögen der Seele, gehabte Vorstellungen wieder hervor zu bringen; dieses aber haben wir unserer Einbildungskraft zu danken; 2) das Vermögen der Seele, die wieder hervorgebrachten Vorstellungen wieder zu erkennen, oder zu wissen, daß es solche seyn, die schon einmal in der Seele gegenwärtig gewesen sind; und dieses ist eine Wirkung des Witzes. Witzige Köpfe pflegen daher gemeiniglich ein fähiges Gedächtniß zu haben. Das Gedächtniß ist fähig, wenn wir viel behalten; treu, wenn wir eine Sache lange behalten; und lebhaft, wenn wir uns derselben leicht wieder erinnern können. Es giebt keinen Stand und keine Lebensart, in welchen die Menschen den Gebrauch des Gedächtnisses entbehren könnten, obwohl gewisse Zweige der großen Gesellschaft der Bürger, die Gelehrten, dessen vor ander benöthigt sind. Man lobt zwar diejenigen nicht sehr, deren ganze Gelehrsamkeit ein Werk des Gedächtnisses ist. Hic jacet vir beatæ memoriæ, exspectans judicium, setzte man einem solchen zur Grabschrift. Aber Gelehrsamkeit ohne Gedächtniß läßt sich gar nicht denken. Was vergessen ist, und wessen man sich nicht mehr erinnern kann, das ist gleichsam aus der Seele verloren. Es lehrt und bessert nicht mehr, und hat keinen Einfluß auf unser Leben. Wer kein Gedächtniß hat, bey dem sind alle Empfindungen sogleich erloschen, und wo es schwach ist, da muß er entweder immer Empfindungen haben, oder er trägt sich mit seinen wenigen Begriffen bis zum Ueberdruß, weil er sie nicht mit andern verwechseln kann. Das Gedächtniß ist eine Innhaberin

der Gedanken, eine Bewahrerin der Wissenschaften, eine Lehrerin der Tugend, und eine Schatzkammer der Weisheit.

Wenn wir etwas Wahres für falsch, oder etwas Falsches für wahr halten, so irren wir. Nun können alle unsere Erkenntnißvermögen irren; folglich ist auch unser Gedächtniß nicht von allen Irrthümern gesichert. Ein Irrthum, der von dem Gedächtnisse herrührt, wird ein Gedächtnißfehler genannt; und in so fern das Gedächtniß fehlen kann, nennen wir es ein triegliches Gedächtniß. Wenn man einen Gedächtnißfehler begeht, den man augenblicklich durch ein kurzes Besinnen wieder verbessert, so sagt man: man habe sich versprochen.

Man kann das Gedächtniß füglich in das angeborne und erlangte eintheilen. Jenes bedeutet das Gedächtnißvermögen, welches der Mensch mit auf die Welt bringt, und bey ihm ohne alle vorhergegangene Uebung und Mittel angetroffen wird; dieses, wird durch den Gebrauch bequemer Mittel hervor gebracht. Je vollkommener das Genie eines Menschen (d. i. die sämtlichen Erkenntnißvermögen und ihre gehörige Proportion unter einander) ist, je gesunder und beweglicher sein Körper gebaut ist, desto besser muß auch das angeborne Gedächtniß seyn. Wer sieht nicht, wie viel auf unsere erste Anlage ankomme, die wir von der Hand unsers Schöpfers haben; und wie wenig also von den Kräften unserer Seele, womit doch viele so stolz thun, auf unsere Rechnung geschrieben werden könne! Wie demüthigend muß nicht dieser Gedanke für aufgeblasene Gelehrte seyn! Wie viel Ursache haben wir, mit unsern schwachen Brüdern Geduld zu haben, und wer darf sie, ihrer geringern Fähigkeiten wegen, verachten oder gering schätzen! Das erlangte Gedächtniß, ist entweder das natürliche oder künstliche. Die Wissenschaft der Mittel der Verbesserung des Gedächtnisses, beson-

besonders wenn solches vermittelst der Einbildungskraft geschieht, wird die Gedächtnißkunst oder Mnemonik, Ars mnemonica, genannt; und es ist dieselbe sowohl im gemeinen Leben, als auch zur Gelehrsamkeit, von ganz besonderm Nutzen.

Die Erfahrung alter und neuer Zeiten stellt uns Beyspiele von außerordentlicher und wunderbarer Stärke des Gedächtnisses dar. Cicero und Cornelius Nepos rühmen das große Gedächtniß des Themistocles welcher lieber die Vergessenheits- als Gedächtnißkunst zu besitzen wünschte. Von dem pontischen Könige Mithridates erzählen Plinius, Gellius und Quinctilian, daß er 22 Sprachen geredet habe. Drusus wußte den ganzen Homer, und Sallustius den Demosthenes auswendig. Cyrus konnte alle seine Soldaten beym Namen nennen. Seneca erzählt von sich selbst, er habe ehedem ein so starkes Gedächtniß besessen, daß er 2000 Wörter, welche man ihm vorgesagt, in eben derselben Ordnung habe wiederholen können; und wenn er sich zuweilen von einem jeden seiner Mitschüler besondere Verse habe vorsagen lassen, so habe er deren oft mehr, als 200, vom lezten bis zum ersten, sogleich wieder nachsprechen können. Muretus erzählt, nach den glaubwürdigsten Zeugnissen, daß ein junger Corsicaner 36000 einmal gehörte fremde Wörter in eben der Ordnung nicht nur, sondern auch umgekehrt, ohne Anstoß habe wieder hersagen können. Morhof führt uns mehr dergleichen Beyspiele eines sehr großen Gedächtnisses an. Allein, sie sind bey weitem so unbegreiflich nicht, als das folgende, welches im Gentlem. Magazine v. Febr. 1751. erzählt wird. Es lebt nämlich in dem Flecken Elmton, nahe bey Chesterfield in Derbyshire, ein Mann, mit Namen Jedediah Buxton, welcher damals ungefähr 50 Jahr alt war, und in seiner Jugend so sehr versäumt worden ist, daß er nicht einmal seinen eigenen Namen zu schreiben weiß. Blos das Einmaleins hatte er als ein Kind gelernt, und dieses und sein Fleiß haben ihn in den Stand gesezt, daß er, ohne alles Schreiben, oder irgend eine andere Beyhülfe, außer seinem Gedächtnisse 5 bis 6 Zahlen, durch eben so viele andere, mit einer so bewundernswürdigen Geschicklichkeit multipliciren oder dividiren kann, daß der künstlichste Rechenmeister kaum mit ihm fortkommen würde. Er verdient sein Brod kümmerlich mit seiner Hände Arbeit; und obgleich seine Seele ein Wunderwerk ist, so geht doch sein Leib

mit Lumpen bekleidet. Hr. Holliday legte ihm einmal die Frage vor: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang, und 387 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche seyn? Er las ihm die Zahlen deutlich vor, und erhielt nach zwo Minuten das richtige Product, nämlich 162009 engl. Ellen. Auf die Frage: Wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde, sagte er nach eilf Minuten, 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen, und accurat ein Viertel. Als er sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten, antwortete er in anderthalb Minuten: 1520640. Um zu berechnen, wie vielmal sich ein Kutschrad, dessen Umfang 6 engl. Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte, antwortete er nach dreyzehn Minuten, 59840 mal. So löset dieser Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne gehindert zu werden, wenn man mit ihm zwischen durch von ganz andern Dingen redet. Man bemerkt auch bey ihm keinen Unterschied, er möge mit weitläuftigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben. Denn er fängt des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hat, und so fährt er so lange fort, bis er fertig ist. Ja, er kann auch sogar seine Rechnungen abbrechen, und wieder anfangen, er möge eine Woche, oder einen Monat, oder mehrere Monate inzwischen verstreichen lassen. Er nennt seine Zahlen bey ihren eigentlichen Namen, und ihm ist es einerley, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen soll. Wenn man weiß, was das bisweilen für Zahlen sind, so muß man diese Sache fast für übermenschlich halten. Hier sind einige Proben davon, welche unglaublich scheinen.

Herr Saxe traf ihn einmal bey seiner Arbeit an, und legte ihm zur Probe die Frage vor: wie viele Cubikzoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 engl. Ellen in sich enthielten? Er sagte ihm ein einzigesmal diese Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als hundert seiner Mitarbeiter, seine Handarbeit abzuwarten. Herr Saxe entfernte sich indessen, ungefähr 5 Stunden, in seinen Verrichtungen, und rechnete zugleich die Ausgabe mit der Feder aus. Sobald er wieder kam, sagte Burton, daß er fertig sey; daher zog er seine Schreibtafel, um die Antwort niederzuschreiben. Burton fragte den Hrn. Saxe, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffern seiner Summe zu nennen,

weil

weil es ihm gleichviel wäre. Er nannte ihm hiernächst diese Reihe von 28 Zahlen, ohne den geringsten Fehler. Er ist im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet haben. Er läßt sich, zum Erstaunen, von zwo Personen ganz verschiedene Aufgaben unmittelbar hinter einander vorsagen, und giebt nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten dabey zu verirren. Findet sich ja einmal ein Irrthum in seiner Antwort, so überholt er, nach seiner Sprache, die ganze Rechnung, und ändert seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß ist ihm so getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zween Monaten noch völlig und ohne Anstoß wiederholen kann. Millionen, Millionen über Millionen, Tribes und Cramps u. s. w. (denn so nennt er seine lange Reihen von Zahlen) sind ihm eben so geläufig, als Pfunde, Schillings und Pence. Er erzählte dem Hrn. Holliday, daß er im J. 1725, ungefähr einen Monat lang, von seinen Gedächtnißrechnungen ganz taumelnd gewesen wäre, und zuletzt sieben Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Er fürchtete sich aber, jemals wieder dergleichen Rechnungen anzufangen, um nicht wieder in solchen Schwindel zu gerathen. Damals hätte er nämlich folgende Fragen beantworten sollen: Wie viel Gerste, Wicken, Erbsen, Weizen, Haber, Roggen, Bohnen, Linsen, ein Raum von 202680000360 Meilen, jede Meile cubisch gerechnet, fassen könne, und wie viel Haare, jedes 1 Zoll lang, diesen Raum füllen würden. Er nimmt aber die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maße, so wie er es ausgerechnet hat, ist folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten- 300 Weizen- 512 Roggen- 180 Haberkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 zollange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: In einer Cubikmeile sind enthalten 14 tausend 93 Millionen, 420 tausend 936 Quarters, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maß, 3 Nösel und 5⅓ Cubikzoll von einer Art Korn. Fünftausend 451 Millionen, 776 tausend Ellen in einer Cubikmeile sind 254 Millionen Millionen, 353 tausend 61 Millionen und 56 tausend Zoll; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist, und 2304 Haare einen Cubikzoll ausmachen, so geben 586 tausend 40 Millionen Millionen, 972 tausend 673 Millionen, und 24 tausend auf eine Cubikmeile. Wäre aber ein Haar eben so lang, als es breit ist, so meint er, es müßten 28 Tribes, 129 tausend 966 Millionen

Millionen, 688 tausend 305 Millionen und 152 tausend Haare den Raum einer Cubikmeile erfüllen.

Das Erstaunlichste, was wohl jemals ein menschliches Gedächtniß, außer der vorigen Rechnung geleistet hat, besteht darin, daß dieser Mann folgende, aus 39 Ziffern bestehende Zahl, blos im Gedächtnisse mit sich selbst multiplicirt hat: 725, 958, 238, 096, 074, 007, 868, 531, 656, 993, 638, 851, 106. Nachdem er über dieser Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er folgende Quadratzahl davon an, welche die Rechenmeister nachrechnen mögen: 527, 015, 363, 459, 557, 385, 673, 733, 542, 638, 591, 721, 213, 298, 966, 079, 307, 524, 904, 381, 389, 499, 251, 637, 423, 236.

Da das Gedächtniß dieses Mannes das einzige von solcher Stärke in der Geschichte aller Zeiten ist, so hoffe ich, daß man es mir nicht verdenken werde, wenn ich mich dabey ein wenig lange aufgehalten habe. Ich übergehe dafür viele andere gemeinere Beyspiele, die man in allen Abhandlungen vom Gedächtnisse lieset.

Eine so große Stärke des Gedächtnisses läßt sich auf keine andere Weise erlangen, als durch ein natürliches Geschick und unablässige Uebung. Hätte Buxton in seiner Jugend schreiben gelernt, so würde er diese Fertigkeit, in Gedanken zu rechnen, nie erreicht haben, weil er sich in den meisten Fällen mit der Feder beholfen haben würde, die das Gedächtniß träge macht. Es ist mit dieser Kraft der Seele eben so, wie mit allen übrigen. Je besser uns die Natur in unserer ersten Anlage damit ausgerüstet hat, und je länger und stärker wir sie üben, desto größer ist der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen.

Die natürlichen Mittel, das Gedächtniß zu verbessern, können entweder aus der Natur der menschlichen Seele, oder des menschlichen Körpers, hergeleitet werden. Jene nenne ich psychologische, diese aber physiologische, medicinische und diätetische Mittel. Die Betrachtung der erstern möchte mich zu sehr in das Fach der Philosophie hinein führen, und mir den Vorwurf

einer

einer Ausschweifung in ein von dem Bezirke eines Werkes entferntes Gefilde zuziehen. Viel eher wird man hier eine Anzeige der zweyten Mittel von mir erwarten.

Alle Arten von Vorstellungen der Seele erfodern gewisse damit harmonirende Bewegungen in jedem thierischen Körper. Nun aber ist das Gehirn und die Nerven die Werkstatt und der Ursprung aller Bewegungen des Körpers, in so fern sie thierisch sind; folglich muß der Mangel einer jeden Seelenwirkung zugleich den Mangel der dazu gehörigen Bewegungen im Gehirne, in den Nerven und Lebensgeistern, voraus setzen. Da es nun möglich ist, diese Bewegungen durch Arzneyen wieder herzustellen: so müssen alle Fehler der Seelenwirkungen, schlechterdings betrachtet, durch Arzneyen verbessert werden können; und die Ursache, warum die Aerzte dieses nicht allemal thun können, liegt bloß in einer bedingten Unmöglichkeit, wie bey den Krankheiten des Leibes, wenn sie entweder den Grund des körperlichen Fehlers nicht finden können, oder wenn ihnen die Arzneyen, welche ihn heben würden, unbekannt sind. Das Spiel der Lebensgeister und der Mechanismus des Gehirns, welcher dazu erfodert wird, ehemalige Vorstellungen wieder hervor zu bringen, und für die ehemaligen zu erkennen, ist uns zur Zeit noch unbekannt. Wir können zwar sagen, daß Godart glaube, die Vorstellungen drückten gewisse Zeichen in die Fäserchen der Hirnschwiele, (Corpus callosum cerebri) und hierin könnte die Seele alle ihre ehemaligen Vorstellungen eben so, wie eine in hieroglyphischen Zeichen beschriebene Geschichte, wieder lesen, so oft sie wolle. Allein, ob das, was Godart glaubt, wahr sey, das können wir nicht sagen. Was die Arzneyen betrifft, so kennen wir deren weit mehr und zuverlässigere für viele andere Gemüthskrankheiten, als des Gedächtnisses. Ohne der Empfindungen zu erwähnen,

besitzen wir wirklich sehr gute Arzneyen, welche in die Einbildungskraft wirken, die den Verrückten die Vernunft wieder geben, die den Witz erheitern, und die Triebe und Leidenschaften dirigiren. Hingegen sind die Arzneyen für das Gedächtniß mehr Namen, als Sachen; und wir kuriren die Fehler desselben, wenn sie einen Grund haben, der im Gehirne allein verborgen bleibt, nie, wenigstens nie aus Erkenntniß, sondern nur alsdann, wenn das Gedächtniß von einer Krankheit des Körpers verdorben ist, die uns offenbar wird. Solcher Krankheiten sind aber nicht wenige.

Boerhaave und Schenk haben Beyspiele von Leuten, welche in hitzigen Krankheiten ihr Gedächtniß verloren haben. Wepfer hat diese Wirkung vom Schwindel, vom Verbluten und von der Lähmung einer Seite des Körpers, erfolgen gesehen. Schon Plinius und viele Neuere beobachteten den Verlust des Gedächtnisses von einem Falle auf das Haupt. Thucydides hat beobachtet, daß nach der Pest ein Mangel des Gedächtnisses zurück geblieben ist. Blancard bezeugt dasselbe, nach einer überstandenen Schlafsucht; Bonetus, nach Schlagflüssen und verhaltenen natürlichen Blutflüssen. Wepfer hat angemerkt, daß die Vergeßlichkeit von Würmern in den Gedärmen ihren Ursprung genommen habe. Daß das hohe Alter eben dieselbe Folge zu haben pflege, ist Jedermann bekannt; und vom Schrecke und andern heftigen Leidenschaften, ist zuweilen eben diese Wirkung erfolgt. Demetrius erzählt es von einigen, die von einem unvermutheten Windwirbel dermaßen erschrocken sind, daß sie alles Vergangene darüber vergessen haben; und Apollonius sagt, daß sich der Grammatiker, Artemidor, vor einem nahen Krokodille dergestalt entsetzt habe, daß er hernach keinen einzigen Buchstab mehr gekannt habe. So verlor auch Bamba, der König der Gothen, sein Gedächtniß, als ihm sein Nachfolger einen Giftbecher reichen ließ, welchen

chen er austrinken mußte. Von verschiedenen Arten der Gifte, die das Gedächtniß zerrütten, findet man überall Beyspiele.

Unter so vielen Zufällen giebt es einige, welche die Aerzte aus dem Grunde heben können; und so stellen sie zuweilen ein verlornes Gedächtniß wieder her. Allein, es ist eine ganz andere Sache, dergleichen Cur zu bewerkstelligen, wenn die Schwäche, die Untreue oder der Mangel des Gedächtnisses kein bloßer Zufall anderer Krankheiten, sondern ein ursprüngliches Uebel, ist; und alle Aerzte müssen gestehen, daß sie in solchen Fällen, weder die eigentliche Natur und materielle Ursache der Krankheit verstehen, noch auch solche Arzneyen kennen, die darin eine specifische Wirkung thäten. Alles dieses muß einen jeden warnen, daß er in die Arzneyen, welche die Charlatane so zuverlässig anpreisen, und wohlfeil verkaufen, womit sie das schwache Gedächtniß stärken, und der Vergeßlichkeit abhelfen wollen, ein gerechtes Mißtrauen setze, und ich statt derselben lieber mit den Rathschlägen der Psychologen begnüge, welche das Gedächtniß durch Aufmerksamkeit, Fleiß und lange Uebung, zu stärken lehren.

Bey allen Krankheiten, deren Natur den Aerzten unbekannt ist, kann man nicht vorsichtig genug seyn, ihre Versuche zu vermeiden. Es sind mehr Leute durch den Gebrauch der gemeinen Arzneyen, die das Gedächtniß stärken, ungesund und völlig vergeßlich gemacht, als wiederhergestellt worden. Wenn alles recht gut geht: so hat man von solchen Curen weder Nutzen noch Schaden, und das Uebel geht seinen alten Weg fort.

Sollen denn aber also alle die armen Leute hülflos bleiben, die der Mangel des Gedächtnisses zu allen Dingen untüchtig macht? Beynahe möchte ich antworten: Ja! Allein, ich würde doch hierin zu weit gehen. In denen Fällen, wo wir weder die unmittelbare

bare Ursache der Krankheiten, noch specifische Arzneyen wider dieselben kennen, ist noch eine Zuflucht offen, welche darin besteht, die Veranlassungen des Uebels zu erforschen, und diesen den Krieg anzukündigen. Plinius hat z. B. gesagt, daß die öftere Trunkenheit das Verderben und eine Pest des Gedächtnisses sey, und die neuern Beobachtungen bestätigen dieses zur Genüge. Nun können wir zwar nicht begreifen, auf welche Weise die Trunkenheit dieses wirke. Denn, ob wir gleich muthmaßen, daß sie die Fäserchen des Gehirns durch die wiederholte allzu heftige Ausdehnung nach und nach schwäche: so hat doch noch Niemand bewiesen, daß ein gutes Gedächtniß starke Fäserchen des Gehirnes erfodere; noch weniger weiß uns Jemand zu sagen, warum die Trunkenheit nur eben das Gedächtniß, und nicht auch alle übrige Seelenwirkungen schwäche, da sie doch ihre Wirkungen im ganzen Gehirne ausbreitet. Ja, wenn auch die Trunkenheit wirklich alle Seelenkräfte schwächte, so giebt es doch genug andere Veranlassungen der Vergeßlichkeit, die nur auf das Gedächtniß allein wirken; und dieser Punkt bleibt uns allezeit dunkel. Endlich so haben wir auch keine Arzneyen, von welchen wir zuverlässig wüßten, daß sie nur den uns unbekannten Theil des Gehirns, welcher mit den Vorstellungen des Gedächtnisses gemeinschaftlich wirkt, stärken würden. Nichts desto weniger aber hindert uns diese Unwissenheit nicht, denen, die ein schwaches Gedächtniß haben oder befürchten, mit dem völligsten Grunde den Rath zu ertheilen, die Gesetze der Mäßigkeit und Nüchternheit niemal zu übertreten. Eben so sind die übrigen Regeln, welche ich jetzt vorschlagen werde, um das Gedächtniß zu erhalten, auf Vernunft und Erfahrung gegründet.

Ich könnte meinen Lesern viel zu lachen machen, wenn ich sie ermahnte, nicht auf das Haupt zu fallen, sich keinen Stein auf den Kopf fallen zu lassen, alle

Schlag-

Schlagflüsse und Verblutungen, die Pest, die Raserey, die fallende Sucht und hitzige Fieber zu vermeiden, und dafür zu sorgen, daß sie nie erschrecken, und daß ihr Gehirn nicht hart und trocken werde, vereitere, zusammen falle, oder daß keine Steine darin wachsen, weil man dergleichen Fehler an denen beobachtet hat, die nach dem Verluste des Gedächtnisses gestorben sind. Allein, unter den Veranlassungen der Vergeßlichkeit, die wirklich in unserer Gewalt stehen, sind viele, die wir zu sehr vernachlässigen; und für diese sind meine Regeln.

Eine alte Erfahrung hat gelehret, daß der Genuß vieler zähen, schleimigen und verdickenden Nahrungsmittel das Gedächtniß verderbe. Um deswillen verbot **Pythagoras** den Musensöhnen die Hülsenfrüchte. Eine feuchte, kalte, trübe, dicke und unreine Luft ist aus eben dieser Ursache berüchtigt; und die Böotier haben wohl keinen **Burton** aus ihrer Nation aufzuweisen gehabt. **Salmuth** und **Borrich** haben beobachtet, daß die Zurückhaltung der natürlichen Blutflüsse das Gedächtniß zuweilen zerrütte; und die meisten Menschen sind allzu nachlässig, dieselben gehörig zu befördern. Hingegen hat man auch bemerkt, daß das allzu viele Blutlassen, wie jede starke Verblutung, das Gedächtniß schwäche; und dieses ist gerade das Hilfsmittel, wodurch viele ihr Gedächtniß zu stärken glauben, wenn sie sich das System in den Kopf gesetzt haben, daß die Vollblütigkeit die Mutter aller Krankheiten sey. Weil **Galenus** gefunden hat, daß das lange Fasten und das nächtliche Studiren das Gedächtniß fast gänzlich vertilgen: so haben die Mönche für ihren Magen, und die Gelehrten für ihre Köpfe eine schöne Entschuldigung, wenn sie die Gesetze ihres Berufs übertreten wollen. Nachdem **Dodart** einen frühzeitig gelehrten Knaben hat kennen lernen, der allemal in den Hundstägen wieder vergaß, was er in den kühlen Monaten

naten gelernt hatte, und der bey kühler Witterung in drey Tazen sein Gedächtniß wieder erlangte, so kann man es den Schullehrern nicht verdenken, wenn sie die Hundstagsferien nicht abgeschafft wissen wollen. Daß die Ausschweifungen in der wollüstigen Liebe das Gedächtniß ausnehmend schwächen, ist so bekannt, als gemein; es scheint aber nicht, daß die Liebe zum Gedächtnisse in der Ausrottung dieses Lasters große Wunder thun werde. Weil endlich Paullini beobachtet hat, daß ein Doctor der Theologie mit dem häufigen Gebrauche der flüchtigen Spiritus und anderer Arzneyen, die das Gedächtniß stärken sollten, dasselbe in solchem Grade verdorben hatte, daß er sogar seinen eigenen Namen vergessen hatte: so muß dieses eine Warnung für alle diejenigen seyn, die ohne Wahl und Unterscheidung alles, was ihnen angeboten wird, einnehmen, sobald einmal ihr Gedächtniß eine Zeitlang die böse Laune hat. Eigentlich dienen alle diese flüchtige und hizige Arzneyen für das Gedächtniß nur derjenigen Art von Leuten, die schleimvoll und wasserreich, flüssig, kalt, träge, phlegmatisch sind, die sich wie Faulthiere bewegen, und ihre Gedanken quartaliter zusammen zählen können. Wenn sich bey solchen Leuten, wie ich aus guten Gründen vermuthe, das Gedächtniß zuweilen träge und langsam beweisen sollte: so rathe ich ihnen, sich zuerst wohl zu prüfen, ob sie es mit dem Themistocles, der sich die Kunst, zu vergessen, lieber wünschte, als die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, oder mit dem Cicero halten wollen, der ihn dieses Wunsches wegen tadelte. Sind sie aber fest entschlossen, über ihre Natur zu siegen, und den ewigen Schnupfen ihrer Seele zu vertreiben: so ist das mein Rath, daß sie mit vielen Purganzen, mit Fontanellen, Haarseilen und Blasenpflastern, durch Schneiden und Brennen am Kopfe, durch fleißiges Kämmen und Rauch- und Schnupftoback, ihrer verschleimten Seele Luft schaffen,

und

und dann nur getrost Cubeben käuen, und Kalmus, Engelsüß, Meisterwurz, Gewürznelken, Salbey, Rosmarin, Lavendel und Mayblumen in Thee, Pulver, Spiritus, Kräutermützen und sonst, sowohl äußerlich, als innerlich, gebrauchen. Auch möge ihnen erlaubt seyn, das Pulver des schwachen, zaubervollen Abtes Trithemius einzunehmen, welches ein Inbegriff fast aller Gewürze ist, und wenigstens ihren kalten Magen erwärmt, welcher bey allen Menschen die Stelle des Gedächtnisses vertritt, wenn er sie, so oft sie es bedürfen, erinnert, Speisen und Getränke zu sich zu nehmen. Solchen Leuten würde noch außerdem viel damit geholfen seyn, wenn sie sich fleißig bewegten, und wenig schliefen, die Nachmittagsruhe und Ueberladung vermieden, viel auswürfen und auswendig lernten, und wie die Pest den Mohnsamen, das Opium, den Käs, den Kohl und die Hülsenfrüchte verabscheueten.

Wenn eine Sache, die, an sich betrachtet, das Gedächtniß zu verbessern, nicht im Stande ist, durch die Kunst dazu geschickt gemacht wird, so nennen wir sie ein künstliches Gedächtnißmittel, Artificium memoriæ, und die dadurch erlangte Gedächtnißfertigkeit das künstliche Gedächtniß. Wenn ich alle die künstlichen Mittel hier anführen wollte, die man von dem Simonides bis auf den Raymundus Lullus, und von diesem bis zu unsern Zeiten, erfunden und vorgeschlagen hat, so müßte ich ein Verzeichniß von ungeheurer Größe liefern; und ich würde ein noch größeres Buch schreiben müssen, wenn ich mich in eine Beurtheilung derselben einlassen wollte. Wir wollen nur überhaupt untersuchen, woher dieselben zu nehmen seyen, und nur einige der vornehmsten bemerken.

Weil man die Gewalt von je her erkannt hat, welche die Einbildungskraft über das Gedächtniß hat: so hat man sich bemüht, der Einbildungskraft durch gewisse Mittel zu Hülfe zu kommen, um das Gedächtniß zu verbessern.

Will man wissen, wie solches habe geschehen können, so muß man sowohl das Entstehen, als auch die Fortpflanzung unserer Einbildungen bemerken. Das erstere geschieht nach folgender Regel, die man die Gesellschaftsregel der Begriffe (regula associationis idearum) nennt. Sobald in unserer Seele eine Empfindung entsteht, die entweder ein Theil einer vormals gehabten ganzen Empfindung gewesen ist, oder mit einer andern gehabten eine Aehnlichkeit hat: so bringt unsere Phantasie die gehabten Vorstellungen auch in unserer Seele hervor. Und auf eben diese Weise pflanzen sich die Einbildungen auch fort, so, daß aus einer in der Seele gegenwärtigen Einbildung eine andere erwächst, die entweder vormals mit ihr da gewesen, oder ihr ähnlich ist. Man gebe nur auf den Zustand Acht, darin wir uns befinden, wenn man zu sagen pflegt: wir sitzen in Gedanken; so wird man sich von allen diesen Dingen leicht überzeugen können. Auf diesen Gründen beruhen alle künstliche mnemonische Mittel. Warum nennen wir einen im Schnupftuch gemachten Knoten ein Gedächtnißmittel? An sich kann der Knoten zur Verbesserung des Gedächtnisses gar nichts beytragen. Wir machen ihn durch die Gesellschaftsregel erst dazu geschickt. Indem wir uns den Knoten vorstellen oder machen, so denken wir zugleich die Sache, die wir nicht vergessen wollen. Die Vorstellung des Knotens wird also ein Theil einer ganzen Vorstellung in unserer Seele. Nach einiger Zeit erblicken wir den gemachten Knoten wieder, denn wie oft bedient man sich nicht des Taschentuches! Dieses ist also eine Empfindung, die ein Theil einer vormals gehabten ganzen Vorstellung ist. Unsere Einbildungskraft muß also dieselbe und folglich auch die Sache, um deren willen wir den Knoten gemacht haben, wieder in uns hervor bringen. Wir erinnern uns der verlangten Sache. Auf diese Weise ist der Knoten ein Hilfsmittel des Gedächtnisses. Eben eine solche Bewandtniß hat es mit den Empfindungen, die eine Aehnlichkeit mit gehabten andern haben, die man behalten will. Man kann daraus die allgemeine Regel gar leicht herleiten, nach welcher alle künstliche Gedächtnißmittel zu erfinden und zu beurtheilen sind. **Man verbinde die Sache, die man behalten will, mit andern oft vorkommenden oder ähnlichen Vorstellungen und Dingen, so geben diese insgesamt mnemonische Mittel ab.** Beurtheilt man danach so viele erfundene künstliche Gedächtnißmittel, so wird man finden, daß ein grosser Theil derselben diesen Namen nicht verdiene.

Die

Die Alten hatten vermuthlich zwey künstliche Mittel, das Gedächtniß zu verbessern; die Oerter und Bilder. Von beyden werde ich in möglichster Kürze handeln, ohne mich bey allen den neuern, die oft ein schlechter Witz erdacht hat, aufzuhalten. Das Gedächtniß vermittelst des Ortes, Memoria localis, besteht darin, wenn wir uns der Sachen vermittelst der Vorstellung des Ortes erinnern, an welchem wir oder die Sachen waren, als wir sahen, hörten oder empfanden. Man sieht, der Ort, eine so oft vorkommende Sache, war ein Theil der ganzen Vorstellung, in welcher die Sache, die wir behalten wollten, mit enthalten war. So oft wir diesen Theil wieder empfinden, so oft muß unsere Einbildungskraft auch die zu behaltende Sache in uns erneuen. Wir erinnern uns ihrer nach der Gesellschaftsregel der Begriffe. Wir können uns der Oerter mit Nutzen bey dem Memoriren bedienen; doch wollte ich eben nicht rathen, sich zu sehr daran zu gewöhnen. Die natürlichen Mittel haben vor den künstlichen einen großen Vorzug. Hat man sich an diese gar zu sehr gewöhnet, so geschieht es gar leicht, daß man ohne sie, etwas zu behalten unvermögend wird, wovon das Gedächtniß mehr Schaden als Nutzen hat.

Die Bilder (Imagines) können ebenfalls ein künstliches Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben. Sie sind nichts anders, als Abdrücke der Merkmale der vorgestellten Sache. Dinge, die einerley Unterscheidungsmerkmale haben, sind einander ähnlich; folglich haben alle Bilder mit der vorgestellten Sache eine Aehnlichkeit. Diese Aehnlichkeit macht, daß bey ihrer Erblickung unsere Einbildungskraft die vorgestellte Sache uns wieder darstellt. Wollen wir also dieselbe behalten, so geben uns ihre Bilder die besten Hülfsmittel darzu.

Wie leicht fällt es nicht einem Kinde, bey Erblickung der Bilderbibel uns alle die Begebenheiten zu erzählen, welche durch

die Bilder vorgestellet werden! Es haben daher witzige und geschickte Männer die ganze Historie in Bildern vorgetragen. Es hat dieses allerdings seinen Nutzen; nur muß dabey mehr Witz und Klugheit gebraucht werden, als Bruno in seiner Universalhistorie sehr oft bewiesen hat. Er will, wir sollen behalten, daß die Söhne des Noah, Sem, Ham und Japhet geheißen haben. Er läßt also drey Leute abmalen, davon der erste eine Reihe Semmeln unter dem Arme hat, der andere einen Kamm in der Hand hält, und der dritte von starkem Leibe ist, von welchem er uns saget, er ist ja fett, u. d. gl. m. Man muß auch hier die Behutsamkeitsregel wiederhohlen, die ich kurz vorher gegeben habe, daß man sein Gedächtniß nicht gar zu stark an Bilder gewöhne, weil es sonst ohne dieselben schwer zu gebrauchen ist. Ich wollte also Niemand rathen, nach dem Vorschlage des Nicolaus Bulacherus die Institutionen vermittelst gewisser von ihm gemalter Bilder zu lernen. In historischen und sinnlichen Dingen können sie allenfalls mit Nutzen gebraucht werden.

Wörter sind Zeichen gewisser Vorstellungen. Aus den Zeichen können die bezeichneten Sachen erkannt werden. Sie sind also Erkenntnißquellen derselben, und stehen mit den bezeichneten Sachen in Verbindung. Wörter sind nach der Gesellschaftsregel der Begriffe demnach ein Mittel, die bezeichnete Sache oder ihre Vorstellung im Gedächtnisse zu bewahren. Auf dieser Regel beruhet die ganze hochberühmte so genannte Lullianische Kunst, nach welcher gewisse Wörter die in verschiedene Zirkel gesetzt sind, Mittel abgeben müssen, Sachen im Gedächtnisse zu behalten. Man hat dazu gewisse Figuren erwählt, weil diese nicht nur eine Art der Bilder sind, sondern sich auch, als sinnliche Dinge, unserm Gedächtnisse besser einprägen.

Von den durch die Kunst zu bereiteten Arzney-Mitteln des Gedächtnisses, ist bereits oben Erwähnung geschehen.

Gedächtniß-Fehler, siehe oben, S. 564.
Gedächtniß-Kunst, siehe oben, S. 565.
Gedächtniß-Münze, siehe Medaille.
Gedächtniß-Pfennig, siehe Jeton.

Gedämpftes Essen, siehe die Art, Braise und Dämpfen.

Gedärm (das), oder die Gedärme, die Sammlung aller Därme in einem Körper, als ein Collectivum. Schmerzen in dem Gedärme haben. Das Reißen in den Gedärmen; siehe Kolik. Das dünne Gedärm, welches zunächst am Magen liegt, zum Unterschiede von dem dicken. In den niedrigen Sprecharten die Kaldaunen; von kleinen Thieren und Fischen in Niedersachsen das Küt; von dem Wildbrete, das Geschneide. Siehe Darm.

Von der Entzündung des Gedärmes beym Rindvieh, siehe Magen- und Darm-Entzündung.

Gédang, ein ostindisches Maß, womit Pfeffer und andre Gewürze gemessen werden. 1. Gédang hält 4 Pfund, das Pfund zu 16 Unzen gerechnet.

Gedanke, oder Entwurf der ersten Gedanken, in der Zeichenkunst und Malerey, siehe Croquis.

Gedeck (das). 1. Dasjenige, womit eine andere Sache gedeckt oder bedeckt wird, im gem. Leben, besonders dasjenige, womit ein Gebäude gedeckt wird.

2. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, für das französische Couvert. Die Tafel bestand aus zwölf Gedecken, sie war für zwölf Personen gedeckt.

Gedeihen, gedeyen, so das Hülfswort seyn zu sich nimmt.

1. Eigentlich, der Ausdehnung, dem äußern Umfange nach größer werden, von Menschen und Thieren. Mancher ißt viel, aber er gedeihet nicht dabey, er wird nicht genähret, nimmt nicht zu. Das Vieh gedeihet vortrefflich. Imgleichen, für nähren. Grobe Kost gedeihet den Handarbeitern besser als Leckerbissen. Er ißt viel, aber es gedeihet ihm nicht, es gereicht ihm nicht zur Nahrung.

2. Figürlich. 1) Wachsen; siehe Gediegen. 2) Der Zahl nach zunehmen, imgleichen an äußerm

Wohlstande zunehmen. Ein Bienenstock gedeihet, wenn er an Volk und Werk zunimmt, wofür man in Niedersachsen auch wudeln und faseln braucht. Unrecht Gut gedeihet nicht. 3) Gerathen, einen erwünschten Wachsthum und Fortgang haben. Das Getraide würde gediehen seyn, wenn die Witterung nicht so naß gewesen wäre. Der Flachs ist vortrefflich gediehen. Das wird dir nicht gedeihen. Seine Anschläge gedeihen nicht. Gott muß das Gedeihen zu unserer Arbeit geben. Im Mecklenburg. fahren. 4) Ausschlagen, zum Nutzen oder Schaden gereichen. Es ist ihm übel gediehen, bekommen. 5) Kommen, gerathen. Die Sache ist auf das Aeußerste gediehen.

Daher Gedeihlich. 1. Was das Gedeihen oder die Zunahme an körperlichem Umfange befördert. Fische sind keine gedeihliche Speise, nähren schlecht. Das Stroh wird diesesmal zur Viehfütterung nicht recht gedeihlich seyn. 2. Heilsam, erwünscht, glücklich. Einem alles gedeihliche Wohlergehen anwünschen.

Gedenk-Blümlein, siehe Veilchen.

Gedenk-Pfennig, siehe Jeton.

Gedeyen, siehe Gedeihen.

Gediegen, ist eigentlich das Mittelwort des Zeitwortes gedeihen nach einer härtern Aussprache, für gediehen. Es bedeutet dicht, derb, besonders im Bergbaue; Fr. massif. Gediegenes Gold, gediegenes Silber, gediegenes Zinn u. s. f. welches in reiner Gestalt von der Natur hervor gebracht worden ist, zum Unterschiede von dem Erze, oder vererzten Metallen, welche mit allerley fremdartigen Theilen vermischt sind; gewachsenes Gold, gewachsenes Silber, weil das Zeitwort deihen und gedeihen ehedem auch für wachsen gebraucht wurde. Ein Leuchter von gediegenem Silber, von massiven Silber, der durchaus von Silber ist. Nieders. Klamm.

Ein gediegenes Erz, Metallum nativum, oder ein Metall welches in den Gängen in der ihm eigenen Gestalt und Ansehen gefunden wird, kann ohne Reinigung im Feuer gebraucht werden. Vom Golde ist man völlig gewiß, daß es gediegen, d. i. vollkommen rein, gefunden wird. Von den andern Metallen kann man die vollkommene Reinigkeit nicht darthun, indem das beste gediegene Silber, welches doch vor andern Metallen noch am ersten gediegen gebraucht werden kann, nicht vollkommen rein, sondern mit ein wenig Arsenik, zum Theil auch mit etwas Schwefel vermengt, befunden wird.

Gedinge, (das) von dem Zeitworte dingen, der Vertrag über den Preis einer Waare oder einer Arbeit. Ein Gedinge über eine Arbeit machen, einem eine Arbeit im Ganzen verdingen, zum Unterschiede des Tagelohnes. Der Arbeitslohn im Gedinge. Wegen des Hufschlages mit dem Schmiede ein Gedinge machen, ihm denselben auf ein ganzes Jahr verdingen.

Im Bergbaue bedeutet dieses Wort besonders einen Vertrag auf Gewinn und Verlust, und die auf solche Art verdungene Arbeit. Sein Gedinge redlich auffahren, die verdungene Arbeit redlich verrichten. Sein Gedinge abgeben, sie vollenden. Daher Gedingarbeit, oder Gedingearbeit, eine im Ganzen verdungene Arbeit; Gedingebuch, ein Rechnungsbuch über die Gedingearbeit; Gedingegeld, der verglichene Lohn für eine verdungene Arbeit; Gedingehäuer, oder Gedinghäuer, ein Bergmann, der auf Gedinge, d. i. mit dem Geschwornen auf Gewinn und Verlust arbeitet, zum Unterschiede von einem Lohnhäuer; Gedingestufe, ein Zeichen, welches von dem Geschwornen bey der Verdingung in das Gestein gehauen wird.

Ehedem bedeutete dieses Wort noch: 1. Einen jeden Vertrag, er sey von welcher Art er wolle. 2. Eine Bedingung, in welchem Verstande es noch zuweilen im Oberdeutschen vorkommt. 3. Eine gedungene oder gemiethete Sache, in welcher Bedeutung es Apost. Gesch. 28, 30. von einer gemietheten Wohnung gebraucht wird. Paulus blieb zwey Jahr in seinem eigenen Gedinge. 4. Gehalt, Renten. Ein jährliches

ches Gedinge, Leibrenten, im Oberdeutschen. 5. Die Hoffnung, in welchem Sinne der Giding, Keding, und gidingan, hoffen, bey den ältern oberdeutschen Schriftstellern häufig sind. 6. Eine Anwartschaft, Expectanz, bey dem Besold. 7. Das Gericht, die Gerichtsstelle, die Gerichtbarkeit; siehe Ding und Dingen.

Gedoppelt, hat mit dem einfachen doppelt einerley Bedeutung, und ist statt desselben, besonders im Oberdeutschen, imgleichen in der edlen und höhern Schreibart, üblich.

Gedrückt, ist eigentlich dasjenige, was durch eine zu stark aufliegende Last aus seiner gewöhnlichen Form gekommen ist. Man braucht aber das Wort in der Baukunst in einem doppelten Sinne, als ein Kunstwort. Man nennt gedrückte Bogen diejenigen, die entweder nur einen kleinen Theil des halben Zirkels, welcher der volle Bogen genannt wird, ausmachen, und folglich nur niedrig sind, oder die eine niedrige elliptische Form haben (siehe auch Th. VI, S. 102, f.). Aber auch dasjenige wird bisweilen gedrückt genannt, was unter einem guten Verhältnisse zu niedrig ist, und also eingedrückt oder niedergedrückt scheint.

Durch eben diesen Ausdruck versteht man auch einen Zufall der Pferde, der ihnen von einem ungeschickten Sattel oder Kummete wiederfährt, welches nicht aller Orten gleich aufliegt, und an einem Orte zu weit, an dem andern aber zu enge ist; Fr. Foulure, Mal sur le garot: siehe Satteldrücken.

Gedruckte blaue Leinwand, siehe Th. V, S. 617.

Geduld. Dieses Wort bedeutet unter andern auch, im gem. Leben, Schutz vor der Witterung. Ein Baum steht in der Geduld, wenn er an einem Orte steht, wo ihn die Winde nicht treffen. Dieß Zimmer liegt in der Geduld, wenn es vor Wind und Wetter gedeckt ist.

Geduld-Hahn, im Hildesheimschen, ein Hahn oder Huhn, so von Eheleuten, welche keine Kinder zeugen,

dem

dem Pfarrer jährlich gegeben werden muß, damit er wegen des Abganges an den Taufgebühren mit ihrer Schwachheit Geduld habe.

Geduld-Kraut, Rumex Patientia *Linn.*; siehe Grindwurzel, No. 4.

Gedunsen, siehe Dunsen.

Geelfink, Geelgöschen; siehe Emmerling.

Geere, siehe Gehre.

Geest, (*) (die), in Niedersachsen, besonders in Schleßwig und Holstein, hohes oder erhabenes Land, welches daher sandig, trocken und unfruchtbar ist, Geest-Land, die Heide, im Gegensatze der Marsch oder des Marsch-Landes.

Observatio von Geest und Marsch, s. im 51 St. der Hannöv. Beytr. f. N. und Vergn. v. J. 1759.

Geest-Land, siehe das Vorhergehende.

Gefährde (die), eine im Hochdeutschen größtentheils veraltete oberdeutsche Form des Wortes Gefahr. 1. Gefahr. 2. Arglist, vorsetzlicher Betrug im gesellschaftlichen Leben. In letzterm Verstande wird es noch im gem. Leben und in den Rechten gebraucht. Treulich und ohne Gefährde, ist eine bekannte Clausel in allen Verträgen und Verschreibungen, wodurch zu verstehen gegeben wird, daß solchergestalt alle arge List und Betrügerey völlig ausgeschlossen seyn solle. Der Eid für die Gefährde, Gefährde-Eid, der Eid, daß man in dieser Sache keine wissentliche Ungerechtigkeit begehe, daß man eine gerechte Sache zu haben glau-

(*) Dalin leitet dieses Wort, welches in Ost-Friesland Gaße, in andern niedersächsischen Gegenden aber Göst, Göse, lautet, von dem alten Goya, die Erde, Griech. γῆ und γαῖα her, Popowitsch aber hält diese Abstammung für ungewiß. Allein es gehört wohl ohne Zweifel entweder zu dem Dithmarsischen gose, Schwed. gist, Wallis. gwyste, und Nieders. güst, trocken, unfruchtbar, oder auch zu dem Lat. vastus, und deutschen wüst: zumal da im mittlern Lat. auch Gastum sowohl ein unfruchtbares Land, als auch den Brachacker bedeutet. Siehe Wüst. Geest-Knabe ist in Niedersachsen ein Schaf von hohen Geestlande, ein Heide-Schaf.

glaube, Juramentum calumniae, Juramentum malitiae, im mittlern Lat. auch Juramentum de Vata, Niederſ. der Vareed, Voreed, Schwed. Fared. In beyden Fällen kömmt bey dem Opitz und ältern Schriftſtellern auch das kürzere Gefähr vor.

Gefährt, (das) ein nur im gem. Leben übliches und von Fahrt und Fährte gebildetes Wort. 1. Ein Fuhrwerk, ein Wagen; in welchem Verſtande es beſonders am Oberrheine gebraucht wird. 2. Die Spur. So brauchen die Jäger dieſes Wort für Fährte, die Spur des Wildes zu bezeichnen.

Im Bergbaue iſt das Gefährt, die Spur eines Ganges oder einer Erzader, beſonders die Kluft zwiſchen derſelben und dem tauben Geſteine. Dem Gange auf das Gefährt kommen.

Gefährte (der), die Gefährtin, von dem Zeitworte fahren, reiſen; eine Perſon, welche in Geſellſchaft einer andern einerley Reiſe verrichtet, ein Geſellſchafter auf der Reiſe (*); L. Comes, Comes itineris, Fr. Compagnon de voyage.

1. Eigentlich. Jemanden zum Gefährten haben. Einen zum Gefährten annehmen. Es iſt mein Gefährte.

2. Figürlich. 1) Der durch das Band der Freundſchaft, durch einerley Umſtände des Lebens mit dem andern verbunden iſt. Er iſt ſeine liebe treue Gefährtin, Ehegattin. 2) Ein Ding, ſo neben dem andern zugleich da iſt, daſſelbe begleitet. Die Mittelmäſſigkeit iſt eine Gefährtin der Ruhe.

Im Bergbaue heißt ein Gang, der neben dem Hauptgange ſtreichet, deſſen Gefährte.

Ge-

(*) In dieſem Verſtande kömmt ſchon bey dem Otfried Gifert, und bey dem Stöcker Geverte vor, von Fahrt, die Reiſe. Samanſindo, von Sind, der Weg, bedeutet bey dem Otfried gleichfalls einen Gefährten; ſiehe Geſinde. Das männliche Geſchlecht der Gefährte wird zuweilen auch als ein Commune von einer Gefährtinn gebraucht.

Gefälle (das), ein im gem. Leben in der dritten Hauptbedeutung des einfachen Fall (s. Th. XII, S. 152) übliches Wort, die Höhe zu bezeichnen, um wie viel ein flüssiger Körper fällt, d. i. um wie viel er an einem Orte dem Mittelpuncte näher ist, als an dem andern. Der Fluß hat auf hundert Ruthen vier Fuß Gefälle. Das Gefälle finden.

Bey den Mühlen bezeichnet es die Höhe des Wasserfalles vor dem Mahlzerinne, Hohe Gefälle erfordern oberschlächtige Mühlen.

Im Hüttenbaue ist es der obere Theil des Planheerdes, worauf der Schlamm aus den Schlammgerinnen und Sümpfen getrecket, Wasser zugeschlagen, und über dem Planheerde gewaschen wird.

In weiterer Bedeutung ist in der Erdmeßkunst das Gefälle, die Höhe, um welche ein jeder gegebener Ort tiefer liegt, als ein anderer; welche Höhe vermittelst der Wasserwage gefunden wird.

In Niedersachsen sind die Gefälle, diejenigen Gegenden, wo die Bienen ihre Nahrung finden, in welchem Verstande es aber vermuthlich für Gefilde steht.

Gefälle (die), L. Reditus, Fr. Rentes, Revenus, dasjenige, was von einem Grundstücke fällt, dessen Ertrag die Einkünfte von demselben, und in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Abgaben, welche man dem Grundherrn oder der Obrigkeit von einem Gute oder von einer Sache entrichtet; Herren-Gefälle. Die Gefälle entrichten. In einigen oberdeutschen Gegenden ehedem nur Velle.

Vor diesem bedeutete es auch eine Erbschaft, die einem andern an- oder zufällt, und war alsdann auch in der einfachen Zahl üblich, das Anfälle.

Gefällig, von fallen, cadere, was da fällt, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen. Das Geld, die Zinsen sind gefällig, zahlbar, die Zahlungszeit derselben

ben ist vorhanden. Siehe Fällig. Das Fest ist morgen gefällig, fällt auf den morgenden Tag.

Gefängniß (das), L. Carcer, Custodia, Fr. Prison. 1. Der Zustand, da man ein Gefangener ist, die Gefangenschaft. Das babylonische Gefängniß. In dieser Bedeutung, in welcher es in der deutschen Bibel mehrmals vorkömmt, ist noch hin und wieder im Oberdeutschen, nicht aber im Hochdeutschen üblich, außer wenn es eine Strafe bezeichnet. Ein Verbrechen mit ewigem Gefängnisse bestrafen.

2. Der feste Ort, in welchem ein Beklagter in enger Verwahrung gehalten wird. Jemanden in das Gefängniß setzen, führen. Im Gefängnisse sitzen. Aus dem Gefängnisse entfliehen.

In der ersten Bedeutung lautet es schon im Schwabenspiegel vanknuzze, in Dän. Fängsel, und Fangehuus. Im Oberdeutschen ist es in beyden Bedeutungen weibliches Geschlechts, welches auch in Luthers Bibel in vielen Stellen aus ältern oberdeutschen Uebersetzungen beybehalten worden ist, obgleich in andern Stellen auch das ungewisse Geschlecht vorkömmt. Es haben Einige daraus die Regel machen wollen, daß es in der ersten Bedeutung weibliches, in der zweyten aber nur ungewisses Geschlechts sey; eine Regel, die höchst willkührlich, und im Hochdeutschen noch über dieses unnöthig ist, weil es in der Bedeutung der Gefangenschaft wenig mehr gebraucht wird. Uebrigens haben die Gefängnisse an verschiedenen Orten besondere Namen, welche zum Theil auf besondere Umstände beruhen. Dergleichen sind Frohnfeste, Temnitz, Gilnitz, Transt, Keuche, Kotter, Gras, Grashaus u. s. f.

Die Gefängnisse, und Gefängnißstrafen gehören zu den Polizey-Zuchtanstalten. Denn, die Freyheit nach Gefallen hin und her, aus dem Hause, aus einer Stadt zu gehen, diese und jene Gesellschaft anderer Menschen zu besuchen, dies und jenes zu seinem Nutzen vorzunehmen, seine Zeit nach Belieben anzuwenden, nach Gutdünken und mit Gemächlichkeit sich zu bewegen, zu sitzen, zu gehen, zu stehen, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu wachen, zu ruhen, zu arbeiten,

ten, zu reden, zu schweigen, ist eine Sache, worauf ein großer Theil der Bequemlichkeit unsers Lebens ankömmt. Derjenige Zwang nun, welcher diese Freyheit, mehr oder weniger, vermittelst gewisser Anstalten an Häusern, Behältnissen, Zimmern, Befestigungen, Schloß und Banden, Wacht und Hut einschränket, wenn er nicht mit einem gewissen Grade der Schande verknüpft, oder mit großer, saurer und harter Arbeit, oder mit Hunger und Durst, verbunden ist, und nicht allzu lange, oder gar Zeitlebens währet, heißt der enge und weite Polizeyarrest; und insonderheit in einigen Städten, ein Ort auf dem Rathhause oder oben über den Thoren, wo ungehorsame Bürger auf eine Zeitlang in Verhaft gesetzet werden, der Gehorsam, oder bürgerliche Gehorsam, (die Obedienzstube) und ist eine Strafe, die, nach Unterschied der Personen, bald empfindlicher, bald gelinder ist, als ein Block- oder Stockhaus, ein eigentlich so genanntes Zuchtgefängniß, oder ein tiefes finsteres Gefängniß für Uebelthäer, welches nach dem gemeinen Ausdrucke ein Loch, in der höhern Schreibart der Hochdeutschen aber ein Kerker (aus dem Lat. Carcer, so wie dieses aus dem Griech. καρκαρος), Fr. Cachot, genannt wird. Dazu aber gehören allerley Anstalten. Man braucht Festungen, Wachtstuben, Gehorsamsbehältnisse, geringere und schlechtere Verwahrungsörter, Wachten in eigenem oder in einem andern Hause, bewachte Stadtthore, und Ein- und Ausgänge, das Verbot diesen und jenen nicht heraus zu lassen, das bloße Verbot, daß Jemand nicht aus dem Hause gehen solle ꝛc. zu dieser Art der Strafe. Endlich gehören hieher auch die Zuchthäuser, womit man insgemein hartes, ja ein Criminalgefängniß, schwere Arbeit und allerley Schande verknüpft hat. Von letztern werde ich an seinem Orte besonders handeln.

Von Verwandlung der Gefängnißstrafe in eine Geldstrafe, siehe den Art. Geld-Strafe.

Ein Mensch, der zum Gefängniß geliefert worden ist, ist nicht dahin gebracht, um Strafe zu leiden, sondern bis zu seiner Befreyung oder Bestrafung aufbewahret, und für Entweichung gesichert zu seyn. Das Gefängniß muß folglich der Gesundheit des Gefangenen nicht nachtheilig, und hienächst so beschaffen seyn, daß er weder entweichen, noch mit Feuer, Schaden anrichten könne; auch müssen darin besondere Abtheilungen vorhanden seyn, damit man die Gefangenen absondern, und sie verhindern könne ihre Mitschuldige zu sprechen.

Blockhäuser, oder von ganzen in einander gefügten Bäumen errichtete Gefängnisse, sind die festesten und gesundesten. Andere werden mit starken Mauern aufgeführt, die Decken gewölbet, die Fenster klein, in der Höhe, und mit starken eisernen Stangen verwahret.

Die Anleg- und Errichtung eines festen und bequemen Gefängnisses, in Gegenden, wo es an Steinen mangelt, lehret Herr Kammerrath von Wichmannshausen, nach einer von ihm selbst auf seinem Gute angestellten Probe. Das aus starkem kiefernen Holze errichtete Gebäude, welches Derselbe, nach Beschaffenheit seiner Gerichtsumstände, von keiner sonderlichen Größe nöthig hatte, ist im Lichten 10 Ellen lang und 8 Ellen breit, erbauet, und auf einen freyen Gemeindeplatz, unweit seiner Rittergutsgebäude, placirt worden. Aus dem Grundrisse, Fig. 860, ist dessen Bauart deutlicher zu ersehen.

a, der Hausraum, welcher 3 Ellen breit, und 6½ Elle lang ist; dieser wird bey kaltem und regnerischem Wetter offen gehalten, damit die gewöhnlichen Dorfwächter zuweilen ihre Ration daselbst nehmen können, wodurch dieselben abgehalten werden, in ihre oder andere Häuser einzukriechen, wo man sie weder zu suchen noch zu finden weiß.

b, Wächter- und Arrestantenstube, 7 Ellen lang, und 6½ E. breit; worin auch die Folter (Tortur) vorgenommen werden kann; in welcher

c, ein

c, ein festes und auf tief eingegrabenen Säulen befindliches Stockwerk, mit Anschließketten und starken eisernen Schellen und Ringen, zum Anschließen der Arrestanten;

d, ein Windofen, wodurch die Brandmauern, welche zwischen den hölzernen Wänden nicht zu befestigen sind; ingleichen die Feuermauern, wodurch Arrestanten ebenfalls entwappiret können, vermieden und erspart werden.

e, e, harte Gefängnisse für Inquisiten, jedes 3 Ellen lang, und $1\frac{1}{4}$ E. breit, welche, da sie mit schmalen Oeffnungen versehen sind, durch die Stube mit geheizet werden. Diese sind mit doppelt eingeschobenen, 10 Zoll dicken, Stücken von gevierter liegenden gezimmerten Holze, zwischen welche Triebsand gefüllet worden ist, damit bey den Versuchen der Inquisiten dieselben, sowohl bey dem Rütteln an solchen Deckhölzern, durch den niederfallenden Staub incommodiret, als auch von allen Versuchen, welche zu Aufhebung der Deckhölzer gewaget werden, die Spuren durch den abfallenden Sand in den Gefängnissen täglich bemerket werden können, versehen. Alles ringsumher, auch der Fußboden, ist von gezimmerten und durch einander verbundenen starken Holze aufgeschroten.

f, f, Räume zwischen den Gefängnissen, welche mit Lehm ausgefüllet sind, damit die Arrestanten einander nicht sprechen und verstehen können.

g, Leidlicher Gehorsam für Unterthanen, Frohner und Gesinde.

h, ein 6 Zoll starker Riegel von Eichenholz, welcher zur Nachtzeit zu, nach aller Vorsorge, vor die äußerste schon fest verschlossenen, und mit Thüren, welche von eichenen Pfosten, und mit dem stärksten eisernen Beschläge versehen und, verwahrten Gefängnisse, durch das ganze Haus vor den Gefängnißthüren vorüber geschoben wird, und zur Tagszeit auf den Bänken i i ruhet, bey k aber durch einen Bügelhaken und Schloß verwahret wird.

Die übrige Anrichtung dieses Gefangenhauses oder Strafhauses, ist dergestalt beschaffen, daß 1) das ganze Gebäude aus lauter, ins Gevierte beschlagenen, starken Riegelhölzern in allen Wänden über einander und zur Decke neben einander liegend, sonder Verwendung eines Bretes, besteht. Auch ist 2) der Fußboden aus eben dergleichen neben und an einander geschobenen, und mit den Wänden fest verbundenen starken Holze angerichtet. Ferner sind 3) die Fenster, wie man sieht, nur mit schmalen Oeffnungen, wodurch kein Mensch entweichen kann, ver-

sehen

schen eichenen eingezapften Säulen bestehend; welche Säulen statt der eisernen Stäbe dienen, und dem Ausbrechen weniger, als vorgedachte, ausgesezt sind. 4) Die Haus- insbesondere aber die Stubenthür, ist aus den stärksten Pfosten gefertigt, und auf das festeste zusammen genagelt, daneben mit eingekehrten Bändern versehen; und kann auch außerdem, weil solche, wenn sie verschlossen ist, in die Falze des Thürgewändes eingepasset, nicht ausgehoben werden. Auf gleiche Art sind auch die Thüren vor den Gefängnissen angerichtet und verwahrt. 5) Die auf Dachung an Sparrwerk, Latten, Breter, Nägel, Dachziegel und sonst zu verwendenden Kosten, sind bey diesem Gebäude gänzlich erspart, und nur die hölzerne Decke, welche gedachter Maßen, aus dem stärksten neben einander liegenden Balkenholze besteht, mit so viel Lehm überführet worden, bis die Form eines Backofens, wie bey I zu ersehen ist, dadurch heraus gebracht worden ist; darüber ist Rasen in doppelter Schicht verkehrt und in guter Ordnung, damit überall das Regenwasser wohl ablaufen könne, gelegt, und zum bessern Berasen solchen Lehmhügels, Hafer dazwischen gestreuet worden; wonach dieses Gefangenhaus einer Festungscasematte ähnlich sieht. Durch diese Dachungsart ist der Vortheil zuwege gebracht worden, daß kein Inquisit dadurch echappiren kann; maßen die obere Last des Erdbodens für das Durchbrechen, mehr als ein Gewölbe, schüzet. Ueberhaupt hat diese hölzerne Frohnfeste vor denen von Stein erbaueten, noch den Vorzug, daß, da leztere, wenn sie nicht aus den größten Quaderstücken angerichtet sind, durch einen Nagel, oder durch andere der kleinsten eisernen Stifte, nach und nach durchbohret, und nach Gewinnung eines Steines mehrere gar leicht ausgebrochen werden können; dieses hölzerne Gebäude aber, wenn auch den Inquisiten alle erdenkliche Instrumente zugelassen würden, der sehr engegefaßten Räume halben, worin sie keine Instrumente appliciren können, und wegen der überall, um und um, meistentheils ½ Ele starken, in einander gebundenen und durch die Belastung des Lehmes gepreßten Wände, auf keinerley Art zu eröffnen möglich ist. Die zu dem aufgeführten ganzen Gebäude erforderlich gewesenen Kosten, excl. des Bauholzes, an 40 Stämmen Balken und Ziegelsparren, imgleichen excl. der Anfuhre dessen, haben sich, für Zimmerlohn, Schmiede- und Glaserarbeit, an 24 Rthlr. belaufen.

Der vorzüglichste Endzweck eines solchen Gebäudes, worin etliche Gefangene wohlverwahrt aufbehalten werden können,

besteht in Ersparung vieler Unterthanenwachten, immaßen ein einiger Wächter 3 Inquisiten zu aller Zeit, ohne alle Besorgniß hinlänglich beobachten kann. Hiernächst aber kann auch unter diesem Gefangenhause, wenn es an einem erhabenen Orte aufgeführet wird, wo sich, des anliegenden tiefern Terrains wegen, füglich eine Abzucht anlegen läßt, eine Eisgrube mit vielem Vortheile angebracht werden; indem sowohl wegen der starken Wände, als auch insonderheit wegen der Dachung von Erde, und übrigen Verwahrung, wenig Sonnenhitze in ein solches Haus wird eindringen können, und mithin das darunter zu verwahrende Eis sich viel länger, als unter anderer Bedeckung, conserviren lassen würde.

Oecon. Nachrichten, 7 Band, Lpz. 1755, 8. S. 748, sqq.

Fast überall findet man, bey der Einrichtung der Gefängnisse, Unbarmherzigkeiten, die man bey gesitteten Nationen, welche sich so viel auf Menschenfreundlichkeit zu gute thun, nicht erwarten sollte. Leute, welche sich geringer Vergehungen schuldig gemacht haben, lernen, statt durch Einsamkeit und Unterricht zur Besserung gebracht zu werden, in Gesellschaft der ärgsten Bösewichter, Uebelthaten begehen, deren sie sonst nie fähig geworden wären. Ehe Gefangene verhört und verurtheilt sind, leiden sie Elend, was die gesetzmäßige Strafe weit übertrifft. Leute, welche zum Theil durch Noth, zu Vergehungen veranlaßt sind, so gar Schuldner, müssen, ohne durch Arbeit sich und den Ihrigen etwas zu verdienen, auf Kosten des Staates darben, bis sie endlich, nach Verlust ihrer Gesundheit, frey gelassen werden, und durch die aus den Gefängnissen mitgebrachten Krankheiten die Ihrigen anstecken. Was ihnen die Gesetze zum Unterhalt bestimmt haben, wird ihnen nicht gereichet. Statt der gesetzlich verordneten Visitationen, werden Gefangene aller Art, und fast jedes Standes, Aufsehern aus dem geringsten Pöbel, die sich von dem, was sie den Unglücklichen abzwacken oder entwenden, bereichern, oder zum Theil ernähren müssen, überlassen.

Von den Gefängnissen ist das Schreckhafte und Fürchterliche zu trennen. Zwar hat man dabey nicht auf Annehmlichkeiten und große Bequemlichkeiten, aber doch auf Menschlichkeit, zu sehen; und man muß es möglich zu machen suchen, daß Menschen das Elend der Gefängnisse, ohne am Körper und an der Seele übermäßig zu leiden, bis zu ihrer Freylassung oder Verurtheilung aushalten können. Ein jeder Mensch, der leidet, hat ein Recht auf die Theilnehmung eines menschlichen Herzens an seinen Leiden, und wenn er auch der ärgste Böswicht wäre. Es muß demnach die landesherrliche Vorsorge dahin gehen, zu verhüten, daß von den Unterobrigkeiten dabey nicht exediret, und daß zugleich für die Gesundheit der Gefangenen gesorget werde. So haben z. B. Se. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen in einem *Generale* wegen des Verfahrens in Untersuchungssachen, v. 27 Oct. 1770, und dessen 11 §. anbefohlen, daß die Gefängnisse, worin die Verbrecher aufbehalten werden, zwar fest und wohl verwahrt, jedoch nicht feucht und naß, sondern trocken, reinlich und dergestalt beschaffen seyn sollen, damit die Luft und das Tageslicht hinein bringen, und die Gefangenen aufgerichtet darin stehen und geräumig liegen können, mithin an ihrer Gesundheit keinen Schaden leiden.

Bey den Gefängnissen und Gefängnißstrafen befiehlt die Tugend, daß man der Leutseligkeit Platz gebe; die Gerechtigkeit aber will, daß man dem, dem man das Leben nicht nehmen darf, auch die Gesundheit, durch Nachlässigkeit, Leichtsinn und Geiz unbarmherziger Menschen, nicht rauben lasse. Dieses sind die Ausdrücke der holdseligsten und glorreichsten russischen Gesetzgeberinn, Catharina der Zweyten, deren Bildniß gegenwärtigem Theile meines Werkes Glanz und Würde ertheilt.

Weil aber oft unvermeidliche Umstände vorkommen, welche die vollkommene Befolgung dergleichen landesherrlichen Befehle verhindern, auch oft die Wärter der Gefangenen, aus Unwissenheit, Fehler begehen oder begehen lassen, von denen sie keinen Einfluß auf die Gesundheit weder der Gefangenen, noch derer, so bey denselben sind und mit ihnen zu thun haben, vermuthen: so werde ich hoffentlich keine überflüssige Arbeit thun, wenn ich die Ursachen der Krankheiten der Gefangenen hier anzeige und beleuchte, um theils die Weisheit und Vorsorge der Fürsten in Verordnungen vorerwähnter Art zu zeigen, theils um die Wirkung jener unvermeidlichen Umstände zu verringern oder abzuwenden, theils auch die Unwissenden zu belehren, und sie selbst sowohl, als auch die Gefangenen, in Sicherheit zu setzen.

In allen Zimmern, auch in großen, besonders aber in den engen, wird die Luft schon einigermaßen verdorben, wenn diese allenthalben verschlossen sind, und die Luft ohne alle Bewegung lange in denselben bleibt. Dieses beweiset der dunstige Geruch in denselben. Diese Verderbniß aber geht desto geschwinder vor sich, wenn sich in solchen Zimmern Körper aufhalten, die eine Ausdünstung von sich geben. Daher haben die Gefangenen in engen Gefängnissen, in welchen niemals, oder doch selten, die Luft bewegt oder erneuert wird, nicht nur eine unangenehme Ausdunstung, sondern die Unreinigkeiten, die in Töpfen und Geschirren zusammen gesammelt werden, vermehren auch den übeln Geruch gar sehr. Die Gefangenen selbst, die sich beständig in einer solchen Luft aufhalten müssen, merken kaum die Unbequemlichkeit davon, sondern werden derselben allmählich gewohnt; andere aber, die aus einer reinen und freien Luft in solche Gefängnisse hinein kommen, ziehen durch Nase und Mund diesen stinkenden und höchst beschwerlichen Dunst in sich. Daß aber diese faulende

Dünste in die Körper der Gefangenen auf mancherley Art eindringen, ihre Säfte anstecken, und daher viele Krankheiten verursachen, beweisen die Wirkungen deutlich genug. Und dieser Nachtheil läßt sich auch daraus noch mehr abnehmen, wenn man bedenkt, daß auch die Kleider und Betten von diesem Dunste voll werden, wodurch die Verderbniß der Luft beständig vermehret wird. Ist das Gefängniß trocken, so wird zwar die Luft nicht so schnell verdorben, und es entstehen auch nicht so gar schwere Krankheiten; diejenigen Gefängnisse hingegen, die unter der Erde nahe an Cloaken und Ableitungen von unreinem Wasser sich befinden, sind gemeiniglich höchst gefährlich, und den Gefangenen überaus nachtheilig.

Die Unreinlichkeit ist ebenfalls eine Quelle schlimmer Krankheiten. Denn, da die Wäsche und Kleider bey Gefangenen, entweder aus Nachlässigkeit nicht oft verändert werden, oder wegen Mangel und Armuth nicht verändert werden können, so vermehrt sich die Unreinigkeit auf der Haut von Tag zu Tage, und hiedurch erzeuget sich mancherley Ungeziefer, welches nicht allein den Schlaf verhindert, sondern auch den Körper dermaßen verdirbt, daß gar oft durch diesen einzigen Umstand mancher Gefangene jämmerlich umkömmt.

Aber auch aus den Nahrungsmitteln, die man den Gefangenen giebt, entstehen viele Krankheiten. Die Nahrung derselben ist gemeiniglich roh, und schwerverdaulich. Wenn sie, wie zuweilen geschieht, bloß Wasser und Brod bekommen, so kann daraus nicht so viel guter Nahrungssaft zubereitet werden, als zur Stärkung und Erquickung des Körpers hinlänglich ist. Bekommen sie aber außer diesem noch Hülsenfrüchte und Kraut, so sind auch diese wegen ihrer Härte und Zähigkeit nicht so gar sehr dem Körper zuträglich, weil aus denselben gemeiniglich ein zäher Schleim, theils im Magen und Gedärmen, theils aus diesen in andere

Canäle

Canäle eingesammelt wird. Wird den Gefangenen aber Fleisch gegeben, wiewohl dieses sehr selten geschieht: so ist es meistentheils Schweinfleisch, oder ein anderes, in welchem wenig wirklich Nahrhaftes steckt. Es mögen endlich auch die Gefangenen für eine Nahrung genießen, welche es sey, so wird doch allemal die Verdauung geschwächt, der Zufluß des Speichels, welcher zur Verdauung unumgänglich nothwendig ist, gehindert, die Galle unwirksam gemacht, und andere Unordnung in dem Gedärme verursachet, durch welches alles die ordentliche Ausarbeitung eines guten Nahrungssaftes gehindert wird.

Die Fehler im Getränke verdienen ebenfalls bey solchen Personen in Betrachtung gezogen zu werden. Denn da ihnen außer Wasser auch dünnes Bier (Kofent,) welches insgemein sauer und schlecht ist, gegeben wird, so wird dadurch der Körper keineswegs gestärket, sondern die Säure vermehret, und der Magen ungemein gereizet. Die Gefangenen verlangen auch oft Branntwein, ohne welchen sie wegen der vorigen Gewohnheit kaum leben zu können scheinen. Und ob schon diese Getränke, besonders wenn sie über gewürzhafte und blähungstreibende Species gestanden haben, einige magenstärkende Kraft besitzen, und in diesem Stücke der Gewohnheit dieser Leute zuweilen etwas nachgegeben werden muß: so muß man ihnen doch dieses Getränk, so viel möglich, zu entziehen suchen, weil die Härte des Magens und die Verdickung der Säfte dadurch vermehret wird, um andern Uebeln vorzubeugen.

Den Nachtheil von dieser verkehrten Lebensart, in Absicht der Speisen und des Getränkes, wird man nicht allein bey zarten und zu einer weichlichen Lebensart gewöhnten Personen, sondern auch bey starken, und denen, die eine harte Lebensart geführt haben, gewahr. Denn eine harte und rohe Kost wird alsdann zwar all-

mählich verdauet, und in eine wirksame Nahrung verwandelt, wenn der Körper und seine Glieder oft und stark beweget werden; allein, bey einer anhaltenden Ruhe des Körpers, in welcher Gefangene sich befinden, wo alle Theile des Körpers unthätig werden, wird nicht allein diese rohe Nahrung nicht verdauet, und verdirbt, sondern auch die Säfte, welche diese Nahrung auflösen sollen, werden bösartig.

Dieser Mangel der Bewegung wird solchen Leuten, die in einem Gefängnisse stecken, besonders im Anfange ihrer Gefangenschaft oft beschwerlich. Alle Verrichtungen ihres Körpers fangen an zu sinken, und aller Umtrieb der Säfte und die davon abhängenden Absonderungen, und die fernere Ausarbeitung der nährenden Säfte, werden gestöret. Und daraus besonders entspringen in den Schenkeln alle die übelen Empfindungen, welche mit einer anhaltenden stillsitzenden Lebensart verbunden sind. Denn die wässerige Geschwulst der Beine entsteht nicht allein aus der Feuchtigkeit des Gefängnisses, sondern auch am meisten aus der anhaltenden Ruhe; und die Kniee nebst den übrigen Gelenken trocknen, weil die Gelenkfeuchtigkeit keinen freyen Zufluß hat, aus, und werden allmählig steif. Alle diese Zufälle aber sind denen weit beschwerlicher, die, so oft sie ihre Stelle verändern, eine Last von Fesseln und Ketten zu schleppen haben, so daß nicht selten die Gebeine wund werden, und Geschwüre an denselben entstehen. Gemeiniglich befreyet man sie nicht von dieser Last, wenn sie zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden; und dieses ist die Ursache, daß sie, ob sie gleich die freye Luft genießen, doch von der Arbeit, welche durch die Last der Ketten erschweret wird, dermaßen abgemattet werden, daß sie durch die nächtliche Ruhe keine Erquickung bekommen. Hiezu kömmt gemeiniglich noch der Umstand, daß man ihnen solche Arbeiten auflegt, die, wegen ihrer Schwere und der damit verbundenen Unreinig-

reinigkeit, der Gesundheit höchst nachtheilig sind. Doch scheinen diese glücklicher zu seyn, als jene, welche Monate und Jahre lang in engen Behältnissen unter der Erde mit großer Anstrengung der Muskeln das härteste Holz raspeln müssen.

Auch die Gemüthsleidenschaften können bey Gefangenen die Gesundheit gar sehr zerrütten. Diese Leute haben vorher sich ihren Lüsten übergeben, sind beständig ihren Vergnügungen nachgegangen, und haben die etwann erwachende Gewissensstimme sogleich unterdrückt. Wenn sie aber in der Einsamkeit des Gefängnisses über ihr vorher schändlich geführtes Leben nachdenken, so empfinden sie nicht nur eine heftige Reue in ihrer Seele, und wenn etwann auch noch die Furcht vor der zu erwartenden Strafe hinzu kömmt, so entsteht große Angst und oft Verzweiflung. Die Langwierigkeit der Gefangenschaft lindert oft zwar diese traurige Vorstellung, so daß diese Unglückseligen gleichsam fühllos werden; aber auch hieraus entstehen Ursachen, welche ihre Gesundheit zerstören, oder die schon gegenwärtigen Krankheiten mehr und mehr schädlich machen.

Ueberfällt diese Leute ein leichtes Flußfieber, so geht die Krankheitsmaterie durch eine leichte Crisis nicht ab, sondern die lange angesammelten scharfen Säfte werden vielmehr zugleich mit entwickelt, und verzögern entweder den Abgang der Schärfe, oder erschweren denselben. Starke Personen bekommen zuweilen kalte Fieber; sie sind aber selten ordentlich, sondern verwandeln sich gemeiniglich in irreguläre doppelte Fieber. Die Gallenfieber sind bey den Gefangenenen höchst gefährlich. Die Verderbniß der Säfte oder die wahre Fäulniß wird hier entwickelt, oder die Heftigkeit der Anfälle nimmt dergestalt die Kräfte mit, daß keine heilsame Resolution erfolgen kann, sondern die Krankheitsmaterie sehr oft krampfhafte Zufälle erregt. Schwache Personen hingegen fallen aus solchen unordentlichen Fiebern

in langsame, die dann gar bald den Tod befördern. In hitzigen Fiebern erscheinen oft Friesel und andere bösartige Ausschläge auf der Haut.

Was die langwierigen (chronischen) Krankheiten betrifft, so werden die Gefangenen am meisten von der Krätze geplaget. Die Ursache dieses Uebels liegt theils in den verdorbenen Säften, theils in der Unreinlichkeit. Bei fetten und schwammichten Körpern findet man die feuchte, bei trocknen aber die dürre, welche nicht allein die Gliedmaßen einnimmt, sondern die ganze Oberfläche des Körpers angreift; und unter den dünnen Schuppen sieht man hin und wieder rothe Flecken, vermittelst welcher die scharfen Säfte sich immer weiter ausbreiten. Zuweilen entstehen daher Stockungen in dem zelligen Gewebe, und harte Knoten, welche zuweilen in Eiterung übergehen, und eine höchst schlimme Krätze verursachen. Der Scorbut, eine Krankheit, die dem Schiffsvolke so gemein ist, entsteht auch aus gleichen Ursachen bei Gefangenen. Diese an sich schon garstige Krankheit wird noch ärger, wenn, wie oft geschieht, auch etwas Venerisches dabei im Körper ist. Bey allen beiden Krankheiten ist die Schärfe oder das Contagium so dünn und fein, daß es die lymphatischen Säfte verunreiniget, mit denselben sich verbreitet, und die härtesten Knochen erweichet.

Bei allen Gefangenen trifft man über den ganzen Körper eine aufgedunsene, blasse und gelbliche Geschwulst an. Auch die Füsse schwellen, woraus, weil man im Anfange durch Bewegung dem Uebel nicht vorbeugen kann, die Wassersucht entsteht, wie sie dann auch allen Arten von Wassersucht unterworfen sind, die hier wegen der übrigen Beschaffenheit des Körpes und der Umstände so schwer zu heben sind.

Unter den Gefangenen in England, ist insonderheit das Gefängniß- oder Kerkerfieber, Engl. Jayl-fever, gewöhnlich, und dermaßen ansteckend, daß zuweilen

bey

bey dem öffentlichen Verhör von Gefangenen aus solchen inficirten Gefängnissen, die Richter und Zuschauer angesteckt, und viele derselben in kurzer Zeit davon hingerissen worden sind. Hiebey ist zu bemerken, daß in den englischen Gefängnissen, welche überhaupt sehr schlecht und unsauber sind, die Gefangenen meistens beysammen in einem Zimmer sich befinden. Durch die aus diesen Gefängnissen auf die Flotte geschickten Personen wird gemeiniglich die Ansteckung der Faulfieber mit dahin gebracht, welche oft, insonderheit wenn man solche geschwinde ausrüstet, auf denselben entsetzlichen Schaden gethan haben. Die erste englische Flotte, welche im letzten Kriege nach Amerika segelte, verlor dadurch allein über zweytausend Mann.

Es herrschen in Ansehung dieses Fiebers gewisse Vorurtheile, welche leicht schädliche Folgen haben können. Man glaubt z. B. es sey in einem Gefängnisse keine Ansteckung, wofern nicht dasjenige höchst bösartige Fieber schon wirklich sich darin zeigt, welches Pringle und andere unter dem Namen des Hospitalfiebers beschrieben haben, Lind aber hat unter 5000 Fieberpatienten, bey denen allen die Krankheit offenbar durch eine Ansteckung entstanden war, doch nur bey ungefähr 500 dergleichen bösartige Zufälle bemerkt. Es können zwar solche Fieber zuweilen sehr bösartig seyn; allein, diese Fälle sind nicht so häufig; ja, man hat Beyspiele, daß Personen an diesen bösartigen Krankheiten gestorben sind, ohne daß sich bey ihnen vorher die geringsten schlimmen Zufälle gezeigt hätten. Es läßt sich kein eigentliches Zeichen angeben, wodurch man dieses Fieber von allen andern unterscheiden könnte, sondern man muß nur auf die allgemeinen damit verknüpften Zufälle sehen. Diese sind: ein Fieber mit einem schwachen Pulse, Durst und starker Hitze in der Haut, wobey oft im Anfange Frost ist; der Kopf leidet dabey allemal, so daß Phantasiren oder eine Art von Unempfindlichkeit (Stupor) daraus erfolgen kann. In den gewöhnlichen Fällen gleicht es demjenigen, welches die Schriftsteller unter dem Namen des Nervenfiebers beschreiben. Ungeachtet oft keine bösartige Zufälle damit verbunden sind, so ist es doch eine sehr gefährliche Krankheit, weil nicht nur viele daran sterben, sondern auch bey denen, welche davon genesen, die Gesundheit des ganzen Körpers gar sehr leidet, und diejenigen,

welche diese Krankheit einmal gehabt haben, sehr leicht Rückfällen (Recidiven) unterworfen sind.

Ein zweyter sehr gemeiner Irrthum in Ansehung dieses Fiebers ist, daß man glaubt, es sey keine Ansteckung damit verknüpft, wofern nicht alle in einem Gefängnisse befindliche Personen damit befallen werden. Man wird aber finden, daß selten ein Viertel, ja gemeiniglich nur der zehnte Theil von denjenigen, die sich in einem Gefängnisse oder Schiffe befinden, damit befallen wird. Die kleine Anzahl der Kranken verhindern aber gar nicht, daß dem ungeachtet die Ansteckung sehr heftig und bösartig seyn kann.

Man glaubt endlich, daß eine Person, die nicht selbst angesteckt und krank ist, auch die Ansteckung nicht verbreiten könne, und daß diese Ansteckung sich in der Luft aufhielte, und daher durch die Veränderung derselben und eine Ventilation zerstöret werden könnte. Allein, es haben die ansteckenden Theile gemeiniglich ihren Sitz in den Lumpen und Geräthen, und können von einer sonst gesunden Person darin herum getragen und ausgebreitet werden. Das wirksamste Mittel, die ansteckenden Theile dieser Krankheit zu zerstören, ist das Feuer; nur muß die Hitze groß, und z. B. so stark, als die von einem Backofen, und so heftig seyn, daß kein Thier dieselben ausstehen kann. Ein schwächerer Grad von Hitze, der so beschaffen ist, daß man darin noch Athem schöpfen kann, wird selten den gewünschten Nutzen schaffen. Es ist daher am besten, daß man alle an einem solchen Ort befindliche Personen vorher entferne.

Observations on the nature and cure of Hospital-and Jayl-fevers, in a letter to Dr. Mead, by *John Pringle*. Lond. 1751, 8. Ein Auszug daraus, st. im Journ. britann. To. II. Aout 1750. Artr. 2. und im 9. B. des Hamb. Magaz. S. 545—554.

James Lind Bemerkungen von dem Kerkerfieber, st. im 4. St. des 2. B. der Samml. auserles. Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte, Lpz. 1776, gr. 8. S. 43—49.

Zur Erhaltung der Reinigkeit in den Gefängnissen, müssen nicht allein Ventilators angebracht werden, sondern es muß auch allemal Wasser genug vorhanden seyn, und jeder Gefangene muß, sich täglich zu reinigen, angehalten werden. Die Zimmer müssen jährlich einigemal mit Lauge ausgescheuert werden; und es ist ein nichtiger Vorwand, daß sie dadurch feuchter und ungesunder werden würden.

Hales

Hales ließ einige Ventilators, die vermittelst einer Windmühle wirken, zu Newgate aufstellen. „Da nun," sagt er: „die Röhren in 24 Behältnisse dieses Gefängnisses geleitet sind, „wodurch sie nach der Reihe von der faulen Luft gereiniget wer„den, welches nun an 4 Monate gedauert hat: so habe ich „durch die Aussage des Aufsehers vernommen, daß diese Kunst„gezeuge der Gesundheit und dem Leben der Gefangenen vie„len Nutzen schaffen. Denn es ergiebt sich, daß binnen diesen „4 Monaten nur 7 Gefangene zu Newgate gestorben sind, da„gegen man in jedem der 6 vorhergehenden Jahre 90 bis 100 „Todte daselbst gehabt hat. Das Gefängniß zu Newgate hat „vor allen andern Gefängnißhäusern diese Unbequemlichkeit, „daß die Unreinigkeit durch die große Anzahl der Gefangenen, „die jeden Gerichtstag aus andern stinkenden Gefängnissen da„hin gebracht werden, allda vermehrt wird.

„Nach einer solchen Untersuchung in Ansehung des Gefäng„nisses von Savoyen, wo die Ventilators schon seit 4 Jahren, „auf Verordnung des Kriegssecretärs, Fox, aufgerichtet sind, „habe ich vernommen, daß, in dem Jahre 1749, von 200 „Gefangenen nur einer, und zwar noch dazu an den Blattern „gestorben ist; im Jahre 1750 aber von 240 Gefangenen nur „zwey, welche an 3 Monate lang gesessen haben; im Jahre 1751 „Niemand, und im Jahre 1752 nur einer, der ein heißhun„griger Mensch war; da hingegen vor dem Gebrauche dieser „Maschine durchgehends 50 bis 100 Gefangene jährlich durch „die ungesunde Luft daselbst gestorben sind, ungeachtet bey die„sem Gefängnisse ein schöner offener Platz ist, wo die Gefan„genen dann und wann frische Luft schöpfen mögen, welcher des „Sommers alle Morgen, und des Winters alle 14 oder 20 „Tage gereiniget und abgespület wird. Was auch noch mehr „zur Gesundheit dieses Gefängnisses beyträgt, ist dieses, daß „der gegenwärtige Aufseher für eine gehörige Säuberung und „Reinhaltung mehr, als Jemand, besorgt ist: und damit die „Behältnisse desto mehr für Unreinigkeit bewahret werden mö„gen, verbrennt er, auf meine Vorschrift, in dem größten, in„nerhalb 6 Wochen, 2 ℔ Schwefel, und in dem kleinern, „1 ℔; da hingegen das Gefängniß zu Newgate wöchentlich „nur einmal gereiniget wird.

„Schon vor vielen Jahren sind über dem Gefängniß zu„Winchelsea, wie auch unlängst über dem zu Durham, Ventila„tors angebracht worden."

Die Wärter müssen nicht mit starken Getränken oder mit Victualien handeln, wie in England erlaubt ist; auch müssen sie mit der Speisung der Gefangenen nichts zu thun haben. Diese müssen angehalten werden, zu gesetzter Zeit dem Gottesdienst beyzuwohnen. Im Gefängnisse muß eine Tafel aufgehangen seyn, worauf das, was Jedem zukömmt, oder was die Gesetze jedem vermachen, z. B. die Menge Brod u. s. w. angezeigt ist.

Endlich ist bey den Gefangenen noch dieses zu beobachten, daß man bey ihrer Gefangennehmung und während ihrer Gefangenschaft, ihnen alles dasjenige nehme und aus dem Wege räume, was oft ihren verzweifelten Anschlägen zu Hülfe kommen kann; hienächst aber auch, daß man in ihren geist- und leiblichen Krankheiten ihnen den Beystand der leiblichen und geistlichen Aerzte nicht versage.

The state of the prisons in England and Wales, with preliminary observations, and an account of some foreign prisons. By *John Howard*, Warrington 1777, 489. S. in gr. 4. Dieses Werk verdient eine vorzügliche Achtung, sowohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, der nur noch von Wenigen in Ueberlegung gezogen ist, als auch wegen der mühseligen, fast ecelhaften und gefährlichen Untersuchungen, die der Verfasser deshalb angestellt hat, und vornämlich wegen des Nutzens, den die daraus hergeleiteten Erinnerungen und Vorschläge stiften können. Der Verf. hatte, als Sherif von Bedford, Gelegenheit, den beklagenswürdigen Zustand der Gefängnisse zu bemerken. Er that Vorschläge zur Verbesserung; und als er dabey von verschiedenen billigen und vornehmen Männern unterstützt ward, so faßte er den Muth, nicht allein die Gefängnisse und Zuchthäuser der Hauptstadt, sondern auch der übrigen Städte in England zu untersuchen, ihre Fehler und Mängel, auch die vortheilhaften Einrichtungen, welche er finden würde, bekannt zu machen. So gar that er, in gleicher Absicht, eine Reise durch Frankreich, Flandern, Holland, die Schweyz, und durch Deutschland. Er hat einen Riß von einem Gefängnisse, wie es ihm am besten dünkt, gegeben. Auch findet man hier den Grundriß von la Maison de force zu Gent; einer Anstalt, die musterhaft heißen kann; imgleichen den Grundriß und Aufriß von Newgate.

Da die sichere Aufbehaltung der Inquisiten und Missethäter auch ein Theil der innern Dorfpolizey ist, und die Wachen bey den Inquisiten mit zu den Schuldigkei-

digkeiten der Unterthanen gehören, so nehme ich die Gefängnisse auf dem Lande, und die Gefängnißstrafe der Bauern, zum Gegenstande meiner folgenden Betrachtungen. Nichts ist auf dem Lande lästiger, als die sichere Bewahrung der Inquisiten und Missethäter während der Inquisition. Die Gelegenheit, die man hiezu in den Städten hat, fehlt auf den Dörfern. Der gewöhnliche Ort zur Aufbehaltung der Uebelthäter ist der Schulzenhof, wo sie von den Einwohnern nach der Reihe bewachet werden müssen. Wie viele Beschwerden durch dergleichen Bewachungen, zumal wenn die Inquisition länger, als es billig seyn sollte, verzögert wird, einer Gemeinde verursachet werden, und wie unsicher diese Art der Bewahrung der Inquisiten dem ungeachtet ist, fällt einem jeden von selbst in die Augen. Obgleich dergleichen peinliche Fälle sich auf dem Lande seltener, als in den Städten, ereignen, so ist die Last eines einzigen Vorfalles von Wichtigkeit schon so beschaffen, daß Herrschaft und Gemeinden hierunter auf eine Abänderung zu denken wohl Ursache haben. Die Erbauung eines eigenen Gefängnisses ist der einzige Weg, ein Dorf von dieser öfters unerträglichen Last zu befreyen. Da die Gemeinde durch die Anlegung solcher Gefängnisse von den beschwerlichen Wachen erlediget wird, so ist es billig, daß sie zu den hiezu erforderlichen Kosten das ihrige mit beytrage. Die Gefängnisse auf dem Lande können auch in ihrem Anbaue nur wenig lästig fallen, da ein Paar in demselben befindliche abgesonderte Behältnisse hinreichend sind. In den königl. preußischen Landen ist dieserhalb vor einigen Jahren durch öffentliche Verordnungen der Antrag geschehen, daß die zu einem Kirchspiele gehörigen, oder sonst 2 oder 3 nahe bey einander gelegene Dorfschaften hierunter zusammen treten, und ein gemeinschaftliches Gefängniß anlegen möchten. Eine sehr weise, und zur Ersparung der

Kosten

Kosten gereichende Verordnung! und es wäre zu wünschen, daß solche durchgehends in Erfüllung gesetzt würde. Inzwischen würden doch die Unterthanen dadurch von ihrer Last nicht völlig, sondern nur zum Theil befreyet werden, indem dergleichen Gefängnisse auf dem Lande nicht leicht auf solche Art anzubringen sind, daß nicht, wenigstens des Nachts, eine Wache dabey bestellet werden müßte.

Hienächst bleibt es auch allemal zweifelhaft, auf wessen Kosten solche Gefängnisse erbauet werden sollen. Die Grundherrschaft wird, wenn sie sonst nicht billig gegen ihre Unterthanen denken will, sich von den Kosten dieses Baues dadurch los zu machen suchen, daß die Unterthanen vorhin die Inquisiten zu bewahren verbunden gewesen sind. Da nun die zu erbauenden Gefängnisse ein Surrogatum der Wachen seyn sollen, so werden sie mit vielem Scheine des Rechtes behaupten, daß auch die Unterthanen den Bau solcher Gefängnisse zu vollführen angehalten werden müßten. Beurtheilt man dieses nach der natürlichen Billigkeit, so würde es meines Erachtens, dahin zu entscheiden seyn, daß, weil von der Herrschaft dergleichen Gefängnisse doch auch in solchen Fällen, wo die Unterthanen eigentlich zu keinen Wachen schuldig gewesen sind, z. B. bey Vergehungen gegen den Dienstzwang, gebrauchet werden können, sie die Materialien nebst dem Arbeitslohne dazu herzugeben, die Unterthanen aber die erforderlichen Fuhren und Handdienste dabey zu leisten schuldig wären.

Bey der neuen Einrichtung des Justizwesens in Westpreußen und dem dazu gehörigen Netzedistricte, ist hierunter ein Muster und ein Beyspiel gegeben worden, welches allenthalben nachgeahmet und ebenfalls angenommen zu werden verdiente. Wegen des weiten Umfanges dieser neu acquirirten Provinz, sind, außer der zu Marienwerder niedergesetzten Regierung, verschiedene sogenannte Landvogteygerichte angeordnet, welche in den unter ihren angewiesenem Bezirke liegenden Oertern die Justizpflege in der ersten Instanz verwalten. Weil nun

nun der weise Minister, unter dessen Direction diese Einrichtung geschehen ist, einsahe, wie beschwerlich den Patrimonialgerichten auf dem Lande, theils die Bewachung der Inquisiten, theils aber auch die Vollführung der Inquisition selbst, gemeiniglich falle: so ist denselben frey gegeben worden, daß sie bey entstehenden Criminalfällen ihre Inquisiten an die Landvogteygerichte abliefern, und sie denselben, sowohl zur sichern Bewahrung, als auch Führung des Inquisitionsprocesses, überlassen können. Von selbst versteht sich zwar, daß die Patrimonialgerichte, welche sich dieses Beneficii bedienen, den Landvogteygerichten die dadurch verursachten Kosten vergüten müssen; indessen ist doch, um hierin alle Ueberseßung zu verhüten, ausdrücklich verordnet, daß die Landvogteygerichte, dieser Kosten wegen, eine genaue Liquidation den geschlossenen Inquisitionsacten beyfügen, und der Regierung zur Moderation vorlegen müssen.

Die Vortrefflichkeit dieser Einrichtung empfiehlt sich von selbst; und die adelichen Güterbesitzer in andern Ländern würden gewiß froh seyn, wenn sie eine solche Gelegenheit hätten, sich und ihre Unterthanen der vielen Beschwerlichkeiten, welche mit den auf dem Lande anzustellenden Inquisitionen verknüpft sind, auf eine so leichte Art zu entledigen. Diese Einrichtung ist um so vorzüglicher, als die Patrimonialgerichte nicht schlechterdings genöthigt sind, ihre Inquisiten an die Landvogteygerichte abzuliefern. Es hängt solches bloß von ihrem Willen ab, und es steht ihnen, wenn sie dieses nicht für gut befinden, allemal frey, die Inquisiten auf ihren Gütern zu behalten, und daselbst den Proceß gegen dieselben formiren zu lassen. Hiedurch ist also den Zweiflern aller Anschein eines Eingriffes in die Patrimonialjurisdiction gänzlich benommen worden. Bey den königlichen Aemtern in Westpreußen aber ist es als etwas ganz Besonderes anzusehen, daß dieselben von aller Criminaljurisdiction dispensirt sind, und mithin die darauf vorfallenden Inquisitionen schlechterdings zu den Landvogteygerichten gehören.

Oeconomia forensis, 1. Band, S. 76, f. und 5. B. S. 178, f.

Auch bey der Gefängniß-Strafe der Bauern, ist die Menschlichkeit und die Sorge für die Gesundheit des Bestraften nie aus den Augen zu seßen. Tiefe und dumpfige Gefängnisse gehören auch hier zu den unerlaubten Straförtern, indem, besonders wenn die

Verge-

Vergehung von der Art ist, daß die darauf erfolgte Gefängnißstrafe Wochen und Monate währet, die Gesundheit der Eingesperrten nothwendig darunter leiden muß. Diejenigen Vergehungen der Unterthanen, welche mit einer auf eine bestimmte Zeit anhaltenden Gefängnißstrafe beleget werden, gehören zu den gröbern Fehlern, welche nicht brevi manu abgethan werden können, sondern wozu gemeiniglich der Beytritt und die Entscheidung des Gerichtsverwalters erfordert wird. Dergleichen Gefängnißstrafe gegen die Bauern zu verfügen, ist, wenn es sonst in Ansehung des begangenen Verbrechens, vermieden werden kann, deshalb nicht rathsam, weil der Gestrafte dadurch in dem Betriebe seiner Wirthschaft gehindert wird, und folglich gar leicht eine Gelegenheit, ihn in seinem Nahrungsstande zurück zu setzen, gegeben werden kann. Denn wenn der Bauer durch das bloße Gefängniß zur Erkenntniß gebracht und gebessert werden soll, so ist es hier nicht mit einigen wenigen Stunden abgethan. Die meisten Fälle, welche Vergehungen gegen den eigentlichen Dienstzwang betreffen, können ganz füglich mit einer Bestrafung, die nur einige Minuten, oder allenfalls einige Stunden währet, als: dem Stocke und der Peitsche, der Geige, dem Genten, dem Halseisen, dem Blocke, dem Bocke, und der Einsperrung in die Kamurke ꝛc. abgethan werden.

Oeconomia forenſis, 5. B. S. 69, f.

Ich habe endlich auch noch von den Mitteln, das Entweichen der zur gefänglichen Haft gebrachten Missethäter beschwerlich und fruchtlos zu machen, zu sprechen.

Der Endzweck der Gefängnisse ist, daß man darin Personen, die man wegen Mißhandlungen in Verdacht, oder zum Theil schon überführt hat, bis zum Ausspruch des Urtheiles sicher aufbehalten möge. Es müssen also dergleichen Oerter gegen alle Ausbrüche

wohl

wohl versichert seyn. So sehr man aber sich auch eines Inquisiten in seinem Gefängnisse zu vergewissern sucht, so kann die Vorsicht doch hierin nicht alles bewirken, indem, ohne noch der Untreue und Einfalt, auch wohl des unzeitigen Mitleidens der Gefangenwärter zu gedenken, mancher Missethäter sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr unterzieht, sein verwirktes Leben zu retten, oder auch einer langwierigen Gefängnißstrafe zu entgehen. Eiserne Käfiche für alle verfertigen zu lassen, ist zu kostbar. Indessen würden unstreitig manche Ausbrüche der Bosheit dadurch gehindert werden, wenn solche äußerst Lasterhafte auch nicht die geringste Hoffnung vor sich sähen, der Gerechtigkeit zu entfliehen, und daß selbst ihre Entweichung aus dem Gefängnisse und die ergriffene Flucht ihnen nicht zu statten kommen könnte, sich von den Strafen der Gesetze zu befreyen.

Man hat daher im 61. St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1761, S. 601, in der neuen Stutg. Realzeit. v. J. 1765, S. 321, fgg. und im 2. B. des Preuß. Sammlers, Königsb. 1775, 8. S. 1625, f. eine Art eines Kleidungsstückes, oder eine Inquisitentracht, welche den ausgetretenen Gefangenen kenntbar machen sollte, in Vorschlag gebracht; und geglaubt, daß den Gefangenen das Entwischen dadurch schwerer oder gar unmöglich machen würde, wenn man sie durch eine ganz bizarre Art der Kleidung unterschiede, deren auf einmal und mit wenigen Kosten für jedes Gefängniß einige, und so viele, als man nöthig fände, gemacht werden könnten.

Sobald diese Tracht als ein Unterscheidungszeichen gefangener Missethäter bekannt gemacht würde, so könnte dieser Boshafte bey seiner Entweichung sogleich erkannt und aufgegriffen werden. Es sey fast nicht vorher zu sehen, was die Zuverlässigkeit dieses Mittels behindern dürfte, als etwa, daß der Gefangene sich

seiner

seiner Kleidung entledigen, und nacket davon laufen könnte; aber in solchem Falle würde er gewiß als ein Wahnsinniger angehalten werden. Und zu andern Kleidern, die er etwa stehlen könnte, würde er doch auch sobald nicht gelangen."

Dieser Vorschlag, einen aus dem Gefängnisse entwichenen Gefangenen durch eine bizarre Kleidung einem jedem, dem er nur begegnen möchte, kenntlich zu machen, ist so unrecht nicht, daß er nicht sollte befolget werden können. Allein man müßte 1) auch dieses dabey beobachten, daß die Farbe der Kleider von einer hohen Farbe, z. B. gelb, roth oder weiß wäre, damit man einen solchen Burschen auf dem Felde auch schon von weitem erkennen könnte. 2) Die schwarze, braune, blaue und grüne Farbe sind deswegen zu verwerfen, weil die drey ersten so dunkel sind, daß solche von weitem nicht wohl von dem Erdreiche, wohinter sich ein solcher Missethäter verstecken möchte, zu unterscheiden sind, die letztere oder grüne Farbe aber einem solchen Kerl wohl gar beförderlich seyn könnte, sich in hohem Grase, in dem unreifen Korne, oder in einem Walde desto eher verbergen zu können. 3) Weil die Kleidung eines solchen Menschen bizarr oder seltsam, und also vor allen übrigen Kleidungen kenntlich seyn soll, so wäre es das Beste, wenn man solche Leute in zweyerley Farben kleidete. So könnte man z. B. ein Kleid machen, welches auf der rechten Seite gelb, auf der linken aber roth wäre. Vorn müßten die Knopflöcher, hinten aber die Naht, den Unterschied einer jeden Farbe ausmachen. Auch die Beinkleider müßten auf solche Art von zweyerley Farben seyn; auch müßten die Strümpfe an dem rechten Fuße gelb, an dem linken aber roth gefärbt seyn. Kurz, ein solcher Kerl müßte auf der ganzen rechten Seite, vom Kopfe an bis auf die Füße, gelb, auf der linken aber roth, folglich wunderbar oder närrisch genug aussehen. 4) Von eben der Farbe, als das Kleid auf jeder Seite ist, muß auch das Futter seyn, damit sich ein solcher Kerl durch das Umwenden seiner Kleider nicht unkenntlich machen könne. 5) Was ich hier von Mannspersonen vorschlage, müßte auch bey Weibspersonen geschehen. 6) Daß eine solche Inquisitentracht diejenige Amtsstätte, welche den Inquisiten in Verwahrung hält, etwas Geld kosten würde, ist nicht zu läugnen. Wenn man aber bedenkt, daß eine ganze Gemeinde solche Kosten gar wohl verwinden, und man endlich dergleichen Tracht von alten, bereits abgetragenen Kleidern,

die

die man öfters bey Trödlern um ein geringes Geld habhaft wird, verfertigen könnte, es auch dem ganzen gemeinen Wesen nicht wenig daran gelegen ist, die Missethäter zu bestrafen: so würde dieses Hinderniß leicht aus dem Wege zu räumen seyn. 7) Eine solche Inquisitentracht müßte in dem ganzen Lande durch eine obrigkeitliche Verordnung gleichförmig eingeführet, die Farben ein für allemal festgesetzet, und nicht mehr abgeändert, auch allen Unterthanen bekannt gemacht werden, so, daß sobald der einfältigste Bauer einen solchen Kerl ansichtig wird, er den Vogel an seinen Federn erkennen, solchen entweder handfest machen oder angeben, und ihm keinen Aufenthalt verstatten möge. 8) Wenn man einen Delinquenten in dieser Kleidung anhenkte, so könnte diese Inquisitentracht freylich am besten bekannt werden. Will man aber alle fernere Unkosten ersparen, so zieht man den Inquisiten vor der Execution diese besondere Tracht aus, giebt ihm seine eigene Kleider wieder, und darin vollstreckt man das Urtheil an ihm.

Da dasjenige, was dergleichen Personen ad effectum eines Steckbriefes am Leibe tragen sollen, schlechterdings so beschaffen seyn muß, daß sie dessen, ohne eines andern Menschen behülfliche Handanlegung keinesweges los werden können: so hat Jemand, mit der Namensunterschrift Striemberca, zu Stade, im 91. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764, Col. 1443, fgg. den Vorschlag gethan, daß gedachter Endzweck sich dadurch am füglichsten erreichen lassen dürfte, wenn bey den Criminalgerichten ein Vorrath von eisernen Hals-Kragen in Bereitschaft gehalten, und davon jedem Inquisiten, sofort nach dem ersten Verhör, einer um den bloßen Hals angeleget würde. Ein solcher Kragen müßte etwa eines guten Strohhalmes dick seyn, und eine Breite von 3 Zoll haben. In der einen Mitte der Peripherie müßte das von jeder Seite aus drey genau an einander schließenden Cardinibus feminis sich formirende Charnier seyn, dessen Nietstange an beyden Enden einen tüchtigen Kopf zum Schlusse hätte. Diesem Charniere gerade gegen über müßte ein angekröpftes, durch Einsteckung des einen Theiles in den andern, ver-

mittelst einer massiven Springfeder sich fest in einander klammerndes Schloß seyn, jedoch ohne auswendiges Schlüsselloch. Solchergestalt würde denn die Abfeilung eines Kopfes der vorerwähnten Nietstange, das einzige Mittel zu einer in Krankheiten und scharfer Befragung der Inquisiten etwa benöthigten Eröffnung eines solchen Halskragens bleiben. Damit aber doch dieser Halskragen durch Herstellung der Nietstange, nach cessirender Ursache der Abnehmung, noch bey demselben Inquisiten brauchbar bliebe, müßte erwähntes Schloß an der inwendigen Seite ein Schlüsselloch haben, um dasselbe, nach abgefeilter Ankröpfung des Nietes, durch eine Redintegrirung desselben wieder brauchbar zu machen. Um aber zu verhüten, daß dieses von dem Inquisiren selbst zu einer sonst practicablen Eröffnung des gedachten Halskragens nicht gemißbrauchet werden könne, müßte derselbe nicht geräumiger seyn, als die Beschaffenheit des damit zu umgebenden bloßen Halses erfordert. Auf der einen Hälfte des Kragens müßte der Name des Inquisiten, und auf der andern der Ort seiner Gefangenschaft, auswärts eingegraben werden. Letzteres müßte insonderheit den Vortheil schaffen, daß diejenigen, die einen solchen bekragten Flüchtling ertappen, sofort wissen könnten, wohin sie ihn zu liefern hätten.

Bey diesem Vorschlage, einen entwichenen Gefangenen an einem eisernen Halskragen zu erkennen, kommen mir folgende Bedenklichkeiten vor: 1) Der Halskragen möge auch beschaffen seyn, wie er will, so kann solchen der Flüchtling dennoch mit einem Halstuche oder einer Binde bedecken und verbergen. 2) Durch einen solchen Kragen wird der Entwichene doch nicht so kennbar, als durch ein Inquisitenkleid; wenigstens kann er in dem letzten Falle auch schon von ferne besser erkannt werden.

Im 10. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, Col. 153, fgg. wird noch ein anderer Vorschlag eröffnet, daß man nämlich einen Delinquenten, an dessen Bewahrung viel gelegen ist, und welcher der Flucht halber

der verdächtig seyn könnte, mit einer hiezu dienlichen beizenden Farbe im Gesichte einen breiten Strich von der Stirn bis an die Spitze der Nase machen soll. „Man hat viele Farben, die nicht allein an sich unschädlich, sondern auch, wenn sie mit einem Firnisse zubereitet werden, dermaßen dauerhaft sind; daß sie auf der Haut des Menschen etliche Tage, ja wohl eine ganze Woche und länger, halten. Die Buchdruckerschwärze kömmt hier zu allererst in Betrachtung. Auch läßt sich vermittelst cyprischen oder römischen Vitrioles, eine blaue Farbe in die Haut beizen, die nicht leicht wegzubringen ist. Mit dergleichen könnte ein Delinquent, am angezeigten Orte, bey seinem Eintritte in das Gefängniß von dem Gefangenwärter bestrichen werden, welches auch zum öftern zu wiederholen wäre. Wollte jener versuchen, die Farbe wegzuschaffen, so sind genugsame Mittel vorhanden, ihm dieses zu verhindern; und der erste Versuch, der sich bald wahrnehmen ließe, müßte ihm ein halb Schock Prügel zur Belohnung eintragen, um ihm die fernern Gedanken daran zu vertreiben. Entwiche er aber gleichwohl, so würde er sich durch diesen Strich im Gesichte selbst verrathen, und nach einem vorläufigen obrigkeitlichen Edicte, worin diese Zeichnung bekannt gemacht würde, seinen selbsteigenen Steckbrief im Lande und in der Nachbarschaft überall herum tragen. Mit eben dieser Farbe könnte auf der Schulter oder auf dem Rücken, wohin er mit seinen Händen nicht wohl langen kann, mit abgekürzten Buchstaben, der Ort woher er entlaufen ist, wie auch, nach Verschiedenheit der Farben, die Art seines Verbrechens, ob er ein Dieb, Mordbrenner, Mörder ꝛc. wäre, angezeiget werden. Man hat Mittel, solche Farben wieder wegzubringen; und diese würden alsdann angewendet werden können, wenn der Gefangene wieder aus

seinem Gefängnisse entlassen werden, oder die Absicht, warum man ihn bezeichnet aufhören sollte."

Auch dieses vorgeschlagene Mittel hat einigen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn geschienen; indem diejenigen Missethäter, welche nur auf einige Jahre zur Gefängnißstrafe verurtheilt sind, durch den mit einer beizenden Farbe von der Stirn bis über die Nase empfangenen Strich, auf Lebenslang in der menschlichen Gesellschaft würden ausgezeichnet werden, da dergleichen eingebeiztes Merkmal kaum so vollkommen auszulöschen wäre, daß es nicht noch einige Spur zurück lassen sollte; und überdem könnte der Entwichene, dieses in das Fleisch eingedrungenen Zeichens ungeachtet, weit entfliehen, und Jahre lang manchen Unfug treiben, wenn er die Vorsicht beobachtete, seine Mütze oder Hut, die man den Gefangenen doch zu lassen pflegt, tief in das Gesicht herab gezogen zu tragen. Niemand würde ihn in Wirthshäusern oder an Stadtthoren erkennen, wofern solches nicht zufälliger Weise geschähe. Er könnte auch die etwan erfolgte Aufforderung, seine Mütze abzuziehen, durch das Vorgeben eines beschädigten und kranken Kopfes u. d. gl. von sich ablehnen.

Preußische Sammler, 2. Band, S. 1624, f.

Es werden solchergestalt die gewöhnlichen Mittel, sich eines Delinquenten in seinem Gefängnisse zu vergewissern, z. B. der cölnische Stuhl; eine gewisse Art von Kasten, in welche man den Gefangenen gleichsam einpackt; die Ketten und Fuß-Schellen ꝛc. noch ferner beyzubehalten seyn.

Gefäß [das]. 1. Von dem Zeitworte fassen, derjenige Theil eines Werkzeuges, womit man dasselbe anfasset, doch am häufigsten nur von diesem Theile eines Degens. Das Gefäß eines Degens, das Degen-Gefäß, s. Th. IX, S. 49, fgg. Das Gefäß eines Schwertes, Rappieres, Dolches u. s. f. Von andern Werkzeugen sind die Wörter Heft, Griff, Stiel, Handhabe, u. s. f. üblich.

2. Von dem Worte Faß, in seiner weitesten Bedeutung, ein jedes holes Werkzeug, einen andern Körper in demselben aufzubehalten; L. Vas, Fr. Vase, Vaisseau. 1) Als ein Collectivum, mehrere zu

ähnlichem Gebrauche bestimmte Gefäße zu bezeichnen. Daß die Summe alles Silbers am Gefäß (an den Schüsseln, Schalen und Löffeln) betrug u. s. f. 4 Mos. 7, 85. In welcher Gestalt es im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht wird. 2) Von einzelnen Werkzeugen dieser Art. Ein Trink-Gefäß, Küchen-Gefäß. Brau-Gefäße, so zum Brauen des Bieres nöthig sind; Kirchen-Gefäße, welche in den Kirchen gebraucht werden; Wein-Gefäße, allerley Fässer zu Aufbehaltung des Weines; Schiffs-Gefäße, allerley Arten von Fahrzeugen u. s. f. Goldene, silberne, irdene, hölzerne Gefäße. In der Zergliederungskunst sind die Gefäße in den thierischen Körpern Röhren, durch welche eine flüssige Materie beweget wird; dahin die Blut-Gefäße, Milch-Gefäße, Wasser-Gefäße u. s. f. gehören. Uebrigens ist dieses Wort ein allgemeiner Ausdruck, der eine Menge besonderer Arten unter sich begreift, welche größtentheils auch besondere Namen haben. Siehe Faß, Geschirr und Vase.

Gefahr-Deich, in den niedersächsischen Marschländern, ein Deich, vor welchem sich kein Vorland, sondern nur Wasser befindet, welcher daher der Gefahr mehr ausgesetzt ist, als andere.

Gefahr-Zins, ein Zins, der, wenn er nicht zur bestimmten Zeit abgetragen wird, den Verlust des Zinsgutes nach sich zieht; siehe Fahr-Zins 1.

Gefangene, deren Krankheiten, und wie die Ursachen derselben zu heben, s. oben, S. 593, fgg.; deren Entweichen, und wie dasselbe beschwerlich und fruchtlos zu machen, S. 606, fgg.

Gefecht, (Hahnen-) siehe unter Hahn.

Gefege (das). 1. Ein anhaltendes oder wiederholtes Fegen. 2. Bey den Jägern, die Haut, welche der Hirsch von dem neu gewachsenen Gehörne wieder abfeget, oder abschlägt; der Bast, das Dickmaß; siehe Fegen.

Gefertigter, siehe Fertigen.

Geffer, siehe Keffer.

Gefieder (das), ein im Hochdeutschen nur in der höhern Schreibart übliches Collectivum von dem Worte Feder. 1. Mehrere Federn. Das Gefieder eines Vogels. Das Gefieder eines Bettes, im Oberdeutschen, welches daselbst auch das Ingefieder genannt wird. Das Gefieder eines Pfeiles. Imgleichen figürlich, das Gefieder oder Ingefieder, die stählernen Federn in einem Schlosse, oder Uhrwerke, gleichfalls nur im Oberdeutschen.

2. Mit Federn versehene Thiere, Vögel, das Geflügel.

Gefilde (das), in der edlen und dichterischen Schreibart der Hochdeutschen, ein ebener, flacher Theil der Erdkugel, von beträchtlicher Größe, wie Feld 1, besonders so fern er zum Ackerbau gebraucht wird.

Geflecht (das). 1. Ein geflochtenes Ding, Flechtwerk. 2. Ein Geschwür auf der Haut; siehe Flechte I. 1. An einigen Orten wird die trockne Räude beym Rindviehe also genannt; siehe Räude.

Gefletz, siehe Flötz.

Gefluder (das), im Berg- und Hüttenbaue, ein breites Gerinne, wodurch das Wasser laufen kann; siehe Fluder.

Geflügel (das), oder die Geflügel, ein Collectivum, mehrere mit Flügeln versehene Thiere zu bezeichnen, Federvieh, Federwildbret, Flügelwerk, im Oberdeutschen das Geflüg. Geflügel halten, Federvieh. Das Wald-Geflügel, Haus-Geflügel, Feld-Geflügel, Wasser-Geflügel, Raub-Geflügel.

Geflügelt, was man bey Pflanzen also nennt; s. Th. XIV, S. 366.

Geflügelter Wald, s. Th. XIV, S. 365.

Gefräß (das), ein nur in den niedrigen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes übliches Wort. 1. Die Nah-

Nahrung, sowohl für Menschen als Thiere; mit einem andern eben so niedrigen Ausdrucke, der Fraß.

2. Das Maul und dessen Bildung, sowohl bey Menschen als Thieren, die Fresse.

Gefräßig, unmäßig im Essen, in der harten Sprechart. Der Hecht ist ein sehr gefräßiges Thier.

Merkwürdige Beyspiele einer außerordentlichen Gefräßigkeit der Menschen, findet man Th. XV, S. 15, flg.

Gefreund, in den gemeinen Mundarten, besonders Oberdeutschlandes, befreundet, verwandt. Mit einem gefreund seyn.

Gefreund (der), die Gefreundin, ein gleichfalls nur in den gemeinen, besonders oberdeutschen Mundarten übliches Wort, einen Freund oder eine Freundin zu bezeichnen, so fern dadurch Verwandte verstanden werden.

Gefrieren, ist in doppelter Gestalt üblich. 1. Mit dem Hülfsworte seyn, durch die Kälte seiner Flüssigkeit beraubt, in Eis verwandelt werden. Das Wasser ist gefroren. Der Wein gefriert nicht leicht. Das Queckſilber zum Gefrieren bringen.

2. Mit dem Hülfsworte haben, und als ein Impersonale, zum Gefrieren bringen, in Eis verwandeln. Es gefrieret stark. Es wird diese Nacht nicht gefrieren.

Eigentlich ist dieses Wort das durch das oberdeutsche ge ohne Noth verlängerte Zeitwort frieren. Gefrieren wird in einigen oberdeutschen Gegenden auch wirklich in allen Fällen für frieren gebraucht. Einige Neuere haben im Hochdeutschen den Unterschied eingeführet, frieren nur für Frost empfinden, in den übrigen Fällen aber gefrieren zu gebrauchen. Indessen wird dieser Unterschied doch in den Zusammensetzungen abfrieren, ausfrieren u. s. f. noch von Niemanden beobachtet. Siehe Frieren. Im Oberdeutschen ist Gefröre Frost oder Frostwetter.

Gefrornes, Fr. Glace, Neige, wird von den Conditors aus allerley Früchten und flüssigen Sachen gemacht,

macht, und vornämlich im Sommer bey Collationen zur Erfrischung genossen. Im Winter verfertigt der Conditor das Gefrorne aus aufgehobenen Obstsäften, denen er durch das Kochen in Zucker eine Dauer ertheilt hat, und welche er beym Gebrauche, wenn sie zu süß sind, etwas durch Citronensaft verdünnet. Im Sommer nimmt er Säfte von frischem Obste, und versüßt sie mit Zucker. In beyden Fällen bringt er den Obstsaft in ein mit einem Deckel versehenes blechernes oder zinnernes, langes und cylindrisches Gefäß, die Eis-Büchse, Fr. Sarao tiére, genannt, Fig. 861, und setzt dieselbe in einen mit Eis angefüllten Kessel. Die Kälte des Eises wird durch beygemischtes Salz oder Salpeter verstärket. Die gefrornen Säfte werden wieder aus der Eisbüchse genommen, und entweder als Schnee in gläserne Trinkbecher (Fr. Gobelets à neiges) gethan und servirt; oder man giebt ihnen in einer kupfernen oder bleyernen Form die Gestalt desjenigen Obstes, von welchem der gefrorne Saft genommen ist. Das geformte Gefrorne wird endlich nach der Natur mit Farben ausgemalet. Siehe Anis-Gefrornes, Th. II, S. 182; Apricosen-Gefrornes, Th. II. S. 444; Gefrornes von Berberisbeeren, Th. IV, S. 203; Gefrornes von Erdbeeren, Th. XI, S. 272; Kaffee-Gefrornes, unter Kaffee; Pomeranzen-Gefrornes, Th. III, S. 132; Pomeranzenblüthen-Gefrornes, eb. das. S. 140.

Siehe auch Gefrorner Käse, im Art. Käse.

Gefüge (das). 1. Von Fug, so fern es ehedem die Bequemlichkeit oder das Bedürfniß bedeutete. Sein Gefüge thun, seine Nothdurft verrichten, im Oberdeutschen.

2. Die sämtlichen an einem Körper befindlichen Fugen, und figürlich auch der innere Bau, die Zusammensetzung eines Körpers, als ein Collectivum, besonders

ders im Bergbaue. Das spathige Gefüge gewisser Eisensteine. Steinkohlen, welche dicht und fest in ihrem Gefüge sind.

Gefühl (das), ein bey dem Jägern übliches Wort, als ein Collectivum, das Rauchwerk und diejenigen Theile zu bezeichnen, welche nutzbares Rauchwerk geben. Es hat in dieser Gegend viel Gefühl.

Es ist ein von Fell verderbtes Collectivum, eigentlich Gefell.

Gefüllsel, siehe Farße. Füllsel.

Gefürstet, siehe Fürsten.

Gefüße, siehe Geschühe.

Gegen-Abdruck, siehe Gegen-Probe.

Gegen-Anschlag, siehe Th. II, S. 216.

Gegen-Buch, siehe Gegen-Schreiber.

Gegen-Copie, in der Malerey und Zeichnungskunst, eine Copie, in welcher eine andere Copie von hinten nachgezeichnet worden ist.

Um eine Gegencopie zu nehmen, Fr. contrecalquer, muß man zuerst die Zeichnung auf einem geöhlten Papiere abcopieren; hernach legt man die gezeichnete Seite über die Platte, und dazwischen rothes Papier; man fährt mit einer Spize über alle Züge hin, welche sich über den Firniß der Platte abdrucken, und die Zeichnung des Gemäldes links vorstellen. Die Kupferblätter, welche davon herkommen, befinden sich dem Sinne der Malerey gemäß. Siehe auch Gegen-Probe.

Gegen-Druck, siehe Gegen-Probe.

Gegen-Geld, siehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Gewicht, L. Aequipondium, Antipondium, Fr. Contre-balance, Contre-poids, dasjenige Gewicht, oder diejenige Last, welche einer andern entgegen gesezt wird, sie aufzuheben, oder zu vernichten. Einem Körper ein Gegen-Gewicht geben. Ihm das Gegen-Gewicht halten. Dergleichen sind die Gegen-

Gewichte an Zugbrücken, Schlagbäumen ꝛc. Besonders wird dieses Wort von den gemeinen Wagen und Schnellwagen gebräuchet.

In der Seefahrt heißt das Gegen-Gewicht, Fr. Estive, holl. Evenwigtigheid, wenn einem Schiffe auf jeder Seite gleiche Ladung gegeben wird, damit eine Seite nicht mehr beschweret werde, als die andere, welches den Lauf der Schiffe erleichtert.

Gegen-Gift, siehe im Art. Gift.

Gegen-Graben, siehe unter Graben.

Gegen-Gurt, siehe unter Gurt.

Gegen-Händler, siehe Gegen-Schreiber.

Gegen-Hang, Widerfall; siehe unter Abhang.

Gegen-Klage, siehe unter Klage.

Gegen-Lage, siehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Latte, siehe unter Latte.

Gegen-Licht, siehe unter Licht.

Gegen-Mauer, siehe unter Mauer.

Gegen-Probe. 1. Im Bergbaue, die Probe eines Dritten, um zwischen zwo streitigen Proben den Ausspruch zu thun.

2. In der Zeichnungskunst und bey den Kupferdruckern, die Vorstellung einer Figur, welche von einer andern frisch gedruckten oder gezeichneten ist abgezogen worden, aber so, daß, was in dem frischen Abdrucke oder in der frisch gezeichneten Figur links war, sich rechts zeigt, so wie in der Originalzeichnung; der Gegen-Abdruck, Gegen-Druck, Fr. Contre-epreuve, Contrépreuve. Eine Gegen-probe abziehen, einen Gegen-Abdruck machen, einen Abdruck von einem andern Abdrucke machen, Fr. contrepréuver.

Wenn man z. B. einen frisch gemachten Kupferabdruck, indem die Farbe noch naß ist, auf ein weißes angefeuchtetes Papier leget, und mit beyden noch einmal durch die Presse fährt, so druckt sich von dem rechten Kupferblatte alles auf das andere Papier ab; wiewohl die Farbe in diesem Gegendrucke viel schwächer

wird,

wird, als sie in dem ersten von der Kupferplatte gemachten Abdrucke war. Auf eben diese Weise kann man von einer mit Röthel oder fettem Bleystifte gemachten Zeichnung einen Gegendruck machen, wenn man ein feuchtes Blatt Papier darauf leget. Auf diese Art kann man eine Zeichnung verdoppeln, ohne sie nachzuzeichnen.

Der Gegendruck stellt alles, in Vergleichung des Blattes, wovon er gemacht worden ist, verkehrt vor. Mithin sieht man in einem Gegendrucke von einem Kupferplatte die Zeichnung so, wie sie auf der Kupferplatte ist. Er dient also dem Kupferstecher zu einer leichtern und geschwindern Vergleichung des Abdruckes mit der Platte, wodurch er untersucht, ob jeder Zug und Strich sich gehörig ausdrücke.

Es werden aber auch Gegendrücke auf die gezründeten Kupferplatten gemacht, damit der Kupferstecher nicht nöthig habe, auf den Grund zu zeichnen. Solche Gegendrücke kommen denen Kupferstechern, die in der Zeichnung selbst nicht stark genug sind, zu Statten. Wenn man nämlich auf einem mit venetianischem Firnisse angemachten Papiere die Umrisse gezeichnet, und seine Zeichnung copiert hat, nimmt man ein weißes Papier von eben der Größe, als die Zeichnung, welches abends vorher, wie zum Abdrucke einer Kupferplatte, angefeuchtet worden ist; nezet diese Zeichnung von hinten mit einem etwas feuchten Schwamme, und verhütet, daß nichts von dem Wasser auf die gezeichnete Seite komme, weil es die Züge des Stiftes verhindern würde, sich auf die Gegenprobe abzudrücken. Nachdem die Zeichnung also genezt worden ist, nimmt man eine zum wenigsten eben so große Kupferplatte, als die Zeichnung; leget die Platte auf den Tisch der Presse, und bedeckt sie mit reinem und angefeuchtetem Papiere, damit sie nicht durch ihren Schmuz der Zeichnung schade; leget hernach die Zeichnung auf das Kupfer, dergestalt, daß die gezeichnete Seite oben sey, und bedeckt sie mit dem weissen Papiere, welches man zur Annehmung der Gegenprobe zubereitet hat; leget einige Bogen Maculatur oder graues Papier, welches ebenfalls genezt seyn muß, darüber, und über alles das ganz sanft einige leinene Tücher, und läßt es alsdann unter die Presse laufen. Solchergestalt druckt sich die Zeich-

nung

nung auf dem weißen Papiere ab. Dieses frisch abgezogene Papier leget man sogleich, ehe es trocken wird, auf die überfirnißte Kupferplatte, und drehet die Presse langsam und stark um, damit sich die Züge desto besser auf dem Firniße ausdrucken, welches die Gegenprobe auf das Kupfer bringt. Man zieht die Platte nur einmal unter der Presse durch, weil sonst die Züge sich doppelt abdrucken könnten. Ist man damit fertig, so findet man die Züge auf dem Kupfer eben so abgedruckt, wie man sie nachgezeichnet hatte, und wie das Originalgemälde selbst ist.

Sollen sich auf den Kupferblättern die Figuren von eben der Seite vorstellen, von welcher sie auf dem Originalgemälde, oder auf der Originalzeichnung, erscheinen, welches alsdann nöthig ist, wenn Handlungen vorkommen, welche mit der rechten Hand geschehen müssen, und die auf den Kupferblättern mit der linken Hand verrichtet werden würden, wenn man sie in das Kupfer eben so, wie das Original sie zeigt, graben wollte: so muß man die Gegenprobe seiner Zeichnung sogleich auf das Kupfer, und nicht zuvor auf ein weißes Papier, wie im obigen Falle geschah, abziehen. In diesem Falle kann man die Umrisse mit Röthel zeichnen, welcher sich deutlich genug auf den Firniß abdruckt, auf das Papier aber sich nicht so deutlich abdrucken würde. Auf diese Weise fallen die Kupferblätter dem Sinne des Originales gemäß aus; allein, man muß alsdann bey dem Graben sich des Spiegels bedienen, wie man im Art. Spiegel sehen wird.

Gegen-Protest, in Wechselsachen; siehe Protest.

Gegen-Protokoll, siehe Controle.

Gegen-Rechnung, Fr. Décomte, Déconte, diejenige Rechnung, welche einer andern entgegen gesetzt ist; oder wodurch die Rechnung eines andern ganz oder zum Theil aufgehoben wird. Siehe Compensation und Scontriren.

Gegen-Register, siehe Contra-Buch. Controle.

Gegen-Schraffirung, siehe Schraffiren.

Gegen-Schreiber, bey verschiedenen Cassen, ein vereidigter Schreiber, welcher außer dem ordentlichen Schreiber ein Rechnungsbuch führt, welches das Contra- oder Gegen-Buch genannt wird. Er wird mit einem französischen Worte gemeiniglich Controleur, im

im Oestreichischen aber auch Gegen-Händler oder Gegen-Handler genannt. Siehe Contra-Buch und Controle.

Gegen-Schuld, siehe Schuld.

Gegen-Schwager, siehe Schwager.

Gegen-Siegel, siehe Siegel.

Gegen-Stellung, eine gerichtliche Handlung, da man einem die Zeugen vorstellt, die ihm die geläugnete That ins Gesicht sagen müssen; die Confrontation.

In der Malerey, heißt es die Mannigfaltigkeit der Farben, der Gegenstände, der Stellungen ꝛc. oder was man sonst auch unter Contrast versteht. Die dunkle Gegen-Stellung, Fr. Répoussoir, wird von einer Schattenmasse auf dem Vorgrunde eines Gemäldes gesagt, deren Wirkung ist, die beleuchteten oder entfernten Partien zurück weichend zu machen. Oder, man versteht auch, im Gegentheile, darunter eine entfernte Schattenmasse, welche den lichten Vorgrund erhöhet.

Gegen-Steuer, siehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Stich, ein Stich, der einem andern entgegen gesetzt ist, von der andern Seite auf ihn geführet wird; z. B. in Landesvermessungen, bey Graben u. s. f. ein Stich mit dem Grabscheite in die Erde, so mit dem ersten einen Winkel macht, und den Rasen löset.

Gegen-Strich, Fr. Contre-fil, Contre-poil, der Strich wider das Haar oder die Wolle an einem Tuche.

Gegen-Stücke, Fr. Regards, nennt man zwey Gemälde oder Kupferstiche, welche zwey verschiedene Bildnisse, zwo verschiedene Figuren vorstellen, oder einen verschiedenen Inhalt haben, die aber von gleicher Größe sind, und in denen die Stellung der Figuren so beschaffen ist, als wenn sie sich gegen einander betrachteten. Siehe auch Compagnons.

Gegen-Vermächtniß, ein Vermächtniß, oder eine Schenkung, welche der Ehemann, oder ein anderer

in dessen Namen, der Ehegattin wegen ihres Brautschatzes und zu dessen Sicherheit thut; das Gegen-Geld, die Gegen-Lage, die Gegen-Steuer, die Verbesserung, die Widerlage, Antipherna, Donatio propter nuptias, Augmentum dotis, im mittlern Lat. Incontrum, Fr. Augment de dot, Donation à cause des nôces.

Eigentlich ist das Gegenvermächtniß ein zwischen Eheleuten errichteter Contract, vermöge dessen der Frau von dem Manne etwas gewisses an beweg- oder unbeweglichen Gütern, zur Sicherheit und Wiedervergeltung ihres Brautschatzes (Heurathsgutes) ausgemacht wird. Während der Ehe hat die Frau keinen Nießbrauch (Usus Fructus) daran; und wenn sie vor dem Manne stirbt, so fällt das ganze Gegenvermächtniß dem Manne wieder heim. Bisweilen wird so gar ausgemacht, daß die Frau nur auf ihre Lebenszeit das Gegenvermächtniß behält, nach ihrem Absterben aber es wieder an die rechtmäßigen Erben des Mannes zurück verfallen lassen muß.

Adelige Wittwen sind, nach den gemeinen Rechten, außer ihrem Heurathsgute, auch das Gegenvermächtniß aus den Lehnen zurück zu fordern berechtigt. Das Gegenvermächtniß war ehedem nach den römischen Gesetzen eben so hoch, als das Heurathsgut bestimmt, indem man dasselbe bloß als ein zur Sicherheit der Ehegelder gegengesetztes Quantum ansahe. Nach der heutigen Gewohnheit aber fällt dieser Grund hinweg, weil die Wittwen, indem sie den Ehemann überleben, das wahre Eigenthum von einem solchen Gegenvermächtnisse bekommen; daher ist dasselbe auch an den wenigsten Orten den Ehegeldern gleich gesetzt, sondern es wird, zur Bestimmung desselben, gemeiniglich nur der Betrag des halben Heurathsgutes angenommen.

Obgleich die Wittwen hiebey nichts verlieren, auch, wenn die Ehestiftung von dem Lehensherrn und den Agnaten gehörig con-

consentirt worden ist, sich an das Lehen zu halten vollkommen berechtigt sind: so entsteht doch hieben die Frage: Ob ein solches Gegenvermächtniß schlechterdings für ein *Onus mere feudale* anzusehen sey, oder, ob solches nur alsdann, wenn kein zureichendes Allodialvermögen vorhanden ist, *in subsidium* aus dem Lehen bezahlet werden dürfe? Mit dem Gegenvermächtnisse ist allemal eine Verminderung des Lehens verknüpft. Die deshalb eingeführten Gewohnheiten sind nicht überall einerley, sondern es wird dabey auf verschiedene Weise gehalten, und die Bezahlung des Gegenvermächtnisses bald als ein Debitum per se feudale, bald aber auch wiederum nur als eine subsidiarische Lehenschuld angesehen. Sieht man dabey auf die ursprüngliche Natur und erste Absicht der Lehen zurück, so kann wohl nicht geläugnet werden, daß da, wo keine besondere Gesetze das Gegentheil festgesetzt haben, die Meinung, daß das Gegenvermächtniß vor allen Dingen aus dem Erbe genommen werden müsse, und nur erst alsdann, wenn die Ehestiftung consentiret, oder doch wenigstens das Heurathsgut verhältnißmäßig eingerichtet worden, zu dessen Befriedigung aber kein Allodialvermögen vorhanden ist, aus dem Lehen bezahlet werden dürfe, Statt finden müsse. Denn auch bey der genauesten Verwendung der Ehegelder in die Lehen, müssen diese doch zuletzt gar sehr vermindert und verkürzet werden, wenn die häufig darauf versicherten Gegenvermächtnisse schlechterdings aus denselben genommen werden sollen. Die Versorgung der Wittwen ist eben so wenig eine ursprüngliche Schuldigkeit der Lehensfolger, als die Abfindung der Töchter. Beydes ist durch die nachherigen allgemeinen Gewohnheiten den Lehen nur deßhalb aufgebürdet worden, damit weder diese, noch jene, unversorgt bleiben, und der Familie zur Schande in Dürftigkeit leben möchten. Der Grund aber, worauf die eingeführten Gewohnheiten in beyden Fällen beruhen, fällt alsdann offenbar hinweg, wenn ein Lehensbesitzer so viel an eigenthümlichem Vermögen hinterlassen hat, daß daraus sowohl seine Wittwe gehörig versorget, als auch seine Töchter anständig ausgestattet werden können.

Man möge indessen das Gegenvermächtniß als ein Onus per se feudale, oder auch nur als eine in subsidium aus dem Lehen zu bezahlende Schuld ansehen: so bleibt doch allemal vorausgesetzt, daß das Heurathsgut nicht allein wirklich inferiret, sondern auch zum wahren Nutzen und Besten des Lehens verwandt worden sey. Denn das Gegenvermächtniß hat schlechterdings eine Beziehung auf das Heurathsgut, und es kann jenes ohne dieses nicht gedacht werden. Ist also das versprochene Heu-

rathsgut durch dessen wirkliche Verwendung dem Lehen nicht zu Nutzen gekommen, so kann, natürlicher Weise, auch aus dem Lehen kein Gegenvermächtniß, es möge in den Ehepacten versprochen seyn oder nicht, gezahlet werden. Auch kann in diesem Falle eine Wittwe nach den gemeinen Rechten kein Gegenvermächtniß fordern, obgleich der Lehensherr und die Agnaten die Ehestiftung, worin solches versprochen und festgesetzt worden ist, consentirt hätten. Denn bey einer Consenturung wird allemal die stillschweigende Bedingung, wenn das stipulirte Heuratsgut wirklich eingebracht und zum Besten des Lehens verwandt worden ist, voraus gesetzet. Wird nun diese Bedingung nicht erfüllet, so können auch der Lehensherr und die Agnaten zur Erfüllung ihres Versprechens nicht angehalten werden.

In Pommern ist, durch die Lehensconstitution, v. J. 1694, Tit. 7, das den Wittwen aus den Lehen zu zahlende Gegenvermächtniß, auf die Hälfte des Heurathsgutes festgesetzt, wobey jedoch der Wittwe, die ihr sonst nach der Lehenconstitution, aus des Mannes Gütern zugebilligten Lucra noch überdem zuständig sind. Das Gegenvermächtniß bekömmt die Wittwe, als ein Debitum per se feudale, es mögen Söhne oder Vettern succediren. Die Wittwen, welche an Heurathsgut nichts eingebracht haben, können auch keine Verbesserung desselben, oder kein Gegenvermächtniß, fordern; alle übrige Lucra nuptialia aber, die in der Lehnsconstitution festgesetzt sind, bekömmt dieselbe dem ungeachtet.

In dem Herzogthume Magdeburg, kann, nach Vorschrift der dortigen Polizeyordnung, v. J. 1688, Cap. 38, §. 4, das Gegenvermächtniß auf eben so hoch, als das Heurathsgut beträgt, verschrieben werden. Wer aber ein höheres Gegenvermächtniß verschreibt, der muß so viel an Strafe, als das Gegenvermächtniß das Duplum des Heurathsgutes überschreitet, erlegen. Uebrigens fällt das Gegenvermächtniß, nach dem Tode der Wittwe, im Fall sie keine Kinder hinterläßt, wieder an das Lehn zurück.

In der Alt- und Churmark, ist die Lehensconstitution v. 1. Jun. 1723, dasjenige Gesetz, nach welchem die Abfindung der Wittwen reguliret werden muß. Nach dem 7. §. derselben wird ein Unterschied gemachet, ob eine Ehestiftung errichtet worden sey, oder nicht. Sind Ehepacten vorhanden, und selbige von den nächsten Agnaten consentirt, so hat es dabey

seni Bewenden, und es muß alles dasjenige, was darin versprochen, und der Wittwe ausgesetzt worden ist, von den Besitzern der Güter ohne Widerrede erfüllet werden. Ist aber keine Ehestiftung vorhanden, so kömmt es hauptsächlich auf den Beweis, daß die Wittwe ein gewisses Heirathsgut eingebracht habe, an. Ist dieser geführt worden, so darf weiter nicht bewiesen werden, daß die Ehegelder auch wirklich in das Gut verwandt wären, weil dieses schon aus der Illatione rechtlich vermuthet wird; doch ist dabey den Agnaten, das Gegentheil zu beweisen, nachgelassen. In beyden Fällen bekömmt die Wittwe nicht allein ihr Heirathsgut wieder zurück, sondern auch das entweder versprochene oder gesetzmäßige Augmentum dotis. Das gesetzmäßige beträgt die Hälfte der eingebrachten Ehegelder. Dergleichen Verbesserung erwirbt die Wittwe eigenthümlich, und sie darf solche niemals wieder zurück geben. An denen Orten, wo den Wittwen noch überdem Alimente auszusetzen gewöhnlich ist, müssen diese Alimente zwar pro dignitate des verstorbenen Ehemannes, und pro conditione ficultatum eingerichtet, dabey aber darauf, daß sie das Eigenthum von dem Gegenvermächtnisse bekömmt, zurück gesehen werden.

In der Neumark, haben, nach der dortigen Lehnsconstitution, v. 14. Aug. 1724, die Wittwen die Wiedererstattung ihres eingebrachten Ehegeldes, und demnächst noch halb so viel, als dieses Ehegelder betragen, als ein Augmentum dotis aus den adelichen Gütern, ohne Weigerung zu fordern. Das Gegenvermächtniß muß jederzeit aus den Gütern genommen werden, und kann der gemeinen Erbschaft niemals zur Last fallen: Das Recht der Verbesserung gewinnen die Wittwen in der Neumark pleno jure, und es fällt solches niemals in das Lehen wieder zurück.

Oeconomia forensis, 4. Band, S. 426 f. 436, 439, 445, 475.

Gegen-Zeichen, Bey- oder Neben-Zeichen, Fr. Contre-marque, ein Zeichen auf goldenen, silbernen ꝛc. Gefäßen, zur Versicherung, daß sie die gehörige innere Güte haben. Auch nennt man Gegen-Zeichen die zweyte Marke auf Waarenballen der Kaufleute.

Gegend, (*) (die) L. Regio, Fr. Contrée, Endroit, Environ. Ein beträchtlicher Theil der Erdfläche von unbestimmter Größe. Die Gegend um die Stadt. In dieser Gegend halten sich wilde Thiere auf. Das Gut liegt in einer fruchtbaren Gegend. Die Gegend an der See. In weiterer Bedeutung auch oft ein jeder Theil eines Raumes. In der vornehmsten Gegend der Stadt wohnen. Das Buch liegt in dieser Gegend, nämlich des Tisches. 2. In der Astronomie und Geographie, derjenige Punct in der Fläche der Himmelskugel, worin sich die gerade Linie endiget, welche in Gedanken aus dem Auge mit dem Horizonte parallel gezogen wird; die Himmels-Gegend, L. Plaga. In diesem Verstande hat man vier Haupt- oder Cardinal-Gegenden angenommen, Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, und 28 Neben-Gegenden. Aus welcher Gegend kömmt der Wind?

In der Malerey scheint dieses Wort einen besondern Theil einer Landschaft auszudrücken, der sich durch einen eigenen Character unterscheidet. Man sagt: eine wilde, rauhe einsame Gegend. Die Landschaft würde aus mehrern Gegenständen bestehen können; die Gegend selbst aber würde bloß aus ihren einzelnen Theilen, als: Felsen, Bäumen ꝛc. bestehen. Von den Gemälden, die man Landschaften nennt, würden nur also diejenigen den Namen der Gegenden tragen, die eingeschränkte und bloß dergleichen einzelne Scenen vorstellen, die wir Gegenden nennen, als: Wasserfälle, von Felsen eingeschlossene Plätze, u. d. gl.; diejenigen aber, die weitere Aussichten von verschiedenen Gründen vorstellen,

(*) Dieses Wort lautet im Oberdeutschen nur Gegne, Gegene, im Niederf. Jegene, und im Dän. Egn, welches letztere zu Ecke zu gehören scheint. Es stammet von dem Vorworte gegen ab, und bezeichnet eigentlich den Theil der Erdfläche, welcher gegen uns oder einen andern bestimmten Körper, d. i. vor demselben, lieget.

stellen, würden den Namen Landschaften im eigentlichen Sinne behalten. In diesem Verstande würde man sagen: Berghem, Teniers, Waterloo, halen meistentheils Gegenden: Breugel. Claude Lorrain, Swaneveldt, haben meistentheils Landschaften gemalt.

Gegenden, wenn sie gut gewählt und mit gehöriger Kunst gemahlt, haben etwas stark anziehendes; und in der leblosen Natur ist nichts, das uns interessanter vorkömmt. Jede Gegend ist einsam; aber bey diesem allgemeinen Character kann eine große Verschiedenheit des Empfindsamen Statt haben. Es giebt fürchterliche, schreckliche, melancholische, fantastische, reizende, bezaubernde Gegenden. Eine gemalte Gegend kann demnach mancherley und große ästhetische Kraft haben. Wer etwa eine kleine sittliche Scene vorstellen will, und dazu eine dem Character des Stückes gemäße Scene ausgesuchet hat, der kann dadurch Gemälde von großer Kraft erhalten.

Die Kenntniß seltsamer, interessanter und wohl characterisirter Gegenden, dient auch zu der Gartenkunst, weil die Anbringung solcher Scenen den Gärten die größte Schönheit giebt.

Gegitter, siehe Gitter.

Gegler, eine Benennung des Berg-Finken; s. Th. XIII, S. 419.

Gehackte Speise, Gehäck; siehe Farße.

Gehäbe, ist im Hochdeutschen ungewöhnlich, kömmt aber noch zuweilen im Oberdeutschen vor; von dem Zeitworte haben, so fern es halten bedeutet. Ein Gefäß ist gehäbe, wenn es dicht ist, keine Ritzen hat. Ein gehäbes Faß. Imgleichen für enge, fest, gedränge. Die Garben gehäbe an einander legen. Daher der Gegensatz ungehäbe, was Ritzen hat, locker ist.

Für gehäbe hat man im Oberdeutschen auch die Wörter häbig, behäb, behäbig in eben dem Verstande.

Gehäge (das). 1. Ein ungehägter, d. i. mit einem Haage oder Zaune umschlossener Ort, Fr. Clos, Clotture, Enclos; und besonders ein Bezirk, in welchem das Wildbret gehäget wird; ein Jagdrevier, wo Niemand jagen darf, Fr. Chasse défendu, Reserve. Ein Ge-

häge anrichten. Ein Fasanen-Gehäge, Hasen-Gehäge u. s. f. Daher Gehäge-Aufseher, der Aufseher über ein Gehäge der niedern Jagd; und Gehäge-Bereiter, diejenigen Forstbedienten, welche die Gehäge oder Jagdgränzen bereiten; im gem. Leben Häge-Reiter. Einen Schlag ins Gehäge legen, im Forstwesen, einen Schlag oder Gehau mit Hägewischen abstecken, zum Zeichen, daß er gehäget werden soll; siehe Forst-Cameralwesen, Hag, und die mit Häge zusammen gesetzten Wörter. Einem in das Gehäge kommen, oder gehen, figürlich im gem. Leben, in dessen Amt greifen, imgleichen sich etwas anmaßen, worauf nur der andere ein Recht zu haben glaubt; Fr. aller sur les brisées de quelcun. Auch ein gehägtes Wasser, d. i. ein Bach, Fluß oder See, wo nicht ein jeder fischen darf, wird ein Gehäge genannt; siehe Hag und Hägen.

2. Ein Hag oder Zaun, und in weiterer Bedeutung zuweilen eine jede Einfriedigung. Ein Gehäge um den Berg machen, 2. Mos. 19, 12. 23.

Gehänge, (das), von dem Zeitworte hängen. 1. Dasjenige, was hänget, in einigen besondern Fällen. 1) Der abhängige Theil eines Berges, ja einer jeden Fläche, besonders im Bergbaue, wo man es auch das Hangende nennet. 2) Die Kunststangen des Feldgestänges, wenn sie an ein Gelenk hängen, im Bergbaue, als ein Collectivum. 3) Herab hängende Zierrathen, besonders in den Zusammensetzungen Hals-Gehänge, Ohren-Gehänge u. s. f. 4) Das Eingeweide, im gem. Leben einiger Gegenden. Das Gehänge von Schweinen. Als ein Collectivum. Siehe Geschlinge. 5) Die herabhängenden Ohren der Jagdhunde, so auch das Gelappe genannt werden, bey den Jägern gleichfalls als ein Collectivum.

2. Dasjenige, woran etwas hänget. So wird bey den Jägern das Jägerzeug, woran das Hieshorn hänget,

get, das Gehänge genannt. Siehe Gehenk, welches in dieser Bedeutung üblicher ist.

Gehäse (das), so nur bey den Jägern in den Zusammensetzungen Vorder-Gehäse, und Hinter-Gehäse üblich ist, wovon jenes den vordern, dieses aber den hintern Theil eines Hasen bedeutet.

Gehäuse, (das), ein Wort, welches ehedem sowohl für das einfache Haus, als auch collective von mehrern Häusern, gebraucht wurde. Jetzt ist es im Hochdeutschen nur figürlich von verschiedenen Arten von Behältnissen üblich, welche gewissen Dingen statt eines Hauses dienen. Das Gehäuse einer Uhr, die äußere Kapsel oder Bekleidung derselben. Bey den Uhrmachern führen auch die beyden Platten, welche durch Pfeiler mit einander verbunden sind, und das Räderwerk enthalten, diesen Namen. Das Gehäuse oder Kern-Gehäuse des Kern-Obstes, das Kern- oder Samenbehältniß derselben; siehe Griebs. Etwas uneigentlicher heißt der massive Theil eines Degengefäßes zwischen dem Stichblatte und Griffe, so auch das Kreuz genannt wird, bey den Schwertfegern das Gehäuse. Es begreift die Parierstange nebst dem Bügel in sich; s. Th. IX, S. 51.

Gehalt (der), ist für das einfache Halt im Hochdeutschen üblich, besonders in folgenden Fällen.

1. Der körperliche Inhalt, was ein Raum enthalten kann. Ein Faß von hundert Kannen Gehalt. Ein Haus von vielen Gehalt, bequemen Raum, im gem. Leben auch Gelaß.

2. Dasjenige, was ein Körper von andern Dingen enthält, was ihm von andern Dingen beygemischt ist. Den Gehalt oder Halt eines Gesund-Brunnens untersuchen, was für mineralische Theile er enthält. Besonders von Erzen und Münzen, von den ihrer Masse beygemischten edlen Metallen; Fr. Alloi. Der Gehalt der Erze. Eine Silber-Münze von gutem Gehalte,

welche die gehörige Menge Silbers enthält. Silber, welches an Gehalt zwölf löthig ist. Da dieser Gehalt, welcher auch das Korn genannt wird, eigentlich den Werth der Münzen ausmacht, so wird auch das Wort Werth, Fr. Valeur, in diesem Verstande gebraucht.

3. Die Besoldung, Fr. Pension. Es bezeichnet eigentlich die Summe, für welche man Jemanden zu seinen Diensten hält oder unterhält, und könnte also eine allgemeine Benennung seyn; man braucht es aber am meisten nur von Wittwen, die eine Gnadenpension genießen, von Hofmeistern der Kinder, von Haushofmeistern und Kammerdienern: zum Unterschiede von Besoldung, welches man von vornehmen Personen oder öffentlichen Bedienten, von Personen, die in öffentlichen Aemtern stehen; von Sold oder Löhnung, welches man von der geringsten Art der Bedienten sagt.

Siehe nach Gnaden-Gehalt.

Einige halten das Wort Gehalt in dieser dritten Bedeutung für ein Neutrum, das Gehalt; vielleicht nur, weil es in einigen Gegenden in diesem Geschlechte üblich ist. Der Hochdeutsche Sprachgebrauch ist sowohl in dem einfachen Halt, als auch in dem zusammengesetzten Gehalt, für das männliche.

Gehau (das), im Forstwesen, derjenige Theil eines Waldes, wo Holz geschlagen oder gehauen wird, imgleichen, wo es geschlagen werden soll, auch, wo es ehedem geschlagen worden ist. Einen Wald in zehen Gehaue eintheilen. Ein junges Gehau, wo junges Laubholz anfliegen soll. Statt dieses Wortes ist in andern Gegenden auch, Hau, Gehaung, Hauung, Hieb, Schlag, Holzschlag, Meiß, Kabel u. s. f. üblich. Siehe Th. XIV, S. 562, und 678.

Gehebe, siehe Gehäbe.

Geheck (das), bey den Jägern, ein Nest voll Vögel, so viel Vögel auf einmal geheckt oder ausgebrütet werden, eine Hecke, ein Flug. Besonders die Junzen einer wilden Gans oder wilden Aente, ein Zug.

Geheim,

Geheim, verborgen, unbekannt, was verborgen ist, oder doch verborgen seyn soll, im gem. Leben heimlich, und im Gegensatze des öffentlichen. Ein geheimer Ort. Eine geheime Treppe. Ein geheimer Gang. Eine geheime Zusammenkunft. Eine geheime Schreib-Art. Etwas vor einem andern geheim halten.

Im engern Verstande, was nahe um den Fürsten ist, denselben und die innersten Landessachen betrifft. Daher ein geheimer Rath, oder der geheime Rath, die vornehmste Art von Räthen, welche überhaupt das, was zur Erhaltung eines Staates gehöret, besorgen; wenn anders ihre Würde nicht ein bloßer Titel ist. Das geheime Siegel, dessen sich der Fürst in seinen geheimen Ausfertigungen bedient. Der geheime Stadtrath, geheimer Justiz-Rath, geheimer Kammer-Rath, geheimer Kriegs-Rath u. s. f. welche von höherer Würde sind, als die ordentlichen Staats-, Justiz-, Kammer-, Kriegsräthe. In geheim, auf eine geheime Art. In geheim mit Jemanden sprechen. In geheim nachforschen.

Es ist nicht ganz richtig, daß geheim nur im guten Verstande und bloß von wichtigen Dingen, gebraucht werde, wie Hr. Stosch will. Er würde sich richtiger ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte, daß heimlich mehr im gem. Leben, geheim aber vorzüglich in der anständigen und edlen Schreibart üblich ist, weil es zunächst aus dem Oberdeutschen herstammet. Viele sehen die Benennung geheimer Rath als ein zusammengesetztes Wort an, und schreiben es Geheimerrath; so aber unrichtig ist, weil ein Beywort, wenn es mit einem Hauptworte zusammen gezogen wird, allemal eine Silbe am Ende verlieret. Wäre es eine wahre Zusammensetzung, so müßte es Geheim-Rath heißen, wie man Geheim-Buch und Geheim-Schreiber sagt. Mit mehrerm Rechte kann man es, wenn es eine Würde bezeichnet, mit einem großen G schreiben; GeheimerRath. Das d, welches sich so gern dem m nachschleicht, geheimd, für geheim, ist im Hochdeutschen veraltet.

Geheim-Buch, apartes Buch, geheime Conto, Secret-Buch, bey den Kaufleuten, ein geheimes Buch, in

welches sie ihre geheimsten Angelegenheiten verzeichnen, und es daher gern vor andern verborgen halten.

Es ist dieses Buch eines von den Hülfs- oder Nebenbüchern bey einer Proper- oder Eigenthumshandlung, und eigentlich dasjenige Inventarium, welches der Handlungspatron für sich allein führt, und darein er mit eigener Hand seine Handlungsgeheimnisse oder dasjenige einschreibt, was zwar seine Handlung mit angeht, seine Leute aber nicht wissen sollen, als da sind: die unbeweglichen Güter, die Kleinodien, Schaustücke ꝛc. imgleichen seine Passivschulden, was er für geheimen Aufwand und Ausgaben habe, u. d. gl. Ein solches Buch allein von denjenigen Kaufleuten gebrauchet, die nicht selbst ihre Bücher führen, und gleichwohl ihrem Buchhalter oder Diener den eigentlichen Zustand ihres ganzen Vermögens nicht entdecken wollen.

Die Einrichtung besteht in Debet und Credit. Unter Debet bringt man sein ganzes Vermögen, als: Häuser, Gärten, Landgüter, Mobilien, Baarschaften, Waaren, Schulden, Zinsen, und alles, was man in Besitz hat. In Credit hingegen kömmt die Gegenschuld, oder an wen man zu zahlen schuldig ist. Hierauf nun beruhet die ganze Handlung, indem der Patron alle seine Rechnungen und Facit gewiß darauf gründen kann. Denn, wenn eines von dem andern abgezogen wird, so erscheint das Netiocapital, oder, was man mehr schuldig ist, als die Effecten zutrecken. Ob aber gleich solchergestalt ein Kaufmann sein Vermögen geheim halten kann, und nicht nöthig hat, die Rechnungen von Häusern, Landgütern, Mobilien ꝛc. den Handelsbüchern einzuverleiben: so können doch andere Rechnungen, die zur Handlung gehören, als: Cassaconto, Waarenconto, Personenrechnungen, Schiffsparten u. d. gl. mehr, nicht ausgelassen werden, immaßen darin täglich ab- und zugeschrieben wird. Indessen können auch solche Rechnungen dem Hauptbuche einverleibt werden, ohne selbige Summen zu nennen, wodurch man denn seinen Zustand völlig verbirgt; und der Saldo kömmt dennoch richtig heraus, indem bey solchen Umständen die Summe auch in dem Capitalconto ausgelassen, und an dessen Statt ein Strich gezogen wird.

Geheim-Schreiber, eine in einigen oberdeutschen Gegenden übliche Benennung eines Secretärs. In eben diesen Gegenden wird auch eine Kanzelley, die Geheim-Schreyberey, und archivalische Urkunden Geheim-Schriften genannt.

Von der Geheim-Schreiberey, oder Geheim-Schrift, den geheimen Schreibarten, werde ich im Art. Schreiben handeln.

Geheimniß, L. Arcanum, Mysterium, Fr. Mystére, Secret. 1. Der Zustand, da eine Sache geheim ist. Das Geheimniß hört auf, so bald mehrere um die Sache wissen.

2. Eine geheime, unbekannte Sache, vornämlich in folgenden Fällen. 1) Ein geheimes, andern unbekanntes Kunststück oder Hülfsmittel. Das Geheimniß Gold zu machen. Ein Geheimniß (geheimes Arzeneymittel) wider das Podagra. 2) Bey den Steinsetzern und Besichtigern der Gränzen, werden die unverweslichen Stücke, welche auf eine geheime und nur ihnen bekannte Art unter die Gränzsteine geleget werden, Geheimnisse genannt.

3. Was verschwiegen oder unbekannt ist, oder bleiben soll. Ein Geheimniß aus etwas machen. Die Absicht seiner Reise ist noch ein Geheimniß. Ein Geheimniß verrathen, ausplaudern. Auch kleine und nachtheilige Umstände, von welchen, wenn sie bekannt werden sollten, Nachtheil zu befürchten ist.

Von den Geheimnissen, d. i. Vortheilen und Kunststücken der Kauf- und Handels-Leute, siehe Handlungs-Geheimniß.

Gehen. Ich habe oben, im Art. Gang, S. 4, fgg. von dem Gange der vierfüßigen Thiere, und insonderheit der Pferde, gehandelt, von dem Gange des Menschen aber in dem gegenwärtigen Artikel zu handeln versprochen.

Der Mensch ist unter allen Creaturen die einzige, welche sehr langsam zum Gehen und zum Gebrauche der Gliedmaßen gelanget. Ein Vieh bequemt sich in etlichen Stunden nach der Geburt auf die Beine zu kommen; einige wenige befinden sich in etlichen Tagen dazu geschickt, und das Federvieh ist auch bald vermögend, durch Laufen oder Fliegen seine Nahrung zu suchen; der einzige vernünftige Mensch will Zeit und Wartung haben, ehe er auf die Beine kömmt, und mit vielem Unterrichte die Jahre erlangt, seine Glieder zur Bereitung seiner Nahrung anwenden zu können. Eine Ursache, daß ein Kind spät gehen lernt, ist unter andern auch diese, weil es den Leib aufrecht tragen, und nur auf zwey Füße sich stützen soll, wozu denn Zeit gehört, ehe es denselben in einem Gleichgewichte tragen lernt. Man wird auch an neugebornen Kindern noch in etlichen Wochen nicht gewahr, daß sie vermögend seyn, nur den Kopf in die Höhe zu halten; und gleichwohl müssen durch die Wärterinnen, von der Zeit an, Vorbereitungen und Anstalten zum Gehen nach und nach gemacht werden.

Man trägt sie erstlich gewickelt im Mantel, damit sie den Kopf in die Höhe halten lernen; darauf müssen sie sich zum Sitzen auf den Armen bequemen; endlich kommen sie, etwa nach Verlauf eines halben Jahres, zum Sitzen auf einem Tische oder auf der Erde. Gemeiner Leute Kinder werden, auf dem Boden sitzend, mit Kissen eine Zeitlang umstopfet, daß sie nicht um- oder vor sich auf das Gesicht fallen können. Mittelmäßiger Leute Kinder werden in kleinen Stühlen zum Sitzen gewöhnet. Dergleichen Stühle müssen, wenn ein Kind geneigt ist, einen in die Achseln eingesunkenen Hals zu bekommen, keine Armlehnen haben, weil diese die Achseln in die Höhe treiben, und dadurch der Hals in den Schultern bleibt. Vornehme Kinder haben den Schooß ihrer Ammen und Wärterinnen zur Lehrschule.

schule. Ueberhaupt aber erfordern sowohl vornehmer als gemeiner Leute Kinder, um diese Zeit genaue und beständige Aufsicht, wenn sie nicht Schaden leiden sollen. Sitzen müssen sie zwar lernen, und dazu gewöhnet werden; werden sie aber vom Anfange zu lange dazu angehalten, so wird bey ihnen gar leicht der Grund zu allerley kränklichen Beschwerungen dadurch geleget, indem die Eingeweide des Unterleibes gepresset, und die Rücken- und Lendenmuskeln zu lange in einerley Stellung bleiben müssen, wodurch sie leicht zu Krampf und Schmerzen geneigt werden. Kinder, welche gesund bleiben sollen, müssen, außer der Schlafzeit, in beständiger Bewegung erhalten werden. Vom Sitzen gewöhnen sich gemeiner Leute Kinder zum Fortkriechen, welches sie zum Theil auf Händen und Füßen, zum Theil auf den Hinterbacken und einem Beine, mit Beyhülfe der Hände, thun. Die erstern pflegen sich nach dem Kriechen bald zum Gehen zu gewöhnen; die letztern aber pflegen lange bey ihrer Gewohnheit zu bleiben, weil sie in solcher Stellung geschwinde fortkommen können. Vornehmer Leute Kinder hingegen, denen es an hinlänglicher Wartung nicht fehlt, pflegen, außer den Stühlchen, sich weder an Sitzen noch Fortrutschen zu gewöhnen, sondern wollen so lange getragen seyn, bis sie endlich so weit kommen, daß sie an Gängelbändern, oder unter die Arme gezogenen Windeln geleitet werden können.

Die Zeit, da ein Kind zu gehen anfängt, kann nicht auf einen gewissen Monat bestimmet werden; denn einige kommen auf die Beine, ehe sie noch ein Jahr alt werden; und von diesen sagt man, daß sie ihrem Jahre entgegen laufen. Andere aber bringen wohl anderthalb oder zwey Jahre hin, ehe sie sich wagen, allein durch die Stube zu gehen; in welchem Falle auch vieles auf die erbliche Disposition ankömmt.

Je

Je länger aber das Gehen ausbleibt, je mehr Ursache hat man, auf eine verborgene Krankheit, insonderheit aber auf die Dürrsucht, die englische oder eine andere Krankheit, Verdacht zu haben. Indessen aber darf man sie nicht zu frühzeitig oder mit Gewalt zum Gehen anstrengen, indem bey vielen, welche zur englischen Krankheit geneigt sind, die Krankheit beym Anfange des Gehens ausbricht. Doch kann man solches Anstrengen zum Gehen nicht für die Haupt- sondern auch gelegentliche Ursache erkennen und annehmen; und reißt diese Krankheit bey einem Kinde einmal ein, so verlernt es das schon angefangene Gehen wieder; und die Aeltern haben sich gewiß darauf zu versehen, daß es vor dem dritten Jahre nicht wieder auf die Beine kömmt; ja bisweilen lernen solche Kinder gar wohl vor dem siebenten Jahre weder gehen, noch reden.

Sollen gesunde Kinder das Gehen bald und wohl lernen, so müssen sie anfänglich an Windeln gehalten werden, daß sie nur schwebend die Füße zum Gehen gewöhnen. Warum der Gebrauch der Gängelbänder und Gängelwägen zu verwerfen sey, habe im XV. Th. S. 626, fgg. gezeigt. Besser ist noch eine Gängelbank. Am besten aber, wenn man die Kinder in einen großen weiten Korb sezt, und ihnen Kissen unterleget. Hier lernen sie bald, sich am Rande des Korbes aufheben, und sich wieder niedersetzen. Sie gehen rund im Korbe herum, und können sich, wenn sie ja fallen, keinen Schaden thun. Es ist viel daran gelegen, daß man sich, wenn ein Kind auch fällt, alsdann gar nicht darnach umsieht; dadurch werden sie dreist, und zugleich behutsam, und lernen sich in die Höhe heben. Nach Verlauf eines Jahres leitet man sie entweder an der Hand, oder stellt sie, sich selbst überlassen gegen Stühle, jedoch dergestalt, daß die Wärterin beständig zur Hand bleibe, um selbige, wenn sie etwann gleiten sollten, halten zu können. Endlich läßt man

sie

sie allein gehen, doch unter beständiger Aufsicht, weil, wenn sie zumal auf eine Seite fallen, sie leicht die Füsse oder Hüfte verrenken können, und hernach auf Lebenslang lahm bleiben müssen. Man verwahrt ihnen auch, um diese Zeit, bis in das dritte oder vierte Jahr, den Kopf mit einem Fallhute, zumal wenn es hurtige und munfere Kinder sind, damit sie das Gesicht nicht mit Narben verschänden, oder der Hirnschale oder dem Gehirne durch Fallen Schaden thun. Was sonst bey dem Gebrauche der Fallhüte zu bemerken ist, findet man im XII. Th. S. 155. Aus den Augen der Wärterinnen dürfen Kinder um diese Zeit nicht gelassen werden, damit, wenn sie fallen, man doch gleich gewahr werden könne, was für ein Glied verletzt oder beschädigt sey; anderer Gefahr, welche ihnen um diese Zeit von Fallen, Stürzen, Ersaufen oder sonst begegnen kann, nicht zu gedenken.

Gleichwie die Aerzte im 16 und 17ten Jahrhunderte überall einen Ueberfluß an Arzeneymitteln gesucht und erfunden haben: also haben sie auch in Ansehung des Gehens der Kinder ihre Vorsorge bewiesen, indem sie, die Beine und Gliedmaßen zu befestigen und zu stärken, allerley Nervensalben und Spiritus vorgeschlagen haben. Allein, wenn die Kinder sonst von gesunder Constitution sind, so hat man dergleichen Hülfsmittel gar nicht nöthig: und merkt man ja eine Schwäche der Glieder, zum Gehen, bey ihnen, so untersuche man die Ursachen derselben, und erforsche, ob nicht etwann die englische Krankheit, die Dürrsucht, oder eine andere Krankheit dahinter sey, so wird man auch leicht Mittel finden, solche Schwäche zu heben, oder sie, bis zur gehörigen Zeit, mit Geduld an ihnen ertragen.

Ich gedenke noch einiger Arten eines fehlerhaften Ganges. 1. Manche Personen gehen wackelnd. Dieses Gebrechen, wenn keine üble Gewohnheit, oder irgend ein Zufall, Schuld daran ist, rührt von einer

Schwäche

Schwäche der Hüften her. Verschiedene junge Personen nehmen diese Ungestalt an, und behalten sie oft die ganze Lebenszeit. Die gewöhnliche Ursache liegt an den Ammen oder Wärterinnen, welche ihre Kinder allein und ohne Hülfe gehen lassen, ehe die Theile, welche die Last des Körpers tragen sollen, die gehörige Festigkeit erlangt haben. Um die hievon entstandene Ungestalt zu verbessern, muß man zu Gürtlern, welche den ganzen Umfang des Leibes zusammen drücken, und gegen die Seiten der Hüften wohl staffirt sind, seine Zuflucht nehmen. Das Zusammendrücken giebt im Gehen Dreistigkeit und Stärke, indem es die Hüften befestiget. Um diese Absicht noch mehr zu erreichen, kann man dieselben zugleich, einige Monate über, Morgens und Abends mit einem Decocte von Feldrosen und Granatschalen, in gemeinem rothen Wein gesotten, waschen. Man thut in 2 Pfund rothen Wein, 1 Handvoll Feldrosen, 2 Loth Granatschalen, und die Hälfte von einer mittelmäßigen Quitte, und läßt es zusammen ungefähr eine Viertelstunde kochen. Dieses Mittel, wenn es bey Zeiten und fleißig gebraucht wird, thut große Wirkung.

2. Andere haben einen plumpen und schweren Gang. Dieses Gebrechen kömmt gemeiniglich daher, daß, da man die Kinder mit sich gehen läßt, man sich nicht genug nach ihrem Gange richtet, sondern geschwinder geht, als die Kinder gehen können, ohne sich zu zwingen. Die Sache ist von äußerster Wichtigkeit. Die Schenkel sind, wenn man geht, ein mehr oder weniger geöffneter Zirkel. Da nun die Schenkel eines Kindes viel kürzer, als einer erwachsenen Person ihre, sind: so öffnet das Kind, welches den Gang derjenigen, mit denen es geht, annehmen will, den Zirkel seiner Schenkel über das Maaß, welches ihm ihre Kürze gemächlich zu thun erlaubt; welches dann dasselbe zu großen Schritten gewöhnet, und ihm denjenigen plumpen und

schwe-

schweren Gang giebt, welchen es hernach behält, wofern man nicht dafür sorgt, es von dieser Gewohnheit abzubringen, welches aber sehr schwer ist. Nicht zu gedenken, daß viele Kinder, wenn sie auf diese Art im Gehen wenig geschonet werden, kurzathemig und lungensüchtig werden können.

Das Gehen ist eigentlich ein abwechselndes Stehen auf einem Fuße, wenn man es in so fern betrachtet, als der Körper dabey in einer gewissen Stellung anhaltend bleibt. Daher greifen diejenigen, welche ihr Brod mit Gehen verdienen müssen, ihre Füße und Gelenke auf eben die Weise an, wie diejenigen, welche beständig stehen: nur daß ihnen die beständige Umwechselung der Füße und die Leibesübung dabey zu gute kommen. Die steifen Kniee, bebenden Füße, und Reißen in denselben, sind allgemeine Krankheiten der alten abgelebten Fußbothen.

Geh-Werk, in den Räderuhren, dasjenige Räderwerk, welches das Gehen der Uhr hervorbringt, im Gegensatze des Schlage-Werkes.

Gehenk, (das). 1. Verschiedene Arten von Zierrathen, welches angehänget, oder angehenket werden; Nieders. Hängsel. Ein Hals-Gehenk, Ohren-Gehenk u. s. f. Siehe Gehänge.

2. Dasjenige, woran ein anderer Körper gehenket wird; besonders ein Gürtler, in und an welchen der Degen gehenket wird; das Degen-Gehenk; siehe Th. IX, S. 55.

Gehirn (*) (das), L. Cerebrum, Fr. Cerveau. 1. Eigentlich dasjenige weiche weiße Wesen in der Höhle der Hirn-

(*) Im Oberdeutschen lautet dieses Wort nur Hirn, bey dem Stricker Hiern, im Dänischen Hierne, Schwed. Hjaerne. Das Ge scheint eine bloße müßige Verlängerung zu seyn, weil auch das einfache in collectiven Verstande von der ganzen Masse dieses Wesens gebraucht wird. Dieses ist auch im Hochdeutschen nicht ganz fremd, wenigstens bey den Dichtern nicht. In den Zusammensetzungen aber ist Hirn beynahe noch üblicher

Hirnschale, welches aus zwo Kugeln besteht, wovon die größere im engern Verstande das Gehirn, die kleinere aber das Gehirnlein oder Hirnlein, L. Cerebellum, Fr. Cervelet, genannt wird. Daher die figürlichen, doch nur im verächtlichen Verstande und im gem. Leben üblichen Redensarten: kein Gehirn im Kopfe haben, wenig Einsichten, wenig Verstand haben; das kömmt nicht aus seinem Gehirne, aus seiner Einsicht, von seiner Erfindung; im Gehirne nicht wohl verwahret seyn, nicht bey gesundem Verstande seyn u. s. f. weil man das Gehirn gemeiniglich für den Siz und die Werkstätte der Seele hält.

2. Figürlich, ein Mensch, eine Person, in Beziehung auf seine Verstandeskräfte, doch nur im Scherze und verächtlichen Verstande.

Aus der Zergliederung sowohl des Gehirnes überhaupt, als auch seiner einzelnen Theile insbesondere, welche man in den zur Anatomie und Phisiologie gehörigen Werken findet, erhellet, daß die schöpferische Natur in keinem andern Eingeweide, als in diesem, einen größern Vorrath der feinsten und zartesten Werkzeuge, welche, zusammen genommen, das Ganze desselben ausmachen, angebracht habe, und daß selbst die regelmäßige Ordnung und künstliche Verbindung derselben so fein und sauber geschehen, daß so gar, der mühsamsten Untersuchungen ungeachtet, dieselbe eben so wenig ganz aufgelöset, als die eigentliche Bestimmung eines jeden noch zur Zeit genau entdeckt werden können. In Ansehung

her als Gehirn. Es scheint dieses Wort eigentlich zu Horn, Angels. Hyrn, zu gehören, welches ehedem von einem weit größern Umfange der Bedeutung war, als jezt. Die Niedersachsen nennen das Gehirn den Brägen, Engl. Brain, Angels. Braegen; Holländ. Bregne, welches eigentlich auch dessen Behältniß, die Hirnschale, bedeutet, und in diesem Verstande mit dem Griech. βρεγμα; das Vorderhaupt, überein kömmt.

sehung der Blutgefäße ereignet sich hier der ganz besondere und eigene Fall, daß deren mehrere, so wohl als abführende Gefäße, als sonst irgendwo, in dem Gehirne angetroffen werden, daher man denn schon aus der häufigen Menge Blutes, welche durch vier bis fünf große Pulsadergefäße dahin gebracht wird, abnehmen kann, daß in diesem Eingeweide die Absonderung eines sehr gemeinnützigen und edlen Saftes geschehen müsse. Dieses ist dann nun eigentlich der gehirngeistige Nerven-Saft, Fluidum nerveum spirituosum, welcher in der äußerst zarten und feinen Gehirn-Masse von dem Blute abgezogen und geläutert, und sofort in die hohlen Nerven-Fibern, die auch alle darum aus dem Gehirne selbst entspringen, abgeleitet wird; und auf solche Weise wird hier der erste und unmittelbare Grund theils zu der Empfindung, theils zu der Bewegung, als der unterscheidenden Eigenschaft eines thierischen Körpers, geleget, weshalb man es auch den Sammelplatz der Empfindungen, Sensorium commune, zu nennen pflegt.

Unter diese höchst nützliche und allgemeine Vortheile, welche sich von dem Gehirne auf alle Theile und übrige Verrichtungen der Körpers erstrecken, gehört auch noch der erhabene Vorzug, daß die Seele selbst in diesem Eingeweide ihren wahren und besondern Siz habe, auch deswegen alle eigentliche Seelenhandlungen in demselben ursprünglich entstehen. Je reizbarer nun ein Thier ist, und je stärker und feiner seine Empfindungen sind, desto größer ist auch sein Gehirn. Es hat daher der Mensch unter allen Thieren das größte Gehirn; bey den Vögeln ist es kleiner, als bey den vierfüßigen Thieren, aber verhältnißmäßig größer als bey den Amphibien und Fischen; und so nimmt dasselbe an Größe und Gewicht stufenweise nach und nach auch bey den übrigen Thieren ab. Das Gehirn der vierfüßigen Thiere kömmt, den jezt angeführten Unter-

schied der Größe ausgenommen, in Ansehung seines Baues, äußerlichen Gestalt und übrigen Einrichtung, mit dem Menschengehirne ziemlich überein. Unter dieser Art Thiere selbst aber äußert sich darin einige Verschiedenheit; daß die fleischfressigen und wilden Thiere ein kleineres, diejenigen hingegen, welche sich vom Grase nähern, vor jenen ein größeres Gehirn haben. Unzeachtet man in dem Gehirne der Vögel einen und andern innerlichen Theil vermisset, so hat es doch, gegen den übrigen Körper gerechnet, einigermaßen noch immer einen ziemlich weitläuftigen Umfang und ein ansehnliches Gewicht. Bey den Amphibien und Fischen ist das Gehirn, gegen den Kopf und den übrigen Körper gerechnet, sehr klein, nicht so gewölbt und rund, wie bey den vorigen, sondern mehr flach und zusammen gedrückt, und richtet sich überhaupt nach der Gestalt des Kopfes. Es hat eine aschgraue, mit weissen Puncten und Strichen vermischte Farbe, und ist gleichsam in drey Lappen, nämlich zween vordere und einen hintern, welcher letztere das Hirnlein vorstellt, unterschieden. Uebrigens ist die Masse desselben nicht so fest, wie bey andern Thieren, und es ist äußerlich mit einem schaumigen Schleime umgeben. Bey den Insecten und Würmern ist es ein sehr geringer, einfacher und fast unmerklicher Theil, welcher aufs höchste nur einen halb gespaltenen Knoten vorstellt, welcher sich in einen langen Rückenmarkfaden, der ebenfalls hin und wieder knotige Absätze hat, verlängert, wie dann auch die Zergliederer diesen Thieren insgesamt das Hirnlein absprechen.

Gleichwie man nun in allen Thieren, welche Kopf und Augen haben, entweder ein vollkommenes Gehirn mit allen seinen Theilen, oder ein unvollkommenes, oder doch wenigstens einen ähnlichen Abdruck und eine Spur desselben antrifft: so fehlt dagegen dieses Hauptеingeweide allen kleinern Gewürmen, Polypen, Wasser-

Thier-

Thierchen, Mikroskop-Thierchen, Zoophyten, Meer-Nesseln, Band-Würmern u. d. gl. man müßte denn einen von den langen weißen Streifen oder Fäden, welche sich wenigstens an den letztern durchaus, nämlich vom Anfange bis zu Ende, mitten durch ihren Körper der Länge nach wahrnehmen lassen, gleichsam als eine ähnliche Vorstellung und als ein Gegenbild eines Rücken-Markes ansehen, ohne dabey weiter auf die Nothwendigkeit eines wirklichen Gehirnes zu schließen.

Außer dem Gehirne findet sonst gar keine Empfindung Statt. Wenn es daher verletzt oder beschädiget wird, so leidet die Empfindung im ganzen Körper; ja der Mensch oder das Thier kann so gar davon sterben.

Was den diätetischen Gebrauch der Gehirne betrifft, so wird das Gehirn von Vögeln, weil es etwas trockener und dichter ist, für gesunder, als das von vierfüßigen Thieren, gehalten. Das Gehirn in einem gebratenen Hammel und Lammskopfe wird am häufigsten verspeiset, doch wegen seines süßlichen Geschmackes insgemein mit allerley Gewürze gut zugerichtet, und auf die in Butter gerösteten Semmelschnittchen aufgestrichen. Auch ist das Mark im Kalbskopfe beliebt, den man gekocht, und, wegen der Weichlichkeit seines Fleisches, mit einer sauern Brühe zu essen pflegt. Das Gehirn von Ochsen, Schafen und Schweinen, ist schlechter am Geschmacke. Das Gehirn der Hasen und Kaninchen soll, nach dem Bruyerin, das Gedächtniß schwächen; ich bin aber einem Jeden gegen dieses Unglück Bürge, wenn er diese Speise verdauen kann. Denn das ist bey dem Gehirne und Rücken-Marke aller vierfüßigen Thiere kein geringer Umstand, daß es feucht und schleimig, und daher schwerverdaulich ist. Man kann nicht viel davon ohne Ekel genießen, und es verdirbt leicht in unserm Magen, drückt denselben, und verursachet Sodbrennen, Magenweh und Kolisen. Daher muß man es mit Gewürzen oder sauern Brü-

hen zugerichtet, oder gebraten, mit Pfeffer und Salz essen. Eben deswegen hielt Pythagoras das Gehirn und Mark der Thiere für eben so schädlich als die Bohnen, und verbot dessen Genuß seinen Schülern eben so nachdrücklich. Unter den Gehirnen der Vögel, haben, nach dem Elsholz, das Gehirn der Hühner, Rebhühner, Fasanen und Pfauen, den Vorzug.

Man pflegt auch kleine Kuchen mit Gehirne von Thieren zu füllen, welche Hirn-Küchlein genannt werden; auch Würste mit Schweinsgehirne zu füllen, welche Hirn- oder Gehirn-Würste heißen; wovon im Art. Wurst ein Mehreres vorkommen wird.

Gehirn-Entzündung bey dem Rindviehe. Die Gegenwart dieser Krankheit erkennt man daran, wenn die Haut des ganzen Leibes, und die Hörner an jener Stelle zunächst am Kopfe sehr heiß und trocken befunden werden; wenn die Augen roth, feurig, entzündet sind, und das Licht nicht ertragen können; wenn die Zunge trocken und mit einem zähen Schleime überzogen ist, welche aber bey einem höhern Grade der Krankheit ganz schwarz wird. Das Fieber ist dabey sehr heftig, mit großer Unruhe, Ekel vor allem Futter, dagegen aber mit unersättlichem Durste begleitet; doch hat man auch zuweilen beobachtet, daß das Trinken dabey gänzlich verabscheuet worden ist. Im Anfange ist das Vieh gemeiniglich schläfrig, und beuget den Kopf tief zur Erde, den es aber im Fortgange der Krankheit in die Höhe hält. So sind sie auch im Anfange sehr wild, schlagen den Kopf wider die Wände, und brüllen zuweilen fürchterlich. Wenn aber, bey dem Fortgange der Krankheit, die Entzündung in den Brand übergegangen ist, so läßt der Schmerz nach, sie werden ruhig, legen sich nieder, die Augen werden trübe, und es fließt aus diesen und aus der Nase eine zähe Materie, welche häßlich riecht; Anzeigen, daß in diesem letztern

Zustande das Uebel ganz unheilbar sey, und ein baldiger Tod erfolgen werde.

Die Entzündung des Gehirnes ist zweyerley; sie entsteht nämlich entweder als eine Krankheit für sich, oder sie äußert sich bey andern vorhergegangenen und gegenwärtigen Krankheiten, und begleitet also diese als ein Nebenzufall; wie man solches insonderheit bey der Viehseuche fast beständig beobachtet. Die Ursache der für sich entstehenden Gehirnentzündung ist gemeiniglich eine heftige Wirkung der Sonnenhitze, der das Vieh zum öftern auf der Weide, bey dem Zuge, und auf Straßen bloß gestellt ist. Sie entsteht aber auch von starker und lange anhaltender Erhitzung des Leibes, besonders wenn das Vieh zugleich Mangel an Trinken leidet; denn hiedurch vertrocknen die Gefäße, das Blut wird dick, und es erzeugt sich eine wahre Entzündung in den Häuten des Gehirnes, welche zuweilen in sehr kurzer Zeit in den Brand, und schnellen Tod, übergehen. Was aber bey dieser Krankheit am unglaublichsten scheinen sollte, ist, daß auch hier das Uebel nicht selten in eine wirkliche Verhärtung der Theile übergeht.

Das erste und wirksamste Heilungsmittel bey dieser Krankheit, ist ein frühzeitiger und sehr starker Aderlaß, den man an der Halsader anstellt, und jeden Tag zweymal so lange wiederholt, bis sich das Entzündungsfieber merklich gelinder zeigt; welches man an dem verminderten Durste geringern Hitze und langsamern Pulsschlage abnehmen kann. Zugleich gebe man innerlich unausgesetzt, alle zwo Stunden, einen Eßlöffel voll von dem oben, S. 522, beschriebenen Pulver, welches man vorher mit frischem Wasser oder dem gewöhnlichen Getränke abgerührt hat. Das gekochte Wasser (siehe eb. das. No. 2.) muß entweder allein, oder mit der Hälfte Molken (serum lactis) vermischt, zum allgemeinen und beständigen Getränke, je mehr

je besser, kalt zu saufen gegeben werden. Hienächst ist auch nöthig, daß man alle Morgen und Abend ein aus 2 Pfund Molken und 2 Loth Salpeter bestehendes Klystier gebe. Ueber die Stirn, das Genick und die Schläfe, leget man leinene Tücher, welche täglich dreymal mit dem warm gemachten Mittel No. 3. (*) befeuchtet werden. Es ist auch nützlich, den warmen Dampf von eben diesem Mittel öfters in die Nase ziehen zu lassen, oder auch zugleich etwas davon laulich in diese Theile einzuspritzen. Alle 4 Füße umwickelt man von den Klauen an, bis zu dem mittlern Gelenke, mit einem Pflaster von Sauerteig, der mit etwas Salz vermischt, und mit einer hinlänglichen Quantität Essig verdünnet worden ist, und erneuert dieses Pflaster alle Abend mit einem frischen.

Von dem Verhalten mit der Fütterung bey der Gehirnentzündung, ist hier deswegen keine Vorschrift nöthig, weil das Vieh bey dieser Krankheit ohnehin alle Nahrungsmittel verabscheuet. Im Fall aber hiezu eine Lust verspüret würde, so hat man sich nach der im XI. Th. S. 94, gegebenen Anweisung zu verhalten. Die Luft, in welcher das kranke Vieh steht, muß weder zu warm noch zu kalt seyn.

Die Cur, der von andern Krankheiten entstehenden Hirnentzündung, kömmt mit der jetzt beschriebenen Heilart, in Absicht auf die äußerlichen Mittel, überein; die innerlichen Mittel aber muß man dabey stets nach der Hauptkrankheit und deren Ursache, wodurch die Hirnentzündung hervor gebracht worden ist, einrichten, wozu man in den davon handelnden Artikeln die gehörige Anweisung finden wird.

Ge-

(*) Mittel No. 3. Frisches Wasser, 4 Pfund; Weinessig, 1 Pfund; Campher ½ Loth. Der Campher wird zuerst mit einem Löffel voll Branntwein abgerieben, und hernach mit dem Essig und Wasser vermischt.

Gehirn-Saft, siehe oben, S. 641.

Gehirn-Schale, siehe Hirn-Schale.

Gehirn-Wurst, siehe oben, S. 644.

Gehöft (das), ein vorzüglich im Niedersächsischen übliches Wort, alle zu einem Acker-Hofe gehörigen Gebäude zu bezeichnen, ein Hof. Ein Dorf von dreyßig Gehöften. Im mittlern Lat. Hoffata.

Gehölz (das). 1. Eine Sammlung von Holz, d. i. Bäumen, ohne dessen Größe zu bestimmen, ein Wald, im gem. Leben auch ein Holz, eine Holzung. In manchen Gegenden ist dieses Wort nur von kleinern, in manchen aber nur von größern Wäldern üblich. Siehe Holz.

2. Das an einem Dinge befindliche Holzwerk.

Gehör (das), von dem Zeitworte hören, den Schall empfinden. 1. Das Vermögen, die Fähigkeit, zu hören, oder den Schall zu empfinden, L. Auditus, Fr. Ouïe. Ein gutes, ein scharfes, ein leises Gehör haben; Fr. avoir l'ouïe fine. Im engerem Verstande zuweilen auch ein gutes, richtiges Gehör. Wer Stimme und Gehör hat, hat Anlage zum Singen.

2. Der Zustand, da man etwas höret oder anhöret. 1) Eigentlich, doch nur in einigen Fällen. Etwas aus dem Gehöre haben, es gehöret haben, von Hörensagen haben. 2) In weiterer und figürlicher Bedeutung. (a) Einem Gehör geben, ihn anhören; L. Audientia, Fr. donner audience. Einem das Gehör versagen, ihn nicht anhören wollen. Der Gesandte wurde zum Gehör gelassen, bekam Gehör, erlangte Gehör, d. i. Audienz. (b) Die Befolgung des Gehörten, die Bestimmung seines Verhaltens nach demselben. Einer Bitte Gehör geben, sie erfüllen.

3. Das Werkzeug des Gehöres, die Ohren, in welchem Verstande die Jäger die Ohren der Sauen das Gehör zu nennen pflegen.

Eine Erklärung, wie das Hören geschieht, hat man in physiologischen Werken zu suchen; eine Belehrung aber, wie Kinder und junge Leute zum Rechthören gehörig anzuweisen seyn, wird, als ein wichtiger Theil der Erziehungskunst, der Absicht gegenwärtigen Werkes gemäß seyn. Das Hören bemerkt man bey Kindern gemeiniglich später als das Sehen; dagegen aber ist auch das Ohr unter allen Gliedmaßen dasjenige, dessen Verrichtungen bey dem Menschen stärker und länger, als der übrigen ihre, währen. Wenn sich nun bey Kindern das Gehör nach und nach eingefunden hat, und man merkt, daß sie auch leise Töne hören, so muß man sie durch Locken und Drohen, durch befehlen und verbieten ꝛc. erst im Hören üben. Indessen geht es mit dem Gehöre fast wie mit dem Sehen. Die Kinder hören wohl; man merkt aber doch auch oft, daß sie vieles nur obenhin hören, oder verhören. Man muß daher erst eine gute Zeit verfließen, und sie in der Sprache eine gewisse Fertigkeit erlangen lassen, ehe man sie zum Rechthören anweisen, und über ihre Fehler in diesem Stücke bedeuten kann. Bey eigentlichen Ohrenfehlern kömmt es auf eine Cur an, die man Aerzten überlassen muß. Vorausgesetzt also, daß Kinder so weit sind, daß man eine ordentliche Anweisung hierin bey ihnen anbringen kann: so muß man hier einen Unterschied machen; sie in flatterhafte, sturite und gesetzte eintheilen, und jede Gattung auf eine für sie angemessene Art behandeln.

Die flatterhaften Kinder haben die Art, daß sie, wenn man mit ihnen spricht, theils allerley fremde Dinge im Kopfe haben, theils sich die geringsten Kleinigkeiten, die ihnen etwa vor das Auge oder Ohr kommen, im Zuhören hindern lassen. Das macht sie oft so verwirrt, daß beynahe nichts von dem, was man mit ihnen spricht, hören. Wenn sie aber ja auch etwas hören, so sind es ein Paar Sylben und Wörter, wor-

aus

aus sie sich, indem sie sich allerley dazu denken, Begriffe formiren, die gerade diejenigen nicht sind, welche sie sich aus der völlig angehörten Rede hätten formiren können und sollen. So verwechseln sie auch öfters Wörter mit andern, die etwa im Laute etwas ähnliches haben, und meinen daher Sachen gehört zu haben, woran man nicht gedacht hat. Wenn man ihnen nicht bey Zeiten diesen Fehler abgewöhnet, so hängt er ihnen, wenn sie hernach erwachsen, auf beständig an, und es werden Leute aus ihnen, mit denen eben dieses Fehlers wegen nicht viel anzufangen ist. Man spricht von einem solchen Menschen: er hört nur halb. Flatterhafte Kinder haben sonst manches gute und schätzbare in ihrem übrigen Character. Sie wollen gern gebraucht seyn, und freuen sich, wenn man ihnen etwas auszurichten giebt. Sie sind überaus willig zu allem, sie greifen sich dabey an, und sind sehr eifrig und ämsig, daß man sich darüber freuen muß. Allein, ihr hastiges Wesen, welches sie zugleich an sich haben, und welches bloß von ihrer Faselhaftigkeit herkömmt, verdirbt alles dieses Gute. Ihre vorschnelle Art läßt sie nicht dazu kommen, daß sie nur aushörten, was man von ihnen eigentlich haben will; es wird ihnen Zeit und Weile lang, wenn sie zuhören sollen; es ist ihnen alles zu weitläuftig, was man mit ihnen spricht; sie haben alles, ihrer Meinung nach, völlig verstanden; sie stehen immer auf dem Sprunge, und möchten lieber eine Sache schon ausgerichtet haben, ehe sie noch wissen, was sie ausrichten sollen. Wie? wenn ich liefe? ist der faselhaften Kinder, besonders wenn sie es in einem hohen Grade sind, ihr Symbolum. Was man ihnen alsdann sagt, davon verstehen sie nur höchstens die ersten Worte, die übrigen hören sie unter dem Laufen entweder gar nicht, oder oder doch nur obenhin, so, daß sie davon in ihrem Ohre keine weitere Empfindung haben mögen, als die man sonst etwann von einem rauschenden Was-

ser hat, wobey man nichts distinctes denken kann. Man muß Kindern auch diese Unart abgewöhnen, denn sie hindert dieselben sehr, dasjenige, was sie hören, recht zu hören; ja, sie pflegen bey diesem ihren hastigen Wesen und Rennen öfters auch so gar das wenige, was sie gehört, auch wohl recht gehört haben, wieder zu vergessen, kommen alsdann wieder, und wissen nicht das geringste mehr von demjenigen, was man gesagt hat. Man muß also diese Kinder nicht laufen lassen; man nehme sie, wenn es nicht anders seyn kann, bey dem Arme, und halte sie fest, oder befehle ihnen, da zu bleiben, und was man ihnen zu sagen hat, völlig auszuhören. Sie bloß zu fragen, hast du mich verstanden? ist nicht genug, denn sie sind mit dem Ja gleich fertig; und werden niemals Nein sprechen, denn sie bilden sich immer ein, alles recht gehört und wohl verstanden zu haben. Man sage ihnen also eine Sache zwey oder dreymal, damit sie dasjenige, was sie beym erstenmale verhört haben, doch auf das zweyte oder drittemal fassen. Man kann sie auch nach dem Inhalte des Gesprochenen fragen. Wie man bey einem Rechenexempel sogenannte Proben macht, um zu sehen, ob man recht gerechnet habe: so ist die verlangte Wiederholung des Gesagten vom Kinde gleichsam eine Art von Probe, woraus man abnehmen kann, ob sie recht gehört haben. Wissen sie nichts mehr, so sage man es ihnen, nach vorher gegebener Erinnerung, aufmerksam zu seyn, noch einmal, bestehe aber zugleich auf gedachte Wiederholung dessen, was sie gehört haben. Auf diese Art kann man auch zugleich erfahren, ob die Schuld wirklich am Nichtrechthören der Kinder, oder an etwas anders, liege, wenn die Wirkungen von unsern Reden an die Kinder nicht diejenigen sind, die wir erwarten. Gleichwie man etwas lesen, und den Buchstaben nach recht lesen kann, ohne das Gelesene zu verstehen: also kann auch ein Kind manches hören,

auch

auch wohl recht hören, ohne deswegen das Gehörte sogleich zu verstehen.

Eine Hauptmaxime, wenn man faselhafte Kinder zum Rechthören bringen will, ist auch diese, daß man ihnen wenigstens Anfangs nicht mehrerley auf einmal zu hören giebt; denn sie vergessen entweder eines über dem andern, oder sie verwechseln eines mit dem andern. Es thun dieses auch sehr oft erwachsene Leute, die im Rechthören in ihrer Kindheit nicht geübt worden sind; und diese Verwechselung mehrerer auf einmal gehörter Dinge ist die Ursache mancher komischen Vorfälle im gemeinen Leben, die man in den so genannten Vademecum, Jocosertis und dergleichen historischen Büchern zu sammeln, und damit Leser zu belustigen pflegt, die an dergleichen Dingen Geschmack finden. Man gewöhne also die Kinder dazu, daß sie erstlich nur einen einfachen Auftrag recht hören, und wenn sie mit der Ausrichtung desselben fertig sind, gebe man ihnen einen andern. Wenn man sie darin fleißig geübt hat, so kann man ihnen mit der Zeit, und nach und nach auch mehrere und verschiedene Sachen auftragen, bis man ihnen endlich 4, 5, 6 Sachen auf einmal befehlen kann, die sie eins nach dem andern, ohne eins über dem andern zu vergessen, oder manches darunter verkehrt auszurichten, ins Werk setzen sollen. Die Uebung thut hiebey viel.

Es geschieht auch wohl sehr oft, daß Kinder, besonders, wenn man ihnen etwas befiehlt, zwar hören, auch wohl recht hören, aber sich dabey stellen, als ob sie es nicht hörten, oder doch nicht recht gehört hätten. Hier liegt die Schuld an ihrem Willen. Es ist, mit einem Worte, Ungehorsam, welcher freylich auch eine Art von Nichtrechthören ist. Hieher gehört das Sprüchelchen: **Wenn ein Kind nicht hört, muß es fühlen.** Und ich setze noch hinzu; **Wenn ein Kind nicht recht hört, muß es recht fühlen.** Schläge mit der flachen Hand, auch derbe Schläge von dieser Art, sind taube Schläge; sie fruchten nichts, und man kann Kindern an ihrer Gesundheit damit schaden. Ich rechne besonders dahin die sogenannten Maulschellen und Ohrfeigen. Ich halte nicht viel von Aeltern und Lehrern, die sich mit dergleichen Strafen abgeben. Die Birke ist eigentlich für dergleichen Kinder gewachsen.

Manche Aeltern scheinen sonst in der Meinung zu stehen, je stärker sie, wenn sie etwas gebieten oder verbieten, in die Kinder hinein schreyen, je besser müßten sie es hören. Allein, die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Kinder gewöhnen sich so daran, daß, wenn man ihnen etwas befiehlt, sie nicht

einmal darauf merken, wenn man nicht aus vollem Halse schreyet; und auch alsdann besinnen sie sich doch noch wohl, ob sie es hören wollen. Ich bin gerade der entgegen gesetzten Meinung. Je gelassener und ruhiger man mit Kindern spricht, man möge ihnen zu befehlen oder sonst was mit ihnen zu sprechen haben, je besser hören sie. Wenn demnach beyde Aeltern mit einander darin übereinkommen, ihre Kinder in diesem Stücke egal zu behandeln, so werden sie alsdann flatterhafte und hastige Kinder durch ihr Beyspiel nicht nur ebenfalls zu einer Art von gelassenem Wesen, sondern auch in kurzer Zeit zum Rechthören bringen.

Ich will noch etwas weniges von der Behandlung stupider sowohl als gesetzter Kinder in Absicht des Rechthörens hinzu fügen. Der ersten Gattung von Kindern mag es meistentheils nicht sowohl am Rechthören, als vielmehr daran fehlen, daß sie das Gehörte nicht fassen können. Es ist hiebey nichts zu thun, als daß man sich bemühe, mit ihnen so zu sprechen, daß es ihnen faßlich und verständlich sey. Ich sage nicht nur, faßlich überhaupt, sondern: ihnen faßlich. Man muß daher die Schuld des Nichtrechthörens, und mithin auch des Nichtrechtfassens der Kinder nicht immer in den Kindern, sondern öfters auch in sich selbst suchen. Man thut manchen Kindern Unrecht, wenn man sie für stupide ausgiebt, da eigentlich der Vortrag für sie zu hoch ist. Der Satz: was mir verständlich ist, ist auch einem Kinde verständlich, ist gewiß ein höchst falscher Satz. Man muß erst mit Kindern recht reden können; alsdann werden, ceteris paribus, auch die Kinder, selbst stupide ausgenommen, recht hören, folglich auch das Gehörte fassen lernen.

Bey gesetzten Kindern bedarf es nicht viele Anweisung, dasjenige, was sie hören, recht zu hören. Ermunterungen zur Aufmerksamkeit kann man wohl dann und wann bey ihnen anbringen; allein, auch diese sind nicht nöthig, wenn der Vortrag sonst angenehm ist, und mit einer freundlichen Miene begleitet wird.

Das

Das Rechthören findet sich alsdann bey ihnen von selbst. Eines solchen Vortrages müssen sich Lehrer insonderheit befleißigen. Kinder von dieser Art haben auch die gute Eigenschaft an sich, daß, wenn man ihnen etwas aufträgt, sie nicht sogleich laufen und rennen, sondern stehen bleiben, und alles, was man zu sagen hat, völlig aushören. Verstehen sie etwann eins oder das andere von dem Gehörten nicht, so thun sie allerley Fragen deswegen, und ruhen nicht eher, als bis sie alles völlig gefaßt haben; sie hören also mit Verstande und Ueberlegung, mithin recht. Daß sie auch das Nichtverstandene gewissermaßen recht gehört haben, sieht man daraus, weil sie darüber weitern und nähern Unterricht begehren. Ihre Fragen muß man ihnen, wenn man kann, beantworten. Ich sage: wenn man kann; denn sie thun oft Fragen, wobey man nicht weiß, was man antworten soll. In diesem Falle muß man sich auf eine Wendung besinnen, wodurch man den Antworten entgeht; oder, wenn einem nichts einfallen will, muß man es wenigstens machen, wie es Hr. Prof. Basedow in seinem Elementarbuche für Kinder macht; Kinder! spricht er daselbst einmal übers andere: Kinder! das will ich euch ein andermal sagen. Auf diese Art kömmt man doch wenigstens für diesesmal vom Antworten los. Man wird auch bemerken, daß diese Gattung von Kindern, wenn man ihnen etwas erzählt oder beschreibt, das über ihren Horizont ist, frey heraus sagen: das verstehe ich nicht; da hingegen flatterhafte sich einbilden, es auch wohl sagen, daß sie alles verstanden hätten, stupide Kinder aber gemeiniglich in dergleichen Falle stille zu schweigen pflegen.

54 und 55. St. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773.

Vielerley äuß- und innerliche Zufälle können das Gehör schwächen, oder gar wegnehmen. Im letztern Falle ist wenig Hilfe; im erstern aber kann man sich verschiedener, sowohl Arzeney- als mechanischen Mittel bedienen.

Zu

Zu den Arzeney-Mitteln wider ein schweres und übles Gehör, gehören insonderheit folgende. Man rührt einen kleinen Theelöffel voll Ingber, mit eben so viel Salz, und etwas von einem gebratenen Apfel durch einander, und leget es jeden Abend frisch auf die Schläfe, nimmt es aber des Morgens wieder ab. Man hat Erfahrungen, daß dieses Hausmittel den in einer schweren hitzigen Krankheit erlittenen Verlust des Gehörs, welcher sehr lange gedauert, und wogegen andere Mittel nicht helfen wollen, curirt habe.

Leipz. Sammlungen, 7. Band, S. 203. f.

Im 7. St. der Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1757, Col. 111, wird folgendes Mittel wider das üble Gehör, und Sausen und Brausen der Ohren, bekannt gemacht. Man soll von Weidenbäumen, die im Frühlinge geköpft worden sind, die jungen Ausspröslinge nehmen, aus solchen den Saft pressen, und denselben täglich in die Ohren tröpfeln.

Oder: Man nehme süße Milch, welche vorher abgerahmt ist, eine Tasse voll, und ein Stück Knoblauch, und lasse beydes in einem neuen irdenen Topfe ein Paarmal aufkochen; sodann gieße man es durch, nehme von der dünnen lauwarmen Milch einen Theelöffel voll, und gieße solche in das schadhafte Ohr. Wenn sie kalt zu werden anfängt, wird der Kopf auf die Seite gehalten, damit die Milch heraus laufe. Dieses muß des Tages dreymal geschehen. Des Abends nimmt man, bey dem Schlafengehen, ein wenig Baumwolle, tunket diese in frisch ausgepreßtes süßes Mandelöhl, und leget sie in das Ohr. Hiemit continuirt man so lange, bis der Effect davon verspüret wird.

37. St. Hannov. nützl Samml. v. J. 1737, Col. 591.

Oder: Man nimmt einen alten Oehlkrug, der nicht rein gemacht ist, sondern worin noch Oehl klebet, wickelt ihn in rohen Brodteige ein, macht von eben demselben Teige einen Pfropf darauf und läßt ihn im Backofen backen. Sodann wird der Pfropf weggethan; und man

läßt

läßt den Dunst, so heiß als es zu leiden ist, in das Ohr. Dieses Mittel muß aber einige Zeit lang, wöchentlich verschiedenemal, gebrauchet werden.

9. St. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1768, S. 89.
Fränkische ökonomisch-landwirthschaftl. Mannigfaltigkeiten, 1. B. 6. St. Schwab. 1777, 4. S. 20.

Ein berühmter Medicus in Breslau hat wider das schwere Gehör folgendes Pulver angerühmt. Man schälet wilde Kastanien, schneidet sie in Stücken, läßt sie trocknen, stampfet sie in einem Mörser, und treibt sie durch ein feines Haarsieb. Dieses Pulver schnupfet man ein. Man kann es auch mit andern Schnupftoback, oder mit Majoran, vermischen.

S. M. v. Rohr ökonomische Reliquien, 1 Zehend. Bresl. 1769. gr. 8. S. 18, f.

Zuweilen entsteht ein schwaches Gehör, oder gar der Verlust desselben, von dem in den Ohren, wegen unterlassener fleißiger Reinigung derselben, verhärteten Schmalze. In diesem Falle soll man, zur Resolution desselben, durch eine Feder oder Pfeifenstiel zum öftern Tabacksrauch hinein blasen.

7. St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 112.

Eine aus dem 1. Th. des 49. B. der Philos. Transact. a. d. J. 1755. Art. 35, S. 213—221, von mir übersetzte Abhandlung des Hrn. Jonath. Wathen über die Wiederherstellung des Gehörs bey Verstopfung des innern Gehörgangs, oder der eustachianischen Trompete, st. im 12. St. des neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 561—575; und eine andere Uebersetzung davon, im 33. St. des Wittenb. Wochenbl. a. d. J. 1771, S. 269—273.

Was die mechanischen Mittel und Werkzeuge, wodurch der Mangel des Gehörs größtentheils ersetzt wird, als: Gehör-Hörner, Gehör-Röhrchen, Hör-Röhre (Tuba acustica,) Sprach-Trichter für Harthörige (Fr. Cornet,) und andere so genannte Gehör-Maschinen (Instrumenta acustica,) betrifft, so hat man mancherley Erfindungen davon. Ich werde die vornehmsten, mir bekannt gewordenen beschreiben.

Ei-

Einige, deren Gehör schwächer geworden ist, erleichtern sich das Hören dadurch, daß sie ihre hohle Hand an die Ohren halten, indem solcher Gestalt der Schall in das Ohr hinein geleitet wird.

Einige behelfen sich mit einem Gehör-Horne von Silber oder Messing, welches sie mit dem Mundstücke dicht auf das Ohr setzen, und dadurch auch ganz leise gesprochene Worte hören können. Ein solches Werkzeug, Fig. 862, sieht wie ein kleines Posthorn, oder wie eine gewundene Schnecke, aus, welche gegen die Mitte immer enger wird, um einen kleinen Platz einzunehmen. Aus dem Mittelpuncte geht eine fast gerade enge Rohre, a, in das Ohr, und der Redende spricht indessen in das weite Ende b.

Das Gehörhorn, welches Hr. v. **Uffenbach** in dem Cabinete des Hrn. D. **Wolfahrt** zu Cassel gesehen hat, und welches er im 1. Th. seiner Reisen, Frf. und Leipz. 1753, gr. 8. S. 29, beschreibt, (siehe Fig. 863) hat ebenfalls eine weite Oeffnung, und geht unten ganz spitzig zu, wovon das spitzige Ende wie eine Schnecke gedrehet ist. Unten hat es einen langen Stiel mit einer Handhabe, damit es bequem getragen, und beständig mit der Spitze in das Ohr gehalten werden könne. Auswendig war es mit schwarzem Leder überzogen, und inwendig von Messing.

Eine Gehörröhre mit einem Trichter, nach der Angabe des Hrn. Abt **Nollet**, im 3. Bande seiner Kunst physikalische Versuche anzustellen, Lpz. 1771, 8. S. 46, findet man Fig. 864 a) abgebildet. a ist ungefähr ein paraboliſcher Trichter, welcher drittehalb Zoll in der Oeffnung hat, in dessen Grunde sich ein rundes Loch von 7 bis 8 Linien im Durchmesser befindet. An dem Rande dieses Loches ist auswendig ein Ring gelöthet, welcher 6 bis 7 Lin. lang ist, und ein wenig schräg abgeht, damit er genau und straff auf das gebogene Ende der Röhre b c passe. Diese beyde Stücke

kann

kann man aus einander nehmen, und in der Tasche tragen; und wenn man Gebrauch davon machen will, fügt man sie zusammen, und legt das Ende b in das Ohr, indem man die Oeffnung des Trichters der Person, welche redet und welche man hören will, gegen über wendet.

In dem Cabinete des Hrn. Abt Schmid zu Helmstädt, hat Hr. v. Uffenbach einen Tubum acusticum von Glas gesehen, dessen unterste Spitze, die ins Ohr gesteckt wird, von Messing ist. Siehe Fig. 864 b).

Eine andere Erfindung von Gehörmaschinen, welche sich aus Holland herschreibt, und wovon Hr. D. Schäffer in Dortmund mir eine Nachricht und Zeichnung mitzutheilen die Geneigtheit gehabt hat, stellt Fig. 865 dar. Die cylinderförmige Röhre von a bis c ist 21¾ Zoll lang, und besteht aus 2 Stücken, welche in a und b über einander geschoben werden. In d ist ein Knöpfchen von Elfenbein angebracht, welches in das Ohr gesteckt wird. Die Oeffnung dieses Knöpfchens ist ungefähr vom Diameter einer mittelmäßigen Erbse. Daß die Röhre aus mehrern Stücken bestehe, welche in einander geschoben werden, ist nicht allein darum, damit man die Maschine stückweise in der Tasche bequem überall bey sich tragen könne, sondern auch in a deswegen vorzüglich nöthig, damit man der Maschine eine verschiedene Richtung geben könne. Denn wenn A B nach dem Orte, wo der Schall herkömmt, gerichtet wird, so fällt er in gerader Linie auf die durchlöcherte Platte A B, und wird nothwendig dadurch verstärkt; alsdann sammelt sich die in Bewegung gesetzte Luft in der Ründung C D E, wird von da zurück in die glockenförmige Röhre n. 1. deren Basis nur an zween Orten in C und D durch ein ganz dünnes schmales Plättchen befestigt und angelöthet ist, reflectirt und aufgenommen, und dringt weiter noch durch wiederholte Reflexionen in der Röhre a b c d bis in das Ohr. Vielleicht

leicht wirkt auch die Ründung CDE auf eine ähnliche Art, wie ein Sprachgewölbe. Die ganze Maschine ist von Blech, und mit einem Firnisse überzogen, ausgenommen die Krümmung von c bis d, welches Stück von Messing gemacht ist. Der Diameter der siebförmigen und horizontal laufenden Plattte AB beträgt $4\frac{3}{4}$; die Länge von A bis C und von B bis D, wo die Ründung anfängt, $3\frac{1}{2}$; und der Diameter von CD ebenfalls $3\frac{1}{2}$ Zoll.

Gemeiniglich macht man die bisher beschriebenen Gehörhörner und Gehörröhren von Blech oder Messingblättern; am besten aber wäre es, wenn man sie von dünnem Silber verfertigen ließe, weil zugleich durch die Resonanz der Schall noch mehr verstärkt werden würde. Sonst kann man sie auch von Buchsbaum oder von Elfenbein drechseln lassen. Aus was für Materie man sie aber auch machen möge, so muß allemal die innere Fläche hart, regulär und recht glatt seyn.

Hieher gehören auch die von Hrn. du Quet im 2. Th. der Machines & Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. publiées par Mr. *Gallon*, à Par. 1735, gr. 4. No. 110—116, S. 119—129, beschriebenen Gehörmaschinen. Siehe Fig. 866—871.

Fig. 866. AB ist ein Trichter von weißem Bleche, von Kupfer oder Silber, an welchen eine gebogene Röhre von eben derselben Materie BCD angelöthet ist. Der Deckel BE, welcher mit sehr kleinen und dicht an einander stehenden Löchern durchbohrt ist, wird nach der Seite des Schalles, den man deutlich vernehmen will, hingekehret. Die innere Structur einer solchen Maschine, welche bey FG vorgestellt wird, begreift ein Becken GHI in sich, welches beynahe nach einer Parabellinie gekrümmt ist. Der Focus davon befindet sich auf dem Trichter BE. Die Seite des Beckens HG erstreckt sich bis an den Rand der Röhre BG, in welche der Schall geleitet worden ist.

Die Wirkung einer solchen Maschine läßt sich auf folgende Art erklären. Wenn man die in dem Deckel des Trichters BE befindlichen Löcher gleichsam als eben so viele Oeffnungen eines Sprachrohres betrachtet, wird der Schall dadurch zusammen gezogen, so, daß er sich in einer geringern Quantität der in das Sprachrohr eingeschlossenen Luft befindet, da dann eine

solche

solche geringe Quantität der Luft, wenn sie stärker in Bewegung gesetzt wird, den Schall desto empfindlicher macht. Die Krümme des Beckens HG kann vieles beytragen, daß der Schall der Stimme besser fort getrieben und deutlicher gemacht wird. Wenn nun die in der Röhre BC eingeschlossene Luft durch die Stimme in eine starke Bewegung gesetzt worden ist, so theilt sie hernach ihre Bewegung dem Ohre mit, welches an D angelegt wird. Solchergestalt bekömmt das Ohr einen weit stärkern Eindruck von einer vernehmlichen Stimme in EB, oder auch in einem jeden äußerlichen Punkte, wenn er nur nicht zu weit von dem Sprachtrichter entfernt ist.

Ein paraboloidisches Becken, wenn es bey Laternen angebracht wird, wirft die Strahlen des Lichtes mit der Axe parallel zurück, so daß sich dem Becken nichts entgegen setzt. Hier aber kann die Stimme, wenn sie zurück prallt, keinen Ausgang finden, weil ihr nicht nur der Deckel entgegen steht, sondern auch die äußere Luft sie treibt und nöthigt, daß sie längs den Seiten von dem Becken fortlaufen muß, wo sie alsdann einen Ausgang findet, der sie bis an den an der Oeffnung des Ohres angelegten Knopf hergeleitet hat. Diese Maschine kann in BC aus einander genommen werden, um sie desto bequemer in die Tasche zu stecken, und mit sich führen zu können.

Fig. 867. AB ist ein Sprachtrichter, welcher dem vorher beschriebenen in Fig. 866 ähnlich ist. Diese Gehörmaschine ist hier an ein in Gestalt einer Krücke formirtes Rohr befestiget. Das Rohr durchschneidet aber nicht den Trichter, sondern sein oberer hohler Theil CD ist auf der großen Platte AE, so wie dessen unterer Theil auf gleiche Weise an dem Boden BF befestiget. Der Trichter begreift ein Becken GHI in sich, welches dem in der vorhergehenden Gehörmaschine ähnlich, und gleichsam dem Boden nach fast paraboloidisch ist. Dieser Boden behält beständig einerley Figur. Ein Theil von seinen Enden geht über seinen Focus, um eine gebogene Röhre LMN zu formiren, deren Schaft LM senkrecht steht, und in den Schaft CD eingeschlossen ist. Dieser reicht bis an den kleinen Schaft P, welcher, da er mit einem Loche durchbohrt ist, an das Ohr gehalten wird, und den Schall, der sich um dasselbe hören läßt, deutlich zu vernehmen giebt.

OSR ist eine Gehörmaschine, welche von jener nur darin unterschieden ist, daß man sie auf einen Hut setzen kann. Die Spitze P befindet sich vorn; die Flügel rechter und linker Hand sind an die Seiten SR und OS befestigt. An den Enden O und R sind Knöpfe, welche den bey andern Gehörmaschinen angebrach-

 ten

ten Ohren ähnlich sind. Diese gehen in die Löcher, welche in der Form eines Hutes gemacht sind, und gelangen bis an die Ohren. Der obere Theil S ist gleichfalls mit vielen Löchern durchbohrt, auf welche sich die Oeffnung des Beckens T V X bezieht. Dieses Becken hat eine Figur, die dem äussern Ohre sehr nahe kömmt, so, daß die Seiten, die am Rande stehen, sich an die Knöpfe O und R erstrecken.

Fig. 863. A B ist ein Sprachtrichter, wie die in beyden vorhergehenden Maschinen. Auf dem äußern Theile ist eine halbe Plattmütze oder ein eisernes Hutkreuz B C D, welches an den halben Umfang des Trichters und an die Röhre E F zur rechten Seite C angelöthet ist. Der Nuzen dieses Hutkreuzes besteht darin, daß man eine größere Menge Luft sammeln kann, die, wenn sie geschlagen und in Bewegung gesetzt wird, in den Trichter vermöge der über D E B gemachten Löcher zurück fließt. Inwendig in dem Trichter befindet sich ein Becken H H I, M, welches den in vorbeschriebenen Maschinen ähnlich, und von einer fast paraboloidischen Gestalt ist, wo die Luft, wenn sie auf den Boden zurück prallt, durch die Röhre M in die äußere Röhre E F G geleitet wird, deren Knopf G bis an die Oeffnung des Ohres gelanget. Diese Art Maschine ist eigentlich für Weibspersonen, um unter der Haube getragen zu werden, bestimmt. Der Theil C A E D richtet sich nach der Form der Stirne, und die Arme C F, B G gehen längs den Seiten vom Kopfe herab, und begleiten die Knöpfe bis an die Ohren. Oben darüber wird die Haube aufgesetzt. Der Druck der Luft geschieht oben bey C E D, wo viele Löcher durchbohrt sind; daselbst findet auch keine Bedeckung Statt.

Diese Gehörmaschine besteht aus 2 Theilen. Was den Theil H betrifft, so hat man die Vorderseite abgenommen, damit die innere Einrichtung zu sehen sey. Es befindet sich daselbst ein Blatt von weißem Bleche, welches nach der äußerlichen Figur durchschnitten ist. Dieses Blatt ist oben angelöthet, und ergreift die Krümme L M, welche die Stimme in die Oeffnung N der Röhre treibt, durch welche sie der Länge nach fortläuft, und bis an den Knopf gelanget.

Die Maschine O P gehört für Mannspersonen, ist nach der Form einer Plattmütze gemacht, und besteht aus 2 Theilen. Sie findet ihren Platz unter der Perrücke, und bekömmt den Eindruck des Schalles von unten hinauf, wie solches in R Q vorgestellt ist. S T zeigt die gewölbte, und O P die hohle Seite.

Fig.

Fig. 869. A B ist die Spitze von der Gehörmaschine, welche man in die Oeffnung des Ohres stecket. Der Schaft B C D E ist der Canal, welcher den Schall bis zur Spitze A bringt. Der Körper der Maschine kömmt an die rechte Seite der Brust zu liegen. Der vordere Theil I L G H, welcher nach dem Schalle gerichtet wird, ist mit vielen Löchern durchbohrt. Inwendig befindet sich ein krumm gebogenes Holz, dem man eine solche Figur geben muß, die am besten den Schall zurück prellet. Der Schall aber geht in das Ohr durch den Canal I E, welcher in D C gekrümmt ist, damit er über die Schulter, und von da weiter bis an das Ohr dringen könne, ohne daß etwas davon zu bemerken ist. Man kann dem krumm gebogenen Holze eine parabolische Figur geben, damit die Stimme recht zurück prallen, und im Ohre besser vernommen werden möge.

Fig. 870. Der Sprachtrichter A B ist von den vorhergehenden Gehörmaschinen weiter nicht unterschieden, als daß der Boden C oben weit und unten enge ist, so, daß er beynahe eine paraboloidische Linie formiret. Die Platte A ist mit vielen Löchern durchbohrt. Mitten auf dieser Platte steht der Schaft D E; an demselben befindet sich der Ansatz E F, welchen man in die Oeffnung des Ohres stecket. Dieser Schaft, welchen man eine Röhre nennen kann, ist verlängert. Inwendig in dem Trichter befindet sich noch ein anderer Trichter G H, dessen größte Oeffnung über der Ründung der Maschine ist. Hiedurch geschieht nun, daß die Luft, wenn sie von dem Schalle bewegt wird, sich in den Sprachtrichter begiebt, und nach der Länge der äußern Seiten des andern Trichters herum läuft. Hierauf aber, wenn sie sich in dem Focus der paraboli[illegible] Linie, auf welchen sie prallt, wieder sammelt, wird sie in denselben (nämlich in den kleinern Trichter) verwiesen. Letztere Erfindung kömmt der oben S. 657 beschriebenen, und Fig. 865 abgebildeten, am meisten bey.

Fig. 871 stellt einen von Hrn. **du Quet** erfundenen **Armstuhl für Harthörige und Taube** dar. Man fügt an einen ordinären Armstuhl A B zwo Gehörmaschinen, auf jede Seite eine, und zwar solche, die einigen der oben beschriebenen ähnlich sind. Die Oberfläche C D, welche mit vielen Löchern durchbohrt ist, ist in einen hervor ragenden Theil eingefaßt, der auf der äußern Seite des Armstuhles zu einem Eingange E F bestimmt ist. Wenn nun die Person, welche da sitzt, etwas hören und vernehmen soll, so redet man an dieser Stelle. Die Röhre der Maschine G H ist in der Breite des Backens an dem

Stuhle zwischen dem Futter bey IL enthalten. Der Knopf M geht in das Innere N dieses Stuhles, so, daß derjenige, der auf der Seite OP gesehen wird, dem ersten EF entgegen steht.

Die Maschine CDR enthält in dem innern Grunde des Trichters R ein Becken S, welches inwendig der Gehörmaschine, Fig. 866, ähnlich ist. Dieses Becken ist beynahe von einer Parabellinie. Einer von den Rändern formirt den Anfang einer Röhre T, welche gekrümmt ist, und deren Spitze V sich in H mit der Röhre der Maschine vereiniget. Die sitzende Person kann ihr Ohr auf die eine sowohl als auf die andere Seite wenden. Hält man z. B. das Ohr auf die Seite OP zu dem Knopfe, den man sehen kann, so wird man, wenn man den Knopf in die Oeffnung des Ohres steckt, dasjenige, was an der äußern Seite des Stuhles gesprochen wird, gar leicht vernehmen.

Noch bequemer ist ein künstliches Ohr, oder ein von dünnem Bleche in Gestalt eines Ohres gemachtes Gefäß, welches an das Ohr gehänget und unvermerkt getragen werden kann. Dergleichen beschreibt Herr v. Uffenbach a. ang. O. S. 257, wie er sie in dem Cabinete des Hrn. Abt Schmid zu Helmstädt gesehen hat. Siehe Fig. 872 a) und b). Diese Maschinen sind darin vor andern sehr nüzlich und bequem, weil man sich ihrer bedienen kann, ohne daß ein anderer sehen könne, daß man einen Mangel am Gehör habe, indem sie so klein gemacht werden können, daß man sie ohne Hinderniß und Uebelstand unter der Perrücke oder den Haaren unvermerkt tragen kann. Die erste, Fig a) war ein dünnes messingenes Blech, in Gestalt eines Ohres, dessen Enden umgebogen waren, so, daß der Rand des Ohres darein passet. Auswendig war es nach der Mitte ein wenig eingebogen, und hatte an dem tiefsten Orte eine kleine Oeffnung, wodurch der Schall mehr angeschlagen, und also weiter und stärker getrieben wird. Das zweyte Instrument Fig. 872 b) wurde von dem Hrn. Abte besonders gerühmt, und für das beste gehalten. Es war dasselbe gleichfalls von dünnem Messingbleche, und fast wie ein Schirm oder Schein des Ohres gebildet. Der eine Rand war ein wenig eingebogen, und der andere stand herauswärts, und paßte genau um das Ohr; daß also selbiges um so viel vergrößert und breiter wurde, damit es den Schall vollkommen auffangen, und nach dem Innersten des Ohres reflectiren könne.

Von

Von Schärfung des Gehöres durch Sprachröhre siehe den Art. Sprach-Rohr.

Unter allen Thieren ist es insbesondere bey Pferden unangenehm und schädlich, wenn das Gehör entweder bey ihnen geschwächt, oder gar völlig unterdrückt ist; denn taube oder schwer hörende Pferde sind gemeiniglich scheu, und setzen ihre Reiter in Lebensgefahr.

Eine Beschädigung der innern Gehörwerkzeuge; eine Unempfindlichkeit der Nerven, welche zu den Ohren gehen; ein Fluß in den Ohren; Ohrenschmalz, welches sich in so großer Menge angesammelt und den Gehörgang verstopft hat, können das Gehör schwer machen, oder auch eine gänzliche und wahre Taubheit verursachen. In den erstern Fällen ist nicht viel Hoffnung zur Cur. Bey einem Flusse kann man sich den Gebrauch eines Haarseiles am Halse oder eines Fontanelles empfohlen seyn lassen. Sind die Ohren durch Ohrenschmalz verstopft, so muß man dieses heraus bringen, und es in dieser Absicht, allenfalls wenn es verhärtet ist, vorher durch Mandelöhl, welches man in die Ohren hinein tröpfelt, erweichen.

Gehör-Hörner, }
Gehör-Maschinen, } siehe oben S. 655, fgg.
Gehör-Röhrchen, }

Gehörn, (das) bey den Jägern, die Stangen mit ihren Enden an den Hirschen und Rehböcken, welche bey den erstern auch das Geweih heißen; als ein Collectivum.

Gehörnt, siehe Hörnen.

Gehörntes Blatt, Ceratophyllum *Linn.*; siehe Horn-Blatt.

Gehorsam. (der) 1. Die Bereitwilligkeit, und in engerer Bedeutung, die Fertigkeit, sein Verhalten nach den Befehlen eines andern zu bestimmen; L. Obedientia,

Fr. Obéissance. Widerspenstige Unterthanen wieder zum Gehorsam bringen. Der Obrigkeit allen Gehorsam aufsagen, ihr den schuldigen Gehorsam versagen.

Der Gehorsam gegen die Befehle, Gesetze und Verordnungen des Regenten ist die wesentliche Pflicht aller Unterthanen, ohne welche die Verfassung einer Republik unmöglich bestehen kann. Denn indem sie zu Beförderung ihrer Glückseligkeit eine höchste Gewalt über sich gesetzt haben, so ist der Mangel des Gehorsams den hauptsächlichen Endzwecken einer Republik gerade zuwider. Der Regent ist, die Ursache seiner Befehle anzuzeigen, nicht allemal schuldig, weil die Geheimnisse des Staates und der Regierung ohne Nachtheil nicht entdeckt werden können. Der Gehorsam der Unterthanen darf sich daher nicht auf die Güte und Nützlichkeit der Gesetze und Befehle gründen, sondern ein jeder Unterthan muß zu der obersten Gewalt das Vertrauen haben, daß sie keine Befehle geben werde, welche nicht der Glückseligkeit des Staates gemäß sind. Auch in eingeschränkten Regierungsformen ist der Gehorsam niemals zu verweigern, gesetzt, daß auch die Befehle wider die Freyheit der Unterthanen zu laufen scheinen. Denn die Wohlfahrt des Staates ist das höchste Gesetz in demselben, und die Unterthanen können die geheimen Ursachen des Regenten einzusehen nicht verlangen. Es kann auch in zweifelhaften Fällen die Entscheidung bey ihnen keineswegs beruhen. Hingegen ist gewiß, daß der Mangel des Gehorsams die wesentlichste Pflicht der Unterthanen und die Wohlfahrt des Staates über den Haufen wirft. Gesetzt auch, daß ein Regent durch seine Gesetze und Verordnungen die Gränzen seiner Macht überschritte, und die Freyheit der Stände und Unterthanen wirklich verletzte: so dürfen doch vernünftige Unterthanen, außer beweglichen Vorstellungen, ihrer Pflicht und Gehorsam zuwi-

der

der nichts unternehmen, weil die Entbrechung des Gehorsams nur ihr größeres Unglück, innerliche Kriege und den Untergang der Republik verursachet.

2. In einigen Städten, ein Ort auf dem Rathhause, wo entweder ungehorsame Bürger und widerspenstige Unterthanen auf eine Zeitlang in Verhaft gesetzet, und zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit, oder auch saumselige Schuldner zur Bezahlung dessen, was sie schuldig sind, angehalten werden; siehe oben S. 587.

Gehr-Hobel, Gehr-Maß, siehe Gehren. 2. 1.)

1. **Gehre**, (die) ein nur in einigen Gegenden, z. B. in der Mark Brandenburg übliches Wort, die Wachsscheiben in einem Bienenstocke zu bezeichnen, welche in Niedersachsen Mahrten, an andern Orten Waben, das Rooß u. s. f. heißen.

Dieses Wort hat eine sehr deutliche Aehnlichkeit mit dem Lat. Cera und Ceræ, so wie Wabe mit Favus. Da aber nicht glaublich ist, daß die Deutschen die Bienenzucht von den Italiänern sollten erlernt haben, so erhellet auch hieraus die ältere Uebereinkunft dieser Sprachen, welche nur allein in einer gemeinschaftlichen Abstammung von einer weit ältern Muttersprache ihren Grund haben kann.

2. **Gehre.** (die) 1. Eine schräge Richtung, die Richtung eines Körpers, nach welcher er mit dem Horizonte einen spitzigen Winkel macht; nur bey den Werkleuten, welche dieses Wort auch Göhr, Göhre sprechen. Daher gehrig, eine Gehre oder schiefe Fläche habend. Gehrig geschnittene Leisten, Armzwickel u. s. f. Siehe Gehren 2. 1.)

2. Verschiedene Arten spitziger Werkzeuge, Keile, schräge oder spitzig zulaufende Körper u. s. f. Siehe Gehren 1.

Gehren (der) oder die Gehre, ein altes, nur noch in den gemeinen Mundarten in mancherley Bedeutungen übliches Wort.

1. Eigentlich, ein spitziges Werkzeug, ein Pfeil, Spieß, Gabel u. s. f. welcher bereits sehr alte Gebrauch noch in verschiedenen Gegenden Ober- und Niederdeutschlandes vorhanden ist. In dem alten Fragmente eines Gedichtes auf den Krieg mit den Saracenen bey dem Schilter kömmt Der Ger und Gar mehrmals für einen Wurfspieß vor. In der Schweitz ist die Geere eine Gabel, mit welcher die Fische gestochen werden. Ein rothes Geereneisen mit zween Wiederhaken, Bluntschli, welche Bedeutung auch das Holländ. Gheer hat. Daher der Gehrungskolben bey den Glasern, ein spitzig zulaufender Kolben, die Ecken des Fensterbleyes damit zu verlöthen.

2. Figürlich, verschiedene schief oder spitzig zulaufende Arten von Flächen zu bezeichnen.

1) Bey den Tischlern und Zimmerleuten, eine nach der Diagonallinie eines rechtwinkeligen Viereckes gehende Fläche oder Fuge, eine Fläche, welche mit der horizontalen Fläche einen Winkel von 45 Grad macht, wo es auch die Gehre, die Göhre, die Göhrung (und nach einer verdorbenen Aussprache Kehrung) lautet. Ein Loch nach der Gehrung hauen, bey den Zimmerleuten. Daher Gehrhobel bey den Tischlern ein Hobel, vermittelst dessen die Gehrung hervor gebracht wird; und Gehrmaß bey den Holzarbeitern ein Lineal, welches am Ende ein schiefes Bretchen unter einem Winkel von 45 Grad hat, die Gehrung darnach zu bestimmen, das Schrägemaß, im gem. Leben auch das Göhrmaß.

2) In der Landwirthschaft einiger Gegenden, z. B. in Meißen, Thüringen und Niedersachsen ist der Gehren ein Stück Landes, welches an einem oder beyden Enden spitzig zuläuft. Der Gehren giebt und nimmt, eine bekannte Bauerregel, welche so viel sagen will: wenn die regulären Stücke Ackers nicht die gewöhnliche und hergebrachte Breite haben (siehe Strichel, Sottel, Gerte)

Gerte) so ist der Gehren zu breit geackert worden, und er muß das Fehlende abgeben, und so auch umgekehrt; weil man voraus setzt, daß bey der anfänglichen Vertheilung der Grundstücke lauter reguläre Antheile von bestimmter Größe gemacht worden sind, da dann der irreguläre Ueberrest unter dem Namen eines Gehrens übrig geblieben ist. In einer halberstädtischen Urkunde von 1179 heißt ein solcher Gehren Geroris; im Nieders. eine Gere, im Hannöverischen aber ein Gard. Daher wird derjenige Zehent, welcher von einem Gehren gegeben wird, der Gehrenzehent genannt.

3) Bey den Nähterinnen, ein dreyeckiges oder keilförmiges Stück in den Hemden, besonders in den Weiberhemden, ein Keil, Zwickel; Fr. Gousset. Im Niedersächsischen auch der Keil oder Zwickel in einem Strumpfe, welcher Engl. Goar oder Gore heißt. Ja im gem. Leben einiger Gegenden eine jede spitzig zulaufende Fläche, ein jeder keilförmiger Streifen, wo es auch im weiblichen Geschlechte, die Gehre üblich ist. Dahin gehört auch dasjenige Stück Leinwand, welches unten an die Segel geheftet wird, um sie breiter zu machen, und gleichfalls ein Gehren heißt.

4) Die Falte in einem Kleide, wegen der äußern Aehnlichkeit mit einem Keile, und nach einer noch weitern Figur auch der weite Theil eines Kleides, welcher die meisten Falten wirft, oder vielleicht auch durch die in den ehemaligen langen Kleidern angebrachten Falten verursacht wurde, da es dann bald von der Schleppe, bald aber auch von dem Schooße der langen Kleider gebraucht wird, und bald die Gehre, bald der Gehren lautet. Da breitete ich meine Geren über dich, Ezech. 16, 8. Wenn Jemand heilig Fleisch trüge in seines Kleides Geren, und rührete darnach mit seinem Geren Brod, Gemüse, Wein u. s. f. Hagg. 2, 13. In welchen Stellen Luther dieses Wort aus ältern ober-

oberdeutschen Uebersetzungen beybehalten hat, indem es in einigen Gegenden Oberdeutschlandes noch jetzt üblich ist.

Bey den schwäbischen Dichtern lautet es in diesem Verstande Gere, im Ital. Gerone, Gherone, im Franz. Giron, im Holländ. Gheren, im Schwed. Gere, im Engl. Garde, im mittlern Lat. Gyro und Giro. du Fresne, Ihre und andere leiten es in diesem Verstande von Gyrus, ein Kreis, her; allein da dieser Theil der ehemaligen weiten Kleider vermittelst der Falten so weit gemacht wurde, und diese allemal spitzig zulaufen, so ist die hier angegebene Abstammung weit wahrscheinlicher. Sie wird auch dadurch bestätiget, daß im mittlern Latein dieser Theil der Kleider mehrmals Sagitta genannt wird, welches eine buchstäbliche Uebersetzung des deutschen Wortes Gehren ist. Subtus circa pedes tunica debet esse rotunda qualitate mensurata, *sagittas* vero vel *gerones* tantum habeat, ut iter gradientes vel superfluitate, vel parcitate non impediat; Guid. Farf. B. 2. bey dem du Fresne.

Gehrig, siehe oben S. 665, und Hemd.

Gehrung, Gehrungs-Kolben, siehe oben S. 666.

Geier, siehe Geyer.

Geifer, (*) [der] ein Wort, welches ehedem einen jeden etwas zähen flüssigen Körper bedeutet zu haben scheint, jetzt aber nur noch in verächtlichem Verstande von dem Speichel gebraucht wird, besonders sofern er dem Menschen in außerordentlichen Fällen, dergleichen heftige Leidenschaften, gewisse Arten von Krankheiten u. s. f. sind, oder auch aus Schwachheit unwillkührlich aus dem Munde fließt; Fr. Bave. David verstellte seine Geberde — und sein Geifer floß ihm in den Bart, 1. Sam. 21, 13. Einem Menschen, der mit der fallen-

(*) Im Nieders. ist dafür Sabber, Sever, Seiber, im Holländ. Zabber und Engl. Slaver üblich. Da der Uebergang der Gaumenbuchstaben in den Zischlaut sehr gewöhnlich ist, so sieht man leicht, daß Geifer mit den jetzt angeführten Wörtern zu dem Geschlechte des hochdeutschen Saft, oder auch zu seihen, seigen, tropfenweise fließen, gehört.

fallenden Sucht behaftet ist, steht der Geifer vor dem Munde. Auch die Feuchtigkeit, welche zarten Kindern aus dem Munde zu fließen pflegt, führt den Namen des Geifers, daher man dieses Wort mit Hrn. Stosch nicht bloß auf Krankheiten und Leidenschaften einschränken kann.

Daher geifern, (*) den Geifer fließen lassen, Fr. baver. Das Kind geifert. Vor Zorn geifern.

Geifer=Bart, in der niedrigen Sprechart, eine verächtliche Benennung einer Person, welcher der Geifer aus dem Munde fließt, auch wohl im Scherze von einem geifernden Kinde; das Geifermaul, (**) Fr. Baveur.

Geifer=Läppchen oder **Geifer=Lätzchen**, ein kleines Tuch, welches man zarten Kindern unter dem Kinne zu befestigen pflegt, den Geifer aufzufangen, das Geifertuch, Geifertüchlein, (***) Fr. Bavette.

Geifer=Maul, siehe Geifer=Bart.

Geifer=Tuch, siehe Geifer=Läppchen.

Geifer=Wurz, Speichelwurz, Pyrethrum; siehe Bertram.

Geige. (†) [die] 1. Im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart dasjenige musikalische Saiteninstrument, welches am häufigsten eine Violine, und in den niedrigen Sprecharten eine Fiedel genannt wird.

Auf

(*) Niederf. sabbern, seevern, Schwed. sagla, Dän. sigle. Im Osnabrück. ist dafür querlen, und im Bremischen quielen üblich, wo auch Quiel den Geifer bedeutet, welches mit dem Lat. Saliva verwandt zu seyn scheint.

(**) Niederf. Sabbebart, Sabbelbart, Severbart.

(***) Niederf. Slabken, Drabbeldok.

(†) Im Niederf. Gigel, im Schwed. Giga, im Engl. Gig, im Ital. Giga, im mittlern Lat. Giga. Wachter leitet es von einem veralteten geigen, reiben, ab, so wie Fiedel, von fiedeln und feilen, hin und her reiben, abzustammen scheint. Ihre hält es für ein ausländisches Wort, zumal da den Griechen und Römern schon ein ähnliches Werkzeug bekannt war, welches bey ihnen Chelys hieß.

Auf der Geige spielen, die Geige spielen. Eine gute Geige spielen, im gem. Leben, die Geige gut spielen. Da hängt der Himmel voller Geigen, figürlich im gem. L. dort empfindet man nichts als Freude. Der Himmel hängt nicht stets voll Geigen, die Freude wird oft unterbrochen. Daher geigen, auf der Geige spielen. Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fiedelbogen um den Kopf, figürlich im gem. Leben.

2. Figürlich wird wegen einiger Aehnlichkeit auch dasjenige mit Filz oder Tuch überzogene Werkzeug, worauf die Kammmacher die Kämme polieren, die Filzgeige oder Geige genannt.

In den Hauptmanufacturen, insonderheit in Frankreich, versteht man unter Geige, Fr. Violon, ein Instrument von 16 Schnüren, dessen man sich statt der Schlagestöcke bedient, womit man die Mengsel der Haare und Wolle, welche man zur Verfertigung der Hüte anwenden will, schlägt. Siehe Fig. 873. Die Schnüre, deren jede 9 Fuß lang ist, sind, jede 2 Zoll weit von der andern, an dem einen Ende an ein viereckiges Stück Holz a b, welches 2 Fuß lang, 2 Zoll dick, und beynahe eben so breit ist, und vermittelst zween Hacken c d unten an die Wand der Werkstatt fest hält, an dem andern Ende aber in einem krummen Stücke Holz e f befestigt. Letzteres ist nur 1 Fuß lang, daher auch die Schnüre an diesem Ende noch einmal so nahe als an dem andern sind; und es hat dasselbe ungefähr 2 Fuß langen Stiel, den eine aufgerichtete Mannsperson in beyden Händen vor sich hält, damit er die Schnüre zu wiederholtenmalen auf den Haufen Haare, welcher auf die Erde gebreitet ist, schlagen könne.

Imgleichen ein hölzernes Werkzeug, welches leichtfertigen Personen zur Strafe um den Hals und um die Hände gelegt wird; eine Fiedel. Jemanden die Geige anschlagen oder in die Fiedel spannen.

Es ist dieses nur eine Strafe für gemeine Weibspersonen, Mägde ꝛc. wobey der mit der Fiedel eine oder mehrere Stunden lang vor dem Rathhause, vor der Hauptwache, auf freyem Markte,

Markte, oder an andern öffentlichen Orten ausgestellten Person ein Papier auf die Brust geheftet wird, worauf ihr Verbrechen mit großen Buchstaben geschrieben steht

Geigen-Baum, siehe Geigen-Holz.

Geigen-Bohrer, Fiedel-Bohrer, ein Bohrer verschiedener Künstler, welcher vermittelst einer an einem Stocke gespannten Sehne, so einem Geigenbogen gleicht, in Bewegung gesetzt wird; siehe Th. VI. S. 160 und 167.

Geigen-Harz, Colophonium; siehe Th. I. S. 87, und Th. VIII. S. 239.

Geigen-Holz, Geigenholz-Baum, Geigen-Baum, Citharexylon, Citharexylum, Citharaexylon, Fr. Bois de guitare, ist bey Linné, Ludwig, Böhmern, Adanson, Plukenet, Jacquin, Brown und Millern eine Gattung Pflanzen mit zween ungleich langen Paaren Staubfäden mit bedecktem Samen, deren Blumenkelch fünf Zähne hat, und glockenförmig, deren Blumenkrone trichter- oder radförmig ist, und deren Beere 2 zweyfächerige Samen enthält. Linné hat nur zwo Arten davon, welche beyde einen holzigen Stamm haben.

1. Aschgraues Geigenholz; gemeiner amerikanischer Geigenholzbaum, Citharexylon cinereum, ramis teretibus, calycibus dentatis *Linn.* Citharexylon arbor laurifera americana, foliorum venis late candicantibus *Pluk.* Citharexylum cinereum, ramis angulatis, foliis ovato-lanceolatis, venis candicantibus *Mill.* Diese Art wächst in dem mittägigen Amerika. Ihr Stamm wird an 60 Schuh hoch, und treibt auf allen Seiten Aeste, welche nach der Länge verschiedene Zweige haben. Ihre Blätter stehen zu drey an jedem Gelenke auf kurzen Stielen, und sind eyrund-lanzenförmig, glänzend grün, tief eingeschnitten, und weißaderig. Ihre Blumen kommen an der Seite und an dem Gipfel der Aeste zum Vorschein. Sie behält ihre Blätter das ganze Jahr hindurch. Man kann sie entweder

weder aus abgeschnittenen Zweigen, oder noch besser aus dem Samen ziehen. Man säet nämlich diesen bald im Frühlinge in kleine Töpfe, die man in ein frisches Lohbeet einsenket, und behandelt ihn wie andere Samen aus warmen Ländern. Ungefähr nach 10 Wochen, wenn die Pflanzen stark genug sind, sondert man sie sorgfältig von einander ab, und setzt sie einzeln in kleine Töpfe, welche mit leichter frischer Erde angefüllt sind, in ein Mistbeet gegraben, und, bis sie Wurzeln haben, im Schatten erhalten werden, giebt ihnen bey warmem Wetter viel frische Luft und Wasser; setzt sie den ersten Winter in ein Lohglashaus, und hernach in ein trocknes Glashaus, im Sommer aber einige Monate lang an die freye Luft an einen warmen Ort. Bey dieser Wartung wachsen die Pflanzen weit besser, als wenn man sie zu hart erzieht. Wenn man Steckreiser von diesen Bäumen während der Sommermonate in kleine Töpfe setzt, und diese in ein mäßig heißes Treibebeet einsenket, schlagen sie Wurzeln, und können hernach wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen behandelt werden.

Diese Art liefert, weil sie eine große Höhe erlanget, einen sehr ansehnlichen Zimmerbaum, und man schätzt dieses Holz wegen seiner Dauer zum Bauen sehr hoch.

2. Geschwänztes Geigenholz, Citharexylon caudatum, ramis teretibus, calycibus truncatis *Linn.* Dieser Baum wächst in Jamaika, hat ovale Blätter, rundliche Aeste und abgestumpfte Blumenkelche. Die Amerikaner halten das Holz desselben seiner Dauerhaftigkeit wegen ebenfalls sehr hoch.

Geiger, eine Art Holzwürmer; s. Th. XXXIV. S. 863.

Geil. 1. Eigentlich, fett, (*) von dem Fleische der Thiere, in welchem Verstande es nur noch im gem. Leben

(*) Sofern dieses Wort fett bedeutet, gehört es allem Ansehen nach zu dem Worte gelb, Niederf. gal, weil doch das mehreste Fett eine weißgelbliche Farbe hat; zumal da geil, am häu-

ben von einem ekelhaften, widrigen Geschmacke und Geruche des Fettes üblich ist. Das Fleisch, das Fett schmeckt zu geil.

2. Figürlich. 1) Von dem Erdboden, wenn er überflüssigen Dünger hat, imgleichen von Gewächsen, wenn sie zu vielen Nahrungssaft haben, und daher zu schnell wachsen, oder überflüssige Blätter und Zweige treiben; im gem. Leben verschiedener Gegenden. Ein geiler Boden, der sehr stark treibt; Fr. Terre grasse. Die Saat wächst zu geil, zu schnell und zu dick. Die Bäume wachsen zu geil, wenn sie zu viele Blätter und Zweige treiben. Geile Flecke im Getraide, welche sich durch ihren starken und dicken Wuchs von der andern Saat unterscheiden, in Meißen Mast-Flecke, in andern Gegenden Geil-Horste.

In weiterer Bedeutung in einigen Gegenden auch überhaupt für fruchtbar, tragbar. Die alten Felder aufreißen und zu geilem Felde machen, in Obersachsen. Siehe 2. Geile.

2) Von einem ekelhaft süßen Geruche und Geschmacke, im gem. Leben. Geil schmecken, widrig süß.

3) Von verschiedenen Beschaffenheiten des Gemüthes, welche ihren Grund zunächst in einer überflüssigen Nahrung des Körpers haben. (a) Figürlich, munter, im guten Verstande, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. (b) Muthig, kühn, auch im guten Verstande, in welchem es aber gleichfalls veraltet ist. (c) Muthwillig, üppig, ausgelassen, übermüthig, in welchem Verstande es noch hin und wieder in den niedrigen Sprecharten gehöret wird. Da er aber fett und

häufigsten von verdorbenem Fette gebraucht wird, welches noch mehr in das Gelbe fällt. Schon im Hebr. war חלב, das Fett, imgleichen Milch, im Griech. ist αλειφαρ und αλοιφη, Oehl, Schmeer. γαλα die Milch, und bey den ältesten Galliern bedeutet galba fett, wohl gemästet. Im Albanischen ist Gialpa Butter. Siehe Gelb.

und satt ward, ward er geil, 5 Mos. 32, 15. (d) Fertigkeit besitzend, Reizungen zum unrechtmäßigen Beyschlafe zu suchen und zu unterhalten; ein harter Ausdruck, der so widrig ist als die Sache selbst, daher man ihn auch nur braucht, wenn man von dieser Gemüthsverfassung mit Nachdruck zu reden genöthigt ist. Ein geiles Weib. Imgleichen was diese Gemüthsart verräth und befördert. Geile Schriften, ein geiles Lied, ein geiles Betragen.

Daher Geilheit, der Zustand, da eine Person oder Sache geil ist, in den unter 2, 1); 3) (c) und (d) angeführten Bedeutungen; L. Lascivia, Salacitas, Fr. Lasciveté. Unter den Thieren wird die Geilheit im letztern Verstande insonderheit dem Affen, Bocke, Sperlinge ꝛc. zugeschrieben. Siehe auch 2. Geile.

Geil-Horst, siehe auf der vorhergehenden Seite.

1. **Geile** (*) (die), die kugelförmigen Somenbehältnisse der Zeugungsglieder bey dem männlichen Geschlechte der Menschen und Thiere. Einem Thiere die Geilen ausschneiden. Siehe Hode. Auch bey dem weiblichen Geschlechte die so genannten Eyerstöcke, welche auch Geburts-Geilen genannt werden.

In dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutschen kömmt dieses Wort nicht vor, wohl aber zuweilen in Schriften. Im Oberdeutschen scheint es üblicher zu seyn. Siehe 1. Geilen.

2. **Geile** (die), das Abstractum von dem Worte geil, welches ehedem in dessen sämtlichen Bedeutungen üblich war, jetzt aber nur noch im gemeinen Leben in einigen Gegenden üblich ist.

1. Die geile Beschaffenheit einer Person oder Sache, wo es nur noch zuweilen von der überflüssigen Fettigkeit des Bodens, und dem dadurch verursachten allzu star-

(*) Im Schwed. Gall, im Wallis. Ceill, im Franz. Couillon, im Ital. Coglione, im Lat. Coleus und Coles; nicht so wohl von dem vorigen Worte geil, als vielmehr von der runden kugelförmigen Gestalt. Siehe Gallapfel, Galle 1. und Kugel.

starken Triebe der Gewächse gebraucht wird, wofür an andern Orten auch Geilheit üblich ist.

2. Was dem Boden Fettigkeit giebt, der Dünger, in der Landwirthschaft einiger Gegenden. Geile und Gare, Dünger und Mist. In einigen Gegenden auch die Geilung.

1. Geilen, der Geilen berauben, castriren, verschneiden; ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, wofür auch entgeilen, und nach einer gelindern Aussprache heilen, üblich war. Siehe Verschneiden.

Bey den Römern hieß es verschnittener Priester der Cybele Gallus, und Matthesius nennet einen Castraten noch Ohngeil. Im Schwed. ist gaella gleichfalls verschneiden. Wenn dieses Wort nicht von Geile, die Hode, abstammet, so hat es ohne Zweifel eh dem schneiden überhaupt bedeutet, wovon noch verschiedene Spuren üblich sind. Siehe Galle 2, Th. XV, S. 720.

2. Geilen, mit dem Hülfsworte haben, auf eine unverschämte Art, mit gällender Stimme um etwas betteln; ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, So wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen, und ihm geben, wie viel er bedarf, Luc. 11, 8. Um Brod, um ein Amt geilen, im Oberdeutschen, wo auch Geiler von einem Bettler, und ergeilen, durch unverschämtes Betteln erhalten, üblich sind. In Hamburg ist geilen, und im Bremischen galstern, gleichfalls unverschämt betteln.

Es gehört zu dem Nieders. gillen, ein durchdringendes pfeifendes Geschrey machen, von welchem unser gällen das Neutrum ist.

3. Geilen, von dem Worte geil, so im Hochdeutschen veraltet ist, ehedem aber in doppelter Gestalt üblich war.

1) Als ein Neutrum. (a) Sich freuen, fröhlich seyn, in guter Bedeutung. (b) Muthwillig seyn, vor Freuden springen. (c) Im Ueberflusse leben. (d) Der Geilheit nachgehen.

2) Als ein Activum. (a) Reichlich segnen, Ueberfluß verschaffen. (b) Düngen, den Acker fett machen.; in welchem Verstande man noch in einigen Gegenden den Acker geilet, oder begeilet. (c) Das Reciprocum sich geilen scheint ehedem auch für einwurzeln, fest setzen, oder doch in einem ähnlichen Verstande gebraucht zu seyn.

Geilheit, siehe oben, S. 674 u. 675.

Geilung, siehe oben, S. 675.

Geiße (*) (die), eine nur im Oberdeutschen übliche Benennung sowohl einer Ziege, als auch der Rehe, welche letztere auch die Rehziege, im gemeinen Leben die Ricke oder Rücke genannt wird. In beyden Fällen ist es zuweilen eine allgemeine Benennung des ganzen Ziegen= und Rehgeschlechtes; am häufigsten aber wird es nur von den weiblichen Geschlechtern derselben gebraucht.

Geiß=Bart, eine oberdeutsche Benennung verschiedener Pflanzen, welche wegen der haarigen Gestalt ihrer Blumen oder Blätter, einem Geiß= oder Ziegenbarte gleichen.

1. Einer Art der Spierstaude mit gefiederten Blättern, der einfach gefiederte Geißbart, Geißwedel, Blutkrautwurz, Krampfwurzel, Mädesüß, Mehlkraut, Wiesenbocksbart, Wiesenwedel, Wurmkraut, Barba caprae floribus compactis; Ulmaria; Spirea Ulma-

(*) Die oberdeutsche Mundart pflegt gern das e am Ende zu verbeißen, die Geiß oder Gaiß. Von einer Ziege lautet dieses Wort im Schwabenspiegel Gaizze, bey dem Willeram Geizzo, im Angels. Gat, im Schwed. Get, im Dän. Geed, im Türk. Geitzi, im Griech. αιξ, αιγις, im Lat. aegis. Im gemeinen Leben, selbst Niedersachsens, pflegt man eine junge Ziege wohl eine Kitze, oder Kitzchen zu nennen. Ehedem bedeutete es auch den Bock, und war alsdann männlichen Geschlechtes. Wachter leitet diesen Namen von Geitz, Begierde, her, Ihre aber glaubt, daß Geiße und Ziege durch Versetzung der Buchstaben aus einander entstanden sind. Doch das Wort ist zu alt, selbst für Muthmaßungen zu alt.

Ulmaria, foliis pinnatis, impari majore lobato, floribus cymosis *Linn.* Aegopogon pratense, wächst in ganz Europa an morastigen und andern feuchten Orten, in nassen schattigen Gebüschen und um die Gräben häufig wild. Es ist das größte unter den Wiesengewächsen, daher es auch Wiesen-Königin, Regina prati, Reine des prés, genannt wird. Man findet es auch gemeiniglich um die Erlenbäume herum, und zwar fetter und größer, als auf der freyen Wiese. Es blühet um den Johannistag, und heißt daher auch Johannis-Wedel (verderbt Johannis-Wendel). Es wächst aus einer dauerhaften, fingersdicken, mit röthlichen Fäserchen besetzten, auswendig braunschwärzlichen, inwendig röthlichen, knotigen Wurzel. Der Stängel wird 4 bis 5 Fuß hoch, und ist oberwärts in kleine Zweige abgetheilt; die daran sitzenden kleinen, weißen, wohlriechenden Blumen stellen eine verlängerte Dolde vor. Die Blätter sind einfach gefiedert, und bestehen aus großen und kleinen, einander gegen über gestellten Blättchen, welche insgesamt am Rande ausgezackt und unterwärts weißlich sind. Das letzte ungepaarte Blättchen ist das größte, und in 3 oder 5 Lappen zerschnitten. Die Frucht besteht aus 6 und mehrern Behältnissen, welche sich bey der völligen Reife schneckenförmig winden. In den Gärten zieht man eine Spielart mit gefleckten Blättern, und eine andere mit gefüllten Blumen, welche letztere auf den Lustsstücken sehr lange blühet, einen angenehmen Geruch und ein schönes Ansehen hat, und durch die Theilung der Wurzel leicht vermehret, auch ohne alle Wartung im freyem Lande erhalten werden kann. Nur will sie viel Wasser und Platz haben sich auszubreiten.

Die Wurzel hat eine zusammenziehende und trocknende Eigenschaft, und wurde ehedem bey der Ruhr und andern Blutflüssen, auch bey Verwundungen und

Beinbrüchen angerühmet. Das Bruchpflaster, welches Felix Würz in die Apotheken eingeführt hat, wurde vorzüglich wegen dieser Wurzel gelobet. Jezt wird selten von dergleichen Mitteln Gebrauch gemacht. In der Schweiz wird von den Blumen ein Wasser abgezogen, und in Krankheiten, wo ein Ausschlag zu befördern ist, verordnet. Die Russen pflegen im Frühlinge die Blätter und Stängel zu essen. Die Weinhändler sollen sich der Blüthen bedienen, um dem Weine, insonderheit dem Malvasier, einen lieblichen Geruch und angenehmen Geschmack mitzutheilen. An einigen Orten pflegen die Landleute mit dieser Pflanze, weil sie einen starken angenehmen Geruch hat, ihre Fußböden an feyerlichen Tagen zu bestreuen. Die Bienen tragen Wachs und Honig aus den Blumen. Die Roßärzte kochen die Wurzel nebst dem Kraute in Wasser oder Bier, und geben dieses den Pferden wider die Würmer. Es wird von jedem Viehe gefressen, und giebt ein gesundes und gelinden Schweiß treibendes Futter ab. Insonderheit ist es den Ziegen eine angenehme Speise. Hätte es nicht so gar lange und harte Stängel, welche sonderlich im Heue dem Viehe sehr zuwider sind, so wäre es ganz untadelhaft. Weil die Pflanze in allen ihren Theilen einen herben Geschmack besizt, so kann sie, nach Hrn. Prof. Gleditsch Urtheil, zum Gärben des Leders gebraucht werden.

Der zusammenziehende Geschmack und besondere Geruch, welchen dieses Kraut, wenn es frisch ist, besizt, hat Hrn. D. Sieffert veranlaßt, einige Versuche zur Färberey damit anzustellen.

In dieser Absicht war das Kraut schon im May, noch vor der Blüthe gesammelt, und an einem Orte, den die Sonne einige Stunden des Tages bescheinen konnte, getrocknet worden. Im Anfange des Herbstmonates wurden 2 Pfund trocknes und klein geschnittenes Kraut, erst mit kaltem Wasser erweichet, und darauf mit siedendem ausgezogen. Nachdem es kalt ge-

worden war, ward die Brühe abgegossen, das in der Krautmasse noch steckende ausgepreßt, zur vorigen Brühe gegossen, und, da sich das Trübe niedergesetzt hatte, die hellere Brühe von dem auf dem Boden liegenden Schlamme noch einmal abgegossen. Dieses betrug 17 Hz, 26 Loth. Es sah sehr dunkel, in Tropfen aber grünlichgelb aus, schmeckte anfänglich etwas scharf, und hinten nach mäßig bitter. Der wollene Zeug ward von dieser Brühe nur gelblich gefärbt.

1. Ein Theil kaustische Lauge unter 8 Theile von der vorhin beschriebenen Brühe gemischt, färbte sie dunkler gelblichbraun. Der wollene Zeug, der vorher 2 Stunden in der Brühe gelegen, da die kaustische Lauge zugesetzt ward, und nach der Vermischung noch 12 Stunden in dem Mengsel liegen blieb, behielt nach dem Waschen eine matte gelbe Farbe.

   In den folgenden Versuchen, wo keine Zeit, wie lange der wollene Zeug vorher in der Brühe, und nachher noch im Mengsel liegen soll, besonders angezeiget wird, ist die hier angegebene zu verstehen.

2. Ein Theil der mit Faulbaum Rinde gemachten ersten Laugenbrühe, mit 8 Theilen Geißbartbrühe vermischt, gab ein rothes Mengsel, davon aber der wollene Zeug nach dem Waschen nur röthlich gefärbt blieb.

3. Ein Theil Alaunlauge, und 8 Theile Brühe, behielt eben die Farbe, wie sie die Brühe vor sich hatte; allein bald nach der Vermischung ward dieses Mengsel trübe. Die Farbe, welche der Zeug davon angenommen hatte, ließ sich mehr auswaschen, als die vorigen mit laugensalzigen Zusätzen, und sahe schmuzig hellgelb aus.

4. Ein Theil weinsteinige Grünspanlauge, unter 4 Theile Brühe, ward ein grünes trübes Mengsel, welches bald nach der Vermischung grünlichen Niederschlag fallen ließ, und den wollenen Zeug, der im Waschen weniger, als die vorigen, von seiner Farbe verlor, hellgelblichgrün ohne Glanz färbte.

5. Ein Theil Lauge von gereinigtem Eisenvitriol, und 4 Theile Brühe, ward schwarz, trübe, und ließ bald Niederschlag fallen. Der Zeug verlor im Waschen nichts merkliches von seiner Farbe, und blieb schwarzgrau.

6. Ein Theil weinsteinige Eisenlauge mit 4 Theilen Brühe, färbte sie dunkelbraunroth, ohne Niederschlag; und den Zeug aschgrau, mit einigem Glanze.

7. Ein Theil gemischte Eisenlauge unter 8 Theile Brühe, gab ein bräunliches durchsichtiges Mengsel, wovon der Zeug eine helle gelblichfahle Farbe behielt.

8. Das Mengsel aus 1 Th. gelber Kobaltlauge und 4 Th. Brühe, ward schwarzbraun, und färbte den Zeug dunkler, aber schlechter grau, als das mit der weinsteinigen Eisenlauge.

9. Die mit der Brühe vermischte weinsteinige Arseniklauge, veränderte ihre Farbe gar nicht, und der Zeug ward von diesem Mengsel auch sehr schwarz gefärbt.

10. Ein Theil weinsteinige Ocherlauge mit 8 Th. Brühe, ward dunkelbraunroth, nicht trübe. Der Zeug blieb nach dem Waschen etwas dunkler grau und matter, als der mit der weinsteinigen Eisenlauge.

11. Die mit der Brühe vermischten Laugen von Salpeter, Kochsalz, Salmiak und vitriolisirtem Weinsteinsalz, machten die Brühe etwas dunkler, und färbten den Zeug kaum etwas stärker, als die Brühe vor sich. Eben so wenig wirkte der Vitriolgeist in diese Brühe.

12. Ein Theil Schwefellauge und 8 Th. Brühe, ward ein bräunlich trübes Mengsel, welches übel (wie faule Eyer) roch. Der Zeug ward davon, wie der von der kaustischen Lauge, gefärbt.

13. Zween Theile weinsteinige Eisenlauge und halb so viel Kochsalzlauge unter einander gemischt, und davon 1 Th. unter 4 Th. Brühe, ward braunroth, nicht trübe, und der Zeug von diesem Mengsel etwas bräunlichgrau gefärbt.

14. Gleiche Theile von der Lauge vom weißen Vitriol, und von Alaun unter einander gegossen, und davon 1 Th. unter 4 Th. Brühe gemischt, ward bräunlichgelb, und gleich nach der Vermischung trübe. Der Zeug bekam von diesem Mengsel fast eben die Farbe, die der unter No. 1. hatte.

15. Wenn das Mengsel N. 4 mit den eingeweichten Stücken 12 Stunden gestanden hat, und man setzt alsdann eben so viel kaustische Lauge zu, als vorher Grünspanlauge hineingekommen ist, so wird der grünliche Niederschlag, den es in dieser Zeit häufig abgesetzt hat, wieder aufgelöset, und das Mengsel nun viel dunkler grün. Bald darauf aber wird es von neuem trübe, und läßt nun gelben Niederschlag fallen. Drey Stunden nach der zugesetzten kaustischen Lauge war der Zeug schon ganz dunkel schwarzgrau, und die Leinwand grünlich gelb. So färbt dieses Mengsel dunkler und stärker, oder heller, je länger die eingeweichten

Stücke

Stücke darin bleiben, oder je eher sie heraus genommen werden.

16. Wird dem Mengsel No. 5, nachdem es mit den eingelegten Stücken 12 Stunden gestanden hat, so viel von der mit Faulbaumrinde gemachten ersten Laugenbrühe zugesezt, als vorhin Eisenvitriollauge hinein gekommen war, so wird es nun schlammicht, und der Zeug hat nach 3 Stunden eine dunkle bräunlichschwarze Farbe davon angenommen.

17. Wenn man wollenen Zeug mit weinsteiniger Eisenlauge so vorbereitet hat, daß man ihn 12 Stunden in dieser Lauge liegen, und, nachdem er stark ausgedrückt worden ist, wieder abtrocknen läßt, und bringt ihn so in das Mengsel No. 2, nimmt ihn nach 12 Stunden wieder heraus, so behält er eine helle zimmetbraune Farbe, die ins Röthliche schielt.

In der Sonne waren unter denen Farben, welche die Brühe von diesem Kraute gegeben hatte, No. 3, 4, auch die aschgrauen, No. 6 und 10, und endlich No. 15 doch nur auf der Leinwand, (denn auf der Wolle war diese etwas blasser geworden) No. 16 unverändert geblieben. Außer diesen waren die unter No. 5, 14 und 17 nur wenig verschossen, und dunkler geworden. Die übrigen hatten mehr gelitten, und sahen zum Theil blasser, wenn sie laugensalzige Zusätze, zum Theil dunkler, wenn sie saure Salze bekommen hatten, aus; doch war keine bis zum unkenntlichen von ihrer vorigen Gestalt abgewichen.

Siefferts Versuche mit einheimischen Farbematerien, zum Nutzen der Färberey, 2. St. Altenb. 1776, gr. 8. S. 219, fgg.

2. Der dreyfach gefiederte Geißbart, Berggeißwedel, Waldbart, Waldbockbart, Barba caprae floribus oblongis; Drymopogon; Spiraea Aruncus, foliis supradecompositis, spicis paniculatis, floribus dioicis *Linn.* wächst in Auvergne, in der Schweiz, Oestreich, Schlesien ꝛc. in Wäldern und auf Bergen wild, blüht im May und Junius, und hat einen angenehmen Geruch. Die Wurzel ist perennirend, groß, hart und holzig. Der Stängel wird bis 6 Fuß hoch. Die großen breiten Blätter sind dreyfach gefiedert. Es theilt sich nämlich der Stiel erstlich in 5 Aeste, und jeder wiederum in 3 andere, welche sich mit einem einfachen endigen. Alle Blättchen sind eyförmig zugespizt, und scharf eingekerbt. Die Zweige

treiben lange, dichte, äſtige, weiße Blumenähren. Die Blumen ſind gemeiniglich dem Geſchlechte nach unterſchieden. Manche Stöcke tragen nur männliche, andere hingegen weibliche; doch trifft man auch zuweilen auf einem Stocke männ- und weibliche Aehren zugleich an. Die Frucht beſteht aus drey Behältniſſen.

Dieſer Geißbart läßt ſich ſehr leicht durch die Theilung der Wurzeln vermehren, und taugt zu grünen Hecken unter andern Stauden, welche höher wachſen. Seine Wurzel hat mit den Wurzeln des Johanniswedels gleiche Kräfte. Das Kraut kann zum Färben des Leders gebraucht werden; und aus den Blumen entlehnen die Bienen Stoff zu Wachs.

3. Imgleichen der Bocksbart, Tragopogon *Linn.* ſiehe Hafer-Wurzel.

4. Ein eßbarer Schwamm, deſſen eine Art gelb, die andere aber roth iſt, und zu dem Korallenkeulſchwamm, Clavarin coralloides *Linn.* gehört; Barba caprina flava und rubra *Schäff.*

Geiß-Baum, eine in einigen oberdeutſchen Gegenden übliche Benennung des gemeinen Ahornes, Acer Pſeudoplatanus *Linn.* vielleicht weil die Geißen oder Ziegen lüſtern danach ſind.

Geißbaum-Aeſche, ſiehe Th. XI, S. 515.

Geiß-Blatt, L. Caprifolium, Fr. Chèvre-feuille, ein Pflanzengeſchlecht, deſſen bekannteſte Arten folgende ſind.

1. Deutſches Geißblatt, wildes gemeines Geißblatt, Baumlilie, Geißlilie, Je länger je lieber, Lilienfurcht, Roſe von Jericho, gemeine Speclilie, Waldlilie, Waldrebe, Waldwinde, Zaunlilie, Caprifolium germanicum non perfoliatum *C. B.* Lonicera Caprifolium germanicum *Dod.* Lonicera Periclymenum, capitulis ovatis imbricatis terminalibus, foliis omnibus diſtinctis *Linn.* Chèvrefeuille d'Allemagne, Moire ſauvage, Pantacouſte ſauvage, wächſt in England

land, Deutschland, in der Schweiz, und überhaupt in verschiedenen Provinzen des mittlern Europa in den Vorhölzern, Feldbüschen, an Hecken und Zäunen, unter dem feuchten moosigen Gesträuche, auch an den Felsen und in den Rollsteinhaufen, insonderheit in dickem und hohem Ellernegebüsche, unter Fichten, und an allerley Orten, wohin es die Vögel und andere Zufälle, gleich dem Spargel, in Samen zu bringen, im Stande sind, sehr häufig. Die faserige Wurzel läuft flach und weit aus. Stängel und Aeste klettern an Bäumen, Zäunen oder beygesteckten Stangen in die Höhe; wenn sie aber in Waldungen keinen Stamm erreichen können, ranken und wurzeln sie weit und breit auf dem Boden, und überziehen ihn derzestalt, daß der Durchgang beschwerlich gemacht, auch das Gras und der junge Anflug darunter erstücket wird. Von dem Stamme schälen sich die äußern Lagen der Schale beständig ab, oder lassen sich leicht abziehen. Zweige und Blätter sind haaricht. Diese stehen einander gegen über, und die obersten sind nicht, wie bey den folgenden Arten, unter einander verwachsen. Ihre Gestalt ist länglichoval, ihr Rand völlig ganz, und die Unterfläche weißgraulich. An den Spitzen der Zweige sitzen sechs, auch mehr Fruchtkeime, welche ein längliches Köpfchen, und die darauf stehenden Blumen gleichsam eine Dolde vorstellen. Der Monat Julius ist die gewöhnliche Blüthzeit. Das Blumenblatt ist weißröthlich auch gelblich, und die fünf Einschnitte sind einander fast gleich. Die Blumenröhre enthält am Boden vielen süßen Saft, und die Blumen haben einen sehr angenehmen Geruch, welcher insonderheit des Abends sehr weit sich verbreitet. Die Beere wird roth, und enthält gemeiniglich 2 platte Samen. Das Laub fällt spät ab, und zeigt sich sehr früh wieder in den Knospen. Man pflegt solches aus der Wildniß in die Gärten zu verpflanzen, auch durch Einleger und Schnittlinge zu

vermehren; und da es die Scheere gut verträgt, Mauern, Spaliere und Sommerlauben damit zu bekleiden. Der angenehme sanfte Geruch macht uns diese Pflanze schätzbar, ob wir gleich davon weiter keinen Nutzen erlangen dürften. Denn es ist nicht ausgemacht, daß die Blumen den Urin treiben, und daß die süßlichen Beeren purgieren. Die Blumen geben den Bienen viel Honig; und man darf nicht fragen, wie diese wegen der Länge der Blumenröhre den Saft ausziehen können; denn sie wissen den Ort, wo sie äußerlich durchbohren sollen, wohl zu finden. Die Beeren dienen den Mistlern sehr spät im Jahre, in der Wildbahn, wie die vom Taxus oder Eibenstrauche. In dem abgetriebenen Hecken- und Strauchwerke giebt das Holz, unter den übrigen, sein Reisholz. Außer dem vielfräßigen und gemeinschaftlichen Waldungeziefer, in den Laub- und Vorhölzern, den Wildbahnen und einzelnen Gebüschen, wechseln, nebst den Blattläusen und Käferarten, an den jungen Trieben und Blättern des gemeinen Geißblattes, noch folgende Arten auf den Blumen desselben: der Todtenkopf oder Todtenvogel, Sphinx Atropos *Linn.*; der Abendvogel der Liguſterraupe, Sphinx Liguſtri *L.*; der Abendvogel der kleinen Ackerwinde, Sphinx Convolvuli *L.*; die große Weinmotte, Sphinx Elpenor *L.*; die kleine Weinmotte, Sphinx Porcellus *L.*; der Abendvogel der Wolfsmilchraupe, Sphinx Euphorbiae *L.* wovon Hr. Prof. Gleditsch, in seiner Forstwissenschaft, 2. Band, S. 933, fgg. die Beschreibung liefert.

Man findet in den Wäldern zuweilen eine Varietät mit ausgeschweiften Blättern, welche in etwas den Eichenblättern gleichen, Caprifolium foliis sinuatis *du Hamel*, es läßt sich aber dieselbe in den Gärten nicht lange erhalten, und die Blätter arten leicht wieder ein. Eine andere Varietät zeigt gelb gefleckte und irregulär ausgeschweifte Blätter, welche sich auch einige Jahre im Garten unterhalten läßt. Es giebt noch eine andere Sorte, welche stärkere, mehr röthliche Zweige hat, und bey welcher sowohl diese, als die Blätter, ohne Haare und

glatt

glatt sind, auch später blühet, und röthliche Blumen trägt. Miller giebt sie für eine besondere Art aus; du Roi aber hält dieselbe mit Linné für eine Varietät, vornämlich weil die Blätter im übrigen mit der ersten Art überein kommen.

2. Durchwachsenes italiänisches Geißblatt, wälsches Geißblatt, wälsche Specklilie, wohlriechendes verwachsenes Je länger je lieber, Durchwachs, Caprifolium italicum perfoliatum praecox *C. B.* Lonicera Caprifolium floribus verticillatis terminalibus sessilibus, foliis summis connato-perfoliatis *Linn.* Chèvrefeuille d'Italie, wächst in Italien und andern wärmern Ländern Europens, und verhält sich im Wachsthume wie die vorige Art, ist aber sowohl den Blättern, als den Blumen nach, davon merklich unterschieden. Die untern länglichrunden, hellgrünen, und auf beyden Seiten glatten Blätter sind mit einander nicht wirklich, die obern aber gänzlich verwachsen, so daß der gemeinschaftliche Blumenstiel mitten durch zwey verwachsene Blätter geht, oder solche durchbohret. An den jungen, im Sommer getriebenen Zweigen, welche öfters gegen den October blühen, sind die Blätter nicht verwachsen, sondern nur paarweise gestellt. Diese junge Reben sind vorwärts blau, und hinterwärts meergrün. Die Blumen erscheinen im Junius; und 6, 8 bis 12 machen einen Kopf aus. Das Blumenblatt ist gelbröthlich, und in zwo Lippen getheilt, davon die obere 4 zurück geschlagene Einschnitte und zwar in der Mitte 2 etwas kürzere, an den Seiten 2 längere zeigt, die untere aber einfach, schmal und fast länger, als der übrige Theil der Röhre ist. Nur wenige Fruchtkeime eines Köpfchens verwandeln sich in eine Beere. Es ist eine überaus dauerhafte Pflanze, und wird, wegen des angenehmen Liliengeruches, den man hievon zeitiger und länger, als von andern Arten, genießen kann, und welcher besonders des Nachts und Morgens stark ist, häufig in den Gärten unterhalten, auch leicht durch

Ab-

Ableger und Zweige vermehret. Sie taugt insonderheit sehr gut zu Lauberhütten; nur ist es Schade, daß die spanischen Fliegen das Laub in der schönsten Jahrszeit zuweilen ganz verzehren, und noch überdem durch ihren Gestank beschwerlich werden; daher man dieses Gewächs durch Schwefeldampf davor in Sicherheit stellen muß. Aus den Blumen sammlen die Bienen Stoff zu Honig.

3. Immergrünendes virginisches Geißblatt, geruchloses durchstochenes Je länger je lieber, Periclymenum Virginianum; Lonicera sempervirens, verticillis aphyllis terminalibus, foliis summis connato-perfoliatis *Linn.* Diese Art ist aus Virginien und Neuspanien in unsere Gärten gekommen; hat festere, und weniger, auch nicht so hoch kletternde Zweige, breitere und mehr ovale, oberwärts glänzende, hellgrüne, unterwärts bläulich angelaufene Blätter, davon die obern, wie bey der zweyten Art, völlig mit einander verwachsen sind; und treibt vom Julius bis August Blumenköpfe, welche aber von keinem verwachsenen Blatte in der Nähe umgeben sind. Das Blumenblatt ist auswendig hellroth, inwendig gelblich, und in 5, kaum merklich ungleiche Einschnitte getheilt. Der Geruch fehlt gänzlich. Es dauert zwar diese Art bey uns im freyen Lande einige Jahre aus, doch wirft sie alsdann die Blätter im Winter ab; welche sie hingegen behält, wenn sie im Glashause aufbehalten wird. Man thut allemal wohl, einen Stock im Geschirre zu halten, und im Winter zu verwahren, damit man sie nicht bey starkem Froste verliere, zumal sie sich nicht so leicht und häufig, wie die vorigen Arten, vermehrt. Am besten geschieht solches durch Ab- oder Einleger. Reife Samen erhalten wir niemals. Bey dieser Art findet das Beschneiden, vornämlich mit der Scheere, selten Statt; desto mehr aber bey den andern, wie man

denn

denn auch dieselben in gewisse Gestalt, breit oder kugelförmig, ziehen kann.

4. Amerikanisches Geißblatt, Azalea *Linn.*; siehe Mayblumen-Busch.

Geiß-Bock, eine oberdeutsche Benennung des Ziegenbockes, zuweilen auch des Rehbockes. Siehe Geiße.

Geiß-Bohne, im Oberdeutschen, der Roth der Ziegen und Böcke, wegen der runden Gestalt.

1. **Geiß-Fuß.** 1. Eine oberdeutsche Benennung derjenigen Pflanze, welche in Ober- und Niedersachsen Gersch oder Giersch, an andern Orten Grenfel genannt wird, Angelica sylvestris minor; Aegopodium *Linn.* siehe Th. II, S. 118.

2. Eine Gattung Pflanzen, deren Same, wie Planer behauptet, eine Aehnlichkeit mit einem Ziegenfuß haben soll, Melampodium *Linn.* Hr. v. Linné hat zwo Arten; die gestreckte, Melampodium australe, caule decumbente, foliis ovatis serratis, welche in Cumana wild wächst; und die aufrecht stehende, Melampodium americanum, caule erecto, foliis sublinearibus utrinque unidentatis, welche man bey Veracrux findet. Da beyde in hiesigen Gärten nicht anzutreffen sind, so halte ich mich dabey nicht weiter auf.

2. **Geiß-Fuß, Ziegen-Fuß.** 1. Ein unten in Gestalt eines Ziegenfußes gespaltenes Brech-Eisen; Fr. Pied de chevre; siehe Th. VI, S. 577.

2. Eben diese Benennung führt auch die Spitze an einer Reißfeder, wo sie nicht, wie sonst gewöhnlich, aus zwey in eine Spitze laufenden Blättern besteht, welche vermittelst eines Schräubchens weit und enge geschraubet werden können, um damit starke und schwache Linien zu ziehen, sondern welche also eingerichtet ist, daß die Spitze der Feder aus einem Stücke, und nur unten einen subtilen Einschnitt hat, der sich nach oben zu in eine etwas stärkere Vertiefung zieht, daselbst die Farben in die Feder einzuflößen und darin zu erhalten

ten, daß sie beständig schreibe. Sie hat vor den andern die Eigenschaft, daß man die zartesten Linien damit ziehen kann, dergleichen insonderheit zu saubern architectonischen Rissen erfordert werden.

3. Ein Stück des so genannten Kehl-Zeuges der Stellmacher, siehe Kehle.

Geiß-Haar, Ziegen-Haar; siehe unter Ziege.

Geiß-Haare, nennen die Wollkämmer diejenigen spitzigen harten und rauhen Haare, welche sich unter der abgeschornen Wolle befinden, und sonst auch Flocken genannt werden. Die ungarische Wolle ist am meisten damit angefüllt, daher man auch nichts anders, als grobe Decken, daraus machen kann. Wenn sie mit der andern Wolle verarbeitet werden, so geben sie die gröbsten Tücher, welche man auch Flocken-Tücher nennet. Uebrigens pflegt man sie von der guten Wolle vermittelst Stäbe abzusondern und auszuschlagen, damit sie rein und zart werde. Becher, in seiner närrischen Weisheit, giebt ein Instrument an, wie ein Junge 100 Pfund Wolle in einem Tage von den Geißhaaren scheiden könne. Siehe auch Flocken.

Geiß-Hirsch, Capricerva; siehe Gazelle.

Geiß-Hülsen, eine oberdeutsche Benennung des Ligustrum vulgare *Linn.* siehe Harr-Riegel.

Geiß-Klee, Cytisus *Linn.*; siehe unter Klee.

Geiß-Lilie, siehe Geiß-Blatt.

Geiß-Melker, eine Art großer Schwalben; siehe Nacht-Rabe.

Geiß-Raute, Ziegen-Raute, ein hülsentragendes Pflanzengeschlecht, wovon Linné zehn Arten erwähnet. Wir bemerken davon nur folgende drey.

1. Gemeine Geißraute mit blauen Blumen, Fleckenkraut, Pestilenzkraut, Pestilenzwurz, Petechienkraut, Pockenkante, Suchtkraut, Caprago; Galega s. Ruta capraria *Matth.* et *Gesn.* Galega vulgaris *Clus.* et *C. B.* Galega vulgaris floribus coeruleis *Tourn.*

Galega

Galega officinalis, leguminibus strictis erectis, foliolis lanceolatis striatis nudis. Fr. Galègue, Rue de chèvre. Die holzige, faserige Wurzel treibt, 2 Ellen hohe und in viele Aeste abgetheilte, gestreifte, hohle Stängel. Die gefiederten Blätter bestehen aus 6 bis 7 Paaren lanzenförmiger gestreifter Blättchen, welche sich mit einem dünnen, kleinen Fortsatze oder schwachen Stachel endigen; das letzte Blättchen ist ungepaart. Aus dem Blätterwinkel treiben aufgerichtete Blumenähren. Die Blumen selbst hängen abwärts, und fallen aus dem Weißen ins Bläuliche, sind auch bisweilen ganz weiß oder grau. Die Hülsen stehen senkrecht. Sie wächst in Afrika, Spanien und Italien wild; sie soll auch bey Schaffhausen und in Graubünden wachsen; und blüht in unsern Gärten im Jun. u. Julius. Ihre Samen werden zu Ende des Augustes reif. Die Wurzel dauert gemeiniglich 2, selten 3 Jahr. Von den ausgefallenen Samen schlagen jährlich neue Pflanzen auf, und diese erfordern keine besondere Wartung. Vorher aber muß es freylich vom Samen gezogen werden, den man im Frühlinge oder Herbste auf ein Beet in eine offene Lage aussäet, sind die Pflanzen aufgegangen, so muß man sie fleißig vom Unkraute reinigen, und wenn sie stark genug sind, in ein Stück Landes, welches man zuvor wohl umgegraben und von allem Unkraute gesäubert hat, sorgfältig, 1 Fuß weit von einander in Reihen, welche 1½ Fuß weit von einander stehen, setzen und wohl begießen, hernach den Boden zwischen den Pflanzen fleißig auflockern, und alle Frühlinge zwischen den Wurzeln umgraben. Man kann diese Pflanze entweder zu kleinen Hecken in Gärten anwenden, oder an die Zäune, um sie zu befestigen, oder an die Ränder der Wiesen aussäen.

Was den Nutzen der Geißraute betrifft, so werden ihre Blumen von den Bienen nicht sonderlich geachtet; dagegen empfiehlt sie sich als ein sehr vorzügliches Fut-

terkraut. Alle Arten von Vieh, insonderheit Ziegen und Schafe, fressen sie gern, und werden in kurzer Zeit fett davon. Man vermischt dieses Kraut mit Gras, oder anderm grünen Futter, und da es bis in den spä-ten Herbst dauert, alsdann mit Kohl- oder Rübenblät-tern. Giebt man sie dem Viehe allein, so überfrißt es sich leicht davon, oder frießt hernach nicht gern mehr anderes grünes Futter. Man muß die Geißraute des Jahres wenigstens drey bis viermal beschneiden; sie wächst bald wieder nach. Binnen dieser Zeit be-dient man sich der zarten Stängel und Blätter zur Fütterung; denn wenn die Stängel und Aeste zu holzig werden, verschmäht sie das Vieh. Am Ende des vierten Jahres gräbt man den holzig gewordenen Stock aus, verbrennt ihn, und säet neuen Samen aus. Der größte Vortheil, dieses Kraut zu nutzen, ist, daß man es nie zur Blüthe kommen läßt, sondern es beständig unter dem Schnitte hält. Wenn das Kraut den Hühnern zu fressen gegeben, oder untergestreuet wird, sollen sie viel Eyer legen; welches fabelhaft klingt.

Man hielt diese Pflanze ehedem für ein Gegengift, suchte dadurch den Schweiß zu befördern, und rühmte sie wider Fleck- und andere anhaltende Fieber. Auch war sie wieder die fallende Sucht und Würmer bekannt. Man gebraucht die getrocknete Pflanze im Pulver, oder die damit abgekochten Tränke in Brühen, und auch das abgezogene Wasser. Die Blätter haben einen schleimi-gen, bitterlichen Geschmack; jetzt machen die Aerzte sel-ten einigen Gebrauch davon. Aus dem Samen wird ein Oehl bereitet; es ist aber derselbe aus den dünnen runden Schötlein schwer heraus zu bringen. Wer da-her solchen in Menge verlanget, muß ihn, wenn die Schoten recht trocken sind, vermittelst einer Breche, wie man den Flachs zu brechen pflegt, heraus zu bringen suchen.

2. Purpurrothe Geiß-Raute, Galega purpurea, leguminibus strictis adscendentibus glabris racemosis terminalibus, stipulis subulatis, foliolis oblongis glabris *Linn.* Sie wächst in Zeylon. Die Wurzel ist jährig; der Stängel grasartig und ungefähr 2 Fuß hoch; die Blätter bestehen aus 8 bis 9 Paaren länglicher, glatter Blättlein, nebst einem ungepaarten; an dem Stiele sitzen pfriemenartige Blattansätze. Die langen, lockern, aufgerichteten, purpurrothen Blumenähren sitzen an den Enden der Aeste, zeigen sich im Heumonate, und verwandeln sich in senkrecht stehende glatte Hülsen. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man bald im Frühlinge auf ein Mistbeet säet. Wenn die Pflanzen aufgegangen, und stark genug sind, setzt man sie einzeln in besondere Töpfe, die man in ein Lohbeet einsenket, und im Schatten erhält, hernach aber wie andere jährige zarte Gewächse wartet.

3. Färber-Geiß-Raute, Galega tinctoria, spicis lateralibus pedunculatis, leguminibus strictis pendulis, foliolis emarginatis subtus villosis *Linn.* Die Blättchen sind eingekerbt und auf der untern Fläche rauch; die Blumenähren stehen auf Stielen zur Seite des Stammes, und die senkrechten Hülsen hängen unter sich. Sie wächst ebenfalls in Zeylon, und die Einwohner verfertigen daraus eine hellblaue Farbe. Es ist dieses eine dauernde Pflanze.

Geiß-Wedel, Spiraea ulmaria *L.*; siehe Geiß-Bart, No. 1.

— — — (Berg-) Spiraea aruncus *L.*; s. Geiß-Bart, No. 2.

Geißel (*) (der), überhaupt ein jeder, der mit seinem Leibe für etwas Bürge wird, ehedem auch ein Leibbürge.

*) Bey dem Stryckern und andern alten oberdeutschen Schriftstellern heißt ein solcher Geißel Gisel, Geisel, Gisele, im mittlern Lat. Gisilis und Hospes, im alten Franz. Hoste ein Gast, im Nieders. Gisel, Gisseler, Gißler und Geißler, im angels. Gisel

bürge. In dieser allgemeinen Bedeutung ist es im Deutschen veraltet, wo man es nur noch in engerm Verstande, von Leibbürgen brauchet, welche im Kriege zur Sicherheit sowohl anderer Personen als auch gethaner Versprechen, gegeben und genommen werden, da es denn in der mehrern Zahl am üblichsten ist, ohne doch die erste auszuschließen; L. Obses, Fr. Otage. Einander Geißel geben, donner des otages. Jemanden als Geißel, oder zum Geißel behalten. In bürgerlichen Sachen ist das Wort Bürge üblicher. Daher die Geißelschaft, der Zustand, da Jemand ein Geißel ist; ein Wort, welches ehedem häufiger war als jetzt, wo man es auch überhaupt für eine jede Bürgschaft gebrauchte.

Bey Capitulationen, Vergleich- und Friedenshandlungen, pflegen gewisse Personen als Geißel zu dem Ende

Gisel und Gisle, im Isländ. Gisl, Gisling, im Schwed. Gissel, Gisle, im Dän. Gidsel. Die Abstammung dieses Wortes ist noch ungewiß. Dieterich von Stade leitet es von sellan, übergeben, ab, welches aber um deswillen nicht Statt findet, weil der auf der ersten Sylbe liegende Ton deutlich genug erweiset, daß nur sie die Stammsylbe ist, el aber als die gewöhnliche Endung angesehen werden muß, welche eine handelnde Person oder ein Werkzeug bedeutet. Wachters Ableitung vom Angels. gyse, Engl. yes, ja, ist noch unwahrscheinlicher. Frisch läßt es von gis, oder ger, begehren, Ihre von gaeta, bewahren, Gisla, Gisla, der Verhaft, und das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch von dem alten gisen, können, vermögen, abstammen. Man muß dabey merken, daß dieses Wort ehedem in einem sehr weiten Umfange der Bedeutung genommen wurde, indem es bey den Longobarden nicht nur einen Zeugen bedutete, sondern auch in neuern Schriften von einem jeden Unterpfande gebraucht wird, daher bey dem Serarius auch Geißel-Schlösser vorkommen, Schlösser, die man zum Unterpfande giebt. In der Bedeutung eines Leib-Bürgens waren statt dieses Wortes ehedem auch die Benennungen Leist-Bürge und Pfand-Mann üblich. Die dieses Wort mit einem f, Geifel schreiben, wollen es dadurch vermuthlich von dem folgenden Worte unterscheiden, sündigen aber wider die unläugbare Aussprache, welche sehr deutlich ein ß hören läßt. Es scheint, daß dieses Wort auch bey einigen im weiblichen Geschlechte gebraucht werde.

Ende gegeben zu werden, damit ein jeder Theil um so viel mehr versichert sey, daß der eingegangenen Puncten nachgelebet werden soll. Wenn solches geschehen ist, werden die Geißel gegen einander wieder ausgewechselt.

In Kriegszeiten werden von den feindlichen Parteyen, die auf Contribution ausgewesen sind, die vornehmsten Personen eines Ortes oder Landes als solche mit fortgeschleppet, die andern dadurch zu Abführung der Brandschatzungen zu zwingen. Mithin sind dieselben nichts anders, als körperliche oder Leibbürgen, d. i. welche die Bürgschaft oder Gewähr wegen Ausrichtung und Erfüllung des Versprochenen mit ihrem Körper leisten müssen.

Die Geißel sind entweder 1) gezwungene, welche vom Feinde hinweg geführet und so lange aufbehalten werden, bis er seine Intention durch dieselben erreichet. Zu den gezwungenen gehören aber nicht diejenigen, welche ein Landesherr zwingt, daß sie sich als Geißel gebrauchen lassen; weil ein Landesherr das Recht hat, seine Unterthanen zum gemeinen Besten als Geißel auch wider ihren Willen zu geben. Oder 2) freywillig gegebene, welche als ein Unterpfand bey Accorden, Waffenstillstand, Friedensschlüssen ꝛc. damit sie unverbrüchlich gehalten werden, gegeben werden.

Zu Geißeln werden gemeiniglich die Söhne der Vornehmsten gegeben. Wenn die Unverwandten derjenigen Personen, welche zu Geißeln gegeben werden, Schaden von der Abwesenheit derselben leiden, so ist derjenige, der die Geißel giebt, den Schaden zu ersetzen schuldig.

Wenn die Geißel freywillig gegeben worden sind, so dürfen sie nicht entfliehen; wenn sie es thun, und wieder ertappet werden, so werden sie am Leben gestraft. Es darf auch derjenige Kriegsherr, welcher sie abgeschickt hat, wenn sie davon laufen, und zu ihm

kommen, dieselben nicht annehmen, sondern muß sie wieder zurück schicken. Alles dieses aber cessirt, wenn die Geißel mit Gewalt weggenommen worden sind, weil in diesem Falle, keine Verbindlichkeit, da zu bleiben, Statt findet. Wenn einer von den Geißeln, oder alle sterben, so ist derjenige, der sie gegeben hat, schuldig, andere von gleicher Qualität zu liefern.

Die Geißel, wenn die Principale derselben wider Treue und Glauben handeln, mit Leibesstrafen zu belegen, oder gar zu tödten, ist zwar nach dem Völkerrechte erlaubt, weil sonst der Endzweck, warum sie gegeben worden sind, cessirt; allein, es ist billig, daß man in diesem Falle einen Unterschied mache, ob die Principale und Geißel zugleich wider die gegebene Treue gehandelt haben, oder die Principale allein, die Geißel aber unschuldig seyn. Im ersten Falle ist kein Zweifel, daß sie gestraft und getödtet werden können, im letztern aber nicht; doch werden sie schärfer gehalten, damit die Anverwandten derselben bewogen werden, den Principal derselben anzutreiben, seinem Versprechen Genüge zu leisten.

Dasjenige, was zwischen den kriegenden Theilen in Ansehung der Geißel ausgemacht wird, ist strictae interpretationis. Heut zu Tage verändern die Geißel ihren Stand nicht mehr, wie bey den Römern, werden keine Gefangene, sie können auch testiren, und ihre Güter fallen nicht mehr dem Fiscus anheim.

J. G. L. Koch allgem. europäisches Land- und See-Kriegsrecht, Frf. und L. 1778, 8. S. 161, 193.

Es geschieht zuweilen, daß die Pächter von dem Feinde in gefängliche Haft genommen, und als Geißel weggeführet werden; wobey denn die Frage entstehen kann, ob sie von ihren Verpächtern einige Entschädigung verlangen können, indem sie nicht nur hiedurch an der Besorgung der Wirthschaft im Gute verhindert zu werden scheinen, sondern auch gemeiniglich auf der Reise, und sonst, Kosten aufzuwenden haben. Es kann, meines

meines Erachtens, ihr Gesuch nicht Statt finden. Denn, obwohl dem Verpachter obliegt, seinen Pachter die Pachtzeit über vor aller fremden, auch der feindlichen, Gewalt, sicher zu stellen, welche ihn an dem Gebrauche des verpachteten Gutes verhindern könnte: so ist dieses doch nur von dem Gebrauche des ihm überlassenen Gutes zu verstehen, keinesweges aber auch auf des Pachters eigene Person zu erstrecken, als wovon die Gesetze nichts verordnen; vielmehr wollen sie, daß ein Jeder den seiner Person zugestoßenen Unglücksfall auch für sich selbst ertrage. Kann doch ein Pachter von seinem Verpachter keinen Erlaß vom Pachtgelde fordern, wenn er auf Befehl seines Landesherrn verreisen muß, oder dieser, gewisser Ursachen wegen, seiner Person sich versichert, als worin alle Rechtslehrer einig sind; warum soll er besser daran seyn, wenn ihm ein solches Unglück von den Feinden wiederfährt? Was aber die Besorgung der Wirthschaft auf dem erpachteten Gute betrifft, so wird er dieselbe unterdessen gar füglich durch einen andern verrichten lassen, auch, wenn er etwas dafür bezahlt, solches unter dem zu Erhebung der Früchte nöthigen Aufwande mit in Rechnung bringen können. Solchergestalt wird es einerley seyn, und er in keinem Falle einige Vergütung fordern können, er möge nun als Geißel wegen dessen, was das ganze Land, oder ein gewisser Bezirk, Stadt oder Dorf rückständig ist, oder für die dem erpachteten Gute auferlegten Beschwerungen, oder endlich in Ansehung dessen, was er selbst zu leisten und zu geben hat, weggeführet werden. Denn in dem erstern Falle ist es billig, daß ihn das ganze Land oder der Bezirk, und Ort, um welches willen er leidet, entschädige; in dem leztern hingegen, imgleichen, wenn der abwesende Verpachter die Grundbeschwerungen nicht hat entrichten können, ist der Pachter durch die Unterlassung dessen, was er hätte thun sollen, selbst Schuld daran. Solchemnach bleibt

der einzige Fall übrig, wenn der Verpachter zugegen, oder nicht weit entfernt gewesen ist, auch die dem Grundstücke auferlegten Beschwerungen gewußt, gleichwohl aber selbige nicht abgeführt hat. Denn, wenn die Feinde alsdann um deswillen den Pachter als Geissel wegführen, so ist kein Zweifel, daß jener ihn diesfalls zu entschädigen verbunden sey.

D. Carl Gottfr Winklers rechtliche Abhandlung von Kriegs-Schäden der Pachter und Miethleute, Leipz. 1762, gr. 8. S. 401, f.

Geißel, (die) L. Flagellum, Fr. Foüet, im Oberdeutschen und der höhern Schreibart der Hochdeutschen, eine Art von Riemen oder Schnüren zusammen geflochtener, und auch wohl am Ende derselben mit Knötchen oder eisernen Drahtspitzen und Sternchen, wie an den Spornen, versehener Peitschen, welche ehedem als eine besondere Züchtigung oder Leibesstrafe gebraucht wurden, heut zu Tage aber unter uns Christen wenig mehr im Gebrauche sind, außer was etwa noch in der römischen Kirche zur Kasteyung und Büßung für die Sünden geschieht.

Heut zu Tage ist die Strafe der Geißelung unter andern noch in Ostindien gebräuchlich. Die Maldiver gebrauchen hiezu lederne Riemen, eines Armes lang, 4 Finger breit, und 2 dick, davon man 5 bis 6 an einen hölzernen Stiel befestiget. Die Streiche sind hart, und gar oft tödlich. Es ist dieses die gewöhnliche Strafe für große Verbrecher, als: unnatürliche Unzucht, Blutschande und Ehebruch. An andern Orten bedient man sich hiezu einer Geißel, welche 4 Schnüre, und an jeder kleine Eisen, wie Spornensterne, hat, daß also jeder Hieb gemeiniglich vier Wunden machet.

Geißel der Schwarzen, Scleria (Flagellum Nigrorum) culmo articulato scabro, pedunculis axillaribus paniculatis, floribus pedicellatis *Bergii*; Schoenus (secans) culmo triquetro folioso denticulato, panicula villosa, seminibus globosis, foliis trifariam denticulatis *Linn. Syst. Nat.* 10 p. 865. *Amoen.* 5. p. 391. Schoenus (Lithospermus) *Linn. Sp. pl.* 2. p. 65 Gramen

men cyperoides sylvaticum maximum geniculatum asperius, semine milii solis *Sloan.* Carex tenuior altissime scandens *Brown.* eine Art Riethgras, welche in den amerikanischen Ländern, nicht allein in Surinam, sondern auch in Jamaika und anderswo, wächst. Sein Halm ist dünn und schwach, wird aber doch unter Gebüschen und Bäumen 15 Fuß hoch. Seine Blätter sind sehr lang, und am Rande und der Rückenschärfe mit sehr kleinen schneidenden Stacheln besetzt. Der Same ist steinhart und gleicht dem Samen des Steinsamens (Lithospermum); er glänzt auch wie Perlen. Nach Rolanders Berichte ist dieses Gras eine große Plage für die armen Sclaven in Surinam, weil es ihre nackten Leiber mit seinen scharfen Zacken verwundet, so oft sie durch die dichten und unwegsamen Wälder gehen müssen. Ja außerdem soll auch zuweilen, nach Silanders Berichte, dieses Gras, in Bündel gebunden, wie Ruthen zu Abstrafung der Sclaven gebraucht werden, wenn sie etwas großes begangen haben, daher die Holländer es in Surinam die Geessel voor die Nizers nennen. Eine solche Geißelung ist so blutig und schmerzend, als die Grausamkeit sie nur erfinden kann.

Eine ausführlichere botanische Beschreibung nebst einer Abbildung dieses Grases, von Hrn. Pet. Jonas Bergius, findet man im 27 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1765, S. 148, fgg.

Geißel-Hofleute, oder Geißel-Leute, nennt man, insonderheit in der Schweitz, diejenigen Dienstleute, welche sich bey einem andern, zu Bebauung dessen Güter, auf einige Jahre verdingen, und an statt des Lohnes und der Beköstigung, auf Deputat und Gehalt zu eigener Verpflegung sitzen. Sie bekommen freye Wohnung, nöthigen Garten zu Gemüse, Futter für 1 oder 2 Kühe, und so viel Rinder, welche sie nur gewisse Zeit stehen, hernach aber für eine Kuh sich anrechnen lassen müssen; ferner die Erlaubniß, eine gewisse

wisse Anzahl Schweine zu ziehen, ein Gewisses an Frucht, für ihre Unterhaltung, und auch etwas Geld. Dagegen müssen sie alle Feldarbeiten, Fuhren und andere Dienste verrichten, nachdem man mit ihnen überein gekommen ist. Die Ochsen, Fuhre und Geschirr, Saatfrucht ꝛc. stellet die Herrschaft; denn diese Leute bringen nur ihre Geißel oder Peitsche mit sich, wovon sie auch den Namen haben.

Ob die Güterbauung durch solche Geißelhofleute nützlich oder schädlich sey, darüber läßt sich nichts gewisses bestimmen, indem es hiebey sehr viel auf die Umstände des Gutes, und der Gutsherrn, und der nach Beschaffenheit derselben mit diesen Leuten einzugehenden Bedingungen ankömmt. Ueberhaupt aber dürfte bey denselben eben so viel, wo nicht mehr, als bey dem ordinären Hausgesinde, zu wagen seyn. Das Hauptwerk beruhet bey den Geißelhofleuten auf ihrer Treue und Redlichkeit. Allein, man wird ihrem Eigennuze in Fütterung ihres Viehes, und Bearbeitung des Feldes, wohl noch weniger steuern können, als es bey Knechten und Mägden thunlich ist. Ihre Treue und Redlichkeit ist um so seltener, als sie Weib und Kinder zu versorgen, mithin viel nöthig haben, und für diese etwas ersparen und erringen wollen. Man darf ihnen nicht so viel sagen, als einem Knechte oder einer Magd; sie dingen auch nicht auf ein, sondern mehrere Jahre, und können nicht so leicht abgeschaffet, noch deren Stelle ersetzt werden. Oft ist der Mann, oft die Frau gut, oft eines von ihnen falsch und liederlich, und so ist es auch mit ihren Kindern; sie sind aber nicht von einander zu trennen, welches hingegen bey ledigem Gesinde weit anders und besser ist.

Oecon. Nachrichten, 6 Band, Leipz. 1754, 8. S. 522, f. 9 Band, 1775, S. 231.
Hrn. S. R. R. Beegius Policey- und Cameralmagaz. 4 Th. S. 42, f.

Geißler,

Geißler, siehe Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Geist, L Spiritus, Fr. Esprit, ein buchstäblich nach dem Lateinischen gebildetes Wort, von welchem es auch seine Bedeutungen entlehnt hat, von denen ich nur diejenigen, welche in dieses Werk gehören, anführe.

1. Der Wind, und in weiterer Bedeutung, auch der Athem, der Hauch, welches die erste Bedeutung, sowohl dieses Wortes als auch des Lat. Spiritus, des Griech. πνευμα, des Hebr. Ruach u. s. f. ist, und eine Nachahmung des Schalles ist, welcher durch den Wind und Athem in vielen Fällen verursacht wird. Der Geist geistet, wo er will, Kaisersb. d. i. der Wind bläset, wo er will.

Im Angelsächs. bedeutet gust gleichfalls blasen, und im Schwed. ist Gust und im Isländ. Gioste, das Blasen. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung längst veraltet. Siehe Gäscht.

2. Ein flüssiges, flüchtiges, wirksames, und mit dem Wasser mischbares Wesen, welches theils in der Gährung entwickelt, theils auch durch die Destillation aus verschiedenen Körpern gezogen wird, und die wirksamsten Theile derselben enthält.

1) Eigentlich. Der Wein, das Bier hat vielen Geist, viele flüchtige wirksame Theile. Salpetergeist, Vitriolgeist, Weingeist u. s. f. Flüchtige Geister, Spiritus volatiles, welche in ein wenig Oehl verwickelt sind, welches sie mit sich fortführen. Feste oder feuerbeständige Geister, Spiritus fixi, welche mit Salzen verbunden sind, die ihre Flüchtigkeit zurück halten, dergleichen die sauren Geister des Vitriols, Alaunes und Salzes sind. Doch ist bey vielen in dieser ganzen Bedeutung das Lat. Spiritus üblicher.

2) Figürlich, bey einigen Neuern, das beste, Wesentlichste, Wirksamste aus einem Buche oder aus einer Schrift, der Kern, nach dem französ. Esprit. Der Geist des Weltweisen zu Sans-Souci.

3. Ein

3. Ein feines, flüssiges Wesen, welches von verschiedenen Aerzten und Zergliederern in den Nerven der Menschen und Thiere angenommen wird, und die wirkende Ursache oder doch wenigstens das erste und vornehmste Hülfsmittel nicht nur aller Bewegungen, sondern auch aller Empfindungen seyn soll, und auch der Nervensaft, Fluidum nerveum, imgleichen die Lebensgeister, Spiritus vitales, genannt wird. In dieser Bedeutung ist es nur im Plural üblich. Seine Geister waren durch das frühe Aufstehen ganz erschöpft. Imgleichen nach einer noch weitern Figur,

4. Das Leben, die Lebenskraft.

5. Die mit dem menschlichen Körper verbundene einfache Substanz, welche mit der Kraft zu denken und zu wollen begabt ist, die Seele.

6. Ein jedes einfache Wesen, welches die Kraft zu denken und zu wollen besitzt. 1) Ueberhaupt. Gott ist ein Geist. Die erschaffenen oder endlichen Geister, zum Unterschiede von Gott dem unerschaffenen und unendlichen Geister. Swedenborg glaubte in einem vertrauten Umgange mit den Geistern zu stehen. 2) Besonders, verschiedene Arten derselben. Die guten Geister, die guten Engel, zum Unterschiede von den bösen, oder Teufeln. Im gemeinen Leben druckt man mit dem Worte Geist oft ein solches Wesen höherer Art aus, ohne eben zu bestimmen, ob es zu den guten oder bösen Geistern gehöre. Es läßt sich ein Geist sehen, ein Gespenst. Es ist ihm ein Geist erschienen.

Geistig, L. Spirituosus, Fr. Spiritueux, Geist habend. in verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes; insonderheit, viele flüchtige wirksame Theile habend, von verschiedenen Körpern. Ein geistiger Wein ein geistreicher Wein. Die Scheidekunst zieht aus groben irdischen Materien das Wirksame und Geistige heraus.

Geistliche, L. Clerici oder Ecclesiastici, die zur Verrichtung oder Besorgung des öffentlichen Gottesdienstes bestellten Personen. Die Gesellschaft solcher Personen und ihr Stand wird der geistliche Stand, und die sämmtlichen Geistlichen, als ein Collectivum, die Geistlichkeit, in der römischen Kirche die Clerisey, L. Clerus, Fr. Clergé, genannt. In der römischkatholischen sowohl, als einigen protestantischen Kirchen, werden in demselben verschiedene Würden und Stufen behalten, als da sind: der Erz- und Bischöfe, Aebte, Pröpste, Pfarrer, Priester, Capellanen u. s. f. und die gemeine Clerisey in der römischen, wie auch griechischen Kirche wird ferner in die weltliche Priesterschaft und Ordensleute unterschieden. Sonst aber werden auch noch alle Professores auf Universitäten und Gymnasien, imgleichen alle Schulbediente in den niedern Schulen, nicht weniger die gemeinen Dorfschulmeister, Küster oder Glöckner ꝛc. ebenfalls mit zum geistlichen Stande im weitläuftigern Verstande gerechnet.

Die in einem Staate wohnende, und Schutz genießende Geistlichkeit, sie gehöre zu welcher Religion sie wolle, sind als wahre und vollkommene Unterthanen des Staates zu betrachten, und als solche zu behandeln. Der Stifter der christlichen Religion hat niemals Statum in Statu zu formiren verlangt, sondern durch seine Handlungen eine vollkommene Unterwürfigkeit gegen die weltliche Obrigkeit bewiesen; so wie es auch wider das Wesen eines Staates streitet, eine besondere, der obersten Gewalt nicht unterworfene Herrschaft, darin zu gestatten. Und obgleich diese monströse Vermischung der obersten Gewalt, welche eine erstaunende Menge von Uebeln gestiftet hat, in Deutschland noch nicht ganz ausgestorben ist, so scheint sie doch in letzten Zügen zu liegen.

Die Geistlichen und Kirchendiener rühren bey uns von einer göttlichen Stiftung her; allein die Anzahl der-

derselben ist der menschlichen Klugheit überlassen worden. Der ersten Jünger Christi waren zwölf; als hierauf die Gläubigen zunahmen, so wurden noch zwey und siebenzig andere gewählet. Das Christenthum breitete sich aus, und die Nothwendigkeit mehr Diener des göttlichen Wortes und der Sacramente zu haben, wuchs ebenfalls. Es ist also eine gewisse Regel in Ansehung ihrer Anzahl; und diese ist die Nothdurft der Völker. Es können ihrer, ohne Nachtheil und Unordnung, weder viel wenigere, noch viel mehrere, seyn. Sind ihrer zu wenig, so bleiben die Menschen in demjenigen, was ihnen am meisten zu wissen nöthig ist, unwissend. Sind ihrer zu viel, so müssen sie, außer daß sie müssig bleiben, und dem Staate unnützerweise beschwerlich fallen, nothwendig durch die Ehrsucht und durch den Geiz gereizet werden, so, daß sie, an statt ihre Pflicht zu thun, Aergerniß geben und Kriege erregen.

Man könnte von der jüdischen Republik, d. i. von den Gesetzen Gottes selbst, eine Regel zur Bestimmung der Anzahl der Geistlichen in einem Staate nehmen. Moises bestimmte von den zwölf Stämmen nur einen einzigen zum Dienste Gottes. Wir wollen annehmen, es sey den andern an der Zahl gleich gewesen: so werden wir jezt den zwölften Theil des Staates haben, der sich mit dem Altardienste beschäftiget. Da aber die Weibspersonen davon ausgeschlossen waren, welche überall von denen, die geboren werden, die Hälfte ausmachen: so folgt, daß die Hälfte des zwölften Theiles, d. i. der 24ste Theil des Ganzen, den geistlichen Bedürfnissen gewidmet war. Allein, zu dem geistlichen Dienste wurde ein gesetztes Alter erfordert; und folglich muß man die Knaben davon ausschließen. Dieses sey der sechste Theil. Mithin wurde kaum der 30ste Theil des Staates zum Priesterthume gebrauchet. Hiezu kamen aber nur die Erstgebornen, d. i. der fünfte Theil von der Familie. Wenn man nun die 12 Stämme mit 5 multipliciret, so ist das Product 60. Folglich wurde der 60ste Theil dieses Staates zum Dienste des Altares gebrauchet. In einem Lande, welches 3,500,000 Seelen in sich fassete, würden, nach dem mosaischen Gesetze, die dem Altare gewidmeten etwas über

60,000

60,000 seyn, und gleichwohl glaube ich, daß man mit 30,000 Personen ganz bequem 4000,000 Seelen in den Pflichten der Religion erziehen könnte, wenn man sie zu wählen wüßte, und sie ihre Pflichten thun ließe.

Des Abts Ant. Genovesi Grundsätze der bürgerl. Oeconomie, 1 Th. Lpz. 1776, gr. 8. S. 188, f.

Zum Wohl des Staates ist es nöthig und wichtig, daß der geistliche Stand verehret und hochgeschätzet werde. Allein, er muß deswegen nicht blenden. Der Landesherr ist ihm keine blinde Gefälligkeit schuldig. Die geistlichen Personnen sind, wie bereits erwähnt worden ist, Unterthanen wie die andern, und müssen von allen ihren bürgerlichen Handlungen dem Landesherrn, oder dem Obergerichte, welches die höchste Gerechtigkeit in seinem Namen ausübet, Rechenschaft geben. Da die Geistlichen Herren der Gewissen sind, so sind sie es wirklich auch von allen Vorurtheilen der Menschen, denen sie solche Richtungen zu geben wissen, als sie nur wollen. Sie müssen sich also niemals in weltliche Dinge mischen, welche sie nur von der Seelsorge abhalten würden. In diesem Stücke herrschen noch viele Mißbräuche in einigen Ländern von Europa. Die Ehesachen, die doch bloß bürgerliche Verträge sind; das Bauen oder Erhalten einer Kirche; die Austheilung der Almosen, und das meiste, was unter dem Namen der Ephoralien und Consistorialien begriffen wird, gehören nicht für das Kirchengebiet. Daß alle Personen geistlichen Standes, nach den Regeln einer gesunden Staatsklugheit, von Verwaltung öffentlicher Geschäfte auszuschließen seyn, werde ich im Art. Minister beweisen. So sehr aber der Einfluß der Geistlichen in das Weltliche zu vermindern ist; so sehr sollte man ihre Ehre und Einkünfte vermehren. Luther, und noch mehr Calvin, haben in diesem Stücke zu viel abgeschnitten. In einem Amte, wo man so geschickte Leute nöthig hat, muß man auch Nacheifer und Aufmunterung lassen; und ich billige hier sehr die Gebräuche

che der englischen Kirche, wo jeder Geistliche durch besondere Gaben und Verdienste zum Bisthume, oder zu einem fetten Erzbisthume gelangen, und im gemeinen Wesen eine schöne Rolle spielen kann; allein ich billige nur nicht, daß diese Bischöfe in das Parlament kommen dürfen.

Was die Kirchenzucht der Geistlichen, oder die Lebensart der Diener des Evangelii, nach den Gesetzen ihres Glaubensbekenntnisses, betrifft: so ist es natürlich, sich nach denen Satzungen zu richten, welche in jeder christlichen Gemeinschaft deswegen gemacht sind. Dieses ist eine Art von Kirchenpolizey, deren Einrichtung einer besondern Commission aufgetragen werden muß, die aus verschiedenen Gliedern der weltlichen Obrigkeit, und aus den Vornehmsten der Geistlichkeit, unter dem Vorsitze eines Staatsrathes steht, und der Kirchenrath (Departement des affaires ecclesiastiques) genannt wird. Dieser muß die besondere Aufsicht über alle Gegenstände haben, welche die Religion, den Gottesdienst, die Cerimonien, den Beruf und die Ordination der Prediger und anderer geistlichen Personen betreffen. Dieses vermischte Collegium, oder Oberconsistorium, oder wie man es sonst nennen will, muß, unter dem Ansehen des Landesherren, die Kirche und ihre Rechte in den Gränzen handhaben, welche die Grundlehren des Christenthumes und die Grundgesetze jedes Landes ihnen bestimmt haben. Siehe auch die Art. Kirchenpolizey, Kirchenrath und Prediger.

Des Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Staatskunst, 1 Th. Bresl. und L. 1777, gr. 8. S. 130, f.

Freywilliges Geschenk der Geistlichen, eine Art von persönlicher Auflage, siehe im Art. Geschenk.

Vom Amte der Geistlichen bey Kranken, siehe den Art. Kranke.

Von der Unentbehrlichkeit einer klugen Haushaltung der Geistlichen zur gesegneten Führung ihres Predigtamtes, siehe im Art. Prediger.

Geistreich, Fr. Spirituel, plein d'esprit, reich an Geist, in einigen Bedeutungen dieses Hauptwortes; geistvoll. Ein geistreicher Wein, der viele wirksame flüchtige Theile hat. Ein geistreicher oder geistvoller Pinsel, welcher kecke Pinselbrücke mit Freyheit am rechten Orte anzubringen weiß, und dadurch den Figuren Geist und Leben ertheilt. Diesen geistreichen Pinsel bemerkt man in Miniaturarbeiten nicht, weil eine allzu fleißige Arbeit den Pinsel frostig und matt machet.

Man braucht auch bey dem Kupferstechen, diesen Ausdruck ein geistreicher Pinsel, in eben der Bedeutung. Um ein radirtes Werk geistreich zu machen, muß man auf dem Vorgrunde öfters die Nadeln abwechseln; und um den Sachen, bey welchen es möglich ist, mehrern Character zu geben, muß man sie mit kurzen halbflachen, und längs den Muskeln oder den Gewändern fest abgebrochenen Schnitten vorstellen; denn die langen und dichten Schnitte machen ein Feines, welches frostig und geschmacklos ist. Dieses versteht sich von radirten Kupfern im Kleinen.

Geithayner Bier, siehe Th. V. S. 22.

1. **Geiz**, (*) (der) in der Landwirthschaft Ober- und Niederdeutschlandes, eine Benennung verschiedener Auswüchse des Pflanzenreiches. Besonders der an den Spitzen der fruchtbaren Zweige zwischen den Stielen der Blätter des Weinstockes hervorsprossenden Keime; im-

(*) Obgleich die Abstammung dieses und des folgenden Wortes noch dunkel ist, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß es zu Geiz, avaritia, gehören solte. Im Schwed. bedeutet Gödsel, Zuwachs, Verbesserung, imgleichen Dünger, von göda, verbessern, düngen, mästen, und god, gut. Vielleicht liegt hierin der Grund der Benennung, weil dergleichen Auswüchse, aus überflüssiger Nahrung des Bodens herrühren. Oder gehört es, wie wahrscheinlicher zu seyn scheint, etwa zu gäten, Schwed. gäta, ausraufen, weil dergleichen Auswüchse gezeuget, d. i. abgebrochen zu werden pflegen?

imgleichen der Seitensprossen an den Tobackspflanzen, welche an dem Stängel zwischen dem Blatte in der Mitte hervor kommen, besonders wenn die größern abgebrochen worden sind: wie auch bey dem türkischen Weizen derjenigen Körner, welche sich in der obersten Spitze der Blüthstange ansetzen, und den übrigen Kolben den Saft und die Nahrung entziehen.

Daher geizen, den Geiz an den Pflanzen abbrechen. Den Toback geizen. In Franken nennt man das Geizen des Weines auch verzwicken.

2. Geiz, bey den Schäfern und Jägern einiger Gegenden, eine schwarze stinkende Salbe, womit man den Hunden die Räude zu vertreiben pflegt.

3. Geiz, (*) L. Avaritia, Fr. Avarice. 1. Ueberhaupt eine jede unordentliche und heftige Begierde.

In einer oberdeutschen Urkunde von 1479 kömmt der Heißhunger unter der Benennung des Geizes vor, und bey dem Winsbeck und andern Dichtern seines Jahrhunderts ist Gite und Gitikeit, eine jede heftige Begierde, Gierigkeit. Im Hochdeutschen ist es in dieser allgemeinen Bedeutung veraltet.

2. In engerer Bedeutung, die unordentliche Begierde mehr zu haben, als man bedarf. Der Ehrgeiz, die unordentliche Begierde nach Ehre. Der Geldgeiz, nach Gelde, und in weiterer Bedeutung nach Eigenthum, welche Begierde Kaisersberg richtiger den Gutgeiz nennet.

3. In der engsten und gewöhnlichsten Bedeutung, die unordentliche Begierde sein Eigenthum zu vermehren, und die Fertigkeit derselben. Dem Geize ergeben seyn, dem Geize anhängen, vom Geize besessen seyn.

Da-

(*) Viele ältere und neuere Mundarten kennen statt des g nur ein t ohne Zischlaut. Dergleichen ist das alte oberdeutsche Gite, Gitikeit, noch im 15ten Jahrhunderte Gevtigkeit, wofür Hans Sachs Geizigkeit braucht, das Gothische bigitan, erwerben, das Dän. gide, verlangen. Es gehört zu dem Geschlechte des Wortes gehren, begehren, und Gier.

Daher geizig, Geiz habend, in den sämtlichen Bedeutungen des Hauptwortes. 1. In der ersten und zweyten, von einer jeden heftigen, besonders unordentlichen Begierde. So heißt im Oberdeutschen ein geiziger Wolf, so viel als ein gieriger oder freßbegieriger Wolf. Im Hochdeutschen ist es in dieser weitern Bedeutung nur in der höhern Schreibart üblich. Geizig nach Ehre, nach Ruhm. 2. Am häufigsten in der dritten Bedeutung, eine unordentliche Begierde besitzend, sein Eigenthum zu vermehren. Ein Geiziger, mit einer verächtlichen Benennung ein Geizhals, im Angels. Gytsere, im Niederf. Gitzer, Gieznauer, Gier, Giersmage.

In den gemeinen Sprecharten hat man eine Menge verächtlicher, zum Theil possierlicher Ausdrücke, einen Geizhals zu bezeichnen. Dahin gehören das Niederf. Gortenteller, (Grützähler.) Huzpott, von dem Goth. Huzd, ein Schatz, Näskensöker, Näbekensöker, Neefke, (bey dem Ottfried ist Nefkiri der Geiz,) Lusekniker, Prüller, Hüppenig u. s. f. und die Hoch- und Niederdeutschen Filz, Lauser, Knicker, Knauser, Pfennigfuchser u. s. f.

Da die gesellschaftlichen Tugenden und Laster ein Hauptgegenstand dieses Werkes sind, so wird man hier mit Recht von mir erwarten, daß ich den Geizigen nach seinen Hauptzügen schildere, und die schädlichen Folgen, welche dieses Laster für die menschliche Gesellschaft nach sich zieht, und womit es zum Theil sich selbst bestraft, darstelle.

Man muß den Geiz nicht mit der Frugalität (s. Th. XV. S. 325, flg.) und Sparsamkeit verwechseln. Hohe und lasterhafte Grade der Frugalität und Sparsamkeit, sind die Kargheit, die Genauigkeit, die Gewinnsucht, die Habsucht und der Geiz. Die Kargheit, wovon die Genauigkeit ein geringerer Grad ist, geht auf die Ersparung, so wie die Gewinnsucht, die Habsucht ꝛc. auf den Gewinn und Besitz, der Geiz aber auf beyde.

Der Geizige ist zur Freundschaft ungeschickt. Er hat nichts, sich andere zu Freunden zu machen, es müßte denn sein Geld seyn, durch dessen Erwartung er seinen Sclaven bestäche, sich äußerlich als seinen Freund zu stellen. Er selbst ist aller Menschen Freund, von welchen etwas zu erhaschen und zu gewinnen ist: außerdem aber ist er keines Menschen Freund, und er hat auch keinen wahren Freund. Seine Seele schrumpft gegen alle sanfte und edle Empfindungen zusammen, und sein äußerliches ist insgemein der getreue Abdruck seiner Seele. Aus Liebe zum Vortheil und Gewinn kann er bis zur Ausschweifung niederträchtig und kriechend seyn. Bey allen möglichen Dingen ist er im höchsten Grade argwöhnisch, auch ohne den geringsten Grund. Er sucht sich beständig auf eine boshafte Art zu verstellen; verschweigt und verheimlicht dem Andern mit Hinterlist die unschuldigsten Sachen; die schwärzesten Lügen, Unwahrheiten und Verdrehungen stehen ihm immer zu Gebote; er ist eigennützig, undienstfertig und undankbar; er nutzt seinen Fre und so lange als er nur kann, und wenn er ja auch einmal für ihn etwas thut, so geschieht es nur, um den andern desto mehr in Athem zu setzen. Er ist unbiegsam, unschlüssig und wankelmüthig: gegen gute Eigenschaften fühllos und gleichgültig; bey dem Glücke des andern sauersehend und neidisch, und bey dessen Unglücke lieblos; bey seinem eigenen Verluste verdrießlich, mürrisch und zänkisch; in seinen Scherzen unhöflich und grob, und ein dummdreister Widersprecher. Wer eine solche unangenehme Mißgeburt lieben kann, der mag es thun. Auch ein Geiziger ist des andern Freund nicht.

In Ansehung der Gesellschaft und des Umganges, ist der Geizige ein Misantrop. Er fliehet die Gesellschaft. Die vielen Gesellschaften versäumen viel, und kosten viel. Sie kosten viel Zeit, viel Kleider, viel Geräthe, viel Galanterien, viel Kaffee und Wein,

viel

viel Aufwand in der Küche, und das alles viel Geld. Sie versäumen die Arbeit; das Amt, die Berufsgeschäfte, die Wirthschaft, die Aufsicht über Kinder und Bediente, und das alles den Vortheil und das Geld. Der Geizige liebt die Einsamkeit, und verrostet in der Einsamkeit. Seine Gesellschaft sind Jüdisch- und Wechslergesinnte; und der einzige Umgang, den er sucht und liebt, sind Leute, von denen er etwas gewinnen kann; und hier ist ihm ein Jeder willkommen, er mag seyn wer er will, der Edelmann und der Bürger, der Arme und der Reiche, der Jude und der Christ; von jedem ist er ein Knecht und ein Sklave. — Was sollte er auch in der Gesellschaft machen? Er hat selbst lange Weile, und er verursacht Andern lange Weile. Die Dinge, die eine Gesellschaft angenehm und interessant machen, sind ihm gleichgültig und unverständlich. Wohlanständigkeit, gute Sitten, vernünftige Munterkeit, rühren ihn nicht; bey ernsthaften und unterrichtenden Unterredungen gähnt er laut und runzelt die Stirn. Sein Kopf rechnet, und seine Gespräche sind eintönig und einförmig. Er spricht von Procenten und Bankerotten, von Leihen und Sparen, von guten Messen und schlechten Aernden; und klagt über die schweren und nahrlosen Zeiten, über das viele Geben und wenige Einnehmen, über Akzise und Kopfgeld, über Lottospiel und Kleiderstat, über geringe Kornpreise und Neid der Leute; und wenn dieses Capitel abgesprochen ist, so gähnt er wieder, und macht die Gesellschaft auch gähnen. Für die Liebe zum Frauenzimmer warnet er ernstlich, und er ist durch die Erfahrung aller Jahrhunderte überzeugt, daß jede verliebte Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte für den Geldbeutel gefährlich, und insgemein dem Glücke nachtheilig sey. Liebt er aber, so liebt er eigennützig, und seine Eifersucht geht bis zur Blindheit und Niederträchtigkeit.

Der Geizige ist ein strenger und unermüdeter Arbeiter. Er geht immer seinen gewissen Schritt fort, und läßt sich nicht leicht irre machen. Man kann ihn das zweybeinige Lastthier nennen; schwere und beständige Arbeiten sind sein tägliches Futter. Geschäfte in den Händen des Geizigen, sind insgemein in guten Händen. Wenn nur etwas dabey zu verdienen ist, so plagt und quält er sich Tag und Nacht. Die Arbeit möge noch so klein, so niedrig, so schmutzig und unanständig seyn; genug, sie bringt etwas ein, und wäre es auch nur eine Kleinigkeit. Der Gewinn giebt immer einen guten Geruch, und wenn er auch von dem Misthaufen käme. Der Bediente und Arbeiter des Geizigen muß ein sclavisches Lastthier seyn. Wenn aber die Sache keinen Vortheil abwirft, so ruhet er sich lieber aus, es möge Pflicht oder Wohlanständigkeit darunter leiden.

Was die Ordnung betrifft, so ist der Geizige höchst accurat und pünctlich, auch selbst in Kleinigkeiten. Bey ihm findet sich jede Sache, wo nur irgend möglich, zu rechter Zeit und am rechten Orte; er könnte sie sonst verlieren, oder davon Schaden nehmen. Er wird nicht leicht aus seiner Sphäre ausgleiten, noch von dem vorgeschriebenen Wege und der getretenen Bahn abweichen. Auch seine Rechnungen und Schulden wird er richtig bezahlen, es müßte denn seyn, daß er durch die verzögerte Bezahlung noch ein Paar Procent, gewänne; und auch diese Verzögerung kann in ihrer Art Accurateſſe seyn. Dagegen aber fordert er auch wieder mit geiziger Accurateſſe ein; Zinsen von ausstehenden Capitalien müssen promt in termino. und zwar in der Münze des Capitales, bezahlet werden.

In seinem Aufwande ist der Geizige ein Knicker, bis zur schändlichsten Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit. Seine Regel ist: Schone und Spare! Man muß sich über alle mögliche Ausgaben und Kosten hinweg setzen, und was nicht zu ändern steht, aufs allergenaueste einschränken. Wohlstand, Ehre, Gutherzigkeit, sind geldfressende Hirngespinnste, die man den Verschwendern lassen muß. Jeder Pfennig muß zehnmal umgekehret werden, ehe man ihn ausgiebt. Jede Elle Waare muß aufs allerkärglichste bedungen und betrödelt; jedem armen Handwerksmanne müssen von der billigsten Rechnung wenigstens einige Groschen herunter gehandelt und abgezwacket werden. Die Sorgsamkeit und Aengstlichkeit des Geizigen geht über alles. Vor Sorgen und Angst vergißt er Ruhe und Schlaf, Essen und Trinken, Weib und Kind. Schaden und Verlust verursachen ihm Herzgespann, Bleichsucht und graue Haare, und ziehen ihm das Mark aus den Beinen. Tröste Gott seine Bedienten, wenn sie ihm eine Sache zu wohlfeil verkauft, oder in der Haushaltung etwas verdorben haben! Und ist der Verlust, den er leidet, von einiger Beträchtlichkeit, so greift er wohl nach Strick und Dolch.

Was Kleider und Moden betrifft, so kleidet sich der Geizige simpel, schlecht, schmuzig, säuisch. Er nuzt seine Kleider und Meublen so lange ab, als sie nur zusammenhalten wollen. Gegen die neuen Moden hat er einen unversöhnlichen Haß. Eine antike Perrucke und ein altväterisch Kleid bleiben noch würdige Stücke in seiner Garderobe; und man findet in seinen Zimmern noch wohl Geräthschaften aus dem vorigen Jahrhunderte. Man vermißt an ihm überhaupt Wohlanständigkeit und Geschmack; und es entfährt ihm immer ein heimlicher mit Neid und Galle vermischter Seufzer, so oft er den übertriebenen Kleiderstaat und

die aufgeputzten Häuser der heutigen Welt gewahr wird.

Das Essen und Trinken anbelangend, so stillet der Geizige seinen Hunger mit schlechten Speisen und knappen Mahlzeiten, und seine Getränke müssen seinen Speisen in der Quantität und Qualität proportionirlich seyn. Wassersuppen und trocknes Brod, wer das hat, wird nicht Hungers sterben. Hausmannskost ist in seinem Hause ein Gastmal. Ob man durch harte unverdauliche und und unverdorbene Speisen seinen Magen verdirbt und seine Gesundheit schwächt, daran ist nichts gelegen. Wer durch die Welt will, der muß alles gewohnt werden, und insonderheit kein Kostverächter seyn. Aber auch an seinem magern Tische ißt er sich nicht einmal satt; viel essen ist eine bloße Gewohnheit. Er fastet nicht allein, sondern giebt auch seinem Gesinde nicht satt zu essen. Kömmt er aber an eines andern Tisch, so weiß er sich schadlos zu halten. Alsdann schmeckt ihm jedes gute Gericht vortrefflich wohl, und er läßt an der größten Tafel keine Schüssel vorbey gehen, wovon er nicht mit dem besten Appetite eine gute Portion verzehrte. Seinen Freunden ein Fest zu geben, ist seine Sache nicht. So lange er davor vorübe kommen kann, verhütet er es sorgfältig; kann er es aber nicht Umgang haben, so macht er sich auch einmal, obgleich mit schwerem Herzen, einen guten Tag mit.

So unmöglich es ist, daß der Verschwender bey der unsinnigen Lebensart, zu der ihn das Laster der Verschwendung führt, ein dauerhaftes und wahres Glück genießen kann: so unmöglich ist es auch, daß es der Geizige im Besitze eines unermeßlichen Reichthumes finde, den er ja weder für sich sich selbst, noch für andere damit glücklich zu machen, gebrauchen darf; denn nur der vernünftige Gebrauch der Güter dieser Welt, nicht aber der Besitz vom Ueberflusse derselben,

kann

kann den Menschen zum Theil ein wahres Glück in diesem Leben verschaffen. Die Güte des höchsten Wesens hat für alle Menschen gesorgt. Der Reiche, welcher tausendmal mehr als viele andere besitzt, und mit seinem Ueberflusse sich alles verschaffen kann, was sein Auge und Herz gelüstet, ist deswegen in seinem Leben nicht glücklicher, als der gemeinste Taglöhner, es sey denn, daß er denselben auf eine seiner Bestimmung gemäße edle Weise mit täglichen Gutthaten gegen Bedürftige, mit der Erhaltung armer Kranken und Unvermögenden, und zur Beförderung des allgemeinen Besten, anwende. Bey einer jeden solchen Anwendung des Reichthumes, muß nothwendig in der Seele des Menschen ein weit reineres und dauerhafteres Vergnügen, als von dem eigenen Genusse desselben für seine Nothdurft und von allen sinnlichen Ergötzlichkeiten, die man sich damit verschaffen kann, entstehen. Auf was für andere Weise er immer seinen Reichthum anwendet, hat er dennoch dabey gewißlich keinen Vorzug an wahrem Glücke vor dem gemeinen Manne, der mit saurer Arbeit für seine und der Seinigen Bedürfnisse täglich sorgen muß. Gebraucht er hingegen denselben zur Wollust, so stiftet er sich selbst das größte Unglück damit, weil unendlich viel Laster die Folgen davon sind; macht er aber gar keinen Gebrauch davon, wie es der Geizige thut, so handelt er noch weit strafbarer; denn von jenem erlangen einige bisweilen noch etwas Vortheil und Beystand in der Noth, ehe er sein Gut völlig verschwendet hat; der Geizige aber behält alles für sich, lebt für sich allein in der Welt, sorgt für nichts als die Vermehrung seines Reichthumes, und wie er denselben in eine vollkommene Sicherheit setzen könne.

Der Geiz ist eines der abscheulichsten Laster der Seele, und kann mit Recht die Wurzel alles Uebels genannt werden. Es unterdrückt nach und nach in dem

Herzen des Menschen alle Liebe gegen seinen Nächsten; man kann ihn im größten Mangel und Elend ungerührt sehen zu Grunde gehen, und ihm auf eine barbarische Weise allen Beystand und Hülfe in der größten Noth versagen; ja, wenn der Geizige nur die geringste Hoffnung vor sich hat, seine Schätze vermehren zu können, macht er sich gar kein Bedenken, wo er kann, seinen Nächsten, seine Obrigkeit und seinen Fürsten zu betrügen. Er beneidet alle die, welche er im Glücke und Wohlstande erblickt, und spottet der Armen, weil sie sein Beyspiel, Geld zu erlangen, nicht nachahmen wollen. Keine Handlung ist für ihn zu niederträchtig, die er um des Gewinnes willen nicht mit Lust ausübet. Die unersättliche Begierde seiner Seele nach Reichthum, welche alle seine Sinne aufs stärkste belebet, macht ihn unfähig, an etwas anders mit Vernunft zu denken, was nicht dahin abzielt. So bald er aufwacht, fängt er gleich an nachzuforschen, womit er den Tag hindurch sein Gut um etwas vermehren könne; alles übrige aber, wozu ihn bisweilen sein Stand und die Menschlichkeit ohne Belohnung für die Mühe, die er dabey hat, fordern zu dürfen, verbindet, hält er für eine unerträgliche Last, und die Zeit, die er dazu anwendet, für verloren. Erreicht er hingegen seinen Zweck, es sey im Kleinen oder Großen, so schätzt er sich für glücklich, und hält einen solchen Tag für ihn gesegnet. Allein, mit der kurzen Freude von seinem vermehrten Glücke bringt zugleich eine neue bange Sorge in seine Seele, welche der Gedanke, wie er sein erlangtes Geld auf die sicherste und einträglichste Weise anwenden könne, erweckt; denn seine ungerechte Denkungsart bringt ihm über alles Furcht und Zweifel bey, was die Ausleihung und Bewahrung seines Gutes betrifft. Daher kömmt es, daß die mehresten Geizigen ihr Geld ohne einige Zinsnutzung in Kisten aufbehalten und selbst bewachen. Befinden sie sich in Umständen, daß

sie mit ihrer Arbeit und Sorge ihr Gut vermehren können, so schränken sie alle Bedürfnisse ihres Lebens so genau ein, daß sie oft, in der Hoffnung, dadurch ihre Wünsche erfüllen zu können, beynahe vor Hunger sterben, und lieber alle andere Vergnügungen, die sie mit geringem Gelde erkaufen könnten, fahren lassen, als ihre Begierde nach Reichthum mäßigen.

Was für Beystand und Nutzen soll die menschliche Gesellschaft, von einem solchen Menschen hoffen können, der sich selbst um des Geldes willen auf die abscheulichste Weise mißhandelt, seine Kinder aus Mangel rechtschaffener Verpflegung und vor Hunger halb umkommen läßt, für ihre Erziehung und für ihr künftiges wahres Glück nicht das geringste anwendet, sondern vielmehr durch seine schändliche Beyspiele und mit Zwang sie in seine lasterhafte Denkungsart einführt! Man setzt ihn in welche Stelle des menschlichen Lebens man wolle; man wird finden, daß er allenhalben gleich unnütz ist, und stets lasterhaft denkt und handelt. Die meisten Laster verschwinden endlich mit den abnehmenden Kräften des Menschen, daß er am Ende seiner Tage tugendhaft und ganz verehrenswürdig der Welt vorkömmt; wiewohl dieses weder Tugend noch Verdienst an ihm ist, wenn er nicht mehr sündiget, sondern eine Unempfindlichkeit in gewissen Fiebern seines Körpers, wobey der Reiz von jenen wollüstigen Dingen der Seele nicht mehr mit der ehemaligen Kraft und Lebhaftigkeit beygebracht werden kann. Das Laster des Geizes aber, weil es seinen Sitz größtentheils in der Seele hat, wächst mit dem Abnehmen des Körpers beständig fort, und behält seine ganze Stärke in den gefährlichsten und schmerzhaftesten Krankheiten des Leibes, ja selbst im Tode. Man sieht dieses ganz offenbar bey dem Hinscheiden der Geizigen. Man versichert ihn, daß er in wenig Stunden die Welt verlassen muß: er spührt es auch an dem starken Abnehmen

men seiner Kräfte selbst; seine Augen werden dunkel, alle seine Sinne wie unempfindlich, oder seine Schmerzen und Beängstigung so groß, daß er selbst nach dem Tode sehnet; und dem ungeachtet kann man ihn durch keine Vorstellung dahin bringen, daß er sein Gut nach seinem Tode würdigen Leuten vermache, oder es zu nützlichen Stiftungen bestimme, welche vielen Menschen zu großem Vortheile gereichen würden. Endlich muß er doppelt sterben; denn im Tode trennt sich nicht nur seine Seele von dem Leibe, sondern auch von dem Gelde und Gute, welches die Seele seiner Seele ist.

Siehe auch Habsucht.

Geizhals, siehe oben, S. 707.

Geizzahn, siehe Th. XI. S. 387.

Gekelter, siehe Keltern.

Gekörnt, siehe Körnen.

Gekohrne, siehe im Art. Handwerksgesell.

Gekoppelt, siehe Koppel.

Gekrätz, (das) alles was unter den Händen der Künstler von den Metallen abgeht die Krätze. Besonders im Bergbaue, was bey dem Schmelzen der Erze abspringt, und hernach zusammen gelesen, gereiniget und zu gute gemacht wird; siehe Hüttengekrätz und Krätze.

Gekreuzt, siehe Kreuzen.

Gekröpft, siehe Kröpfen.

Gekröse, (*) (das) ein jedes aus krausen Falten bestehendes Ding. In diesem Verstande nennt man die runden krausen Kragen, welche jetzt nur noch an einigen Orten die Prediger tragen, das Gekröse. Am häufigsten führt diesen Namen die dicke und fette Haut, an welcher sämtliche Gedärme, außer dem Zwölf-

(*) Im Dän. heißt das Gekröse Kroe, Kraase, im Böhm. Okruzy im Schwed. Kräs. Im Nieders. ist Kroos, Kröse, ein Kragen. Siehe Krause. Das e am Ende des Wortes Gekröse ist das e euphonicum, welches um der gelinden Aussprache des s willen nothwendig ist. Härtere Mundarten sprechen das Gekrös.

Zwölffingerdarme befestigt sind, L. Mesenterium. Diese Haut ist als eine Verlängerung des Darmfelles anzusehen, und besteht aus zwo Schichten, zwischen welchen noch ein zelliges Gewebe liegt. Es befestigt sich das Gekröse vermittelst des einen und obern Randes, an die drey obersten Lendenwirbel, vermittelst des untern Randes aber an die Gedärme selbst, denen es nicht nur gleichsam ihre äußere Haut mittheilt, sondern wo es auch noch in besondere krause Falten eingetheilt ist, welche eine große Aehnlichkeit mit dem bekannten Handputze der Manschetten haben. Zwischen den beyden Schichten des Gekröses liegt noch, außer dem erwähnten zelligen Wesen, ein häufiges Fett, durch welches theils allerley Arten Blutgefäße, Nerven, Milch- und lymphatische Gefäße hindurch laufen, in welchem aber auch theils eine große Menge kleiner Drüsen gleichsam eingewickelt sind und aufbehalten werden. Diese Drüsen sind, in Ansehung ihrer Anzahl, Größe und Lage, sehr unterschieden; denn in den Hunden und einigen andern Thieren trifft man sie gemeiniglich nur einfach, und größer als im menschlichen Körper, an. Ungefähr in der Mitte des Gekröses bemerkt man eine etwas enge zusammengezogene Stelle, welche dasselbe gleichsam in zwey besondere Theile abtheilt. Der eine hievon, welcher zu den dünnen Därmen gehört, ist der breiteste, und am meisten kraus und gefalten, der andere aber ist länger, und gehört zu den dicken Gedärmen. Das dünne Gekröse, Mesaracum, fängt bey der letzten Krümmung des Zwölffingerdarmes an, geht schief an den Lendenwirbeln hinunter, und befestigt sich theils am Leer- theils am Krummdarme. Bey dem Ende dieses Darmes wird dasselbe wieder schmal, und giebt daher den zweyten Theil des Gekröses oder das dicke Gekröse, Mesocolon, welches besonders den Grimmdarm in seinem ganzen Fortgange begleitet. Endlich bemerkt man auch noch ein einzeles und beson-

deres Gekröse, Meſorectum, welches an dem Maſtdarme befeſtigt iſt. Es hat eigentlich mit dem vorigen keine Gemeinſchaft, ſondern entſteht von den beſondern Verlängerungen des Darmfelles. Das Gekröſe ſcheint nun beſonders dazu beſtimmt zu ſeyn, theils die Gedärme unter ſich zu verbinden und im Schweben zu erhalten, theils die dahin kommenden Blut- und Milchgefäße durchzulaſſen, und vornämlich den Milch- und Waſſergefäßen einen deſto bequemern Weg gegen das Milchbehältniß (Ciſterna lactea) hin zu bahnen.

Daß das Gekröſe eine Quelle ſchleichender und auszehrender Fieber, ſowohl bey Jungen als Alten, ſey, ſiehe Th. XIII S. 314, f.

In weiterer Bedeutung, pflegt man, beſonders in den Küchen, unter Gekröſe auch das kleine krauſe dünne Gedärm, ja zuweilen auch den Magen mit darunter zu verſtehen; das Geſchlinge, das Inſter, beſonders von den Kälbern und Lämmern, Fr. Fraiſe, das Kälbergekröſe oder Kalbskröſe, in Bayern das Wöſt oder Weſt, der Kreſſen oder die Kreſſe, welches letztere eine verderbte Ausſprache des Wortes Krös oder Kröſe iſt, wie es in einigen Gegenden auch noch lautet. Von der Zubereitung des Kälbergekröſes zum Eſſen, ſiehe unter Kalb. In dem Ausdrucke Gänſegekröſe bedeutet dieſes Wort ſehr uneigentlich den Magen, das Herz, die Leber, die Flügel und Füſſe einer Gans; ſiehe oben, S. 59.

Gekuppelte Säulen, ſiehe Kuppeln.

Gelach (das,) im Oberdeutſchen und bey den Jägern für das hochdeutſche Lache, ein Sumpf, beſonders ein ſolcher, worin ſich die Hirſche und wilden Schweine abzukühlen pflegen, und auch eine Sulache, eine Sohle, ein Sudel, oder Prudel, genannt wird.

Gelände (das), ein oberdeutſches im Hochdeutſchen ungewöhnliches Wort für Land, Länderey. Das Gut hat 148 Morgengelände, d. i. Länderey, an Acker, Weide

Weide und Gehölz. Ein schönes fruchtbares Geländ, Bluntschli, für Land. Bey dem Notker, Gelende.

Geländer (*) (das,) ein erhöhetes Werk, theils das Herunterfallen anderer Körper zu verhüten, und sich daran zu lehnen, theils auch Gewächse daran zu befestigen, damit sie von dem Winde nicht umgeworfen werden.

In der Baukunst ist das Geländer, L. Fulcimentum, Pluteus oder Podium, Fr. Appui, Acoudoir, Balustrade, Cloison, Ital. Balustrata, Poggio, eine von Holz, Steinen oder Eisen gemachte Art Verzäunung oder Einfassung hoher oder abgesonderter Plätze in den Gebäuden, damit man nicht über eine gewisse Stelle hinaus trete. Die Oerter, welche mit Geländern umgeben werden, sind freye Gallerien auf Dächern über den Gebälken der Gebäude, Balcons, Fensteröffnungen, die bis auf den Boden herunter gehen, und auch

(*) Gemeiniglich leitet man dieses Wort mit Wachtern von lehnen ab, weil doch das Anlehnen die Hauptabsicht eines Geländers ist. Wenn diese Abstammung gewiß wäre, so würde man der zweyten Sylbe richtiger ein e als ä geben. Allein, wenn man den Gebrauch dieses Wortes in den verwandten Sprachen und Mundarten erweget, so wird die Abstammung von lehnen ziemlich unwahrscheinlich. Im Niedersächs. heißt ein Geländer Land, Lâne, Glind, im Holländ. Glend, in der Schweiz. Lander, in andern oberdeutschen Gegenden Lande, Lende, im mittlern Lat. Glandis. Im Mecklenb. ist Glinde nicht nur ein bretternes Geländer, sondern auch die Flügel einer Windmühle und ähnlich bretterne Arbeiten. Frombeez zählet die Landen, Lunden und Latten unter das Zimmerholz, welches in einem Zeughause vorräthig seyn soll. Es scheint daher, daß dieses Wort zu dem Deutschen Latte, oder nach dem Frisch mit Lende zu dem Lat. Latus, die Seite, gehört, wo das n, wie in vielen andern Fällen nur um des Wohllautes eingeschaltet worden ist. Indessen verdient auch das Schwed. und Isländ. Linda, das Holländ. Lint, ein Gürtel, eine Binde, in Betrachtung gezogen zu werden. Die Sylbe Ge hat hier eine collective Bedeutung, und zeugt an, daß ein Geländer aus mehrern einzelen Stücken bestehe, wodurch es denn von einer Lehne an einem Stuhle u. s. f. hinlänglich unterschieden ist, ungeachtet für den gemeinen Sprachgebrauch Lehne auch häufig von einem Geländer gebraucht wird.

auch Treppen, in der Absicht, daß man sich daran halten und stellen könne, ohne Gefahr herunter zu fallen. Sie werden aber auch gebraucht, gewisse Plätze von andern daran stoßenden abzusondern. In dieser Absicht braucht man sie in Kirchen, die Chöre von dem Schiffe abzusondern, vor Altären, in Sälen, die Plätze der Throne, Richterstühle oder Lehrstühle von dem übrigen Raume des Zimmers abzusondern, imgleichen vor Alkoven. An allen diesen Orten dienen die Geländer zwar zur Verwahrung der Plätze, die sie einschließen, aber auch zugleich zur Zierrath, daher die neuern Baumeister ihre Beschaffenheit aus den Regeln der Baukunst bestimmt haben. Es giebt aber zweyerley Art Geländer, nämlich Dockengeländer oder Balustraden, und Stab- oder Blumen- und Landgeländer, die insgemein von Eisen gemacht werden. Diese werden hauptsächlich zu Treppen und vor die Balkons gebraucht. Die Dockengeländer bestehen aus steinernen oder hölzernen Säulchen, Balaustri, Balustri, oder Columellæ, Fr. Balustre, mit unterzwischen gesetzten Postementen, alles auf einen durchgehenden Fuß oder Plinte gesetzt, und einem Gesimse bedeckt. Weil sie hauptsächlich zur Sicherheit gegen das Herunterfallen dienen, so müssen sie wenigstens $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch seyn, an hohen Orten aber werden sie, um ein gutes Verhältniß zum Ganzen zu haben, oft weit höher. Wenn sie um ein Dach gehen, kann man ihnen die Höhe des Gebälkes, oder wie Blondel will, noch $\frac{1}{6}$ darüber geben. Die Festigkeit dieser Geländer kömmt hauptsächlich auf die Postemente an; diese müssen also nicht zu weit aus einander stehen. Wenn das Geländer über einem Gebälke steht, welches von Säulen unterstützt wird, so ist die Austheilung der Postemente natürlicherweise so, daß gerade über jeder Säule ein Postement stehe. Hat man keine Säulen, so muß man sie dergestalt richten, daß sie, als schwerere

Theile, nicht über Oeffnungen, sondern über Pfeilern oder ganzen Mauern stehen. Sonst darf man, in Ansehung ihrer Weite aus einander eben nicht die genaueste Sorge tragen, wenn man nur nicht weniger, als 5, und nicht mehr als 15 Docken, zwischen zwey Postamente sezt. Oft wird ein Theil des Geländers massiv, oder aus an einander stoßenden Postamenten gemacht, welches insonderheit in sehr massiven Gebäuden geschieht. Auf diese Postamente werden, zur Vermehrung der Pracht, Vasen oder gehauene Bilder gesetzt; doch läßt man sie sehr oft auch ohne solchen Aufsatz. Die Docken selbst werden auf verschiedene Art gemacht. Im IX Th. S. 350, f. findet man neunerley Arten beschrieben, und Fig. 491—499, abgebildet; und Fig. 500 a—e die 5 Arten für die 5 Säulenordnungen. Die ganze Höhe des Geländers kann füglich in 9 Theile getheilet werden, davon 4 Theile zum Fuß (wenn nämlich daß Geländer über einem großen Gebälke steht,) 4 Theile zu der Höhe der Docken, und einer zur Höhe des Gesimses, genommen werden können. Man sezt sie so weit aus einander, daß zwischen zween, wo sie am dicksten sind, wenigstens so viel Leeres sey, als die Dike des Halses einer Docke beträgt. Diese Geländer verstecken das Dach eines Gebäudes, und geben ihm daher ein besseres Ansehen. Man findet sie an keinen antiken Gebäuden; und Vitruv gedenkt ihrer nicht. Die flachen Dächer der Alten machten dieselben auch nicht so nothwendig, als sie uns sind. Vermuthlich haben die Alten zur Verwahrung gegen das Herunterfallen von Dächern massive Brustwehren gemacht.

Bisweilen werden die Geländer ohne gedachte Säulchen oder Docken, und nur aus mancherley zierlich in einander geschlungenen Zügen gemacht, welche den vorigen an Schönheit gar nichts nachgeben. Wenn diese Geländer-Züge wie Irrwege, geschlungene Binden und verzogenes Schnizwerk ausgearbeitet sind, thun

thun sie eine gute Wirkung, insonderheit an Treppen, weil sie sich bequem nach dem Abhange richten. Man findet sie zuweilen nur mit ganz einzelen, glatten, und geschlungenen Streifen; bisweilen sind sie überdieß mit Blättern oder Blumenstäben geziert; theils sind sie nur hin und wieder durchbrochen, und der Raum dazwischen ist mit zarten halberhabenen Werke ausgeschnitzt. Hieher gehören auch die mit Zügen zusammengehängten Docken. Fig. 874 stellt einige der besten Muster von moderner Art dar.

A. Eyrunde Kettenzüge an Geländern, Fr. *Entre-las ovales.*
B. Viereckige, *Entre-las quarrez.*
C. Geschlungene, oder Kettenzüge als Irrwege mit zartem Schnitzwerk, *Entre-las avec cuiots.*
D. Königlicher Kettenzug, *Entre-las royal.*
E. Runder Kettenzug, *Entre las-rond.*
F. Geschlungener Binsenzug, *Entre-las a jonc.*
G. Kettenzug von glatten Bändern, *Entre-las de platebandes.*
H. I. Verschlungene Geländer-Docken, *Entre-las de balustres.*

Diese Geländer müssen, eben wie die Docken, von harten und zarten Stein seyn; es muß aber das durchbrochene Feld von einem Pfeiler bis an den andern, nebst seinem Fuße und Gesimse, zusammen aus einer Tafel gehauen werden. Die Glieder an dem Gesimse muß man nicht weit vorstehend, und wenig machen, weil diese Arbeit keine dicke Steinstücke erfordert. Man findet hier, um wählen zu können, verschiedene Gesimse vorgestellt.

Die gothische Art solcher Geländer sind wie kleine Gänge und Kleeblätter gebildet; sie dienen auf die Thürme, und unten um die spizigen Dächer der Glockenthürme, zu den Gewölben oder Lauben in den Kirchen, wie auch zu den Gängen, die an den modernen und gothischen Kirchen, an den Giebeln oder Auflagen der Dächer, durch die Strebepfeiler herum gehen. Die Baumeister selbiger Zeit pflegten auch solche Geländer vorn auf die Kränze zu setzen, wie man noch an den alten Basteyen und ihren oben herum ausgekragten Geländern mit Schießscharten an alten Schlössern sehen kann.

Von

Von den aus Eisen und allerley Gitterwerke zubereiteten Geländern, werde ich im Art. Gitter handeln.

Eine Brücke bekömmt an den Seiten ein Geländer, damit Niemand in den Fluß falle, Fr. Garde-fou, s. Th. VII, S. 62; und in gleicher Absicht wird zuweilen auch ein Brunnen mit einem Geländer umgeben.

Das Gerüst von schwachen Latten oder Stangen in den Gärten und Weinbergen, woran man die Weinstöcke und andere Gewächse befestiget, heißt gleichfalls ein Geländer; siehe Spalier.

Geländer-Docke, siehe Th. IX, S. 350. f.

Geländer-Fenster, siehe Th. XII, S. 578.

Geländer-Säule, siehe Th. IX. S. 350, f.

Geländer-Züge, siehe oben, S. 721.

Gelänge, (das) in der Landwirthschaft, ein jedes Stück Feldes von beträchtlicher Länge. In engerer Bedeutung wird ein Stück Acker von unbestimmter Länge, so aber 4 Ruthen breit ist, ein Gelänge genannt; zum Unterschied von einer Dreygerte, einem Strichel, und einem Sortel. Eben dieses scheint auch das mittlere Lat. Furlongus zu bedeuten.

Geläppe (das), bey den Jägern die Ohren der Hunde, als ein Collectivum; das Gehänge. Siehe Lappen.

Geläut (das). 1. Das Läuten mit Glocken oder Schellen, der dadurch verursachte Schall. Das Trauer-Geläut, das Läuten der Glocken zum Zeichen der Trauer. Das Geläut bezahlen. Das Schellen-Geläut, oder auch nur das Geläut, der Klang der Schellen an einem Schellenschlitten.

2. Die Glocken oder Schellen selbst, als ein Collectivum. Diese Kirche hat ein schönes Geläut.

Gelag, (*) (das). 1. Eine jede Gesellschaft deren Glieder durch gemeinschaftliche Gesetze mit einander verbun-

(*) Im Nieders. Gelag, Gelack, Lag. Im Dän. bedeutet Laug, eine Zunft, Innung. Das einfache Lag hatte ehedem sehr vie-

ler-

den sind. In dieser im Hochdeutschen unbekannten Bedeutung scheint es noch im Oberdeutschen üblich zu seyn. Wenigstens nennt Abt, ein Schwabe, kleine Republiken, kleine Gelage.

2. Eine Gasterey, ein Schmaus, der auf gemeinschaftliche Kosten ausgerichtet wird, eine Zeche, im gem. Leben, und von dergleichen Schmäusen geringer Personen, wo es oft auch, besonders in Niedersachsen, von einer jeden Gasterey, imgleichen von einer Trinkgesellschaft üblich ist. Wie es in solchen Gelagen zu gehen pflegt. Das Gelag bezahlen müssen, für andere bezahlen, und in weiterer Bedeutung für andere büssen, anderer Schuld tragen müssen. Ins Gelag hinein reden, oder schwatzen, figürlich im gem. Leben, unbesonnen, ohne Ueberlegung, wie in den gemeinen Trinkgesellschaften zu geschehen pflegt.

Gelaschter Stich, siehe Laschen.

Gelaß, (der) von dem Zeitworte lassen. 1. Der Raum, wo man Dinge lassen kann; in engerer und ungewöhnlicher Bedeutung, im gem. Leben, die Bequemlichkeit eines Hauses oder Gebäudes in Ansehung des Raumes. Ich habe Gelaß genug in meinem Hause. Das Haus hat wenig, viel Gelaß. Ein Haus mit dem besten Gelaße. Nieders. Laatje.

2. Dasjenige, was ein Verstorbener nachläßt oder verläßt, dessen Nachlaß, im Oberdeutschen, wo es zugleich ein allgemeiner Ausdruck ist, so die verschiedenen besondern Arten des Nachlasses unter sich begreift.

In engerer Bedeutung ist Gelaß dasjenige, was der Eigenthumsherr von dem Nachlasse eines Leibeigenen

* lerley Bedeutungen, welche sich in dem Schwed. Lag noch finden. Es bedeutete ein Gesetz, einen Vertrag, eine Zusammenkunft, eine Gesellschaft, einen Schmaus, und endlich auch einen Eid; alles, so fern legen ehedem auch festsetzen, beschliessen, verbinden bedeutete. Man sieht hieraus zugleich, daß dieses Wort am Ende ein g und nicht ein ch erfordert.

nen bekömmt, da es dann den Gewand-Fall und Haupt-Fall unter sich begreift, oft aber auch für eines von beyden, imgleichen für das Recht, diesen Nachlaß zu fordern, gebraucht wird.

So fern lassen auch für aussehen, von der äußern Gestalt, und der Art, wie dieselbe in die Augen fällt, gebraucht wird, bedeutet das Gelaß, bey den schwäbischen Dichtern Gelesse, im Niederf. Gelaat, auch die äußere Gestalt einer Person und Sache besonders der erstern; in welchem Verstande es aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist.

Gelatina, siehe Gallerte.

Gelaut (das), bey den Jägern, besonders Oberdeutschlandes, das Bellen der Hunde; siehe Laut.

Gelb, (*) L. Flavus, Luteus, eine Benennung einer sehr lichten Hauptfarbe, welche nach der weißen Farbe das meiste Licht hat, und bey der Brechung des Lichtstrahles durch das Prisma zwischen der rothen und grünen Farbe zum Vorschein kömmt. Im gemeinen Leben pflegt man auch die von der Sonne verbrannte Haut des Gesichtes und der Hände gelb zu nennen.

Die verschiedenen Abänderungen der gelben Farbe werden durch allerley Zusammensetzungen ausgedruckt: als Auror-Farbe, Blättergelb (dunkelgelb, fast wie dürre Blätter, Fr. Feuille morte,) Citronen, (Fr. Citrin, Couleur de citron, oder schlechtweg citron,) Dotter- (der gelben Farbe des Eyerdotters gleich), Gold- (Fr. Jaune dorè, bey den Färbern Königs-Gelb, und Prinzen-Farbe, Couleur de roi, Couleur de prince) Pomeranzen- (Orange-), Quitten- Schwefel- Stroh- Wachs-gelb.

Die Farbematerialien, mit denen diese Farbe gegeben wird, sind, nach Verschiedenheit der zu färbenden

*) In den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes lautet dieses Wort, gal, gel, welches letztere mehrmals in der deutschen Bibel vorkömmt; im Dän. guul, im Engl. yellow, im Ital. giallo, im Schwed. gul, im Isländ. gulur, im Angels. gealuve, im Franz. jaune, im Poln. zolty, im Lat. gilvus und helvus, im mittlern Lat. elvus, falvus, giallus, im Wallach. galben, bey den schlesischen Bauern gadesch

Dinge, ebenfalls unterschieden. Wolle, Seide, flächsen und hänfen Garn, Baumwolle, Haare ꝛc. und die daraus bereiteten Tücher, Zeuge, Leinwand ꝛc. werden von den Schön- und Schlechtfärbern durch Farbematerialien aus dem Gewächsreiche, als: Hölzer, Wurzeln oder Kräuter, welche gelbe Blumen tragen, gefärbet. Die gebräuchlichsten darunter sind: das Gelbholz, das Streichkraut oder der Wau, die Scharte oder der Ginst, das Pfriemenkraut, die Saturey, das griechische Heu (Bockshornkraut), die grünen Nußschalen, der Rocou (Orlean), die getrockneten Kreuzbeeren (Grains d'Avignon,) und die Gelbwurz ꝛc. wiewohl auch alle Blätter, Schalen und Wurzeln, bey denen man, wenn man sie käuet, etwas Zusammenziehendes bemerkt, gelbe Farben geben, als: das Lycopodium; verschiedene Arten der Flechte (Lichen) s. Th. XIV, S. 68; die Blätter der gemeinen Flockenblume (Centaurea Jacea *L.*), s. Th. XIV, S. 277; des gelinden sowohl als scharfen Flöhkrautes (Persicaria mitis und acris,) s. Th. XIV, S. 281, f. 283; der schmalblätterigen Goldruthe aus Canada (Solidago canadensis *L.*) die Wurzel des Helleborus trifolius; verschiedene Gattungen des Grindwurzengeschechtes, insonderheit die gemeine oder spitzblätterige Grindwurzel (Rumex acutus *L.*) u. a. m. Es geben aber diese Farbematerialien nicht alle ein Gelb von gleicher Güte und Dauerhaftigkeit, und auch nicht von gleicher Schönheit, wiewohl es dabey viel mit auf die Zeit, da man sie im Sude läßt, und auf die Proportion des Alaunes und Weinsteines, welche mit in den Sud genommen werden, ankömmt, indem der Alaun die gelbe Farbe erhöhet, der Weinstein hingegen sie vertieft.

Versuche mit färbenden Materien, die bey Mannfacturen zur gelben Farbe gebraucht werden, und besonders mit Solidago Canadensis, von Pet. Andr. Gadd, st. im 29. B. der übers. Abh. der kön. schwed. Acad. d. Wiss. ja. d. J. 1767, S. 141—152.

Die Maler gebrauchen zu ihrem Gelben meistentheils Berggelb, (Ocher), Bleygelb, (Massicot), siehe Th.

Th. V, S. 695; Gummigutt, Lackgelb, neapolitanisch Gelb, Rauschgelb, Schüttgelb, s. Th. V, S. 374; und das geschlagene Gold oder Metall. Das Neapler oder neapolitanische Gelb, Ital. Giallino, Giallolino, Fr. Jaune de Naples, ist eine Farbe, deren Bereitung selbst in Neapel wenig bekannt ist, indem nur ein jetzt schon bejahrter Mann dieselbe weiß, und zu seinem Vortheile ganz geheim hält; und man vermuthet, die ganze Kunst werde mit ihm aussterben. Dieses veranlaßte den Herrn **Fougeroux de Bondaroy**, dieses Product genauer zu untersuchen, und durch chemische Versuche die Bereitung zu entdecken, welcher Vorsatz ihm auch völlig geglückt ist. Seine Abhandlung davon steht in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1766, S. 303. Vor ihm haben die Meisten dieses Gelb für ein Mineral, einige für einen Ocher, andere für eine Art Bolus, noch andere für ein Product des Vesuvs gehalten; nur **Pott** ist der Wahrheit am nächsten gekommen, indem er es für einen durch heftiges Feuer hervorgebrachten Körper gehalten hat.

Das neapolitanische Gelb, so wie man es gemeiniglich bey den Materialisten findet, scheint eine Kruste zu seyn, die etwa 3 oder 4 Lin. breit ist, aus einem körnichten Wesen besteht, und eine große Schwere hat. Zuweilen sieht man noch Spuren von Gefäße, worin dieses Gelb bereitet worden ist. Man kann es aber auch von Neapel als ein feines Pulver kommen lassen. Die Farbe zieht keine Feuchtigkeit an sich, auch zerfällt sie nicht an der Luft; im Wasser vertheilt sie sich eine Zeitlang, fällt aber hernach, wie andere Magisteria, zu Boden; sie brauset nicht, und das Wasser, worin man sie aufgelöset hat, giebt einen Selenit und ein Salz. Mit Glasgritte giebt dieses Gelb ein milchweißes Glas, weswegen es nicht martialisch seyn kann; ja, das geringste beygemischte Eisen verdirbt das schöne Gelb gänzlich. Mit brennbaren Dingen versetzt, giebt es einen König (Regulus), welcher leicht schmilzt. Dieser beweiset seine Abkunft vom Bleye dadurch, daß er Glätte giebt, und sich verglaset, weswegen kein Zinn da seyn kann. Auch Eisen ist nicht da, weil das Vitriolsauer unwirksam ist. Nach einigen Versuchen zeigte sich, daß man wahres neapolitanisches Gelb erhält, wenn man 12 Unzen Bleyweiß, 1 Unze Alaun, 1 Unze Salmiak, und 3 Unzen Spießglaskalk (Antimonium diapho-

reticum) genau mischet, und solches in einem offenen Gefäße in ein nicht starkes, aber anhaltendes Feuer bringt. Von dem Kalke des Spießglanzes und von der Alaunerde leitet Fougeroux die Dauerhaftigkeit dieser Farbe, die es vor andern bleyischen Bereitungen hat, her. Die Vorschrift, welche de la Lande zur Bereitung dieser Farbe, vom Prinzen Severo erhalten hat, (s. den 6 Th. der Voyages d'un François en Italie, S. 397,) kömmt mit der obigen in der Hauptsache überein.

Das neapolitanische Gelb wird zur Miniatur- und Schmelzmalerey gebraucht, wo es ein weit angenehmeres, höheres Gelb giebt, als Operment, Massicot und Ocher, auch sich besser mit andern Materialien, und mit Gummi, Oehl und Wachs zur Enkaustik mischen läßt; auch ist sie an der Luft standhaft. Man muß es auf einem marmornen Reibesteine abreiben, und mit einem elfenbeinernen Messer zusammmen streichen; denn ein gemeiner Reibestein und der Stahl machen die Farbe grünlich.

Hrn. Prof. Beckmann phys. ökonom. Bibliothek, 3. B. 3. St. S. 330. f.

Eb. dess. Anleit. zur Technologie, S. 207.

Volkmanns Nachrichten von Italien, 3. B. S. 181.

Watin Staffirmaler, S 21.

Die gelbe Farbe giebt aber auch, mit andern zusammengesetzt oder vermischt, verschiedene zusammengesetzte Farben. Also entsteht aus der Vermischung des blauen und gelben, grün; aus gelb und roth erhält man Aurorfarbe; gelb und schwarz erzeugt ein gewisses in das Gelbe fallendes Grau; gelb mit blau und roth vermischt, giebt röthliche Olivenfarbe, oder grünlich-grau, nachdem die Proportion ihrer Vermischung beschaffen ist; blau, gelb und schwarz, giebt braune Olivenfarben, und auch grünlich-grau; roth, braun und gelb, ingleichen roth, gelb und schwarz, geben allerley Fleischfarben, Zimmetfarben, Tobacksfarben, auch Rindshaar- und Bärenfarben ꝛc.

Gelbe Farbe zum Emailmalen, s. Th. X, S. 778.

Gelbe Farbe zum Frescomalen, s. Th. XV, S. 12.

Gelbfärben der Federn, siehe Th. XII, S. 388.

Gelbfärben der Garne zum Feder-Wildbret, siehe oben, S. 139.

Gelbfarben des Gipses, siehe unter Gyps.

Gelbfärben der Pferde-Haare zu Angel-Ruthen, siehe Th. XIII, S. 553.

Gelbe Farbe zum Kattun-Drucken. 1. Pfund trockne Kreuzbeeren, und 4½ Loth Pomeranzenschalen, werden 2 Stunden in reinem Wasser gekocht; nachher werden 4 Loth Alaun in ¼ Quart Essig aufgelöset, in die gekochte Brühe gethan, und diese mit Gummi verdicket.

Ein anderes dauerhaftes Gelb zum drucken. Man leget Eisenfeilstaub an die Luft, damit er roste, nachdem man ihn vorher durch fünf- bis sechsmaliges Waschen sorgfältig gereinigt hat, begießt man ihn zuweilen mit Häringslacke, oder in deren Ermangelung, mit Harn. Wenn er auf der einen Seite recht geröstet ist, wendet man ihn um, und begießt ihn ebenfalls, bis er auch auf dieser Seite geröstet ist. Alsdann läßt man ihn ein wenig. Von dem auf diese Art zubereiteten Eisenfeilstaube nimmt man eine beliebige Quantität, thut ihn in ein Faß, und schüttet zu jedem Pfunde, 3 Maß guten Weinessig ½ Unze vom gelbsten Operment, ⅛ Unze Grünspan, und so viel Saffran, als man mit 2 bis 3 Fingern fassen kann. Man reibet dieses alles mit Essig wohl an, und läßt es 6 Wochen lang einweichen, indem man den Liquor täglich 3 bis 4 mal abzapfet, und wieder darauf gießt. Alsdann läßt man diese Farbe kochen und schaumen, und gummiret sie.

Andere Art von Gelb, zum Auftragen mit einem Pinsel. Man thut 2 Unzen gestoßene Kreuzbeeren, 1 Unze Campecheholz, 1 Unze Pomeranzenschalen, und 1 Unze Granatapfelschalen in 1½ Maß Fluß- oder Regenwasser, läßt es zuerst 24 Stunden einweichen, und alsdann 2 Stunden lang kochen; thut ½ Pfund zerstoßenen und besonders zerlassenen Alaun, und endlich die gehörige Quantität Gummi hinzu. Will man es mehr Jonquillengelb haben, vermischt man es mit ein wenig von Steinsalz oder von ungelöschten Kalk abgezogenen Scheidewasser.

Gelbe Farbe für den Grund. Man läßt 1 ℔ zerstoßene Galläpfel in ½ Eimer Wasser weichen, stellet einen Kessel mit 3 Eimer Wasser auf das Feuer, gießt das Galläpfelwasser hinein, thut noch 20 ℔ Campeche Holz, und 10 ℔ zerstoßene Kreuzbeeren hinzu, läßt alles dieses bis zur Hälfte einkochen, vermischt es sodann mit einer Solution von 3 ℔ Alaun, seihet es durch ein Sieb, und gummiret es.

Siehe auch Th. XXXVI, S. 76, f. und 123.

Gelbfärben des Leders, siehe unter Leder.

Gelbfärben des leinenen oder flächsenen Garnes und Zeuges. Man nimmt hiezu eines der oben, S. 726, genannten Materialien, schüttet es in gehöriger Proportion in einen Sack, belastet diesen in dem Färbekessel auf ein oder die andere Art, und siedet es in guter Lauge, damit selbige alle Farbe heraus ziehe, alsdann wird das leinene Garn und die Leinwand, nachdem sie vorher durch eine mit warmem Wasser gemachten Pottaschsolution gezogen worden ist, daraus gefärbet.

Gelbfärben der Seide. Man färbt zwar zuweilen mit den Körnern von Avignon gelb; allein die beständigste Farbe giebt das Streichkraut oder der Wau (Reseda Luteola). 100 Pfund Seide, welche gelb gefärbet werden sollen, kochet man in 20 Pfund Seife, wäscht sie rein aus, alaunt sie, wäscht sie aufs neue, zieht sie auf die Stöcke, und färbt sie in einem Bade von Streichkraut. Man hat wildes und gepflanztes. Dasjenige, welches die dünsten Reiser hat, ist das beste. 1 Pfund Seide erfordert 2 Pfund Streichkraut. Man thut es, in Bündel gebunden, in den Kessel, läßt es eine Viertelstunde kochen, zieht die Bündel heraus, gießt das ganze Bad durch ein enges Sieb in ein anderes Gefäß, läßt es erkalten, bis man die Hand darin leiden kann, taucht die Seide ein, und wendet sie um, bis sie gehörige und gleiche Farbe hat. Während der Arbeit läßt man das Streichkraut zum zweytenmal in frischem Wasser kochen. Man hebt von dem alten Bade etwas heraus, ersetzt den Abgang mit der neuen Brühe, und wendet die Seide, wie das erstemal, im Bade, welches etwas heißer seyn kann, um. Unterdessen nimmt man auf 20 Pfund Seide, 1 Pfund Weinsteinasche, gießt etwas von der zweyten Streichkrautbrühe kochend auf, rührt sie um, läßt die Asche sich setzen, hebt die Seide aus dem Bade, gießt ein Paar Eimer

klare

klare Lauge des Aschenbades in die Farbe, rührt alles wohl um, hängt die Seide aufs neue hinein, und wendet sie darin um. Hiernach wird die Farbe goldgelb. Setzt man noch mehr Weinstein Asche hinzu, so wird die Farbe erhöhet. Noch stärker fällt dieselbe in das Goldgelb, wenn man zu dem Weinstein auch etwas Rocou hinzu setzt. Zu den hellgelben Schattirungen, als: Citronen-Gelb ꝛc. muß die Seide sehr weiß gekochet, und nicht alaunet werden. Man netzt sie hierauf in einem mit Wasser verdünnten Streichkrautbade, und setzt etwas weniger Küpenblau zu der Brühe, wenn die Farbe in das Grünliche fallen soll.

Der Rocou bringt zwar, unvermischt, eine ziegelrothe Farbe hervor, allein, diese Farbe wird durch eine Beymischung der Weinsteinasche gelb. Hiedurch entstehen verschiedene Schattirungen der gelben Farbe, welche zwar schön, aber nicht beständig sind. Man schneidet den Rocou in Stücke, thut ihn in einen kupfernen Durchschlag mit 2 Handhaben, setzt diesen in einen Kessel mit heißem Wasser, reibt den Rocou in dem Durchschlag mit einer hölzernen Keule, und läßt die zerriebene Farbe in das Wasser fließen. Auf gleiche Art verfährt man auch mit der Weinsteinasche, wovon man höchstens eben so viel, wie von dem Rocou nimmt. Man rührt das Bad um, läst es ein Paarmal aufkochen, schreckt es mit kaltem Wasser, und läßt das Feuer abgehen. Fällt die Farbe noch in das Ziegelrothe, so wird mehr Weinsteinasche hinzu gefüget, bis sie gelb ist.

Soll die Seide Aurorfarbe und Orange werden, so müssen 100 Pfund Seide in 10 Pfund Seife gekocht werden; nach dem Kochen und Auswaschen wird die Seide aufgewunden, und auf einen Haspel gethan. Man läßt einen zur Hälfte mit Flußwasser angefüllten Kessel erwärmen, thut einen Theil der aufgelöseten Rocoufarbe hinein, läßt die Mischung bis zum Kochen

heiß

heiß werden, rührt das Bad um, netzt hierin die Seide, und spühlt sie zuletzt. Netzt man die auf diese Art gefärbte Seide noch in einer Brühe von Gelbholz und Vitriol, so entstehen die hellen Schattirungen der Mordoree-Farbe; und die dunkeln Schattirungen erhält der Färber, wenn er zu der letzten Brühe noch indianisches Holz nimmt. Wird die Seide in einer Rocoubrühe, die bereits zur Aurorfarbe genutzt ist, genetzet: so entsteht das Goldgelb und die Isabell-Farbe. Die Orangefarbe ist dunkler, als die Aurorfarbe; und daher muß man dem Rocou wieder etwas von seiner natürlichen Farbe geben. Die Seide wird daher zwar eben so, wie bey der Aurorfarbe, gefärbet, man zieht sie aber durch Weinessig oder Citronensaft, wenn die Schattirungen der Orange hell seyn sollen, durch Alaunwasser aber, wenn dieselben dunkel seyn sollen.

Macquers Kunst der Seidenfärberey, im 3. B. des Schaupl. der Künste und Handwerke, S. 301. fgg.

Sprengels Handwerke und Künste, 15. Samml. Berl. 1777, 8. S. 276, fgg.

(Pfeifers) Lehrbegriff sämtl. oeconom. und Cameralwiss. 3. B. 1. Th. Mannh. 1777, 4. S. 515. fgg.

Eine schöne chinesische gelbe Farbe, Seide, Papier und andere Sachen damit zu färben. Man nimmt ½ Pfund Acacienblumen, ehe sie ganz aufgegangen sind, wenn sich eben die Blätter ausbreiten wollen; trocknet sie über einem gelinden Feuer, in einer reinen kupfernen Pfanne, und rührt sie beständig geschwinde um. Wenn sie gelb zu werden anfangen, gießt man ein wenig Wasser darauf, und läßt es kochen, bis es anfängt dick zu werden und eine stärkere Farbe zu bekommen. Darauf seihet man alles mit einander durch ein grobes Seidentuch. In den durchgeseihten Liquor thut man ½ Unze Alaun, und 1 Unze calcinirte und fein gepülverte Austerschalen. Nachdem alles wohl vermischt ist, giebt es eine sehr feine gelbe Farbe.

Gentlem. Magaz. Jun. 1749, S. 252.

Brem. Magaz. 3. B. S. 48.

Neue Stutg. Realzeit. v. J. 1765, S. 747.

Wiener Realzeitung, v. J. 1770, S. 456.

Anstatt der Farbematerialien aus dem Gewächsreiche, dienen auch verschiedene metallische Solutionen

nen

nen zum Färben der Seide. So färbet z. B. eine Solution von Silberblättern in gefälltem Scheidewasser, weiße seidene Bänder, wenn man sie darin tauchet, und hernach trocknen läßt, mit dem schönsten und lebhaftesten Schwefelgelb. Die Zinnsolution in Königswasser giebt ein schönes, doch nicht gar feuriges Gelb. Das lebhafteste Citronengelb aber bekömmt man durch die Goldsolution; es müssen aber die damit genetzten Bänder in einer gelinden Wärme getrocknet werden.

Bernerisches Magazin der Natur, Kunst und Wissensch. 1. B. 1. St. Bern. 1775, 8. S. 107, f.

Zum Gelbfärben des wollenen Zeuges, werden insonderheit Wau und Gelbholz gebrauchet. Zum Absieden kocht man 8 Loth Alaun, und 2 Loth Weinstein. Zur Farbe selbst nimmt man 6 Loth Wau, auf ein Pfund Zeug. Man vermischt auch zuweilen Scharte, Pfriemenkraut, und griechisches Heu, nachdem man die Farben hell oder dunkel haben will. Mehr Alaun nähert sich dem Franzgelben des Wau; viel Weinstein vertieft bis zur Orangefarbe. Curcume verschießt in Cochenillenscharlach; wird sie aber mit Meersalz zum Gelbfärben befestiget, so verschießt sie weniger. Die Kirgisen färben die Wolle mit Rhabarber.

Zu Bau- und mathematischen Rissen, schickt sich zur gelben Farbe am besten Gummigutt; sie gleicht an Schönheit der Jonquille, und ist leicht zu zubereiten. Man läßt dieses Gummi in einem gläsernen Schälchen in gemeinem Wasser zergehen, da man, wenn es darin trocken geworden ist, gar bald, wenn Wasser dazu gethan, und mit einem Pinsel umgerührt wird, eine Partie solcher Farbe zum Gebrauche vorräthig haben kann. Man braucht sie bey Baurissen zwar so gar stark nicht, außer die Secretcanäle und Sitzlöcher damit anzudeuten, oder eine Magnetrose damit anzulegen,

legen, oder einen Rand um einen Riß, wie auf den Landkarten geschieht, damit auszuzieren; zu Vermischung der Farben aber thut sie vortreffliche Dienste. Man kann auch aus Saffran gar bald eine gelbe Farbe erhalten, wenn man denselben auf dem Ofen etwas trocknet, hernach klein stößt, und Wasser darauf gießt, welches denn zu einer goldgelben durchsichtigen Farbe wird. Gelber Ocher, gelber Lack, Schüttgelb und Bleygelb, werden mit Wasser, Auripigment mit Branntwein, das Neapolitanergelb aber mit Urin, welcher lange gestanden hat, abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht. Es läßt sich auch durch die Mischung der Hauptfarben verschiedenes Gelb bekommen. Das Goldgelb mischet man aus Gelb, Roth und ein wenig Bleyweiß; das Citronengelb aus Bleyweiß, Schüttgelb und Auripigment; das Dottergelb aus Bleyweiß, viel Neapolitanergelb, und ein wenig Zinnober.

Zum Anstreichen der Häuser, der Mauern und Wände an steinernen Gebäuden, nimmt man gemeiniglich Ocher, und vermischt ihn in größerer oder kleinerer Quantität mit Kalk, nachdem die Farbe entweder lichter oder dunkler werden soll. Da aber diese Farbe viel Arbeit zu stoßen und zu sichten kostet, auch mit der Zeit ganz ins Weiße ausbleichet: so will ich hier eine leichte und eben so wenig kostbare Art angeben, steinerne Gebäude und deren Wände gelb zu färben, wobey die Farbe länger dauert, und schöner ins Auge fällt, als bey der vorgedachten. Man löset grünen Vitriol in Wasser auf, entweder durch vorsichtiges Kochen oder langsames Schmelzen. Zugleich vermischt man Kalk mit etwas Wasser, und arbeitet ihn mit einer Mauerkelle dergestalt durch, daß alle Kalklumpen zergehen und recht fein werden. Wenn dieses hinreichend geschehen ist, gießt man zu dieser Masse nach und nach von dem Vitriolwasser hinzu, und sucht gleichfalls durch beständiges Schlagen und Kne-

ten

ten dieses durch einander zu mischen und zu vereinigen. Wenn endlich die Masse durch das Vitriolwasser dergestalt verdünnet worden ist, daß sie sich bequem mit einem Mauerpinsel auffassen läßt, so versucht man durch einen Strich auf einer weißen Mauer, ob die Farbe hell oder dunkel genug sey, und ob sie sich fest genug an den Grund hänge. Am rathsamsten ist, wenn man bey der hellen Farbe bleibt, indem die damit angestrichenen Sachen mit der Zeit eher dunkler, als heller werden. Will man ja die Farbe etwas brechen, und nicht so gelb haben, so streuet man, ehe zum erstenmal Vitriolwasser hinzu gegossen wird, zerstoßene, zerriebene und durchgesiebte Kohlen dazwischen. Diese leichte, wohlfeile und nützliche Farbe hat überdem noch die gute Eigenschaft, daß sie sich nie von der Wand trennet, sondern vielmehr der beworfenen Wand und dem Mörtel, ja auch dem Holze, eine dauerhafte Festigkeit ertheilt.

12. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768, Col. 189—192.
29. St. der Mindischen Beyträge z. N. und Vergn. v. J. 1771, Col. 225—127.
No. 20. des Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. J. 1779, S. 79.

Gelbe Glasur auf Porzellan und Thon-Gefäße, siehe unter Glasur.

Gelb, (Berg-) siehe Ocher.
— (Blätter-) siehe oben, S. 725.
— (Bley-) siehe Th. V, S. 695.
— (Citronen-) } siehe oben, S. 725.
— (Dotter-) }
— (Gold-) siehe oben, S. 725 u. 732.
— (Lack-) siehe oben, S. 726.
— (Neapolitanisch-) siehe oben, S. 727, f.
— (Pomeranzen-) } siehe oben, S. 725.
— (Quitten-) }
— (Rausch-) s. in R.
— (Schütt-) siehe Th. V, S. 374.
— (Schwefel-) siehe oben, S. 725.

Gelb, (Stroh-) (
— (Wachs-) (siehe oben S. 725.

Gelb-Ammer, eine Benennung, welche an einigen Orten auch die Ammer, oder der Aemmerling, (s. Th. X, S. 784, fgg.) wegen ihrer schönen gelben Brust führt; Niederf. Geelemmerken.

Gelb-Beere, die gelben Beeren des Rhamnus infectorius *Linn.* welche in Avignon getrocknet werden, da sie dann in Frankreich Graines d'Avignon heißen, und von den Malern zur gelben Farbe gebraucht werden. Siehe Kreuz-Beere.

Gelb-Bein, oder das Gelb-Beinchen, eine Art Strand-Läufer mit gelben Füßen, welche in den Küchen mit unter die Schnepfen gerechnet wird; an andern Orten Gelb-Fuß, Schnuerung; Glareola 3. *Klein.* & *Schwenkf.*

Gelb-Brüstchen, Oberd. Gelbbrüstel, ein Vogel, der nach dem Klein zu den Nachtigallen oder Grasmücken gehört, eine gelbe Brust und gelben Hals, und dunkelbraunen Kopf und Rücken hat, und in Bahama einheimisch ist: Luscinia pectore flavo *Klein.*

Gelb-Fink, eine Benennung der Gelb- oder Goldammer; siehe Emmerling.

Gelb-Fuß, siehe Gelb-Bein.

Gelb-Gießer, Niederf. Geelgeter, ein Handwerksmann, welcher aus Messing und andern damit vermischten Metallen allerley Geräthschaften zum häuslichen Gebrauche gießt und verfertigt, als z. B. kleine Glocken und Schellen, metallene Mörser, Gewichte, Kron- und andere Leuchter, Löffel, Messerstiele, Spritzen, Röhren, Ventile, Bierzapfen oder Hähne, Plätteisen, Wachsscheeren, Knöpfe, und viele andere dergleichen Geräthschaften, imgleichen allerley Beschläge zu Thüren, Kasten, Schränken, auf Pferdegeschirre ꝛc.

Ungeachtet die Gelbgießer fast eben diejenigen Materialien gebrauchen, als die Rothgießer, welche allerley

ley Geräthschaften aus Kupfer gießen, auch beyder Professionisten ihre Werkzeuge wenig unterschieden sind; hienächst auch einige Waaren von dem einen sowohl als von dem andern verfertiget zu werden pflegen: so ist doch ein wesentlicher Unterschied unter diesen zweenen Handwerkern. Derselbe besteht darin, daß der Gelbgießer in Sand gießt, der Rothgießer aber sich der Lehmformen bedient; daß jener sich mit sehr großen Stücken, z. B. großen Glocken, nicht abgiebt, wie dieser; und daß viele Gelbgießer sich auf das Kunstdrechseln legen, und hiedurch die Rothgießer in kleinen künstlichen Stücken übertreffen.

Hr. von Justi in seiner Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken, 2. Th. S. 295, setzt den Unterschied zwischen diesen beyden Handwerkern darin, daß die Materie, aus welcher sie ihre Waaren verfertigen, bey dem Gelbgiessern Messing, bey den Rothgiessern aber Kupfer ist. Man hat zwar dieses in der Hauptsache seine Richtigkeit, und von der Farbe dieser beyden Metalle mögen diese Fabrikanten auch wohl ihre Benennung erhalten haben; unterdessen aber verfertigen doch die Rothschmiede auch viele Waaren aus Messing.

Hienächst kömmt den Gelbgießern nach ihren alten Rechten (worauf jedoch in manchen Gegenden, wie z. B. in der Mark Brandenburg, nicht geachtet wird,) das Hohlgießen ausschließungsweise zu. Unter diesem Ausdruck wird nicht das Gießen hohler Arbeiten, sondern solcher Stücke verstanden, wobey das Modell ein Blech ist, welches man getrieben oder ausgehöhlt hat. Die wichtigste Arbeit dieser Art ist die messingene Verzierung eines Pferdegeschirres. Unter denen Arbeiten, welche beyde Handwerker gießen und verfertigen, sind insonderheit die messingenen Feuerspritzen. Eben der Umstand, daß die Gelbgießer verschiedene Waaren verfertigen, welche auch die Rothgießer machen, ist wahrscheinlich die Ursache, daß letztere die erstern nicht gern an einem Orte neben sich aufkommen lassen, sondern ihnen hierin hinderlich sind, weil sie durch denselben einen Theil ihrer Nahrung verlieren.

Es haben die Gelbgießer auch vieles mit den Gürtlern gemein, sind aber doch von ihnen unterschieden, ob sie gleich zuweilen mit ihnen in einer Zunft stehen, und daher einerley Arbeitstaxe unterworfen sind;

S. z. B. die Taxordnung für die Handwerker und Professionisten zu Königsberg in Preußen, v. 25. Jun. 1770.

Gemeiniglich aber haben die Gelbgießer ihre eigene Innung;

S. Zunftartikel für das breslauische Mittel der Gürtler. v 29. Oct. 1751, 4 Abschn. Art. 3.

Der Gürtler arbeitet ebenfalls in Messing, sowohl wie in Kupfer, und fast in allen andern Metallen. Er verfertigt viele Waaren aus Messing, welche er theils in Formen gießt, theils mit dem Hammer und der Feile bearbeitet, und durch Löthen an einander füget. Bey den gegossenen Arbeiten bedient er sich der Werkzeuge der Roth- und Gelbgießer. Und in der Mark-Brandenburg gießt er jetzt alles das aus Messing, was die gewöhnlichen Roth- und Gelbgießer verfertigen. Unterdessen scheint ihnen doch die getriebene Arbeit aus Messingblech vorzüglich eigen zu seyn.

Zu Breslau müssen die Gelbgießer, damit dem Gürtlermittel in dessen Handwerksarbeit oder Præcipuis, von ihnen kein Eintrag geschehe, vor sich allein und außer dem Gürtlermittel leben, auch keine Gürtlerarbeit von geschlagenem Messing, es habe dieselbe Namen wie sie wolle, annehmen, noch solche weder selbst, noch durch die Ihrigen verfertigen, desgleichen auch die von Messing gegossene Arbeit, welche die Gürtler zugleich in ihren Handwerks-Præcipuis zu verfertigen berechtigt und in Possessione sind, anders nicht als bloß gießen, und dieselbe weiter nicht als nur gelbe ausmachen, alles Versilberns oder im Feuer Vergoldens sich gänzlich enthalten, endlich auch keine zu Breslau in oder außer der Arbeit befindliche, oder dahin kommende, oder auch von da wandernde Gürtlergesellen, oder in der Lehre stehende, oder auch ausgetretene Jungen bey sich fördern, hägen, oder zum Nachtheil des Gürtlermittels an sich ziehen, sondern überhaupt sich mit dem bloßen Gusse und der gelben Ausmachung der gegossenen Arbeit lediglich begnügen.

Was

Was die Policey in Ansehung der Gelbgießer zu beobachten hat, dürfte hauptsächlich in folgenden Stücken bestehen. 1) Da der Debit der Gelbgießerwaaren sehr groß ist: so muß die Landespolicey nicht unterlassen, für die Einführung dieser Fabrikatur Vorsorge zu tragen. Diese Vorsorge und die Ansetzung dieser Professionisten ist alsdann für den Staat desto nöthiger und nützlicher, wenn sich im Lande Messinghütten befinden. 2) Weil, wie vorher erwähnt worden ist, die Gelbgießer, Rothgießer und Gürtler verschiedene Waaren von einerley Art verfertigen: so sollte man die Gränzen eines jeden Handwerkes, und diejenigen Arbeiten, die ein jedes zu machen befugt seyn soll, auf das genaueste in den Innungsartikeln bestimmen, um dadurch den Processen unter ihnen, welche weder ihnen selbst, noch dem guten Zusammenhange des Nahrungsstandes überhaupt, zuträglich sind, nach Möglichkeit vorzubeugen 3) Da die Gelbgießer selten unterlassen, einen Zusatz von Zinn und andern Metallen, insonderheit von Glockenspeise, unter das Messing zu nehmen, woraus eine große Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit der Waaren und Geräthschaften, welche dem gemeinen Wesen allerdings nachtheilig ist, erfolgt: so sollte den Gelbgießern nicht erlaubt werden, zu ihrem Messing, Zinn oder Bley oder Glockenspeise zu zusetzen. Der Zusatz von Zinn ist zwar bey ihnen nicht so stark, als bey den Glockengießern; allein, Zinn und Bley geben dem Messing, auch in geringer Portion, eine außerordentliche Sprödigkeit. Zink und Wismuth ist noch schädlicher; allein die Gelbgießer enthalten sich dessen wegen des theuern Preises ohnedieß. Die Gelbgießer sollten ihre Waaren aus reinem Messing gießen und verfertigen. 4) Auch hängt die Dauerhaftigkeit der Gelbgießerwaaren sehr von der Art der Löthung ab, wodurch die Gelbgießer ihre nicht selten in verschiedenen Theilen gegossene Arbeiten hernach zusammen fügen müssen. Da man eigentlich drey

Hauptarten von Lothen hat, Hart-Loth, Schnell-Loth und Weich-Loth, deren Beschreibung in dem Art. Loth vorkommen wird: so sollte die Policey diesen Unterschied der Löthung nicht ganz außer Acht lassen, sondern den Gelb- und Rothgießern und Gürtlern in ihren Innungsartikeln, oder sonst in Reglements, darüber Vorschriften geben, weil, gedachtermaßen, die Dauerhaftigkeit der Geräthschaften, und mithin der Vortheil des gemeinen Wesens gar sehr darauf beruhet. 5) Es werden die Gelbgießer dadurch sehr unterstützet, wenn, wie in den königl. preußischen Landen, sowohl die Ausfuhre des alten Messings, als die Einfuhre der fremden Gelbgießerwaaren, gänzlich verboten, oder wenigstens auf leztere ein hoher Impost geleget wird.

Die Gelbgießer haben kein geschenktes Handwerk. Ihre Lehrbursche werden, wenn sie ein Lehrgeld erlegen, nach 5 Jahren losgesprochen, außerdem müssen sie 7 Jahre lernen. Die Gesellen müssen 3 Jahr wandern. Das gewöhnliche Meisterstück ist ein Kronleuchter und ein Geschirr für 6 Pferde; und man beobachtet hiebey alle bekannte Gebräuche der Handwerker, die auf keine Mißbräuche hinaus laufen. In Berlin bestand, zu Ende des Jahres 1777, das Gelbgießergewerk in 24 Meistern, 13 Gesellen Gesellen und 11 Jungen.

General-Privilegium und Gildebrief des Gelbgießergewerks in der Chur und Mark-Brandenburg, insonderheit in Berlin, *d. d.* 16 Sept. 1735, st. in *Mylii Corp. Const. March.* 5. Th. 2. Abth. 10 Cap. Anhang, *No.* 57, Col. 585, fgg.

Hrn. H. K. R. Bergius neues Policey- und Cameralmagaz. 3. Band. S. 1, fgg.
Hallens Werkstätte der heutigen Künste, 5. Band, S. 65, fgg.
(Hrn. K. R. Pfeiffer) Lehrbegriff sämtl. ökon. und Cameralwiss. 3. B. 2. Th. S. 159, fgg.
Sprengels Handw. und Künste, 5. Samml. S. 87, fgg.

Da

Da man bey verschiedenen Künstlern und Handwerkern gewisse ihnen eigenthümliche Krankheiten beobachtet, welche insgemein Folgen ihrer Handthierung sind, oder wozu einige Gegenstände, womit sie sich beschäftigen, Gelegenheit geben: so findet sich auch bey den Gelbgießern, welche mit dem Schmelzen und Giessen des Messings zu thun haben, gemeiniglich ein gewisses Fieber ein, dessen Ursache und Zufälle sich aus den Bestandtheilen dieses Metalles gar füglich erklären lassen.

Das Messing wird, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde, durch eine Verbindung des Galmeyes mit dem Kupfer zuwege gebracht. Der Galmey ist, wie im XV. Th. S. 806. fgg. umständlich erklärt worden ist, ein mineralisches, theils erd- theils aber auch steinartiges Product, welches vermuthlich durch die Zerstörung der Blende oder eines andern Zink-Erzes entsteht. Die Verbindung dieser beyden Dinge bringt in dem Ofen, worin das Messing verfertiget wird, verschiedene Producte hervor, welche ihren Ursprung gröstentheils von dem Galmey haben. Diese sind: der aus dem Galmey zusammen geflossene Zink, unter seiner halbmetallischen Gestalt; verschiedene Arten des so genannten Ofenbruches; die Tutia, und das weiße Nicht. Alle diese Dinge legen, in Ansehung der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, einen deutlichen Beweis an den Tag, daß sie von Galmey ihren Ursprung genommen haben; wie sie dann insgesamt eben so gut, wie der Galmey selbst, zur Verfertigung des Messings können angewendet werden. Insonderheit aber kommen die aus dem Zinke, vermittelst einer Sublimation im offenen Feuer, zubereiteten so genannten Zink-Blumen, mit der staubichten weißen Materie, oder dem weißen Nicht, völlig überein, welche man in denen Oefen, worin das Messing gemacht wird, zu finden pflegt, außer daß die erstern unter einer flockichten und federich-

ten Gestalt in die Höhe steigen. Im gezenwärtigen Falle haben wir unser Augenmerk nur auf die beyden zuletzt erwähnten Producte zu richten, indem dieselben weit leichter, als die übrigen, von der Luft getragen werden, und sich daher auch viel eher, als jene, in die Theile unsers Körpers einschleichen können.

Wenn man das Bestandwesen des Galmeyes in Betrachtung zieht, so belehrt uns der, vermittelst des Röstens und einiger andern Handgriffe, aus demselben zubereitete Vitriol, daß die Vitriolsäure einen ansehnlichen Theil seiner Mischung ausmachen müsse; daher dann sowohl die Zinkblumen, als auch das Nicht, einen sehr merklichen vitriolartigen, zusammenziehenden Geschmack auf der Zunge zurück lassen, wie man dann ihre Wirkung, die sie bey unreinen Wunden, und bey Entzündung der Augen äußern, gar füglich aus diesen Gründen herleiten kann. Da wir nun wissen, daß sich der dem Kupfer zugesetzte Galmey, vermittelst des Feuers, unter verschiedener Gestalt von demselben absondert: so wird man leicht einsehen, das dieses gleichfalls bey dem wiederholten Schmelzen des Messinges erfolgen müsse.

Diejenigen Künstler und Handwerker, welche mit dem Schmelzen dieses Metalles umgehen, haben in dieser Absicht einen großen Unterschied unter dem Messing angemerkt. Sie haben nämlich beobachtet, daß dasjenige, welches sie aus der Fabrik erhalten, oder welches nicht oft geschmolzen worden ist, und welches sie geschmeidiges Messing nennen, weit mehrern Dampf und Rauch von sich giebt, als dasjenige, welches öfter im Feuer gewesen, oder mit Bley und Zinn vermengt ist, und sprödes Messing genannt wird. Dieser Unterschied offenbaret sich, bey dem Schmelzen beyder Arten, auf eine sehr merkliche Weise. Das geschmeidige Messing giebt einen sehr starken, weißen Rauch von sich. Die Zangen, und andere hiebey nöthige Instrumente wer-

werden mit einem weißen, mehlichten Staube überzogen, und die Schmelztiegel mit einer flockichten und federichten, weißen Materie bedeckt und angefüllet; ja, man sieht, bey dem Ausgießen dieses Messinges, sogar weisse Stücke, wie Schneeflocken, in der Luft herum fliegen. Alles dieses beobachtet man, in weit geringerem Verhältnisse, bey dem Schmelzen des spröden Messinges. Wenn man den weißen Staub, welcher sich an die Zangen anleget, wie auch die flockichte Materie aus den Schmelztiegeln untersucht, und dieselben, in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihres Geschmackes, mit dem Nicht und den Zinkblumen in Vergleichung zieht, wird man unter denselben nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen.

Wenn die Gelbgießer den Tag über mit dem Schmelzen und Gießen des Messinges beschäftigt gewesen sind, so empfinden sie, nach geendigter Arbeit, ungemein eine große Mattigkeit in allen Gliedern. Die Brust wird beklemmt, der Athem kurz, das Herz fängt stark zu schlagen an, und der Puls wird ungemein schwach. Hierauf stellen sich nicht nur gewaltige Kopfschmerzen und Reißen in allen Gliedern ein, sondern sie bemerken auch einen Schauer und Frost, wie bey einem starken Anfalle eines kalten Fiebers. Diese Zufälle nehmen endlich dermaßen überhand, daß solche Personen nicht selten genöthiget werden, sich in das Bette zu verfügen, wobey sich eine Unruhe einfindet, oder doch wenigstens der Schlaf mit ängstlichen Vorstellungen begleitet wird. Alles dieses vermehrt sich bis zu der sechsten oder achten Stunde, nach dem ersten Anfalle dieser Krankheit, worauf ein gelinder Schweiß diesen Zufällen ein Ende machet, und zwar dergestalt, daß man am folgenden Tage nicht das geringste Merkmaal hievon spüret, und solche Personen ihre Arbeit ungehindert fortsetzen können; ja, einige

befinden sich nach diesen fieberhaften Anfällen, viel munterer und aufgeräumter, als vor denselben.

Diese Krankheit ist bey den Gelbgießern unter dem Namen des Schmelz- oder Gieß-Fiebers bereits so bekannt, daß sie niemals, bey dem Anfalle derselben, ihre Zuflucht zu einigen Arzeneymitteln nehmen, indem sie versichert sind, daß derselbe keine gefährliche Folgen nach sich ziehen, und in einer Zeit von 10 bis 12 Stunden völlig vorüber gehen werde.

Alle diese fieberhafte Zufälle äußern sich nicht nur weit stärker, sondern dauern auch länger, wenn solche Personen mit dem Schmelzen und Gießen des geschmeidigen Messinges beschäftigt gewesen sind; da hingegen dieselben sich vermindern, ja wohl gar nicht einfinden, wenn das Messing, mit welchem sie zu thun gehabt haben, bereits oft im Feuer gewesen, oder mit andern Metallen, welche die Theile des Zinkes oder des Galmeyes zu binden geschickt sind, versetzt worden ist.

Wenn wir dasjenige, was ich von den Bestandtheilen und der Wirkung des Galmeyes, des Nichtes und der Zinkblumen angeführt habe, in gehörige Betrachtung ziehen: so werden wir gar leicht im Stande seyn, von den Ursachen und der Beschaffenheit dieses so genannten Gießfiebers ein gehöriges Urtheil zu fällen. Denn da man nicht zweifeln darf, daß diese Dinge unter der Gestalt des aufgestiegenen Dampfes, vermittelst der Luft, in die Lungen dieser Personen gelangen; da wir wissen, daß dieselben insgesamt ein vitriolartiges, saures Salz, und mithin eine zusammenziehende Eigenschaft besitzen: so wird man leicht einsehen, daß hiedurch die Gefäße in der Lunge, insonderheit aber die Lungenbläschen, und die an denselben befindlichen Blut- und Pulsäderchen, zusammengezogen werden müssen, welches den freyen Umlauf des Blutes durch die Lunge hemmet und vermindert. Das Blut häufet sich daher in der Lungenpulsader an, und das Herz empfindet einen Widerstand,

stand, wodurch die natürliche Bewegung desselben gehindert wird. Da nun aber das Blut, welches durch die große Pulsader zu allen übrigen Theilen des Leibes geführet werden sollte, aus eben diesen Ursachen in wenigerer Menge aus der Lunge zu dem Herzen gelanget: so kann nichts anders erfolgen, als daß die Schläge aller Pulsadern kleiner und schwächer, die Blutadern und Bluthöhlen hingegen insgesamt mit allzu vielem Blute angefüllet werden, welches nicht nur eine Mattigkeit und Trägheit, sondern auch einen Mangel der Wärme nach sich ziehen muß. Auf diese Art werden sich aus der gehemmten Bewegung des Blutes durch die Lunge alle Zufälle, die sich bey diesem Fieber einstellen, gar füglich erklären lassen.

Dieses Fieber scheint, in Ansehung seiner Beschaffenheit und Dauer, denjenigen sehr gleich zu kommen, welche mit einem einzigen Anfalle ihre Endschaft erreichen, und die man insgemein, entweder nach der unterbrochenen Ausdünstung, oder nach einer krampfigen Zusammenziehung der kleinsten Blutgefäße, bey feuchter und kalter Witterung, zu verspüren pflegt.

Neue gesellschaftl. Erzählungen, 2. Th. Lpz. 1759, gr. 8. S. 136. fgg.

Gelb-Holz. Diese Benennung führen zweyerley Arten von Holz, welche insgemein mit einander verwechselt werden.

I. Diejenige Art, welche unsere Färber in großer Menge verbrauchen, und welche auch Fustik-Holz, bey den Spaniern Morita, bey den Holländern Stockvischhout, Engl. Fustik-wood, genannt wird, kömmt von einem Baume, den man in Jamaika und Brasilien wild findet. Morus fructu viridi, ligno sulphureo tinctorio, *Sloane* & *Raj.* Morus lactescens, foliis oblongis acutis, paginis exterioribus productioribus, ligno citrino *Brown.* Morus, quæ Tata-iba *Plumier.* Morus tinctoria, foliis oblongis hinc productioribus, spinis axillaribus *Linn.* Morus tinctoria, foliis oblique cordatis acuminatis hirsutis *Mill.* Dieser Baum wird

in dem Lande, wo er ursprünglich zu Hause ist, über 16 und mehr Fuß hoch. Er hat eine hellbraune Rinde, die einige seichte Furchen hat. Das Holz ist fest, und hat eine glänzende schwefel- oder citronengelbe Farbe. Er treibt auf allen Seiten viele Zweige, die mit einer weißen Rinde bedeckt, und mit ungefähr 4 Zoll langen Blättern besetzt sind. Dieselben sind an ihrer Basis breit, und an dem Stiele gezähnt, woselbst sie zugerundet sind; doch ist eine Seite breiter, als die andere, so daß sie gegen den Stiel zu, schief stehen. Sie nehmen stufenweise ab, und endigen sich mit scharfen Spitzen. Sie sind, gleich den gemeinen Maulbeerblättern, rauh, haben eine dunkelgrüne Farbe, und stehen auf kurzen Stielen. Gegen das Ende der jungen Zweige zu, kommen kurze Kätzlein heraus, die eine bleiche grasartige Farbe haben; und an andern Theilen eben dieses Zweiges wächst die Frucht auf kurzen Stielen. Sie ist von der Größe einer Muskatennuß, rundlich, und voll Erhöhungen, wie die gemeinen Maulbeeren, in- und auswendig grün, und hat, wenn sie reif ist, einen ekelhaft süßen Geschmack.

Dieser Baum ist dermaßen zart, daß er bey uns nicht fortkömmt, wofern er nicht in einem warmen Glashause gehalten wird. Der Same geht auf den Mistbeeten gern auf; und wenn die Pflanzen zum Versetzen tüchtig geworden sind, muß man sie einzeln in besondere, mit frischer Erde angefüllte Töpfe setzen, in ein Lohbeet einsenken und im Schatten erhalten, bis sie frische Wurzeln geschlagen haben. Alsdann muß man sie eben so behandeln, wie andere Pflanzen aus diesen heißen Ländern; man muß sie nämlich beständig im Lohbeete in einem Glashause erhalten, wo sie ihre Blätter, den größten Theil des Jahres hindurch, behalten.

Wenn man sich dieses Gelbholzes zum Färben bedienen will, muß man es zu dünnen Spänen raspeln oder hobeln lassen, und die Späne in einen Sack thun,

damit dieselben sich nicht an die Waare hängen, und dieselbe zerreißen oder schadhaft machen. Die Beschaffenheit der färbenden Substanz dieses Holzes, wie auch die Wirkung derselben auf Wolle und Baumwolle, erhellet aus folgenden, vom Hrn. Bergrath D. Pörner damit angestellten Versuchen.

1. Gelbholz mit Wasser gekocht, und im Kochen eine halbe Stunde erhalten, giebt ein Decoct, welches keinen Geruch und Geschmack hat, und nur ein gelindes Zusammenziehen auf der Zunze und im Munde erregt. Die Farbe desselben ist schön gelbroth oder feuergelb; mit Wasser verdünnt, wird dieselbe goldgelb, und mit noch mehrerm Wasser endlich weingelb. Es wird viel Wasser erfordert, ehe alle Farbe unscheinbar wird.
2. Mit aufgelöstem Kochsalz zeigt sich keine besondere Veränderung, außer, daß sich etwas weniges von einer weißlichen Substanz scheidet, welche in der Feuchtigkeit, wie eine Wolke, hängen bleibt. Ueberdieß wird die Farbe etwas dunkler.
3. Mit aufgelöstem Salmiak schlägt sich etwas von einer bräunlichgelben oder pomeranzenfarbigen Substanz nieder. Der darüber stehende Liquor hat alsdann eine schöne hohe Pomeranzen- oder Aurorgelbefarbe. Vermischt man mit selbiger aufgelöste Pottasche, so wird die Farbe noch etwas dunkler. Die niedergeschlagene bräunlichgelbe oder gelbbraune Substanz läßt sich von einer Pottaschensolution auflösen, und giebt derselben eine gesättigte dunkle Pomeranzenfarbe, welche in das Feuergelbe fällt.
4. Mit aufgelöster Pottasche wird die Farbe des Decoctes von dem Gelbholze dunkel und fast rubinroth. An die Seiten und auf dem Boden des Gefäßes legt sich eine weißliche Substanz an, welche sich mit Wasser nicht losspühlen, von dem Salpetersauren aber den Augenblick wegnehmen läßt; doch löset sich dieselbe

selbe nicht auf, sondern bleibt, wie eine lose Staub-erde, in demselben hängen. Vermischt man das mit Pottasche vereinigte und dunkelroth gewordene Decoct mit Salzsaurem, so entsteht ein Aufbrausen, und es schlägt sich eine gelbbraune oder pomeranzenfarbige Substanz nieder, welche sich von aufgelöster Pottasche wieder mit einer dunklen Pomeranzenfarbe auflösen läßt. Der darüber stehende Liquor hat alsdann eine weingelbe Farbe.

5. Mit Salzsaurem schlägt sich eine pomeranzenfarbige Substanz nieder. Der darüber stehende Liquor hat eine schöne weingelbe Farbe. Vermischt man mit derselben aufgelöste Pottasche, so entsteht ein Aufbrausen, und die Farbe wird feuer- oder rothgelb. Die niedergeschlagene pomeranzenfarbige Substanz löset sich in Pottaschensolution auf, und ertheilt derselben eine sehr gesättigte Farbe, so, daß man kaum durchsehen kann. Die Farbe fällt in das Rubinrothe, wird aber, wenn man sie mit Wasser verdünnet, orangegelb; durch mehreres Wasser, goldgelb, weingelb, und endlich blaßgelb, doch spielt sie allemal etwas in das Röthliche. Eine kleine Portion dieser durch Pottasche aufgelösten Substanz färbt eine große Menge Wasser gelb.

6. Mit aufgelöstem Alaun schlägt sich ebenfalls etwas von der pomeranzengelben Substanz nieder. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine schöne goldgelbe Farbe. Vermischt man mit selbiger aufgelöste Pottasche, so wird dieselbe trübe, und es schlägt sich etwas von einer gelblichweißen Substanz nieder. Die aus der Vermischung des Gelbholzdecoctes mit Alaun geschiedene orangegelbe Substanz löset sich zum Theil in Pottaschensolution auf, und färbt dieselbe orangegelb.

7. Mit Zinnsolution wird das Decoct trübe, und es schlägt sich eine häufige gelbe Substanz nieder, welche

che die Farbe eines gelben Ochers hat. Der darüber stehende Liquor ist blaßgelb, fast citronengelb. Vermischt man mit demselben Pottaschensolution, so wird er orangegelb, und es schlägt sich etwas weniges von einer weißlichen Substanz nieder. Die gelbe Substanz, welche sich aus der Vermischung des Decoctes mit Zinnsolution niedergeschlagen hat, löset sich zum Theil in Pottaschensolution auf, und färbt dieselbe orangegelb.

8. Mit grünem Vitriol wird das Decoct trübe, und es schlägt sich eine häufige Menge einer schwarzbraunen Substanz nieder, welche ein wenig in das Grünliche fällt. Der darüber stehende Liquor hat eine sehr blasse, aber etwas trübe Farbe, welche in das Grünlichgelbe fällt. Vermischt man mit demselben Pottaschensolution, so erfolgt eine Präcipitation, und es schlägt sich eine dunkle bläulichgrüne Substanz nieder, welche an der Luft braun wird. Hat sich diese Substanz gesezt, so wird der Liquor hell, und erhält eine blasse weingelbe Farbe, welche stärker, als die vor der Präcipitation bemerkte schwache grünlichgelbe Farbe, ist. Die schwarzbraune Substanz, welche sich aus dem mit grünem Vitriol vermischten Decocte geschieden hat, löset sich in Pottaschensolution ganz auf, und ertheilt derselben eine so dunkle und gesättigte braunrothe Farbe, daß sie das Ansehen hat, als wenn Wermuthextract im Wasser aufgelöset wäre. Verdünnt man diese Solution mit etwas Wasser, so wird dieselbe rubinroth, durch noch mehreres Wasser pomeranzenfarbig, und endlich sehr blaßgelb, doch so, daß sie in das Röthliche spielt, dabey aber etwas trübe bleibt.

9. Mit blauem Vitriol wird das Decoct gleichfalls trübe, und es schlägt sich eine dunkle gelbbraune Substanz nieder. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine klare, aber schwache zeisiggrüne Farbe.

Vermische man mit selbiger aufgelöste Pottasche, so entsteht eine Präcipitation, und es schlägt sich eine blaßblaue Substanz nieder, welche sich, wenn man mehrere Pottaschensolution zugießt, wieder auflösen läßt, und dieselbe fast himmelblau färbet; doch fällt sie noch ein wenig in das Stahlgrüne. Die aus der Vermischung des Decoctes mit blauem Vitriol geschiedene dunkle gelbbraune Substanz löset sich in Pottaschensolution ganz auf, und ertheilt derselben eine sehr dunkle und gesättigte grünlichbraune Farbe, so, daß man nicht durchsehen, und dieselbe kaum bestimmen kann. Verdünnt man diese Solution mit Wasser, so wird sie etwas durchsichtiger und dunkelbraun; mit noch mehrerm Wasser, bräunlichgelb, endlich blaßgelb, doch so, daß sie etwas in das Grünlichbraune fällt, und allemal etwas trübe bleibt.

Aus diesen Versuchen erhellet deutlich, daß man die färbende Substanz des Gelbholzes in harzigen, oder denselben ähnlichen Theilen zu suchen hat, welche mit einigen zusammenziehenden erdigen und schleimigen Theilen vereinigt ist. Da die vermittelst des Salzsauern geschiedene pomeranzenfarbige Substanz sich in aufgelöster Pottasche mit einer sehr dunkeln und gesättigten Farbe (No. 5) auflöset: so folgt hieraus, daß das eigentlich gelbfärbende Wesen des Gelbholzes sich in sehr concentrirter Gestalt in den harzigen Theilen aufhält. Und aus der vermittelst des grünen Vitriols geschiedenen schwarzbraunen Substanz (No. 8) ist zu erkennen, daß mit den harzigen Theilen zusammenziehende erdige Theile verbunden seyn, welche nebst den gelbfärbenden harzigen Theilen mit den im grünen Vitriol befindlichen eisenerdigen Theilen eine Vereinigung eingegangen sind, und die erwähnte schwarzbraune Substanz hervorgebracht haben.

Was die Veränderungen betrifft, welche die gelbfärbende Substanz durch verschiedene Zusätze leidet, so wird aus den angezeigten Versuchen folgendes zu bemerken seyn. Das aufgelöste Kochsalz (No. 2) scheidet von der gelbfärbenden Substanz nichts, sondern erhält dieselbe in dem Decocte aufgelöst, und scheint dieselbe, da die Farbe dunkler wird, wirksamer zu machen. Der aufgelöste Salmiak hingegen (No. 3) scheidet etwas von der färbenden Substanz, und der körig gebliebene Theil wird mehr aufgeschlossen und ebenfalls wirksamer gemacht.

Die

Die aufgelöste Pottasche (No. 4) scheidet nichts von der färbenden Substanz, sondern erhält dieselbe aufgelöset, und scheint die harzigen Behältnisse sehr stark aufzuschließen und wirksamer zu machen, so daß dadurch eine dunklere Farbe, als die natürliche ist, entstehen muß.

Das Salzsaure (No. 5) scheidet fast alle färbende Substanz, und erhält nur etwas weniges aufgelöst. Fast auf gleiche Weise wirkt die Zinnsolution (No. 7), als vermittelst welcher die mehreste färbende Substanz geschieden wird. Dasjenige, was in dem mit dem Salzsauren und der Zinnsolution vermischten Decocte übrig bleibt, scheint von diesen Zusätzen eine Erhöhung zu erhalten.

Durch den aufgelösten Alaun (No. 6) wird aus dem Decocte von der färbenden Substanz weniger, als durch das Salzsaure und durch die Zinnsolution, geschieden. Das übrige aber welches mit dem Alaune aufgelöst geblieben ist, scheint durch denselben eine Erhöhung erhalten zu haben, wie aus der goldgelben Farbe des übrig gebliebenen Liquors erkannt wird.

Durch den grünen und blauen Vitriol (No. 8 und 9) wird nicht allein die färbende Substanz größtentheils geschieden und verändert, sondern der noch rückständige Theil, welcher mit den vitriolischen Salzen eine Vereinigung eingegangen ist, leidet, der wesentlichen Beschaffenheit nach, eine beträchtliche Veränderung, so daß die Farbe durch den grünen Vitriol grünlichgelb, oder blaß olivengrün, und durch den blauen Vitriol zeisiggrün wird. Diese beyde salinische Substanzen verursachen demnach, wie bey andern gelbfärbenden Körpern, in der färbenden Substanz des Gelbholzes die stärkste Veränderung, indem durch dieselben keine gelbe Farben erzeuget werden, welches aber, wie aus andern Versuchen bekannt ist, von den bey diesen Salzen sich befindenden und mit der färbenden Substanz vereinigten metallischen Erden herrührt. Die übrigen Zusätze machen zwar in der färbenden Substanz auch eine Veränderung, doch also, daß das führende Wesen seine Eigenschaft behält, und nur von einigen geschwächt und erhöhet, und von andern gleichsam vermehrt und verdunkelt wird.

Versuche mit Gelbholz, in wiefern durch dasselbe Tuch oder Wolle Farben erhalten kann. Die Vorbereitungen des Tuches sind zu nachfolgenden Farben 1) mit Wasser; 2) mit Weinessig; 3) mit Alaun; 4) mit Alaun und Weinstein-Cremor; 5) mit Alaun und Weinessig, vorgenommen worden.

1. Versuche mit Tuch, welches mit bloßem Wasser behandelt worden ist. Tuch eine halbe Stunde lang mit Wasser gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Wasser etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

1) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine gesättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.
2) Mit gleichen Theilen Kochsalz und Gelbholz, eine gesättigte bräunlichgelbe Farbe.
3) Mit 2 Theilen Kochsalz und 1 Theil Gelbholz, eine dergleichen etwas lichtere Farbe.
4) Mit gleichen Theilen Salmiak und Gelbholz, eine dunkle grünliche bräunlichgelbe Farbe.
5) Mit 2 Th. Salmiak und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas mehr grünliche Farbe.
6) Mit gleichen Theilen Weinstein-Cremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.
7) Mit 2 Th. Weinstein-Cremor und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen schwächere und blassere Farbe.
8) Mit 12 Th. Weinessig und 1 Th. Gelbholz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche etwas in das Grünliche fällt.
9) Mit 24 Th. Weinessig und 1 Th Gelbholz, eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
10) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine gesättigte citronengelbe Farbe.
11) Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas blassere Farbe.
12) Mit gleichen Theilen Gyps und Gelbholz, eine gesättigte, in das Pomeranzengelbe fallende Farbe.
13) Mit 2 Th. Gyps und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas schwächere und blassere Farbe.
14) Mit 1 Th. Zinn-Solution und 2 Th. Gelbholz, eine citronengelbe Farbe.
15) Mit gleichen Theilen Zinn-Solution und Gelbholz, eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
16) Mit 1 Th. grünen Vitriol und 2 Th. Gelbholz, eine sehr dunkle olivengrüne Farbe, welche fast schwarz in die Augen fällt.

17) Mit

17) Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und Gelbholz, eine dergleichen etwas lichtere Farbe, welche für sich noch immer sehr dunkel ausfällt.

18) Mit 1 Th. blauen Vitriol und 2 Th. Gelbholz, eine gelbbraune Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.

19) Mit gleichen Theilen blauen Vitriol und Gelbholz, eine dergleichen etwas weniger dunklere Farbe.

Anmerkungen über diese Versuche. Die natürliche Farbe des Gelbholzes ist auf Tuch eine gesättigte gelbe Farbe No. 1, welche ia das Pomeranzengelbe fällt. Diese Farbe ist nicht angenehm, verändert sich an der Luft ganz und gar, und wird zu einer braunen Farbe. Es scheint demnach die ganze färbende Substanz des Gelbholzes, nämlich das mit den erdharzigen Theilen vereinigte färbende Wesen nicht ganz, sondern nur ein Theil des eigentlich gelbfärbenden Wesens verloren zu gehen. Der übrige Theil scheint mit den erdigharzigen Behältnissen vereinigt zu bleiben, und durch dieselben eine dunklere Gestalt zu erhalten. Es ist auch wahrscheinlich, daß die erdigharzigen Behältnisse selbst von den in der Luft befindlichen wirksamen Substanzen eine Veränderung leiden, und vielleicht mehr aufgeschlossen werden, daher also die Farbe mehr braun als gelb erscheinen muß.

Das Kochsalz macht bräunlichgelbe Farben, No. 2, 3, welche an der Luft zwar dunkler werden, sich aber ähnlich bleiben. Die Ursache, warum die Farben durch das Kochsalz dunkler ausfallen, ist vermuthlich darin zu suchen, weil durch dieses Salz die erdigharzigen Behältnisse aufgeschlossen, und wirksam gemacht werden, so daß das färbende Wesen gleichsam einen Zuwachs bekömmt, aber auch wegen der genauern Vereinigung der aufgeschlossenen öhligerdigen Theile eine Veränderung leidet, und dunkler wird.

Fast auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit dem Salmiak, als vermittelst dessen man grünlich-gelblichbraune Farben, No. 4, 5, erhält, welche an der Luft etwas dunkler werden, doch aber sich ähnlich bleiben. Da der Salmiak, wie oben S. 774, No. 3 gezeigt worden ist, etwas von der färbenden Substanz scheidet, dem ungeachtet aber keine schwache und blasse, sondern ziemlich gesättigte und dunkle, wiewohl veränderte und von der natürlichen Farbe unterschiedene Farben hervorbringt: so ist offenbar, daß durch dieses Salz die unterschiedenen erdigharzigen Theile des Gelbholzes sehr aufgeschlos-

sen, zugleich aber auch wegen der besondern Natur und Beschaffenheit dieses Salzes, als welches Salzsaures mit einem flüchtigen Alkali verbunden, und mithin vermittelst des letztern auch ein feines brennbares Wesen enthält, die ganze färbende Substanz des Gelbholzes, d. i. das eigentlich gelbfärbende Wesen desselben, nebst den erdigharzigen Behältnissen, eine Veränderung leidet, und also andere, als gelbe Farben, erzeugt werden.

Der **Weinsteincremor** giebt lichte orangegelbe Farben, No. 6, 7, welche an der Luft blasser werden. Diese salinische Substanz besteht größtentheils aus sauern erdigen Theilen, daher das färbende Wesen durch dieses Salz ausgedehnt, und mithin die Farbe erhöhet wird. Je mehr nun von diesem Salze zugesetzt wird, desto lichter muß die Farbe ausfallen, wie aus der No. 7 angezeigten Farbe erkannt wird. Da aber in dem Weinsteincremor zugleich öhlige Theile befindlich sind, so kann die Farbe, wenn man auch noch so viel Weinsteincremor zusetzt, zwar sehr blaß und ausgedehnt, niemals aber zu der Schattirung von Citronengelb gebracht werden, sondern es wird dieselbe allzeit in das Pomeranzengelbe fallen.

Der **Weinessig** giebt bräunlichgelbe Farben, No. 8, 9, welche ein wenig in das Grünliche spielen, an der Luft etwas dunkler werden, sich aber sehr ähnlich bleiben. Dieses Saure ist weit feiner, als das Saure des Weinsteincremors, und enthält auch häufigere und feinere öhlige Theile, mit welchen es genau vereinigt ist. Diese besondere Mischung verursacht demnach, daß die erdigharzigen Theile des Gelbholzes mehr aufgeschlossen, wirksamer gemacht, und mit dem färbenden Wesen genauer vereinigt werden; daher also die färbenden Theile der Natur nach verändert, und von der natürlichen Farbe unterschieden ausfallen müssen. Die Farbe No. 9, zu welcher mehr Essig als zur Farbe No. 8 gekommen ist, ist dunkler; man darf aber deswegen nicht glauben, als wenn durch eine noch größere Menge Essig eine noch dunklere Farbe hervorgebracht werden könnte; dieses geschieht nicht; denn alsdann werden die färbenden Theile zu sehr ausgedehnt, und die färbende Eigenschaft wird vermindert, folglich eine schwächere Farbe hervorgebracht. Wird überdieß die rechte Proportion des Essigs getroffen, so kann man eine Farbe erhalten, welche an der Luft ziemlich beständig ist, und nicht nur für sich, als eine gute gelblichbraune Farbe, sondern auch vornämlich bey Vermischung mit andern färbenden Körpern mit Vortheile zu gebrauchen ist.

Durch den Alaun und die Zinnsolution werden aus dem Gelbholze ganz feine citronengelbe Farben, No. 10, 11, 14, 15, erhalten, welche an der Luft viele Veränderung leiden, und schmuzig werden. Das Saure des Alaunes sowohl, als auch der Zinnsolution, scheint vorzüglich in das eigentlich gelbfärbende Wesen zu wirken, und dasselbe auszudehnen, so daß daher eine citronengelbe Farbe erzeugt wird. Da diese beyde salinische Zusätze, wie oben S. 748, f. No. 6 und 7 angemerkt worden ist, einen beträchtlichen Theil der färbenden Substanz scheiden: so ist hieraus abzunehmen, daß die Farben, wenn zu viel von diesen Zusätzen gebraucht wird, sehr blaß werden müssen. Die Ursache aber, warum diese schöne Farben sich an der Luft so schlecht verhalten, und schmuzig werden, ist ohne Zweifel diese, daß die Verbindung des durch diese Salze ausgedehnten färbenden Wesens mit den erdigharzigen Theilen geschwächt, und folglich zu einer leichten Trennung und Verflüchtigung geschickt gemacht wird, da alsdann die erdigharzigen Theile übrig bleiben, und das schmuzige Ansehen verursachen.

Der Zusatz des Gypses giebt mit Gelbholz ganz gute orangegelbe Farben, No. 12, 13, welche lichter und lieblicher als die natürliche Farbe No. 1 sind. Diese beyde Farben werden an der Luft etwas blasser und bräunlich, welches ein Kennzeichen ist, daß die in dem Gypse befindliche salinische Substanz das färbende Wesen des Gelbholzes ebenfalls ausdehnt, und die Verbindung desselben mit den erdigharzigen Behältnissen schwächer macht; doch verliert die Farbe No. 12, zu welcher gleiche Theile Gyps und Gelbholz gekommen sind, weniger, als die Farbe No. 13, welche noch einmal so viel Gyps als Gelbholz erhalten hat.

Der grüne Vitriol giebt mit Gelbholz sehr dunkle olivengrüne Farben, No. 16, 17, welche beynahe schwarz aussehen. Die mit der färbenden Substanz des Gelbholzes verbundenen zusammenziehenden erdigen Theile werden durch ihre Vereinigung mit dem in dem grünen Vitriole befindlichen eisenerdigen Theilen die Ursache von dem dunkeln und schwärzlichen Ansehen dieser Farben. Da aber mit diesen zusammenziehenden erdigen Theilen eine noch größere Menge harziger Theile vereinigt ist, in welchen sich ein sehr concentrirtes gelbfärbendes Wesen befindet, so können die Farben nicht schwarz, sondern sehr dunkel olivengrün erscheinen. Daß aber das gelbfärbende Wesen die Ursache des grünlichen Ansehens dieser Farben sey, läßt sich daraus erweisen, weil die mit grünem Vitriole erhaltenen beyden Farben an der Luft das Grünliche verlieren, und zwar es-

was schwächer, aber auch zugleich schwärzlicher werden. Vornämlich wird die Farbe No. 17, zu welcher mehr Vitriol als zu der Farbe No. 16 genommen ist, an der Luft schwärzlicher, da sie doch vorher lichter und mehr grünlich, als die Farbe No. 16 war. Diese Bemerkungen lehren, daß das färbende Wesen des Gelbholzes durch das Saure des grünen Vitriols in der Verbindung mit den erdigharzigen Theilen schwächer gemacht, und hingegen die Eisenerde des grünen Vitriols mit den erdigharzigen Behältnissen der färbenden Substanz des Gelbholzes genau vereinigt, und mit den Fasern des Tuches fest verbunden, und also eine Farbe erzeugt wird, welche zwar an der Luft eine Veränderung leidet, aber nicht vergänglich ist. Von dieser Farbe kann vielleicht einiger Gebrauch gemacht werden, wenn man dieselbe zu einer Vorbereitung des Tuches anwendet, und das auf diese Weise gefärbte Tuch in eine Brühe von Sandelholz, oder Galläpfeln, oder Ellernrinde, oder Blauholz bringt, oder auch aus Brasilienholz und Grappbrühen färbet.

Mit blauem Vitriol erhält man gelbbraune Farben, No. 18, 19, welche zwar an der Luft etwas dunkler werden, aber ein gutes Ansehen behalten. Diese Farben können auch bey dem Färben des Tuches zu einem Grunde dienen, auf welchen andere Farben gesetzt werden können; vornämlich werden einige aus Brasilienholz, Sandelholz und Blauholz bereitete Brühen, wozu man eine gehörige Portion blauen oder auch grünen Vitriol genommen hat, mit Nutzen zu gebrauchen seyn.

2. Versuche mit Tuch, welches durch Weinessig vorbereitet worden ist. Tuch, mit Wasser gekocht, in demselben etliche Tage eingeweicht, alsdann in Weinessig gelegt, und 48 Stunden darin eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

20) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

21) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine sehr gesättigte und dunkle pomeranzengelbe Farbe.

22) Mit Alaun, in eben der Proportion, eine ziemlich gesättigte gelbe Farbe, welche in das blasse Citronengelbe fällt.

23) Mit

23) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine ziemlich gesättigte gelbe Farbe, welche mehr in das Schwefel- als Citronengelbe fällt, und zugleich ein wenig in das Grünliche spielt.

24) Mit 1 Th. Zinnsolution, 1 Th. Weinsteincremor, und 2 Th. Gelbholz, eine schöne citronengelbe Farbe.

Anmerkungen über vorstehende Versuche. Die ohne Zusatz bereitete Farbe No. 20 ist von der natürlichen Farbe No. 1 ganz unterschieden, indem sie weit dunkler und reiner ausfällt. Diese Farbe verändert sich ganz an der Luft, wird dunkler, und fast bräunlich.

Die mit Weinsteincremor erhaltene Farbe No. 21 ist von den durch eben diesen Zusatz erhaltenen Farben No. 6 und 7 sehr merklich unterschieden. Es ist dieselbe sehr saturirt, und dunkel orangegelb, da hingegen jene schwächer und lichter sind. An der Luft wird dieselbe blasser, und verliert viel von ihrem lieblichen Ansehen.

Die mit Alaun erhaltene Farbe No. 22 ist etwas blasser, wie die No. 10, verhält sich aber eben so schlecht an der Luft, und wird schmuzig.

Die mit Zinnsolution erhaltene Farbe No. 23 hat eine ganz andere Beschaffenheit, als die No. 14, indem sie grünlich ausfällt. Sie verliert auch an der Luft viel von ihrer ersten Gestalt, und wird etwas schmuzig.

Am besten unter den hier angezeigten Farben verhält sich die mit Zinnsolution und Weinsteincremor erhaltene citronengelbe Farbe No. 24, als welche nicht allein ein schönes und liebliches Ansehen hat, sondern auch an der Luft keine so große Veränderung leidet; sie wird zwar etwas dunkler, bleibt sich aber ähnlich.

Aus diesen Bemerkungen folgt, daß die mit Essig unternommene Vorbereitung des Tuches in den Fasern desselben eine solche Veränderung verursachet, daß die hinzu kommenden färbenden Theile des Gelbholzes beträchtlich verändert werden. Und obgleich außer der No. 24 angezeigten Farbe keine andere mit Nutzen zu gebrauchen ist, so wird es sich doch der Mühe verlohnen, dieser einigen Farbe wegen die Vorbereitung mit Essig zu unternehmen, weil sowohl diese Farbe für sich allein, als vorzüglich bey Vermischungen mit andern färbenden Körpern mit Vortheile zu gebrauchen ist.

3. Versuche mit Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden ist. Tuch mit Wasser gekocht, etliche Tage eingeweicht, alsdann mit Alaun eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Alaunbade 48 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

25) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine gesättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

26) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

27) Mit Alaun in eben der Proportion, eine citronengelbe Farbe.

28) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine grünlichgelbe Farbe, welche in das Schwefelgelbe fällt.

29) Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine gelblichbraune Farbe.

Anmerkungen über diese Versuche. Die nach der Vorbereitung des Tuches durch Alaun ohne Zusatz erhaltene Farbe No. 25 ist lichter und lieblicher, als die natürliche Farbe No. 1; sie verändert sich aber ebenfalls sehr an der Luft, und wird dunkler.

Die mit Weingeisteremor erhaltene, No. 26, ist gesättigter, aber etwas blasser, als die Farben No. 6, 7; und von der Farbe No. 21, welche das durch Essig vorbereitete Tuch erhalten hat, ganz unterschieden. An der Luft wird sie blasser.

Die mit Alaun hervorgebrachte Farbe No. 27 hat mit der No. 10 einige Aehnlichkeit, ist aber etwas gesättigter und dunkler, und auch dunkler als die Farbe No. 22, welche das durch Essig vorbereitete Tuch erhielt. An der Luft wird sie schmuzig.

Die mit Zinnsolution erzeugte Farbe No. 28 unterscheidet sich von der No. 14 dadurch, daß sie in das Grünliche fällt, und noch dunkler und grünlicher als die Farbe No. 23 ist. Sie wird an der Luft ebenfalls schmuzig.

Die mit blauem Vitriol erhaltene Farbe No. 29 ist lichter als die Farben No. 18, 19, und wird an der Luft nicht, wie jene, dunkler, sondern blasser, und bleibt sich ähnlich.

Diese Vergleichungen geben deutlich zu erkennen, daß die Vorbereitung durch Alaun weniger nüzlich, als die durch Essig unternommene ist, weil die auf diese Weise erhaltenen Farben sich an der Luft noch schlechter verhalten.

4. Versuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinsteincremor vorbereitet worden ist. Wenn man

3 Th. Alaun mit 1 Theil Weinsteincremor vermischt, und das Tuch mit diesen Salzen vorbereitet, so erhält dasselbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

30) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine gesättigte gelbe Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzengelbe fällt.

31) Mit gleich. Theil. Weinsteincremor und Gelbholz, eine angenehme lichte pomeranzengelbe Farbe.

32) Mit Alaun in eben der Proportion, eine gesättigte citronengelbe Farbe.

33) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine bräunlichgelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

Diese jezt erwähnte Farben sind von allen vorher gedachten merklich unterschieden. Die ohne Zusatz bereitete No. 30 hat zwar mit der natürlichen Farbe No. 1 viel Aehnlichkeit, ist aber gesättigter und reiner. Diese Farbe wird an der Luft bräunlich.

Die mit Weinsteincremor erhaltene No. 31 ist lichter, gesättigter und lieblicher, als die Farbe No. 7. An der Luft wird sie blasser.

Die mit Alaun erhaltene No. 32 ist etwas lichter, als die Farbe No. 10, wird aber an der Luft eben so schmuzig.

Die mit Zinnsolution No. 33 wird an der Luft schmuzig.

Es hat also die mit Alaun und Weinsteincremor unternommene Vorbereitung noch weniger Nuzen, als diejenige, welche vermittelst des Alaunes allein ohne weitere Beymischung vorgenommen worden ist.

5. Versuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinessig vorbereitet worden ist. Wenn das Tuch durch Alaun und Weinessig vorbereitet wird, so erhält dasselbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

34) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel ausfällt.

35) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

36) Mit Alaun in eben der Proportion, eine gesättigte citronengelbe Farbe.

37) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine gesättigte gelbe Farbe, welche mehr in das Schwefel- als Citronengelbe fällt, und ein wenig in das Gränliche spielt.

Die Farbe No. 34 wird an der Luft bräunlich, und verliert ihre liebliche Gestalt. No. 35 wird blasser. No. 36 wird an der Luft eben so schmuzig, wie No. 10. No. 37 ist der No. 14 einigermasen ähnlich, aber etwas matter, und wird an der Luft ebenfalls schmuzig.

Die meisten der von No. 1 bis 37 angezeigten Farben sind zwar auf Wolle und Tuch nicht für gänzlich unbrauchbar zu halten, doch aber so beschaffen, daß man sie nicht unter die beständigen rechnen kann. Die veränglichsten unter denselben, oder welche an der Luft die meiste Veränderung leiden, sind die mit Alaun und Zinnauflösung erhaltenen Farben, als welche, ob sie gleich nach der Bereitung meistentheils ein sehr liebliches Ansehen zeigen, dasselbe doch nicht behalten, sondern sich an der Luft verändern, und so schmuzig werden, daß ihre Bereitung nicht der Mühe werth ist. Die übrigen Farben sind so beschaffen, daß man, ob sie sich gleich an der Luft verändern, dem ungeachtet einigen Gebrauch von ihnen machen kann; wenigstens sind dieselben bey Vermischungen zu nutzen, da man dann gewiß einige brauchbare Farben von besondern Schattirungen erhalten wird, vornämlich wenn das Tuch durch Essig oder nur durch bloses Wasser vorbereitet worden ist. Die mit Alaun unternommenen Vorbereitungen sind zwar weniger nützlich, können aber doch bey einigen Vermischungen Statt finden, zumal wenn zu den Farbebrühen Weinsteincremor oder Weinessig gebraucht worden ist.

Versuche mit Gelbholz, inwiefern durch dasselbe Baumwolle oder baumwollene Zeuge Farbe erhalten. Zur Vorbereitung des Kattunes, als eines baumwollenen Zeuges, sind die Behandlungen 1) mit gemeinem Wasser, 2) mit Kalkwasser, 3) mit Pottasche, Kalkwasser und blauem Vitriol, 4) mit Kalkwasser und Alaun vorgenommen worden.

6. Versuche mit Kattun, welcher mit bloßem Wasser behandelt worden ist. Kattun mit Wasser gekocht und etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteteten Farbebrühen folgende Farben:

38) Mit

38) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine ziemlich gesättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.
39) Mit 2 Theilen Kochsalz und 1 Theil Gelbholz, eine orangegelbe Farbe, welche dunkler als die vorhergehende ist.
40) Mit Salmiak in eben der Proportion, eine schwache gränlichgelbe Farbe.
41) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine orangengelbe Farbe, welche lieblicher als *No.* 39 ist.
42) Mit 24 Th. Weinessig und 1 Th. Gelbholz, eine ziemlich gesättigte gelbe Farbe, welche in das Citronengelbe, zugleich aber auch ein wenig in das Grünliche fällt.
43) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine dergleichen lichtere und weniger grünliche Farbe.
44) Mit Gyps in eben der Proportion, eine ziemlich gesättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt, und der Farbe *No.* 38 ähnlich, aber etwas blasser ist.
45) Mit gränem Vitriol in eben der Proportion, eine schwache olivengrüne Farbe.
46) Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine bräunlichgelbe Farbe.
47) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine schwefelgelbe Farbe.
48) Mit 1 Th. Pottasche und 2 Th. Gelbholz, eine ziemlich gesättigte orangegelbe Farbe, welche etwas dunkler als *No.* 41 ist.
49) Mit 2 Th. Pottasche und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen etwas schwächere Farbe.

Anmerkungen über diese Versuche. Ueberhaupt erhält der Kattun von dem Gelbholze ziemlich gesättigte Farben, welche, überhaupt betrachtet, zwar blasser als auf dem Tuche sind, aber auch meistentheils lieblicher ausfallen.

Unter den von *No.* 38 bis 49 angezeigten Farben ist nur eine einzige, nämlich die mit blauem Vitriol erhaltene bräunlichgelbe Farbe *No.* 46, welche einigermaßen für fest gehalten werden kann; die übrigen sind weniger dauerhaft, ja für vergängliche Farben zu halten. Denn wenn dieselben mit Seife gekocht werden, gehen sie fast ganz verloren, und es bleibt bey denselben eine geringe Spur einer sehr veränderten Farbe übrig. Die

bräunlichgelbe Farbe No. 46 hingegen verändert sich zwar durch das Kochen mit Seife, und wird blasser, behält aber doch das Ansehen einer ziemlich gesättigten gelben Farbe, welche zwar nicht die schönste ist, aber doch zeigt, daß die färbenden Theile des Gelbholzes mit den baumwollenen Fasern eine genaue Vereinigung eingegangen sind. Hätte man nicht von andern färbenden Körpern, z. B. der Scharte und dem Wau, feste gelbe Farben, so würde von derselben ein Gebrauch zu machen seyn; da sie aber vor diesen nichts voraus hat, ja für geringer anzusehen ist: so ist die Bereitung derselben nicht zu empfehlen. Unterdessen kann aus diesem Versuche die Wirksamkeit des blauen Vitriöles erkannt, und der nützliche Gebrauch dieses salinischen Körpers vorzüglich in Betrachtung der Festsetzung der Farben wahrgenommen werden.

7. Versuche mit Kattun, welcher durch Kalkwasser vorbereitet worden ist. Der durch Kalkwasser vorbereitete Kattun erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

50) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine Orangefarbe.

51) Mit 2 Theilen Kochsalz und 1 Th. Gelbholz, eine dergleichen dunklere Farbe.

52) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine dergleichen lichtere Farbe, die aber gesättigter und dunkler als No. 50 ist.

53) Mit Alaun in eben der Proportion, eine schöne citronengelbe Farbe.

54) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine feine schwefelgelbe Farbe.

Die Vorbereitung des Kattunes durch Kalkwasser verursacht zwar eine Veränderung in den Farben selbst, trägt aber nichts zu ihrer Festsetzung bey.

8. Versuche mit Kattun, welcher durch Pottasche, Kalkwasser und blauen Vitriol vorbereitet worden ist. Wenn man den Kattun durch Pottasche, Kalkwasser und blauen Vitriol zubereitet, so erhält derselbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

55) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine gelbbraune Farbe, welche in das Grünliche fällt.

56) Mit

56) Mit 2 Th. Kochsalz und 1 Th. Gelbholz, eine gesättigte bräunlichgelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

57) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine angenehme citronengelbe Farbe.

58) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine schwefelgelbe Farbe.

Kocht man diese Farben mit Seife, so gehen die beyden letztern verloren; die beyden erstern aber verändern sich nur. Die ohne Zusatz erhaltene Farbe No. 55 wird zu einer gesättigten grünlichgelben; und aus der mit Kochsalz erhaltenen bräunlichgelben No. 56 wird eine ziemlich gesättigte erdgelbe Farbe. Sollte man also von diesen Farben einen Gebrauch machen wollen, so müßte man dieselben nach dem Färben mit Seife behandeln, da sie dann das enige Ansehen erhalten würden, welches sie unverändert behalten. Diese beyde Farben können insonderheit bey Vermischungen einen Vortheil verschaffen.

9. Versuche mit Kattun, welcher durch Kalkwasser und Alaun vorbereitet worden ist. Kattun durch Kalkwasser und Alaun vorbereitet, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

59) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine in das blasse Pomeranzengelbe fallende Farbe.

60) Mit 2 Th. Kochsalz und 1 Th. Gelbholz, eine sehr gesättigte pomeranzengelbe Farbe.

61) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine citronengelbe Farbe.

Die durch Kalkwasser und Alaun unternommene Vorbereitung des Kattunes verursacht in den Fasern desselben eine beträchtliche Veränderung, setzt aber die färbenden Theile des Gelbholzes nicht fest, indem diese Farben durch das Kochen mit Seife verloren gehen. Die mit Kochsalz erhaltene Farbe No. 60 geht zwar nicht gänzlich verloren, wird aber doch zu einer blassen Orangefarbe, dergestalt, daß man von derselben keinen Vortheil zu hoffen hat.

Pörners chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst, 3. Th. Lpz. 1773, gr. 8. S. 165—196.

* * *

II. Den Namen Gelbholz führt auch das sonst sogenannte Fustet, oder gelbe falsche Brasilienholz.

holz. Der Baum oder vielmehr Strauch, von welchem dasselbe kömmt, hat den Namen Färberbaum mit dem Th. XV. S. 632 beschriebenen Gärberbaume (Rhus Coriaria *Linn.*) gemein, Cotinus Coriaria *Dod.* & *du Ham.* Cocconilea s. Coccygria *Bauh.* Rhus racemis plumosis, foliis ovatis *Hall.* Rhus Cotinus, foliis simplicibus obovatis *Linn.* Cotinus foliis obverse ovatis *Hort, Cliff. Royen* & *Gronov.* Fr. Coquesigrue, Coccigrue, Fustet; Engl. Venice Sumach, or Coccigria. Hr. **du Roi** in Harbke, hat diesem Baume wegen der rauhen Bekleidung seiner Samen den Namen Perrückenbaum gegeben. Man findet ihn wild in den Morgenländern, in Spanien, in der Lombardey, am Fuße der apenninischen Gebirge, in Krain und in der Schweitz. Die Blätter, welche auf 2 Zoll langen Stielen wechselsweise an den Zweigen befestigt sind, haben eine ovale Figur, sind am Rande ungezähnelt, in ihrem Baue dick und fest, auf beyden Flächen glatt, oben dunkelgrün, unten meergrün. Durch die Mitte eines jeden Blattes läuft auf der untern Fläche eine gelbliche Ader, die nach den Seiten viele Nebenäste abschickt. Die kleinen grüngelben Blumen kommen im Jun. und Julius in kleinen Büscheln am Gipfel der Zweige hervor. Sobald sie verblüht sind, und sich das kleine ovale plattgedrückte Samenbehältniß ansetzt, werden die Stiele der abgefallenen Blumen, welche vorher glatt waren, mit feinen röthlichen Haaren besetzt, wodurch der Baum ein sonderbares rauhes Ansehen bekömmt. Der Same wird in Krain allzeit, bey uns aber niemals reif; und Miller mag dadurch wohl verleitet worden seyn, allgemein zu behaupten, daß der Stamm in England keinen Samen trage. Die äussere Rinde ist braunroth und glatt. Das Holz ist glatt, grüngelblich, braun und schön gestreift.

Man

Man pflanzt diese Bäume sowohl durch den Samen als auch durch Ableger fort, welche im guten Boden in einem Jahre zum Ausheben genugsame Wurzeln haben, ungeachtet du Hamel bemerkt haben will, daß diese Zeit erst im dritten Jahre vorhanden wäre. Sie sind auch bey weitem nicht so zärtlich, als dieser Schriftsteller angiebt; denn bey uns leiden sie den Winter über eben so wenig, als nach Miller in England. Ein jeder Boden ist ihnen gleichgültig; sie werden aber nicht hoch, sondern bleiben strauchartig und knotig.

Wegen der schönen grünen Blätter und des beschriebenen rauhen Ansehens verdient dieser Baum seinen Platz in Gärten und Pflanzungen. In Spanien und andern Ländern bedient man sich der Rinde vom Stamme und des Holzes zum Gelbfärben, insonderheit zu der sogenannten Feuillemortefarbe, und, mit Brasilienholz vermischt, zum Kaffee- und Kastanienbraun; der Wurzelrinde aber zu einem hohen Gelb, welches jedoch nicht von langer Dauer ist. Auch wird sowohl die Rinde als auch das Laub, welche eine zusammenziehende Kraft besitzen, zum Ledergärben gebraucht. In Servien wird das Holz anstatt der Fieberrinde gebraucht. Wenn die Stämme nur etwas dicker und höher wüchsen, so würde das Holz zu Furnierungen vortrefflich seyn.

Gelb-Kopf, ein bengalischer Sperling; siehen uter Sperling.

Gelb-Nase, eine Art Sand- oder Strandläufer; siehe Roth-Hals.

Gelb-reif, ein Ausdruck, welcher in der Landwirthschaft besonders von der Gerste gebraucht wird, wenn sie ihre angehende Reife durch die gelbe Farbe verräth; wo man auch das Hauptwort die Gelbreife hat. Die Gerste muß in der Gelbreife gehauen werden, ehe sie überständig wird.

Gelb-Sauer, ein vom Schweinefleische zubereitetes Gericht; siehe unter Schwein.

Gelb-Schecke, siehe unter Pferd.

Gelb-Schnabel, eigentlich ein Vogel mit einem gelben Schnabel. Besonders und zum Theil figürlich: 1. Eine Art Königsfischer oder Eisvögel mit gelbem Schnabel und Füßen, und bunten Federn; Ispida rostro luteo *Klein*.

2. Eine Art Adler mit goldgelbem Schnabel und Füßen, einem grauweißen Kopfe, eisenfarbigen Leibe, und einer Menge haarichter Federn zwischen dem Schnabel und den Augen; Aquila Pygargus *Klein*.

3. Ein jeder junger Vogel, der noch einen gelben Schnabel hat, und sein Futter mit offenem Maule erwartet; Niederf. Jaansnabel.

4. Figürlich, im gem. Leben und in verächtlichem Verstande, ein junger unerfahrner Mensch, ein naseweiser Jüngling ohne Erfahrung; Niederf. Jansnabel, Snappsnute, Rappsnabel von rapp, gelb, Witbek, Wittkavel, in Bayern Fleschmal, gleichsam Fleischmaul, d. i. unbärtig, ein Milchbart, Fr. Bejaune, Engl. Bill-white (Weißschnabel) Schwed. Golben (Gelbbein).

Gelb-Steiß, siehe unter Grasmücke.

Gelb-Sucht, gelbe Sucht. 1. Eine Krankheit bey Menschen, welche aus einer Verstopfung der Gallengänge entweder durch Stein, oder durch ein dickes und zähes Blut, oder auch durch eine heftige Erschütterung der Galle entsteht, so daß diese durch die Zweige der Pfortader geht, und sich mit dem Blute vermischet; daher diese Krankheit auch die Gallsucht oder Gallensucht genannt wird. Den Namen Gelbsucht hat sie deswegen, weil dabey der ganze Körper, besonders aber die Augen, mit einer gelben Farbe überzogen sind; L. Aurigo, Icterus, Morbus regius; Fr. Jauniſſe, Ictere. Sie ist zweyerley; die Gelbsucht

an und vor sich selbst, Icterus flavus, und die schwarze Gelbsucht oder Schwarzsucht, Icterus niger, wenn sich bereits eine saure Schärfe in dem Körper befindet, wodurch eine schwärzere und dunklere Farbe erzeugt wird.

Diese den gallsüchtigen und cholerischen Menschen fast eigene Krankheiten entstehen größtentheils von sehr heftigen und mit krampfhaften Bewegungen verbundenen Gemüthsaffecten, welche die für die Gedärme bestimmte Galle in das Blut treiben. Am gewöhnlichsten entstehen sie von Zorn und Aergerniß. Doch können auch Verstopfungen der Leber, Steine der Gallenblase, ein allzu fetter Unterleib, wie auch alle Arten sowohl kalter als hitziger Fieber, wenn sie in den Theilen des Unterleibes, besonders der Leber, etwas schädliches zurück lassen, zu dieser Krankheit Anlaß geben.

Man hat auch Beyspiele, daß nach dem Bisse giftiger oder zorniger und rasender Thiere plötzlich eine Gelbsucht entsteht, welche vermuthlich von einer Verdickung der Galle ihren Ursprung nimmt, wiewohl auch die krampfhaften Zufälle, welche diese thierische Gifte in den Verdauungswegen verursachen, daran Schuld seyn können. Vom Gifte der Spinnen hat Joel, und vom Viperstiche Amatus Lusitanus, Galenus, Mead und Hr. v. Haller vom Charas, den eine Viper gestochen hatte, und der davon gelbsüchtig geworden war, Beyspiele. Der Biß eines tollen Hundes hat diese Krankheit nach Bartholin's Zeugniß, und auch nach des Hrn. v. Swieten Beobachtung hervor gebracht. Vom Bisse einer Katze in die rechte Hand, wovon sie heftig geschmerzet und geschwollen, hat Lanzoni eine Gelbsucht von 40 Tagen entstehen gesehen; und endlich hat man auch in den Schriften der röm. kaiserl. Akademie der Naturforscher ein Beyspiel, daß auf den Biß eines Eichhornes eine Gelbsucht erfolgt sey.

Bey dem Landmanne bemerkt man diese Krankheit zuweilen zur Zeit der Erndte, da starkes Bier und Branntwein, Sommerhitze und heftige Bewegungen des Körpers, und die damit verbundenen Erkältungen des Unterleibes viele Unordnung in dem Körper verursachen.

Die

Die Gelbsucht erkennt man daraus, wenn die ganze Oberfläche des Körpers nebst den Nägeln und dem Weißen in den Augen mit einer gelben Saffranfarbe überzogen ist. Der Urin ist ganz dunkelgelb, und bey einem höhern Grade der Gelbsucht ist er dermaßen mit galligen Theilen angefüllt, daß er andere weiße Körper ganz saffrangelb färbet. Der Urin der Gelbsüchtigen hat einen starken Bodensatz, und oben darauf steht viel gelber Schaum. Der Stuhlgang ist bald hart, bald weich, und hat niemals die gewöhnliche Farbe, sondern sieht oft grau, oft aber ganz weiß aus. Der Mund ist immer trocken; und es klagen alle Gelbsüchtige über einen sehr bittern Geschmack. Der Appetit ist völlig hinweg, und sie fühlen beständig ein schmerzhaftes Drücken unter der Herzgrube, welches heftiger wird, wenn sie Speisen oder Getränke zu sich nehmen. Von der Schärfe der über die Fläche des Körpers ausgetretenen Galle empfinden sie beständig ein beschwerliches Jucken. Sie haben zwar einen tiefen Schlaf, er ist aber mit allerley Phantasien vergesellschaftet, und wird durch öfteres Auffahren unterbrochen.

Wenn sich die Gelbsucht in die Schwarzsucht verwandelt, so werden alle angeführte Zufälle heftiger. Die gelbe Farbe verwandelt sich in eine braune, und endlich in eine schwärzliche; und diese Farbe wird in den Augen, auch sogar in dem Speichel und dem weggelassenen Blute sehr oft bemerket. Das Athemholen fällt schwer, und der Appetit verliert sich. Der Kranke klagt über eine sehr große Schwere und Mattigkeit der Glieder. Er fühlt ein heftiges Drücken in den weichen Seiten, und es findet sich zuweilen eine harte Geschwulst in dieser Gegend ein. Es werden Bewegungen und starkes Rasseln im Unterleibe empfunden. Der Urin ist dick, und hat eine schwärzliche Farbe. Wenn diese Zufälle eine Zeitlang gedauert haben, so fängt der Kranke an abzunehmen, und es stellt

sich ein schleichendes und zuletzt ein auszehrendes Fieber ein, welches, nachdem der Kranke oft starke Blutflüsse verschiedener Art erduldet hat, dem elenden Leben ein Ende machet.

Aus der Beschreibung und den Zufällen beyder Krankheiten, erhellet zur Genüge, daß solche hauptsächlich in der Leber und Gallenblase ihren Sitz haben, und daß man daher auch solche Mittel brauchen müsse, welche besonders auf diese Theile wirken. Von folgendem Mittel hat man sehr oft bey allen Arten der Gelbsucht den besten Erfolg bemerket.

Man nimmt lebendige Kellerwürmer, 80 Stück, oder, in deren Ermangelung, das Pulver der aufgetrockneten, zu 1½ Quent; Rhabarber-Pulver, eben so viel; Gelbwurz-Pulver, ½ Quent; gießt darauf 4 Tassen voll Wein, oder auch eben so viel kochendes Wasser, läßt es 12 Stunden bey gelinder Wärme stehen, drückt es alsdann recht stark durch Leinwand, und giebt dem Kranken, bis zur völligen Besserung, alle Tage 3 Eßlöffel voll davon.

Insonderheit hat man auch den Gebrauch des Theerwassers (*) dabey sehr heilsam befunden. Man trinkt sogleich nach dem Gebrauche des beschriebenen Mittels, ein Spitzglas voll davon. Dieses Verfahren ist mehrentheils hinlänglich, die Gelbsucht zu heben, wenn sie von den gewöhnlichen Ursachen herrührt, und nicht einen unüberwindlichen Fehler der Leber oder der Gallenblase zum Grunde hat. Nur bey dem höhern Grade dieses Uebels, der so genannten Schwarzsucht, ist es nicht möglich, allein damit zu helfen. Man muß

(*) Das Theer-Wasser wird folgendermaßen zubereitet. Man gießt auf 1 Pfund des besten Theers, 2 Quart reines Brunnenwasser, rührt es mit einem Stückchen Holz 5 bis 6 Minuten beständig um, und läßt es darauf 3 Tage und Nächte ganz ruhig stehen. Auf dieses Wasser setzt sich eine buntfarbige Haut, welche man abschöpfet; da man alsdann das Wasser, welches eine gelbliche Farbe hat, behutsam abgießt.

muß einem gefährlichen Feinde, dem schleichenden und auszehrenden Fieber, zugleich mit vorbeugen. In dieser Absicht giebt man zwar des Morgens 2 Löffel voll von dem bereits angeführten Arzeneymittel mit vielem Nutzen; doch muß des Nachmittags und Abends beständig 1 Quent Chinapulver mit römischen Kamillenthee, bis zur Abnahme des Fiebers, genommen werden.

Die Zeichen, an denen man die Gegenwart der Gallensteine in der Gallenblase erkennen kann, sind mehrentheils sehr undeutlich und ungewiß; und eben so schwer ist die Cur der von dieser Ursache herrührenden Gelbsucht. Es hat zwar **William White**, zu York, in seinem Essai on the diseases of bile, sehr merkwürdige Versuche, die er mit der Auflösung der Gallensteine angestellt hat, bekannt gemacht. Er hat entdeckt, daß der rectificirte Weingeist (Alcohol,) wenn er mit destillirtem Terpenthinöhl gesättiget wird, dieselben geschwinde und gänzlich auflöset. Die Wirkung dieses Auflösungsmittels auf diese Steine, außer dem Körper, hat ihn auch bewogen, dasselbe innerlich zu versuchen, und er hat wirklich davon einigen Nutzen verspürt, daher er es auch andern zu fernern Versuchen empfiehlt. Allein, ich muß gestehen, daß die besondere Einrichtung der Circulation des Blutes durch die Leber, der lange Aufenthalt der Galle in der Gallenblase, und die Geschwindigkeit, mit welcher der Weingeist und das Terpenthinöhl wieder durch den Urin, und durch die Haut abgehen, befürchten lassen, es könne dieses Auflösungsmittel, so kräftig und wirksam es auch ist, schwerlich zu den in der Gallenblase befindlichen Steinen gelangen. Indessen verdient gedachtes Mittel dennoch immer versucht zu werden, da dasselbe so wirksame Eigenschaften hat, und nicht leicht Schaden anrichten wird.

Die

Die Kamtschadalen bedienen sich, nach Hrn. Pallas Berichte, in der Gelbsucht, der Wurzeln des wilden blauen Wald-Schwertels (Iris sylvestris flore coeruleo); diese reinigen und zerstoßen sie frisch, mit Aufgießung warmen Wassers, womit sie dieselben so lange unter einander rühren, bis eine milchhafte Emulsion daraus wird, welche sie in eine Seehundsblase gießen, woran ein Röhrchen von Meuenknochen gebunden ist, und womit sie den Kranken zween Tage nach einander, jeden Tag dreymal, klystieren. Darauf erfolgt Oeffnung und ein Ziehen in allen Gliedern; und die Krankheit wird gehoben.

Stralsund. Magaz. 1. B. 2. St. Berl u. Stral. 1768. 8, S. 178.

Die Lebensordnung muß bey dieser Krankheit vorzüglich streng seyn, wenn man von der Natur und den Arzeneymitteln Hülfe erwarten will. In der bey der hartnäckigen, langwierigen und oft wiederkommenden Art der Gelbsucht, welche eine angehäufte zähe dicke Galle, Gallensteine, und eine Verstopfung der Leber zum Grunde hat, nöthigen Diät hat man darauf zu sehen, daß alle die Nahrungsmittel, welche das grobe, zähe, erdige Blut, und die daraus entstehende Verdickung der Galle und Verstopfung der Leber vermehren und verschlimmern, vermieden werden. Man wählt dagegen solche, die das Blut zu verdünnen, die verstopften Gefäße zu eröffnen, die zähe dicke Galle flüssig zu machen, und die Gallensteine zu zermalmen und aufzulösen, vermögend sind.

Diesemnach sind in dieser Krankheit alle schwerverdauliche und rohsaftige Speisen, welche ein grobes Blut geben, höchst schädlich. Dergleichen sind: die Hülsenfrüchte, die rohen Mehlspeisen, harte Eyer, die mehlichten knolligen Wurzeln, die dickschleimigen Fische, das Kuchenwerk, das gebratene Fett, die Gewürze, der Käse, das dicke Bier, der Branntwein, die starken Weine, der Essig, die sauern Früchte, die scharfen Speisen, als: Kresse, Rukette, Senf, Meerrettig, Rettig, Knoblauch, Zwiebeln. Denn diese letztere Speisen verursachen Krämpfe, wodurch die

Gallensteine oder die dicke Galle in den Gängen stärker eingeklemmet werden.

Unter die heilsamen und in dieser Krankheit medicinalischen Nahrungsmittel, sind, alle diejenigen, welche eine verdünnende, auflösende, eröffnende, seifenartige Eigenschaft besitzen, zu rechnen. Dahin gehören: 1) Die dünnen, mit Wasser oder Fleischbrühe ausgezogenen Schleime aus Gries, Reis, Perlgraupe, Habergrütze u. d. gl. mit etwas Salz gewürzt; das Gerstenwasser; der Habertrank. Diese Schleime müssen aber, wenn sie hier die erwünschte reinigende Kraft äussern sollen, sehr wässerig und dünn gemacht werden. In dem Falle, wo die eingeklemmten Gallensteine starke Beängstigungen, Schmerzen und Brechen verursachen, rühmt Hr. v. Swieten vorzüglich das Gerstenwasser mit Honig, welches man täglich in großer Menge einschlurfen läßt. Man unterhält dadurch das Brechen, und vermittelst desselben wird oft eine Menge Gallensteine, oder angehäufte dicke Galle, ausgeworfen. Man läßt, in dieser Absicht, nach jedesmaligem Brechen, eine gute Portion von diesem laulichen Tranke trinken. Diese Methode ist sicher und besser, als wenn man wirkliche Brechmittel giebt, die zwar oft recht gut thun, aber auch gemeiniglich starke und schädliche Krämpfe anrichten. 2) Die süßbitterlichen wässerigen Kräuter und Wurzeln. Diese machen diejenigen unschätzbaren seifenhaften, auflösenden und reinigenden Mittel aus, die in allen Verstopfungen der Eingeweide noch das meiste zur Cur beytragen. Sie haben vor den ganz bittern chemischen Arzeneyen einen unendlichen Vorzug, weil sie gar nicht, wie diese letztern, das Blut erhitzen, Wallungen verursachen, und die hypochondrischen, hysterischen und krampfigen Anfälle erneuern und verschlimmern. Dieser Kräuter und Wurzeln bedient man sich in Salaten, Suppen, Tränken, oder als Gemüse am Fleische. Darunter

aber

aber erweisen sich von ganz vorzüglicher Wirkung: die Scorzonere, Fenchelwurzel, Haberwurzel, Grindwurzel, der Spargel, Hasenkohl, die Blätter und Wurzeln der Cichorie und des Pfaffenröhrleins, die jungen Nesseln, die Endivien, Bachbungen, der Lattich, Sauerampfer, das Kerbelkraut; imgleichen Hauhechel, Betonie, Ochsenzungenblätter, Bärenklau, Klettenwurzel, Angelik, Artischocken.

Hr. von Swieten hat einsmals einen armen Mann an der Gelbsucht curirt, und ihm, da er auch nicht die geringsten Arzeneymittel bezahlen konnte, das bloße Grasessen empfohlen. Dieser Mann kochte sich eine große Menge Gras in reinem Wasser ab, und bediente sich des Decoctes zum täglichen Tranke; das junge Gras aber, wie es im ersten Frühlinge aus der Erde hervor sticht, oder überhaupt jung heraus kömmt, richtete er mit Fleischbrühen zu, und behalf sich mit dieser einzigen Nahrung. Im Anfange der Cur gestand er aufrichtig, daß ihm diese Diät nicht gefiele; er wurde sie aber bald gewohnt, und aß danach das Gras ohne den geringsten Ekel. Zwey Jahre hindurch nahm er nichts anders zu sich; eine kurze Zeit in den Wintermonaten ausgenommen, da er kein Gras hatte. Er ist nachher von seiner hartnäckigen und eingewurzelten Krankheit durch dieses einzige Mittel völlig genesen, und zu einer dauerhaften Gesundheit gelangt. Dem Hrn. v. Swieten hat er dabey öfters erzählt, er könne durch den bloßen Geschmack die Gräser, und die beste Weide von der schlechten sehr gut unterscheiden, und müsse sich seine Nahrung heimlich auf den Wiesen suchen, indem die Bauern, nachdem sie erfahren, wie viel Gras er ihnen täglich wegfräße, ihn mit Gewalt von dem Grasefande wegjagten.

Eben Derselbe erzählt auch ein Beyspiel einer sechszigjährigen Matrone, welche, unter andern Arzeneymitteln, in einer langwierigen und hartnäckigen Gelbsucht, ebenfalls den Saft aus dem Grase stark gebraucht hat, und zuletzt völlig wieder hergestellt worden ist.

3) Da diese Cur mit dem Grase vielleicht wenig Nachahmer finden dürfte, so empfehle ich, an deren Statt, noch die Molkencur. Man trinkt diese Molken etwas häufig im Frühlinge, da die Milch mit den Kräften der heilsamen Kräuter geschwängert ist. Bey

guten Bewegungen, muß man täglich 6 bis 8 Pfund auszutrinken suchen, und diese Cur einige Monate lang fortsetzen. Weil aber der Magen selten eine so große Menge verträgt, so vermischt man lieber die Molken zur Hälfte oder zum Drittel mit eröffnenden und verdünnenden Tränken, und läßt auch die frisch ausgepreßten Säfte aus obigen Kräutern alle Morgen mit den Molken genießen. 4) Der Honig und das Salz, sind in Verdickung der Galle und Verstopfung der Eingeweide ganz vortrefflich auflösende und reinigende Gewürze. Man thut sie daher gemeiniglich zu den Tränken. An statt des Honigs kann man auch das Oxymel nehmen. 5) Die wässerigen und süßsäuerlichen Früchte, vornämlich Melonen, frische Gurken, Erdbeeren, Johannisbeeren, Maulbeeren, Kirschen, Heidelbeeren. Sie verdünnen und verbessern die Galle sehr; sie eröffnen; und wenn man sie mit Zucker genießt, wird ihre auflösende Kraft noch vermehret. Die rohen mehlichten Früchte aber, als: Birnen und Aepfel, sind nicht so dienlich. Gekocht sind sie zwar unschädlich, aber keine Medicin. Eben dieses gilt auch von den Pflaumen. 6) Das Wasser, ist das uralte einfache Mittel, welches das Blut am besten verdünnt und reinigt, und in Eröffnung der verstopften Gefäße seines gleichen nicht hat; nur muß man es nach und nach so trinken, daß man den Tag über, einige Quart davon zu sich nehme. Dabey sind gute Leibesbewegungen nöthig, damit das Wasser mit dem Blute genau vermischet werde. Man kann auch das Wasser mit Rheinweine und Citronensafte angenehm machen. Von dem Weine überhaupt aber ist zu merken, daß man sich dessen sehr mäßig bedienen müsse, weil er mehr Schaden, als Nutzen, stiftet.

Aus folgenden Kennzeichen kann man wahrscheinlicher Weise den Ausgang der gelben und schwarzen Sucht beurtheilen.

Gu-

Gute Kennzeichen. 1. Wenn die Gelbsucht bloß von Ueberfluß der Galle oder von Aergerniß herrührt, und einen sonst gesunden Menschen in der Blüthe der Jahre befällt, so wird sie mehrentheils bey dem Gebrauche der angezeigten Arzeneymittel, und einer guten Diät, in einigen Tagen gehoben. 2. Wenn sich nach hitzigen Fiebern am siebenten Tage die Gelbsucht einstellt, und der Urin einen starken Bodensatz hat, so ist es ein sicheres Zeichen der Genesung. 3. Häufiger Schweis, welcher die Hemden ganz gelb färbet, ist ein sicherer Beweiß der baldigen Genesung; und eben so heilsam ist es, wenn sich die Hämorrhoiden einstellen. 4. Die Gelbsucht, welche von zurück getretenem Podagra herrührt, wird dadurch glücklich gehoben, wenn man das Podagra wieder nach den äußern Theilen bringt. 5. Die Gelbsucht wird oft durch einen Nothlauf, durch gelbe Blattern, durch die Krätze, durch Blutgeschwäre, durch häufigen Schweiß, welchen die Natur selbst erreget, und durch Durchläufe gehoben.

Böse Kennzeichen. 1. Kömmt die Gelbsucht oft wieder, so läßt sich ein unüberwindlicher Fehler der Leber oder Gallenblase vermuthen; die gelbe Farbe verwandelt sich in eine schwärzliche, und der Kranke stirbt nach einiger Zeit, entweder an der Auszehrung, oder an einem sehr starken Blutflusse. 2. Wenn der Körper durch eine anhaltende Traurigkeit, oder durch eine vorhergegangegene Krankheit geschwächt worden ist, so wird die Gelbsucht nicht leicht überstanden. So vergeht gemeiniglich unter mancherley schweren Zufällen, welche oft tödlich werden. 3. Die Gelbsucht, welche nach dem 60sten Jahre bey sehr fetten Menschen sich einstellt, ist selten zu heben. 4. Wenn die Gelbsucht sich bey hitzigen Fiebern am dritten oder vierten Tage einfindet, und der Urin klar bleibt, so ist der Kranke in der größten Lebensgefahr. Es erfolgt darauf allemal eine Entzündung der Theile des Unterleibes. 5. Bey der Gelb- besonders aber der Schwarzsucht, ist ein beständig klarer und weißer Urin, ein sehr schlimmes Zeichen. Gemeiniglich pflegt die Wassersucht darauf zu erfolgen. 6. Diejenigen, welche bereits zwey bis dreymal die Gelbsucht gehabt haben, kommen endlich so sehr in die Gewohnheit, daß selbe dem geringsten Gemüthsaffecte mit dieser Krankheit befallen werden, und die gelbe Farbe gar nicht verlieren. Auf ein so lange anhaltende Uebel erfolgt endlich schweres Athemholen, Herzensangst, fliegende Hitze, Drücken unter der Herzgrube, Beklemmung, geschwollene Füße, Wassersucht, und [illegible] Aus-

Auszehrung des ganzen Körpers. 7. Auf ein zu früh vertriebenes Quartanfieber, pflegt oft die Gelbsucht zu erfolgen. Je länger solche anhält, desto gewisser läßt sich eine starke Verstopfung der Leber vermuthen, welche sich gemeiniglich mit der Wassersucht endiget. 8. Wenn die Gelbsucht von hitzigen Getränken, insonderheit Branntwein, entsteht, ist sie fast allemal tödlich. 9. Wenn bey der Gelbsucht die gelbe Farbe sich in einem Tage in eine weiße verwandelt, so ist es höchst gefährlich, und mehrentheils tödlich.

Da die Gelbsucht eine derjenigen Krankheiten ist, welcher Personen von jedem Alter unterworfen sind: so zählt man sie auch ebenfalls zu den Kinderkrankheiten, weil Kinder zum öftern von derselben, so gar in ihrem zartesten Alter, angegriffen werden. Ja, man hat auch Beyspiele von Kindern, auf welche sich die Krankheit durch die Gelbsucht der Mutter während der Schwangerschaft fortgepflanzt hat, welche aber entweder todt zur Unzeit auf die Welt gekommen sind, oder nur sehr kurze Zeit nach der Geburt gelebet haben.

Da die Ursache der Gelbsucht in allem demjenigen liegt, was die Gallengänge der Leber, oder den großen Gallengang, oder seine Oeffnung in den Zwölffingerdarm verstopfen oder zuschnüren kann, so, daß die Galle sich in diesen Darm nicht ergießt: so sind ein gesammelter Schleim und zähe Säfte diejenigen Ursachen, welche bey neugebornen Kindern die erwähnte Oeffnung verstopfen, und folglich bey ihnen eine Gelbsucht hervor bringen können. Dieses kann um so viel leichter geschehen, da der große Gallengang vorher etwas zwischen den Häuten des Darmes durchgeht, ehe er, und zwar schief, in denselben eintritt. Wenn die Kinder die Brust genommen haben, und die Milch von der Säure gerinnt, so kann gedachte Oeffnung auch durch käsichte Theile verstopfet werden; welches auch alsdann Statt findet, wenn sie mehrentheils von einem verdünnten Mehlbreye leben; imgleichen, wenn die

Säu-

Säure ein Reißen erweckt, und erwähnten Darm zuschnüret.

Wenn das Kind entwöhnt ist, und andere Speisen genießt: so kann es hierin zu viel thun, zu begierig essen, die Speisen nicht gehörig käuen, unreife Früchte, oder andere undienliche oder harte Nahrung zu sich nehmen, welche der Magen nicht bezwingen oder verdauen kann. Der Darm kann daher durch die Menge der Speisen, oder ihre Härte, entweder geklemmt oder gereizet werden, sich zusammen zu schnüren. In beyden Fällen wird der natürliche Abfluß der Galle gehemmet.

Es trägt sich auch oft zu, daß bey Kindern eine Gelbsucht entsteht, wenn sie von irgend einer Ursache ein starkes Brechen bekommen, oder wenn ihnen aus Unverstand ein zu heftiges Purgirmittel gegeben wird, oder wenn Würmer ein empfindliches Reißen erwecken. In diesem Falle wird erst alsdann eine Gelbsucht zuwege gebracht, wenn die Schmerzen in dem Magen und Gedärmen sich weiter ausbreiten, und die erwähnte Oeffnung des großen Gallenganges sich verschließt.

Langwierige oder unordentliche Wechselfieber lassen ebenfalls oft bey Kindern eine schlimme Gelbsucht nach, vornämlich wenn sie zu mehrernmalen eingefallen sind, und mit dem Wechselfieber vieles Brechen verbunden gewesen ist, oder wenn die Heftigkeit oder Dauer der Krankheit die Eingeweide dermaßen geschwächt und das Blut verdorben hat, daß davon in denselben Verstopfungen oder Verhärtungen entstanden sind, welche die Gallengänge zusammen drücken können.

Die Gelbsucht, womit neugeborne Kinder befallen werden, ist leicht zu curiren; diejenigen, welche sich bey ältern Kindern einfindet, ist, nach Verschiedenheit der Ursachen, leichter oder schwerer zu heben. Bey beyden erfolgen Convulsionen und der Tod, wofern man sich nicht ihrer zeitig und gehörig annimmt.

Bey neugebornen Kindern muß man den zähen Unrath, welcher sich während der Zeit, da das Kind im Mutterleibe gewesen ist, gesammelt hat, durch ein gelindes Laxiermittel abführen. Hiezu ist der Mannasaft, den man mit einigen Gran fein pulverisirten Rhabarber vermischt, am dienlichsten. Hievon giebt man ein Theelöffelchen voll auf einmal alle 3 oder 4 Stunden, bis man aus dem Poltern im Unterleibe merkt, daß eine Oeffnung erfolgen werde. Wenn der Unrath und das zähe Wesen auf diese Weise gut abgeführt ist, und die Excremente wieder ihre natürliche gelbe Farbe haben, so ist auch die Gelbsucht überwunden. Da die erste Milch der Mutter eine Oeffnung zuweze bringt: so wäre weiter keine Hülfe nöthig, wofern man nur das Kind dieselbe saugen ließe.

Kömmt die Gelbsucht von einem Reißen im Leibe her, so wird eine andere Cur erfordert. Man untersucht zuvörderst, ob das Kind wirklich eine Säure habe. Man erkennt aber die Säure bey Kindern aus ihrem sauern Athem, aus dem sauern Geruche des Auswurfes, er möge von oben oder unten geschehen, aus ihrer blassen Haut, und bey ganz zarten Kindern aus den grünen, oder mit geronnener Milch vermischten, Excrementen. In solchem Falle giebt man ihnen Pulver von Austerschalen. Oder man nimmt 1 Loth weiße Magnesia, 3 Quent Kümmel, ½ Loth Violenwurz, und ½ Quent Saffran, welches alles zerstoßen und zu Pulver gerieben wird. Hievon giebt man, des Tages 5 bis 6mal, eine kleine Messerspitze voll mit Fenchelwasser, führt nachher mit dem Mannasafte ab, und richtet die Diät der Mutter oder Amme ebenfalls gehörig ein.

Erfährt man, daß ein Kind, welches älter ist, mehrentheils solche Speisen, die etwas Leimichtes bey sich führen, als: einen dünnen oder dicken Mehlbrey, u. d. gl. genossen hat; daß es zu viele, zumal undienliche

oder

oder harte Speisen gegessen hat; daß es die üble Gewohnheit hat, das Essen nicht recht zu käuen; und ist dabey der Unterleib desselben hoch, aufgetrieben und hart: so muß man, wenn unter diesen Umständen eine Gelbsucht sich eingefunden hat, das Kind gemeines oder Gerstenwasser, oder Molken, mit etwas gereinigtem Honig, und zwar so viel davon, als möglich ist, trinken lassen. Die Absicht hiebey ist, die Crudităten aufzulösen und zu verdünnen, damit sie hernach desto leichter durch ein gelindes Brechmittel ausgetrieben werden können. Doch ist ein solches, wenn sich das Kind, wie öfters geschieht, von selbst genug bricht, unnöthig. Es ist aber jederzeit nöthig, gelinde Laxiermittel zu geben.

* * *

II. Eine Krankheit verschiedener Thiere, sonderlich der Pferde, des Rindviehes, der Schafe und der Schweine.

A. Bey den Pferden, ist die Gelbsucht eine Krankheit, welche nicht mit der Gelbsucht der Menschen verwechselt werden muß. Die Gelbsucht der Pferde ist gar keine langwierige Krankheit, sondern vielmehr ein hitziges Gallenfieber (*). Das Pferd hat nämlich einen geschwinden Fieberpuls dabey, ist matt, traurig und sehr beängstigt, läßt den Kopf und die Ohren hängen, verliert die Lust zum Futter, hat ein heisses Maul, stinkenden Athem, aufgebürstete und verfärbte Haare, braunrothen Urin, welcher Leinwand gelb färbet, und harten grünbräunlichen Mist. Das vornehmste Kennzeichen der Krankheit ist eine gelbliche Farbe, die das Weiße im Auge, die Lippen und das

(*) Einige Pferdeärzte reden von einer Krankheit des Pferdes, welche sie die spanische Kopfkrankheit, le Mal d'Espagne, nennen; sie scheint nichts anders, als diese hitzige Gelbsucht, zu seyn. Wenn die wahre Gelbsucht ohne Fieber, mit den bey dem Menschen und andern Thieren dabey gewöhnlichen Zufällen, wirklich das Pferd befällt, so ist sie wenigstens eine äußerst seltene Krankheit, vielleicht weil das Pferd keine Gallenblase hat.

das Zahnfleisch annehmen. Die Ursachen derselben sind gemeiniglich Steine, die sich in der Gallenblase erzeugt haben, ein Krampf in den Gallengängen, und eine starke Erhitzung des Körpers.

Bey der Gelbsucht des Pferdes muß man nicht nur die verhinderte Ausleerung der Galle in die Gedärme wieder herstellen, sondern auch das damit verknüpfte Fieber zu dämpfen suchen. In dieser Absicht läßt man reichlich zur Ader, und gebraucht innerlich täglich zwey bis dreymal 1 Loth Salpeter mit eben so viel Austerschalen, wie auch alle Tage ein paarmal ein Klystier.

Man vermische 4 Löffel Honig, eben so viel Rüb- oder Leinöhl, und eine Handvoll Salz mit ½ Quart Milch, und applicire es, wenn das Salz völlig aufgelöset ist, laulich warm als ein Klystier.

Uebrigens ist die Rhabarber dasjenige Mittel, von dem man das meiste erwarten muß, um die eigentliche Ursache der Krankheit zu heben. Man kann sie Morgens vor dem ersten, und Abends nach dem letzten Futter, zu anderthalb Loth eingeben, entweder mit Wasser, oder mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Das Futter und die übrige Wartung muß bey der Gelbsucht, wie bey einem jeden starken Fieber (s. Th. XIII, S. 324), eingerichtet werden.

Hr. v. Sind setzt auch dem Pferde bey der Gelbsucht einige Lappen oder Haarseile, und läßt sie wenigstens 8 bis 10 Tage lang ziehen; er gebraucht auch ein Käumittel dagegen.

Garsault's Mittel gegen die Gelbsucht des Pferdes, aus Lauge von Weinrebenasche mit zerstoßenen Lorbeeren, scheint eben nicht viel Achtung zu verdienen. Der vollkommene Pferdekenner verordnet es ebenfalls mit Baumöhl vermischt; übrigens aber hätte er sich vor dem Anstecken dieser Krankheit nicht zu fürchten, wie er thut.

Wenn das Pferd von der Krankheit hergestellt ist, ist es sehr dienlich, noch eine Zeitlang die Rhabarber zu gebrauchen, nachher aber 8 bis 14 Tage täglich zweymal anderthalb Loth Stahlfeil mit Wasser eingu-

zugeben, um die Eingeweide des Hinterleibes und den ganzen Körper wieder zu stärken.

Erxleben praktischer Unterricht in der Viehartzeneykunst, Göt. und Gotha 1771, 8. S. 372, fgg.

B. Bey dem Rindviehe, ist die gelbe Farbe der Augen ein untriegliches Kennzeichen dieser Krankheit; auch ist der abgehende Urin gelbbraun. Bey einem heftigen Grade der Krankheit, scheint auch die Haut des Viehes gelb. Es giebt sehr viele Ursachen, welche den Gallengang verstopfen, und mithin zur Erzeugung der Gelbsucht Gelegenheit geben können; z. B. bey neugebornen Kälbern, eine Menge Schleim und gesammelter zäher Unrath von der zu sich genommenen Milch; Verhärtungen und Entzündungen der Leber; wenn die Gallengänge durch einen Krampf zusammen gezogen, oder gar verwachsen sind; ungewöhnliche in dem Gallenganze befindliche Dinge, als: Schleim, Sand, Steine. Endlich entsteht sie auch, wie bey den Menschen, sehr oft von dem Bisse giftiger Thiere.

Bey der Cur dieser Krankheit, läßt sich die Eröffnung des Gallenganges nicht durch einerley Mittel bewirken, weil diese nach der Verschiedenheit der Ursachen der Verstopfung dieses Ganges eingerichtet seyn müssen.

Die Gelbsucht bey neugebornen Kälbern, hat allemal eine schleimige Beschaffenheit, und eine käsichte Gerinnung der Milch, die sich in ihrem Magen und dem Zwölffingerdarme befinden, zum Grunde. Wenn man wider diese Art der Gelbsucht das Mittel No. 1 (*) gebraucht, und davon jeden Tag dreymal ein Kaffeeschälchen voll laulich eingießt, wird das Uebel bald gehoben werden. Diejenige, welche von einer Krampf-

(*) No. 1. Man nimmt 2 Loth venetianische Seife, läßt solche in ½ Quart Wasser über gelindem Feuer zergehen, und thut alsdann ½ Loth Rhabarberpulver und einen Eßlöffel voll Honig hinzu.

krampfartigen Zusammenziehung des Gallenganges entstanden ist, und sich gemeiniglich nach einer starken Erhitzung und erfolgtem Zorn bey dem Raufen einzufinden pflegt, curirt man durch den Gebrauch des Mittels No. 2 (*), wovon man täglich dreymal einen Theelöffel voll, mit heißem Wasser vermischt, eingiebt. Die Gelbsucht von gesammelten Schleim, Sand und Steinen, welche den Gallengang verstopfen, und die sich an dem Abgange solcher Materien durch den Hinterleib offenbaren, curirt man ebenfalls durch den Gebrauch des Mittels No. 1, dem man noch 1 Loth Röhrleinkrautextract (Extr. taraxaci) beysetzt, und es alsdann auf gedachte Art gebraucht. Was aber die übrigen Arten der Gelbsucht betrifft, die nämlich von einer Verhärtung, oder Entzündung der Leber, oder von dem Bisse giftiger Thiere ihren Ursprung haben, so müssen dieselben nach der Anweisung, welche in den besondern Artikeln von diesen Krankheiten vorkömmt, curirt werden.

Da, wie gesagt, die Gelbsucht so mancherley Ursachen zum Grunde hat, diese aber bey dem Viehe nicht allemal zu errathen sind, und nur selten sich bestimmen lassen: so thut man bey einer solchen Ungewißheit am besten, wenn man sich an das Mittel No. 1, welches zugleich mit Röhrleinkrautextract versetzt worden ist, hält, und mit dessen Gebrauche eine Zeitlang continuiret; denn es ist dasselbe hier in vielerley Absicht sehr wirksam, und hebt oft mehrerley unerkannte Ursachen der Gelbsucht glücklich. Sehr oft curirt auch die grüne Sommerweide, aus mehrerley Ursachen entstandene Arten der Gelbsucht, ohne die Beyhülfe anderer Arzeneyen

(*) No. 2. Man nimmt weiße Magnesia, und präparirten Weinstein, von jedem 2 Loth; Rhabarber, ½ Loth; macht alles zu Pulver, und reibet es wohl durch einander.

neyen nöthig zu haben; um so wirksamer aber sind die Arzeneyen gegen die Gelbsucht, wenn man beyde zugleich zu gebrauchen Gelegenheit hat. Ich werde in dem Art. Leber-Entzündung zeigen, daß die frischen Säfte der Pflanzen sehr oft diejenigen Steine, welche sich in der Leber des Rindviehes befinden, auflösen. Diese Steine sind zugleich aber gemeiniglich die Ursache der Gelbsucht bey dem Viehe; und so werden sie hier, nebst anderen von groben, dicken und zähen Säften entstandenen Arten dieser Krankheit, überwunden werden. Zu dieser Gattung nützlicher Pflanzen gehört vorzüglich das Röhrleinkraut, und das gemeine Gras. Diese beyde sind zugleich die ersten mit, welche uns der gütige Schöpfer zum Gebrauche im Anfange des Frühlinges schenkt, und man muß daher, sie dem kranken Viehe zu geben, nicht verabsäumen.

Trockne und grobe Nahrungsmittel sind bey dieser Krankheit untauglich, weil die Galle zu ihrer Verdauung und Auflösung mangelt. Wenn uns daher der Winter die grünen und saftigen Pflanzen versaget, so müssen wir unsere Zuflucht zu sehr leichten Gras- und Grummetarten nehmen, die noch überdieß vor ihrem Genusse mit siedendem Wasser angebrühet worden, und einige Stunden gestanden haben. Es ist auch von gutem Nutzen, wenn man hiezu jedesmal eine Handvoll klein geschnittenes Gras und Röhrleinkrautwurzel mischet, mit etwas Salz würzet, und also zur Nahrung reichet. Man kann auch letztere zwo Gattungen von Wurzeln in Wasser kochen, und dieses alsdann kalt zum ordinären Getränke geben.

Diejenigen Arten der Gelbsucht, welche von einer Verwachsung des Gallenganges, einer gänzlichen Verhärtung der Leber, oder einem Geschwüre in diesem Eingeweide entstanden sind, sind allemal unheilbar.

v. Willburg Anleit. für das Landvolk ꝛc. Nürnb. 1776. 8. S. 163. f39.

Ve-

Beobachtungen wegen der Krankheit unter dem Hornviehe, die Gelbsucht genannt, nebst deren Ursachen, Folgen und Zufällen, wie auch einer kräftigen Cur, st. im 3. B. des aus dem Engl. übers. Museum rust. et commerciale, Leipz. 1765, 8. S. 260—267; und in Paulet Beytr. zu einer Gesch. der Viehseuchen, mit Anm. und Zusätzen von Rumpelt, 2. Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 192—196.

C. Bey den Schafen, ist die Gelbsucht eine Folge von der Verhärtung der Leber. Man giebt den Schafen, um den dritten Tag, 1 Quent Rhabarberpulver, dazwischen aber Salz und Krebs- oder Austerschalenpulver, entweder auf Hafer, oder unter Hafermehl geknetet; da man denn an denen Tagen, an welchen man das letztere Pulver giebt, die Schafe vom Trinken abhalten muß. Sonst ist ihnen auch, wie dem Rindviehe, ein Decoct von Gras- und Röhrleinkrautwurzeln zum ordinären Getränk zu geben. Zur Vorbeugung dieser Krankheit verhütet man, daß die Schafe nicht fette Grasarten fressen, und auch nicht zu fett in warme Ställe kommen; daher man sie im Herbste durch das Füttern mit Stroh etwas ausmärgelt. Man läßt sie auch mit 4 Tropfen Daggert (s. Th. V, S. 361), den man mit Branntwein eingiebt, schwitzen.

D. Bey den Schweinen, äußert sich die Gelbsucht durch eine gelbe Farbe der Augen und Lefzen, und durch eine Geschwulst unter den Kinnladen. Die Cur ist folgende: Man quetschet eine gute Quantität Schellwurz, presset den Saft aus, und gießt den vierten Theil von derselben Quantität Weinessig dazu. Alsdann quetschet man eine Quantität Holzwürmer in einem Mörser, macht einen warmen Trank, und gießt so viel ein, als das Schwein auf einmal fressen kann; schüttet 1 Nößel von dem Safte und den Weinessig, und $\frac{1}{4}$ Pfund von den gequetschten Holzwürmern hinzu; und läßt das Schwein drey Stunden vorher, ehe es dieses bekömmt, und 6 Stunden nachher, fasten.

Allg. Haushaltungs- und Landwissenschaft, 4. Th. Hamb. und Leipz. 1774, gr. 8. S. 282, f.

E. Von

E. Von der Gelbsucht der Seiden-Würmer, siehe unter Seiden-Wurm.

* * *

III. Bey den Gärtnern auch eine Krankheit der Bäume, welche darin besteht, daß ein Baum, der weder den Krebs, Brand, Fäule, Wurm, Moos, noch Grind oder Ausſatz hat, vor der Zeit gelbe Blätter bekömmt, und von oben herein verwelkt. Sie entspringt gemeiniglich aus der Wurzel, wenn solche entweder zu feucht, oder in einem allzu dürren Grunde steht, oder wenn, aus Mangel des Regens, das Erdreich um die Wurzel zu trocken, oder dieselbe durch das Grabscheit verletzt, oder auch von Mäusen und Maulwürfen beschädiget worden ist. In dem ersten Falle muß das Erdreich gebessert, und bey einfallender Dürre um die Wurzeln fleißig begossen; im letztern Falle aber alles, was der Wurzel schädlich ist, weggeräumet, das bereits verletzte abgeschnitten, und Ruß mit Kalk und Asche vermengt, dabey gestreuet werden.

Gelbsucht-Wurzel, siehe den folgenden Artikel.

Gelb-Wurz, Gelbsucht-Wurzel, Gilb-Wurzel, Curcuma, Curcume, Curcumey, Gurkumey, Schwalbenwurz, babylonischer oder indianischer Saffran, gelber Ingber, Müller-Ingber, die gelbe Wurzel eines ostindianischen Gewächses, welche in der Landessprache Caha oder Kua genannt, und sowohl in der Färberey, gelb damit zu färben, als auch in der Arzney, gebraucht wird. Es sind von diesem Gewächse zwo Arten bekannt.

1. Die lange Gelbwurz, Curcuma s. Terra merita officinarum, radice crocea *J. B.* Curcuma radice longa *Herm.* Curcuma foliis lanceolatis utrinque acuminatis, nervis lateralibus numerosissimis *Royen.* Curcuma longa *Linn.* Aus der langen, knolligen, der Breite nach gestellten, mit Gelenken versehenen, äußerlich blassen, innerlich saffrangelblichen Wurzel, inson-

derheit aus den Gelenken, treiben unterwärts kleine Fäserchen, oberwärts aber lange blätterige Stiele, welche, indem sie einander umfassen, gleichsam einen Stängel machen, und hernach in breite, zugespitzte oder lanzenförmige, fast dem Blumenrohre ähnliche Blätter sich verwandeln, auf deren Oberfläche viele, von der Mitte gegen den Rand gerichtete Nerven wahrzunehmen sind. Aus einem andern Theile der Wurzel, und gemeiniglich aus den jungen Knollen kommen andere besondere Stängel, welche unterwärts nacket sind, und oberwärts sich mit einer blätterigen Aehre endigen. Es sind nämlich viele grünlichröthliche, platt aufsitzende, zugespitzte, schuppenweise über einander liegende Blätter oder Scheiden, aus welchen nach und nach die purpurfarbigen, einblätterigen Blumen hervor kommen. Das Blumenblatt ist in vier Einschnitte getheilt; (Andere nehmen vier besondere Blumenblätter an,) deren drey einander ähnlich, schmal und spitzig sind, der vierte aber größer ist. Den letztern hält Linné für ein Honigbehältniß, und eignet dem Blumenblatte nur drey Einschnitte zu. Man sieht auch fünf Staubfäden, wovon aber vier unfruchtbar sind, und nur einer einen Staubbeutel trägt. Unter der Blume sitzt der rundliche Fruchtkeim, dessen einfacher Griffel sich mit einem hakenförmigen Staubwege endigt. Die trockne Frucht hat drey Fächer, öffnet sich mit drey Klappen, und enthält viele rundliche, schwarze Samen.

2. Die runde Gelbwurz; Turmeric mit der runden Wurzel, Curcuma foliis ovatis utrinque acuminatis nervis lateralibus pauciſſimis *Royen.* Curcuma rotunda, foliis lanceolato-ovatis, nervis lateralibus rariſſimis *Linn.* ist dem Ansehen nach der vorigen völlich ähnlich; die Blätter sind nur etwas unterschieden, nämlich mehr ey- als lanzenförmig, und mit sehr wenigen, nach den Seiten hinlaufenden Nerven bezeichnet. Die Wurzel ist rundlich und knollig, kömmt sonst

mit

mit der vorigen überein; da sie aber weniger gewürzhaft, und mithin auch weniger wirksam ist, wird sie auch selten, und fast allein die lange gebrauchet. Durch Auslaugen, Reinigen und Trocknen läßt sich ein Mehl daraus bereiten, welches dem Sagumehle gleich kömmt.

Beyde Arten wachsen in Indien, insonderheit in Malabar, Ceylon und den moluckischen Inseln; ja, es ist fast kein Garten im Orient zu finden, wo sie nicht gebauet würde. In unsern Gärten hingegen wird man sehr selten dergleichen Pflanzen antreffen, daher ich auch von der Wartung nichts erwähne.

Die lange, wie solche bey den Materialisten zu haben ist, ist eine längliche, höckerige, krumm gebogene, fingersdicke, knollige, schwere Wurzel, äußerlich grünlich, innerlich, wenn sie frisch ist, ganz saffrangelb, außerdem aber, wenn sie alt ist, viel röther; daher auch einige daraus zwo Sorten, die gelbe und rothe, machen. Die beste soll frisch, harzig, schwer, und nicht wurmstichig seyn. Der Geruch ist etwas gewürzhaft, aber unangenehm; der Geschmack bitterlich und etwas scharf. Die frische und grüne Wurzel enthält etwas Campherartiges, wie auch goldgelbes Oehl, welches einen starken Geruch und Geschmack hat. Dieses Oehl- und die schleimigen, harzigen Bestandtheile sind auch in der trocknen Wurzel wirksam genug; und sie besitzt eine Kraft gelinde aufzulösen, zu zertheilen, zu reinigen und auszuführen; daher man dieselbe bey Verstopfung der Eingeweide vorzüglich empfohlen, auch besonders in der Gelbsucht angepriesen hat. Da der Urin, bey dem innerlichen Gebrauche, davon gelb gefärbet, und häufiger abgeführet wird, kann sie auch in der Wassersucht dienlich seyn. Man kann sich derselben in Pulver, Latwergen und Pflastern bedienen. Die Apotheke hat 1) die ganze, und 2) die gestoßene Wurzel, wie auch 3) die Essenz, und 4) die Species.

Die Indianer gebrauchen diese Wurzel an statt des Saffrans, und würzen den Reiß, die Fische und andere Speisen damit ab, um ihnen den Geschmack und die Farbe dieser Wurzel zu geben, welche sie aus Gewohnheit für sehr angenehm befinden, weil sie ihren Speisen eine saffrangelbe Farbe giebt. Daher sie auch die indianischen Portugiesen Erd-Saffran nennen. Die Indianer gebrauchen sie auch nebst wohlriechenden Blumen, eine Art Pomade daraus zu machen, womit sie sich den ganzen Leib beschmieren; nicht weniger bedienen sie sich ihrer zum Färben. Bey uns gebrauchen sie die Drechsler, um damit gelbe Ringe in das gedrehte Holz zu machen, indem sie die Wurzel an das Holz halten, so wie man schwarze Ringe mit einem eichenen Spane hinein brennt; man muß aber die Wurzel, ehe man sie an das Holz hält, vorher mit dem Munde anfeuchten. Die Arzneyhändler bedienen sich ihrer, um der Rhabarber eine gute Farbe zu geben. Hauptsächlich aber färbet man damit allerley wollene und seidene Waaren; und sie wird daher von den Färbern, Senklern, Beutlern, Handschuhmachern und Parfumierern, wie auch von den Rothgießern gebraucht, um ihren Waaren, oder auch den Metallen eine gelbe oder Goldfarbe zu geben. Sie heißt bey denselben insgemein Terra merita, weil sie schwer ist, und einer dichten und hart gewordenen Erde gleicht. Es wissen sich ihrer auch die Bäcker mit Nutzen bey ihrem Gebackenen, imgleichen diejenigen, welche gelbe Butter verkaufen wollen, zu bedienen.

Die Erfahrung lehrt, daß diese Wurzel denen Zeugen, welche damit gefärbet werden, zwar eine gelbe Farbe mittheilt, welche aber in Luft und Sonne von keiner Beständigkeit ist, und, wofern die Zeuge nicht besonders vorbereitet, oder die Farbenbrühen auf eine besondere Art zugerichtet werden, oft in wenig Tagen verschwindet, oder wenigstens viel von ihrer Schönheit ver-

verliert. Ich werde daher die Versuche erzählen, welche der churf. sächsische Berg-Rath, Hr. D. Pörner angestellt hat, um zu erforschen, ob man nicht auf den Weg kommen könne, aus derselben eine dauerhaftere gelbe Farbe zu erhalten, oder doch so viel zu erlangen, daß sie mit mehrerm Nutzen, als bisher geschehen ist, in der Färbekunst gebrauchet werden könne.

Hr. Pörner hat in seinen Untersuchungen gefunden, daß diese Wurzel ungefähr aus 2 Drittel erdiger, Theile bestehe; das übrige ist eine Substanz, welche man weder für bloß gummicht, noch für harzicht halten kann, sondern welche sich etwa mit einer erdig-schleimigen Substanz, mit welcher einige wenige öhlichte Theile verbunden sind, vergleichen läßt. In demjenigen, was mit Wasser ausgezogen worden war, hat Derselbe einen scharfen, bitterlichen, dabey salzigen Geschmack bemerkt, zu einem deutlichen Beweise, daß eine feine salinische Substanz darin enthalten ist. Der bitterliche Geschmack der Gelbwurz zeigt an, daß öhlichtsaure Theile, mit erdigen verbunden, in dieser Wurzel sich befinden, doch so, daß mehr saure, als öhlichte, vorhanden sind. Vermittelst des Wassers und wässeriger Auflösungsmittel läßt sich aus der Gelbwurz eine seifenartige, oder vielmehr schleimig-seifenartige Substanz ziehen, welche einen etwas scharfen bitterlichen Geschmack, aber keine zusammenziehende Empfindung, erreget. In dieser Substanz nun ist das gelbfärbende Wesen befindlich, welches mit derselben an und auf die Körper gebracht werden kann.

In Ansehung der färbenden Substanz, sind folgende Erfahrungen zu merken: 1) Wenn man die zu Pulver gestoßene Gelbwurz mit Wasser kochet, so färbt sich das Decoct oder die Brühe pomeranzengelb. 2) Kocht man die Gelbwurz mit Wasser, wozu man ein Mittelsalz, z. B. Kochsalz, Salpeter u. d. gl. gethan hat, so wird die Brühe ebenfalls pomeranzengelb;

doch wird sie von dem Salmiake ein wenig lichter, dem ungeachtet aber noch orangegelb. 3) Hat man zu dem Wasseressig, Weinsteineremor, oder etwas weniges von einem verdünnten Vitriolsauren, oder einem andern mineralischen Sauren, gethan, so enthält das Decoct eine lichte Citronenfarbe; welches auch bemerkt wird, wenn man Alaun oder Arsenik im Wasser aufgelöset hat. 4) Kocht man mit dem Wasser gebrannten Gyps, so wie er von den Stukaturarbeitern gebraucht wird, und setzt nach einiger Zeit das Gelbwurzpulver dazu, und kocht sie alsdann mit einander, so erhält zwar das Decoct eine Pomeranzenfarbe, die aber etwas lichter als diejenigen Brühen sind, die man mit bloßem Wasser oder einem Mittelsalze gemacht hat. 5) Vermischt man mit dem Wasser grünen oder Eisenvitriol, und kocht mit diesem vitriolischen Wasser die Gelbwurz, so erhält man eine gelbbraune Brühe. 6) Eben dieses wird auch bemerkt, wenn man mit dem Wasser blauen oder Kupfervitriol vermischt hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Brühe etwas lichter ist, und in das Grünliche fällt. 7) Kocht man die Gelbwurz mit einer alkalischen Lauge, z. B. mit Pottasche, welche im Wasser aufgelöset worden ist, so erhält man keine gelbe, sondern eine bräunlichrothe Farbe, welches auch geschieht, wenn man die Wurzel mit Kalkwasser kochet. 8) Vermischt man die Gelbwurz mit einem flüchtigen alkalischen Liquor, z. B. mit Salmiakgeist, und digerirt sie zusammen eine Zeitlang, ohne einige Wärme hinzu zu fügen; so erhält der Liquor ebenfalls eine bräunlichrothe Farbe, wie mit dem feuerbeständigen Alkali oder mit dem Kalkwasser geschieht. Kocht man hingegen den flüchtigen alkalischen Liquor mit der Gelbwurz, so bekömmt zwar der Liquor anfänglich eine bräunlichrothe Farbe, die aber, so wie die Wärme zunimmt, immer mehr und mehr abnimmt, bis endlich, wenn die Brühe recht heiß geworden ist, gar nichts mehr

von

von einer bräunlichrothen Farbe bemerkt wird, sondern eine gelbe Farbe zum Vorschein kömmt. 9) Werden fette ausgepreßte, wie auch distillierte ätherische Oehle mit Gelbwurz digerirt, so erhalten dieselben eine gelbe Farbe. 10) Digerirt man Branntwein mit Gelbwurz, so erhält derselbe eine goldgelbe Farbe. 11) Wenn man endlich gute reine Seife, z. B. venetianische, in heißem Wasser auflöset, und alsdann mit Gelbwurz kochet, so erhält die Brühe eine gelblichgraue Farbe. Aus allen diesen Versuchen erhellet, daß die färbende Substanz der Gelbwurz sich von allen Auflösungsmitteln heraus ziehen läßt, daß aber die gelbe Farbe, nach Beschaffenheit des Auflösungsmittels, mehr und weniger Veränderung leidet.

I. Versuche mit Gelbwurz, in wie fern durch selbige Wolle gefärbet werden kann.

1. Versuche mit Tuch, so in bloßem Wasser eingeweichet worden ist.

1) Es ward auf weißes Tuch welches keine andere Veränderung erlitten hatte, als daß die Wolle ihre Fettigkeit, welche sie von Natur hat und die sie bey dem Spinnen erhält, verloren hatte, heißes Wasser gegossen, und man ließ es in demselben, welches nach und nach kalt ward, 24 Stunden lang weichen. Dieses also zubereitete Tuch ward mit Gelbwurz folgender Maßen behandelt.

2) Man hat von diesem in Wasser eingeweichten Tuche ein halbes Loth in einer Brühe von 1 Pfund Wasser, und 1 Quent pulverisirte Gelbwurz bis auf den vierten Theil, dem Maße nach, einkochen lassen, alsdann das noch heiße Tuch sogleich in kaltes Wasser geworfen, rein gespühlt und trocknen lassen. Es erhielt das Tuch eine schöne Pomeranzenfarbe.

3) Man ließ eine gleiche Quantität von diesem im Wasser eingeweichten Tuche in einer Brühe von 1 H. Wasser, 1 Quent Gelbwurz und 1 Quent gemeinen Salpeter bis auf den vierten Theil einkochen, alsdann das Tuch, wie bey vorhergehendem Versuche, in kaltem Wasser rein spühlen und trocknen. Das Tuch

erhielt ebenfalls eine Pomeranzenfarbe, welche aber etwas lichter, als die vorhergehende, ausfiel.

4) Vermittelst des Kochsalzes, erhält das Tuch auch eine Pomeranzenfarbe welche noch ein wenig lichter, als die Farbe No. 3 ist, und einen ganz feinen Glanz hat.

5) Mit Salmiak bekömmt das Tuch eine schöne glänzende Pomeranzenfarbe, welche höher und lichter, als die vorhergehenden, ist.

6) Mit Weinstein-Cremor wird das Tuch citronengelb, und erhält einen gar feinen Glanz.

7) Weinessig, wovon 1 Theil mit 2 Theilen Wasser vermischt worden ist, verschaffet dem Tuche auch eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als bey No. 6, ist, und auch einen Glanz hat.

8) Mit Alaun erhält das Tuch eine sehr schöne glänzende citronengelbe Farbe, welche noch höher und schöner, als vermittelst des Weinsteincremor, wird.

9) Mit Gyps bekömmt das Tuch eine sehr schöne glänzende Pomeranzenfarbe, welche etwas höher, als die natürliche unveränderte Farbe der Gelbwurz No. 2, ist.

Man muß 1 Theil gebrannten Gyps in 40 Theilen Wasser eine Stunde lang kochen, und währendem Kochen immer so viel heißes Wasser zugießen, als im Kochen durch das Wegdampfen verloren geht. Hernach kann man die Gelbwurz zusetzen, und bald darauf das eingeweichte Tuch hinein thun, und im übrigen, wie bey den andern Versuchen, verfahren.

10) Grüner oder Eisenvitriol ertheilt dem Tuche eine bräunlichgelbe Farbe, welche ein wenig schmutzig aussieht.

11) Blauer oder Kupfervitriol hingegen macht eine grünlichgelbe Farbe, fast wie Zeisiggrün.

12) Durch venetianische Seife erhält das Tuch aus der Gelbwurz eine blaßgelbe Farbe, fast wie die natürliche Farbe des Strohes ist.

2. Versuche mit Tuch, welches in Salpeterwasser eingeweicht worden ist. Man ließ 1½ Loth gemeinen Salpeter in 2 Pfund Wasser auflösen, in selbigem 3 Loth Tuch eine halbe Stunde kochen, und in diesem nach und nach kalt gewordenen Bade noch 24 Stunden weichen. Dieses mit Salpeterwasser durchzogene und

noch

noch nasse Tuch erhielt aus der Gelbwurz folgende Farben:

13) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine etwas schmutzige erdgelbe Farbe.

14) Mit Salpeter, eine pomeranzengelbe Farbe welche keinen Glanz hat, und nicht angenehm ausfällt.

15) Mit Kochsalz, eine schmutzige bräunlichgelbe Farbe.

16) Mit Salmiak, eine sehr schöne lichte glänzende pomeranzengelbe Farbe.

17) Mit Weinstein-Cremor, eine gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Farbe der Citrone ist, und einen ganz feinen Glanz hat.

18) Mit Weinessig, eben dergleichen, aber noch etwas dunklere, und ebenfalls einen Glanz habende Farbe.

19) Mit Alaun, eine sehr schöne glänzende Citronenfarbe.

20) Mit Gyps, eine gelbe, ein wenig ins Bräunliche fallende, und nicht viel Glanz habende, Farbe.

21) Mit grünem Vitriol, eine ganz feine hellbraune Farbe.

22) Mit blauem Vitriol, eine grünlich gelbe, glänzende Farbe.

23) Mit Seife, eine lichte weißlichgraue Farbe, welche nicht unangenehm ausfällt, und einen gar feinen Glanz hat.

3. Versuche mit Tuch, welches in Salz-Wasser eingeweicht worden ist. Zu diesem Bade ward gutes reines Küchensalz, wie z. B. das hallische oder sächsische Brunnensalz ist, genommen, solches, wie vorher bey der 2ten Reihe der Versuche gemeldet worden ist, im Wasser aufgelöset, alsdann mit selbigem das Tuch gekochet, und 48 Stunden darin weichen gelassen. Die Farben, welche dieses Tuch durch die Gelbwurz erhält, sind folgender Maßen beschaffen.

24) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine, etwas schmutzig ausfallende, bräunlichgelbe Farbe.

25) Mit Salpeter, eben dergleichen, welche ein wenig dunkler ist.

26) Mit Kochsalz, eben dergleichen.

27) Mit Salmiak, eine etwas dunkle Citronenfarbe, welche ein wenig, aber kaum merklich, in das Grünliche fällt.

28) Mit Essig fast eben dergleichen, nur ein wenig dunkler.
29) Mit Weinsteincremor, eine schöne hohe glänzende Citronenfarbe.
30) Mit Alaun, eine schöne glänzende Citronenfarbe welche aber etwas blasser, als die vorhergehende, ist.
31) Mit Gyps, eine etwas dunkle gelbe Farbe, die nicht viel Glanz hat.
32) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe, welche nicht unangenehm ist, und Glanz hat.
33) Mit blauem Vitriol, eine gelblichgrüne Farbe.
34) Mit Seife, eine weißlichgraue Farbe, welche nicht unangenehm fällt, und Glanz hat.

Ueberhaupt ist zu merken, daß alle die, auf das im Salzwasser eingeweichte Tuch gebrachte Farben weit dunkler, als diejenigen ausfallen, welche das in bloßem Wasser eingeweichte Tuch aus der Curcuma erhält.

4. Versuche mit Tuch, welches im Wasser mit Salmiak eingeweicht worden ist. Zu diesem Bade ward guter Salmiak, so wie er gekauft wird, ohne ihn besonders zu reinigen, genommen; im übrigen mit dem Tuche, wie bey vorhergehendem Bade, verfahren. Das Tuch, welches in diesem Bade 48 Stunden eingeweicht worden war, erhielt aus der Gelbwurz folgende Farben:

35) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine bräunlichgelbe Farbe welche Glanz hat.
36) Mit Salpeter, fast eben dergleichen Farbe die aber noch lieblicher ist, und in das Pomeranzengelbe fällt,
37) Mit Kochsalz, eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citrone ausfällt, und Glanz hat.
38) Mit Salmiak, eben dergleichen Farbe die noch ein wenig dunkler ist, und einen ganz feinen Glanz hat.
39) Mit Weinsteincremor, eine schöne glänzende, recht gesättigte, citronengelbe Farbe.
40) Mit Weinessig, eine etwas dunklere citronengelbe Farbe.
41) Mit Alaun, eine noch weit schönere und lichtere citronengelbe Farbe, als die mit Weinsteincremor No. 39.

42) Mit Gyps, eine lichte bräunlichgelbe Farbe, welche etwas pomeranzenartig ausfällt, und einen guten Glanz hat.
43) Mit grünem Vitriol, eine glänzende lichte bräunliche Farbe.
44) Mit blauem Vitriol, eine reine gelblichgrüne Farbe, welche einen guten Glanz hat, und nicht unangenehm ist.
45) Mit Seife, eine blasse erdgelbe Farbe, welche keinen sonderlichen Glanz hat, sondern vielmehr matt ausfällt.

Da überhaupt betrachtet, die Farben auf dem Tuche, welches in Salmiakwasser eingeweicht worden ist, sehr gesättigt ausfallen: so ist wahrscheinlich, daß die Oeffnungen der Wolle durch den Salmiak mehr erweitert, und folglich mehr färbende Theile aus der Curcume hinein gebracht worden seyn. Da aber die färbenden Theile dieser Wurzel ein verändertes Ansehen erhalten, so müssen die in der Wolle steckenden Salztheilchen des Salmiaks die hinzugekommenen, und bereits durch andere Salze und Materien veränderten Farbetheilchen der Curcume noch mehr verändern. Vielleicht kann durch den Salmiak der Weg gebahnt werden, die Farbe der Curcume etwas mehr in Wolle zu befestigen.

5. Versuche mit Tuch, welches durch Weinsteincremor vorbereitet worden ist. Man verfuhr, wie oben bey dem Einweichen in Salpeterwasser angezeigt worden ist, ebenfalls mit dem Weinsteincremor, that 1½ Loth davon in 2 Pfund Wasser, ließ es mit einander kochen, legte alsdann das Tuch hinein, ließ es ½ Stunde darin kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen. Obgleich zur Auflösung des Weinsteincremors eine große Menge Wasser gekommen war, so hatte sich doch durch das Erkalten der Cremor von dem Wasser einigermaßen geschieden, und an die Fasern des Tuches anhängt. Es schadet aber ganz und gar nichts; man darf nur das Tuch in heisses Wasser ½ Stunde lang legen, so werden sich die äusserlich anhängenden sehr zarten Salztheilchen auflösen, und das Tuch unbeschadet lassen. Man hat aber auch

nichts

nichts zu befürchten, wenn man die wie ein zartes Mehl anhängenden Salztheilchen an den Fasern der Wolle läßt, und solche so, wie sie aus dem erkalteten Bade kömmt, in die Farbebrühe trägt; vielmehr wird solches noch nützlich seyn, und theils zur Erhöhung, theils zu mehrerer Befestigung der färbenden Theile etwas beytragen. Dieses mit Weinsteincremor durchgebrungene Tuch erlangt aus der Curcume folgende Farben.

46) Mit Curcume, ohne Zusatz, eine schöne gelbe Farbe, welche etwas tiefer als die natürliche citronengelbe Farbe ist.
47) Mit Salpeter, eine schöne Pomeranzenfarbe, welche aber etwas lichter ist.
48) Mit Kochsalz, eine gelbe Farbe, welche etwas in das Bräunliche fällt, und wenig Annehmlichkeit hat.
49) Mit Salmiak, eine gesättigte citronengelbe Farbe, welche aber ein wenig dunkler ausfällt.
50) Mit Weinstein-Cremor, eine sehr schöne gesättigte citronengelbe Farbe.
51) Mit Weinessig, eine gesättigte gelbe Farbe, welche mehr pomeranzen- als citronenfarbig ist.
52) Mit Alaun, eine schön- citronengelbe Farbe.
53) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, die aber etwas dunkler, als No. 50 und 52, ist.
54) Mit grünem Vitriol, eine bräunlichgelbe Farbe, welche nicht unangenehm ist.
55) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe.
56) Mit Seife, eine erdgelbe lehmichte Farbe, welche wenig Glanz hat.

Aus diesen Versuchen erhellet, daß bey der Vorbereitung des Tuches mit Weinstein Cremor, solcher sich in die Zwischenräume oder Höhlen der wolligen Fasern hinein begiebt, und in selbigen hängen bleibt. Da nun dieses saure Salz ein sehr schwer auflösliches Salz ist, so kann es zur Befestigung der Farbe etwas beytragen, zumal wenn zusammenziehende erdige oder metallische Substanzen, entweder mit dem durch dieses Salz vorbereiteten Tuche als ein zweytes Vorbereitungsmittel gebraucht, oder zugleich mit der Farbebrühe vereiniget werden.

6. Versuche mit Tuch, welches in Essig eingeweicht worden ist. Zu diesem Bade hat man einen Theil ordinären

nären Weineſig, nebſt 2 Theilen Waſſer genommen, das Tuch eine halbe Stunde darin kochen, und in dem nach und nach verkühlten Bade noch 24 Stunden weichen laſſen. Das Tuch erhielt eine ganz ſchwache bräunliche, in das Grünliche ſpielende, Farbe, welches aber nicht von dem Weineſſige als Eſſig, ſondern daher zu rühren ſcheint, weil man dieſes Eſſigwaſſer nebſt dem Tuche in einem unverzinnten kupfernen Keſſel gekocht, und während des Kochens der Eſſig von dem Kupfer etwas aufgelöſet und mit dem Tuche vereinigt hatte. Das in Eſſig eingeweichte Tuch erhält aus der Curcume folgende Farben:

57) Mit Curcume ohne Zuſatz, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citronen iſt.

58) Mit Salpeter, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.

59) Mit Kochſalz, eine ſchöne Pomeranzenfarbe, welche in das Lichte fällt.

60) Mit Salmiak, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche fällt, faſt wie No. 58.

61) Mit Weinſtein-Cremor, eine ſehr ſchöne lichte Pomeranzenfarbe, welche einen vortrefflichen Glanz hat.

62) Mit Eſſig, eine citronengelbe Farbe, welche etwas in das Dunkelgrünliche ſpielt.

63) Mit Alaun, eine ſehr helle citronengelbe Farbe, welche einen ſchönen Glanz hat.

64) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, welche nicht viel Glanz hat, und ganz matt ausſieht.

65) Mit grünem Vitriol, eine bräunliche Farbe, welche nicht ohne Glanz iſt.

66) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe.

67) Mit Seife, eine gelblichgraue Farbe.

Ueberhaupt iſt von allen dieſen Farben zu merken, daß ſie ſehr geſättigt ausfallen. Es iſt zu vermuthen, daß die in dem Eſſig von Natur befindlichen öhlichten Theile die vornehmſte Urſache zu dieſen Veränderungen abgeben.

7. Verſuche mit Tuch, welches in Alaunwaſſer eingeweicht worden iſt. Man nahm zu dieſem Bade gemeinen

meinen und gut kryſtalliſirten Alaun, löſete ihn in der oben bemeldeten Menge Waſſer auf, ließ alsdann das Tuch mit dieſem Alaunwaſſer eine halbe Stunde kochen, und in dem nach und nach kalt gewordenen Bade noch 24 Studen weichen. Dieſes mit Alaunwaſſer durchzogene Tuch erhält aus den Farbebrühen, welche mit Gelbwurz allein, oder durch verſchiedene Zuſätze erhalten werden, folgende Farben:

68) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſchöne gelbe Farbe, welche mehr pomeranzenartig als citronengelb iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.

69) Mit Salpeter, eine ſchöne geſättigte und glänzende citronengelbe Farbe.

70) Mit Kochſalz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche nicht ohne Glanz iſt.

71) Mit Salmiak, eine noch etwas dunklere bräunlichgelbe Farbe, welche einigen Glanz hat.

72) Mit Weinſteincremor, eine ſehr ſchöne lichte und hochgelbe Farbe, welche in das Aurorgelbe fällt, ſehr geſättigt iſt und einen ſchönen Glanz hat.

73) Mit Weineſſig, eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkel ausfällt, und einen mäßigen Glanz hat.

74) Mit Alaun, eine ſehr ſchöne geſättigte und glänzende citronengelbe Farbe.

75) Mit Gyps, eine ganz feine gelbe Farbe, welche in das Citronengelbe fällt, aber etwas dunkler und nicht ohne Glanz iſt.

76) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe welche einen mäßigen Glanz hat.

77) Mit blauem Vitriol, gelblichgrüne Farbe, welche ebenfalls einen ſehr mäßigen Glanz hat.

78) Mit Seife, eine blaſſe erdgelbe Farbe, ſo nicht ohne Glanz iſt.

8. Verſuche mit Tuch, welches in Gypswaſſer eingeweicht worden iſt. Man ließ zu dieſem Bade 1 Loth gemeinen, aber ſchönen weißen gebrannten Gyps, ſo wie er von den Mäurern und Stukaturarbeitern gebraucht wird, in 2 Pfund Waſſer eine Stunde lang kochen, that alsdann 2 Loth Tuch hinein, ließ ſolches

mit

mit diesem Gypswasser eine halbe Stunde lang kochen, und in dem nach und nach verkühlten Bade noch 24 Stunden liegen. Dieses eingeweichte Tuch erhielt, nachdem es unabgespühlt und nur ausgeschwenkt in die Farbebrühe gelegt worden war, folgende Farben:

79) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine blaßgelbe Farbe, welche fast keinen Glanz hat.

80) Mit Salpeter, eine etwas dunkle erdgelbe Farbe, welche ebenfalls keinen Glanz hat, und etwas schmuzig aussieht.

81) Mit Kochsalz, eine gelbe Farbe, welche blasser als die Pomeranzenfarbe, und dunkler als die Citronenfarbe ist, mehr in das Erdgelbe fällt, und nicht viel Glanz hat.

82) Mit Salmiak, eine etwas dunkelgelbe Farbe, welche in das Gränliche fällt und einigen Glanz hat.

Die gründliche Farbe ist, wie oben erinnert worden ist, für zufällig zu halten. Es scheint dieselbe von dem kupfernen Kessel, worin die Brühe gekocht worden war, herzurühren. Denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn Salmiak in kupfernen Gefäßen gekocht wird, solcher etwas von dem Kupfer auflöset, und das Wasser bräunlich färbt, welches alsdann mit Gelbwurz verbunden eine gelbe Farbe hervor bringt, welche in das Grünliche fällt. Soll dieses vermieden werden, so muß man die Kessel verzinnen, da alsdann keine Auflösung geschieht, und die Farbebrühe rein bleibt.

83) Mit Weinsteincremer, eine ganz feine Citronenfarbe, welche aber ein wenig dunkler als die Farbe einer Citrone ausfällt, sehr gesättigt ist, und einen schönen Glanz hat.

84) Mit Weinessig, eben dergleichen Farbe, welche aber noch etwas dunkler, ebenfalls sehr gesättigt und auch schön glänzend ist.

85) Mit Alaun, eine schöne glänzende Citronenfarbe.

86) Mit Gyps, eine blasse schwefelgelbe Farbe, welche nicht unangenehm fällt, und nicht ohne Glanz ist.

87) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe, welche einen gar feinen Glanz hat.

88) Mit blauem Vitriol, eine glänzende gelblichgrüne Farbe.

89) Mit Seife, eine lichte graue Farbe, welche ganz angenehm ist, und einen Glanz hat.

Ueberhaupt betrachtet, scheint der Gyps bey diesen Versuchen, man möge das Tuch vorbereitet haben, wie man will, kein unwirksamer Körper zu seyn. Da er sich sehr schwer in Wasser auflösen läßt, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er zur Festsetzung mancher Farben etwas beytragen kann. Weiter unten werden von einem durch die Kunst bereiteten selenitischen oder gypsichten Wasser noch mehrere Versuche vorkommen

9. Versuche mit Tuch, welches im aufgelösten grünen Vitriol eingeweicht worden ist. Zu diesem Bade ward gemeiner grüner Vitriol genommen, und das Tuch, wie in der zweyten Reihe der Versuche gemeldet worden ist, eben so behandelt. Das mit diesem vitriolischen Wasser durchzogene Tuch erhält mit den aus der Gelbwurz erhaltenen Farbebrühen folgende Farben:

90) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine gelblichbraune Farbe, welche einen Glanz hat.

91) Mit Salpeter, eben dergleichen Farbe.

92) Mit Kochsalz, eben dergleichen, etwas dunklere.

93) Mit Salmiak, eine gelblichbraune Farbe welche ein wenig in das Grünliche fällt, und nicht ohne Glanz ist.

94) Mit Weinstein-Cremor, eine Pomeranzenfarbe, welche aber nicht so hoch, als No. 2, ist.

95) Mit Essig, eine bräunliche Farbe, welche etwas in das Gelbe fällt und Glanz hat.

96) Mit Allaun, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, welche einen feinen Glanz hat.

97) Mit Gyps, eine bräunliche Farbe, welche ein wenig in das Gelbliche fällt, und nicht ohne Glanz ist.

98) Mit grünem Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber noch etwas heller ist, und etwas mehr in das Gelbliche fällt.

99) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe, welche etwas Glanz hat.

100) Mit Seife, eine braune Farbe, welche kaum merklich in das Gelbliche fällt, und einen Glanz hat.

10. Versuche mit Tuch, welches im Wasser mit blauem Vitriol eingeweicht worden ist. Das mit blauem Vitriol durchzogene Tuch erhält mit Gelbwurz folgende Farben:

101) Mit

101) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine bräunliche Farbe, welche in das Grünliche und Gelbliche fällt.
102) Mit Salpeter, fast eben dergleichen, nur ein wenig dunklere, Farbe.
103) Mit Koch-Salz, eine, in das Graue fallende, grünliche Farbe.
104) Mit Salmiak, eine bräunlichgelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.
105) Mit Weinstein-Cremor, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.
106) Mit Essig, eben dergleichen Farbe, nur etwas lichter.
107) Mit Alaun, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkel ausfällt.
108) Mit Gyps, eine gelblichbraune Farbe, welche in das dasGraue und kaum merklich in das Grünliche fällt.
109) Mit grünem Vitriol, eine bräunlichgelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.
110) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine gelblich- oder zeisiggrüne Farbe.
111) Mit Seife, eine bräunliche Farbe. Alle diese Farben haben Glanz, der aber bey einigen sehr mäßig ist.

11. Versucht mit Tuch, welches in Seifenwasser eingeweicht worden ist. Zu diesem Bade ward gute venezianische Seife genommen, in heißem Wasser aufgelöset, alsdann mit diesem Seifenwasser das Tuch eine halbe Stunde lang gekocht, und, wie bey mehrern erinnert worden ist, noch 24 Stunden darin gelassen. Das Tuch erhält alsdann folgende Farben:

112) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine erdgelbe Farbe.
113) Mit Salpeter, eine etwas dunklere dergleichen;
114) Mit Koch-Salz, fast eben dergleichen.
115) Mit Salmiak, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Bräunliche und Grünliche fällt.
116) Mit Weinstein-Cremor, eine sehr gesättigte gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Farbe der Citronen, ist.
117) Mit Essig, eine bräunlichgelbe Farbe.
118) Mit Alaun, eine ganz feine gesättigte citronengelbe Farbe.

119) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.
120) Mit grünem Vitriol, eine schöne lichte braune Farbe.
121) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine gesättigte gelblichgrüne Farbe.
122) Mit Seife, eine lichte gelblichgraue Farbe. Alle diese Farben haben einen schönen Glanz.

12. Versuche mit Tuch, welches mit einem durch die Kunst verfertigten selenitischen oder gypsichten Wasser vorbereitet worden ist. Man vermischte 2 Loth sehr gutes starkes rauchendes Vitriolöhl nach und nach mit 2 Pfund Wasser, und schüttete in selbigen gelöschten und getrockneten Kalk so lange hinein, bis sich alles Aufwallen oder Aufbrausen gestillet hatte; alsdann ließ man alles zusammen noch eine Stunde kochen, und 2 Tage lang in der Kälte ruhig stehen. Hierauf ward der lautere klare Liquor behutsam abgegossen, in einen kupfernen Kessel gethan, und mit selbigem das Tuch eine Stunde lang gekocht. Endlich ließ man das Tuch in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden weichen. Das Tuch erhält aus den Farbebrühen der Gelbwurz folgende Farben:

123) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine pomeranzenartige Farbe, welche aber weit lichter, als die natürliche Farbe der Gelbwurz, *No.* 2, ist.
124) Mit Salpeter, eine gesättigte erdgelbe Farbe.
125) Mit Kochsalz, eine etwas schmutzige dunkle erdgelbe Farbe.
126) Mit Salmiak, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Citronenfarbe. ist.
127) Mit Weinsteincremor, eben dergleichen, doch ein wenig hellere, Farbe.
128) Mit Essig, eine schöne, etwas pomeranzengelbe Farbe.
129) Mit Alaun, eine schöne und recht brennende citronengelbe Farbe.
130) Mit Gyps, eine gesättigte erdgelbe Farbe, welche in das Citronengelbe fällt.
131) Mit grünem Vitriol, eine schöne lichte braune F.
132) Mit

132) Mit blauem Vitriol, eine schöne zeisiggrüne F.

133) Mit Seife, eine weißlichgraue Farbe, welche in das Erbsfarbige fällt.

134) Mit dem oben beschriebenen selenitischen Wasser, worin das Tuch eingeweicht worden war, eine sehr schöne citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citrone ist, und mit *No.* 127 einige Aehnlichkeit hat.

13. Versuche mit Tuch, welches durch das mit Thon gekochte Alaunwasser vorbereitet worden ist. Es ward zu diesem Bade 1 Loth grauen fetten Thon nebst 1 Loth Alaun genommen, und beyde in 2 Pfund Wasser eine Stunde lang gekocht; alsdann ließ man das Decoct kalt werden, und so lange stehen, bis es klar und hell geworden war. Das lautere und klare Wasser ward behutsam ab-, und in einen kupfernen Kessel gegossen, alsdann das Tuch hinein gethan, und mit selbigem eine halbe Stunde lang gekocht. Nachdem man das Tuch, wie gewöhnlich, in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden hatte weichen lassen, erhielt dasselbe aus den Farbebrühen folgende Farben:

135) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe.

136) Mit Salpeter, eben dergleichen Farbe, welche aber etwas lichter ausfällt.

137) Mit Kochsalz, eben dergleichen, welche aber ein wenig dunkler, als die beyden vorigen, ist.

138) Mit Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche spielt.

139) Mit Weinsteincremor, eine sehr schöne citronengelbe Farbe, welche höher und brennender, als *No.* 136 und 137, ist.

140) Mit Essig, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Bräunliche oder Dunkle fällt.

141) Mit Alaun, eine etwas schwefelgelbe, und kaum merklich in das Grünliche spielende, Farbe.

142) Mit Gyps, eine dergleichen, doch mehr citronengelbe Farbe.

143) Mit grünem Vitriol, eine lichte braune Farbe, welche etwas in das Gelbliche fällt.

144) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe Farbe.
145) Mit Seife, eine helle graue Farbe welche ein wenig in das Röthliche spielt.
146) Mit dem oben beschriebenen thonichten Alaunwasser, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als No. 141 und 142, ist. Alle diese Farben haben einen mäßigen Glanz, am wenigsten aber die beyden letztern.

Leiden gleich die Farben in etwas, in Ansehung des Glanzes, wenn man das Tuch durch das mit Thon gekochte Alaunwasser vorbereitet hat, so ist doch vielleicht ein weit gröserer Vortheil in Ansehung der mehrern Befestigung der färbenden Theile zu erwarten. Ein Alaun, der durch das Kochen mit Thon eine mehrere Menge erdige Theile erhält, wird dadurch zu einem Körper, der sich im Wasser schwerer auflösen läßt, als ein unveränderter Alaun. Können Körper, welche Farben erhalten sollen, mit einem solchen veränderten Alaune eine Vereinigung eingehen, so ist auch nicht unwahrscheinlich, daß färbende Substanzen, wenn sie auf einen durch dergleichen veränderten Alaun vorbereiteten Körper kommen, eine mehrere Befestigung erhalten.

Man kann auch die oben bemeldete Proportion des Alaunes und Thones verändern, und entweder eine kleinere Quantität Alaun mit einer gröfern Quantität Thon, oder umgekehrt, eine kleinere Menge Thon mit einer gröfern Menge Alaun, kochen. Es wird allezeit ein Unterschied in dem daraus erhaltenen Wasser bemerket werden. Je mehr Alaun dazu genommen worden ist, desto mehr Eigenschaften wird solches Wasser von dem Alaun an sich haben; hingegen wird ein Wasser, wozu man mehr Thon, als Alaun, genommen hat, wieder andere Wirkungen äußern. Vielleicht könnte man durch öftere und mannigfaltig angestellte Versuche durch die Kunst in unsern Gegenden solche Wässer erhalten, welche denjenigen ähnlich sind, die z. B. in Indien von Natur hervor gebracht werden. So meldet z. B. Mazeas im 4. Theil der Memoir. de Math. & de Phys. à Paris, 1763, 4. daß in Indien gewisse herbe Wasser befindlich seyn, welche die Kraft haben sollen, die Farben auf Baumwolle und Leinwand zu befestigen.

14. Versuche mit Tuch, welches durch Alaunwasser mit Gyps gekocht, vorbereitet worden ist. Man ließ gleiche Theile gebrannten Gyps und Alaun mit einander

ander in 3 Pfund Wasser eine Stunde lang kochen, alsdann erkalten und so lange ruhig stehen, bis das Wasser klar und hell geworden war. Hierauf ward dasselbe in einen kupfernen Kessel behutsam abgegossen, und über das Feuer gesetzt. Nachdem es zu kochen angefangen hatte, ward Tuch darein gelegt, welches man mit demselben eine halbe Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden liegen ließ. Dieses Tuch erhielt aus den Farbebrühen, welche mit Gelbwurz und verschiedenen Zusätzen waren bereitet worden, folgende Farben:

147) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine schöne gesättigte gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Citronenfarbe ist.
148) Mit Salpeter, eine schöne helle Orangenfarbe.
149) Mit Koch-Salz, eine etwas blassere dergleichen.
150) Mit Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche spielt.
151) Mit Weinstein-Cremor, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, fast wie No. 147.
152) Mit Essig, eine sehr schöne citronengelbe Farbe, welche etwas lichter, als die vorige, ist.
153) Mit Alaun, ebenfalls eine citronengelbe Farbe, die aber ein wenig tiefer, als No. 152, und ein wenig höher, als No. 151, ist.
154) Mit Gyps, fast eben dergleichen Farbe.
155) Mit grünem Vitriol, eine gelbbraune Farbe.
156) Mit blauem Vitriol, eine sehr gesättigte gelbgrüne Farbe.
157) Mit Seife, eine Erbsfarbe, welche in das Graue fällt.
158) Mit dem oben beschriebenen gypsichten Alaunwasser, eine überaus schöne und recht brennende schwefelgelbe Farbe. Alle diese Farben haben einen schönen Glanz; doch ist derselbe bey einigen mehr, bey andern weniger, zu bemerken.

15. Versuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinstein-Cremor vorbereitet worden ist. Man ließ 2 Theile Alaun mit 1 Theil Weinsteincremor zu-

sammen in einer hinlänglichen Quantität Wasser kochen, that alsdann in dieses Bad das Tuch, ließ es mit demselben ½ Stunde kochen, und indem nach und nach erkalteten Bade 6 Tage und Nächte liegen. Dieses also vorbereitete, und mit diesen Salzen durchzogene Tuch ward unausgedrückt, so wie man es aus dem Bade genommen hatte, in die Farbebrühen getragen, wovon es folgende Farben erhalten hat.

159) Mit Alaun, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe.

160) Mit Weinsteincremor, eine etwas dunklere dergleichen.

161) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, welche etwas heller, als die vorige, doch aber dunkler, als *No.* 159, ausfällt.

162) Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. Weinsteincremor, fast dergleichen Farbe, wie *No.* 160.

163) Mit gleichen Theilen Gyps und Weinsteincremor, eine schöne citronengelbe Farbe, fast wie die mit Alaun erhaltene Farbe *No.* 159, doch etwas dunkler.

164) Mit gleichen Theilen Gyps und Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel, aber doch anders, als die vorige, ausfällt.

165) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe Farbe. Alle diese Farben haben einen schönen Glanz und fallen lieblich aus.

16. Versuche mit Tuch, welches durch Galläpfel vorbereitet worden ist. Man ließ 1 Loth fein gestoßene gute Galläpfel in anderthalb Pfund Wasser eine Stunde lang kochen, und alsdann das Decoct kalt werden. Nachdem sich die groben Theile gesetzt hatten, ward dieses Decoct von denselben behutsam abgegossen, in einen kupfernen Kessel gethan, und das Tuch damit ½ Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden gelassen. Das Tuch erhielt eine bräunliche Farbe. Dieses mit dem Galläpfeldecocte durchzogene Tuch ward, unausgedrückt, in die mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen gebracht, da es denn folgende Farben erhielt:

166) Mit

166) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine dunkle gelbe Farbe, welche in das Bräunliche fällt.
167) Mit Weinsteincremor, eine bräunlichgelbe Farbe.
168) Mit Alaun, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.
169) Mit 1 Th. Weinsteincremor und 2 Th. Alaun, eine ganz feine gesättigte citronengelbe Farbe.
170) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.
171) Mit grünem Vitriol, eine, in das Gelbliche fallende, schwarzbraune Farbe.
172) Mit blauem Vitriol, eine braune Farbe. Alle diese Farben haben einen mäßigen Glanz; doch hat die mit Weinsteincremor und Alaun erhaltene Farbe, *No.* 169, den meisten, die aber mit Gelbwurz ohne Zusatz bereitete Farbe *No.* 166 den wenigsten.

Haben gleich die Farben, welche auf das durch Galläpfel vorbereitete Tuch gebracht worden sind, keinen solchen Glanz, wie andere Farben, welche das durch Salze vorbereitete Tuch erhält: so sind doch einige derselben ganz angenehm, und so beschaffen, daß sie allerdings zu gebrauchen sind, und eine bessere Farbe geben, als diejenigen sind, welche man vermittelst anderer gelbfärbenden Materien erhält.

17. Versuche mit Tuch, welches durch Galläpfel und Alaun vorbereitet worden ist. Man ließ Tuch in einem Galläpfel Decocte ½ Stunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Brühe noch 24 Stunden liegen. Alsdann ward dasselbe heraus genommen, gelinde ausgedrückt, und getrocknet. Das trockne und bräunliche gewordene Tuch ließ man in Alaunwasser ½ Stunde lang kochen: und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen. Hierauf ward es heraus genommen, gelinde ausgedrückt und getrocknet. Endlich that man das getrocknete Tuch in warmes Wasser, und ließ es in dem nach und nach erkalteten Wasser noch 24 Stunden weichen. Dieses Tuch erhält aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

173) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine dunkle gelblichbraune Farbe, welche ein wenig schmutzig aussieht.

174) Mit Alaun, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche zwar rein aussieht, aber einen mäßigen Glanz hat

175) mit Alaun und Salmiak, eben dergleichen, etwas dunklere Farbe.

176) Mit Alaun und Weinstein-Cremor, eine ganz feine gesättigte citronengelbe Farbe, welche einen feinen Glanz hat.

177) Mit gleichen Theilen Alaun und Gyps, eine gesättigte, etwas dunkelgelbe Farbe, welche in das Citronengelbe, noch mehr aber in das Bräunliche fällt, und etwas matt aussieht.

178) mit gleichen Theilen Alaun und grünen Vitriol, eine olivengrüne Farbe, welche einen guten Glanz hat.

179) Mit gleichen Theilen Alaun und blauen Vitriol, eine schöne glänzende braune Farbe.

18 Versuche mit Tuch, welches durch Weinstein-Cremor, Alaun und Gelbwurz vorbereitet worden ist. Man ließ 1 Loth Alaun mit ½ Loth Weinsteincremor in 1½ Pfund Wasser kochen, that alsdann 3 Loth Tuch hinein, ließ es ½ Stunde darin kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 6 Tage und 6 Nächte weichen. Alsdann ward ½ Loth Gelbwurz mit 1 Loth Alaun gekocht, und sobald die Brühe in das Sieden gekommen war, das eingeweichte Tuch hinein gethan, und die Farbenbrühe bis auf ein Drittel eingekocht. Hierauf ward das gefärbte Tuch in kaltes Wasser gebracht, rein gespühlt und getrocknet. Es erhielt dasselbe eine sehr schöne citronengelbe Farbe. Dieses trockne und gefärbte Tuch ward endlich in warmes Wasser gebracht; man ließ es mit demselben einige Minuten kochen, und in dem nach und nach erkalteten Wasser noch 24 Stunden liegen. Dieses also zubereitete Tuch erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

180) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine gelbe Farbe, welche pomeranzenartig ausfällt.

181) mit Salpeter, eine bräunlichgelbe Farbe, welche etwas schmuzig aussieht.

182) Mit

182) Mit Koch-Salz, eine pomeranzenartige Farbe, welche ebenfalls etwas schmuzig aussieht.
183) Mit Salmiak, eine ganz feine gesättigte citronengelbe Farbe, welche in das Pomeranzenartige fällt und einen feinen Glanz hat.
184) Mit Weinstein-Cremor, eine vollkommen schöne glänzende citronengelbe Farbe.
185) Mit Essig, eine ebenfalls schöne und glänzende citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die vorige, ist.
186) Mit Alaun, eine überaus schöne, glänzende, lichte citronengelbe Farbe, welche weit heller, als No. 184, ist.
187) Mit Gyps, eine bräunlichgelbe und etwas schmuzige Farbe.
188) Mit grünem Vitriol, eine ganz angenehme hellbraune Farbe, welche in das Gelbliche fällt.
189) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe, welche einen ganz feinen Glanz hat.
190) Mit Seife, eine gelblichgraue oder graue erdgelbe Farbe, welche einen mäßigen Glanz hat.

II. Versuche mit Gelbwurz, in wiefern durch dieselbe Baumwolle gefärbet werden kann.

19) Versuche mit Baumwolle, welche in reinem Wasser gekocht und eingeweicht worden ist. Wenn man zart gesponnenes baumwollenes Garn, wie auch Kattun, eine halbe Stunde lang in reinem Wasser kochen, und darin einige Stunden weichen läßt: so erhält solches aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

191) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine sehr schwache gelbliche Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzenartige fällt.
192) Mit Salpeter, eben dergleichen, aber etwas stärker ausfallende, Farbe.
193) Mit Koch-Salz, eben dergleichen.
194) mit Salmiak, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe.
195) Mit Weinstein Cremor, eine noch schönere und gesättigtere citronengelbe Farbe.

196) Mit Essig, dergleichen citronengelbe Farbe.
197) Mit Alaun, eine gesättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die vorigen, ausfällt.
198) Mit Gyps, eine stroh- oder erdgelbe Farbe.
199) Mit grünem Vitriol, eine etwas schmutzige erdgelbe Farbe.
200) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine schwefelgelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche spielt.
201) Mit Seife, eine kaum merkliche gelbe Farbe. Unter diesen Farben haben die mit Salmiak, Weinsteincremor, Essig, Alaun und blauen Vitriol, einen ganz feinen Glanz, die andern aber nicht; doch fällt die mit Gyps bereitete nicht unangenehm aus, wiewohl sie wenig Glanz hat.

20. Versuche mit Baumwolle, welche durch Salmiak vorbereitet worden ist. Nachdem man 2 Loth Baumwolle und Kattun, nebst 2 Loth Salmiak in 1 Pfund Wasser eine halbe Stunde lang hatte kochen, und die Baumwolle nebst dem Kattun in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen lassen, erhielten dieselben aus den Farbebrühen folgende Farben:

202) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine schwache Pomeranzenfarbe, welche in das Gelbliche fällt.
203) Mit Salpeter, fast dergleichen Farbe, die aber noch gelber ausfällt.
204) Mit Kochsalz, eine noch schwächere Pomeranzenfarbe, welche noch mehr, als die vorigen, in das Gelbe fällt.
205) Mit Salmiak, eine schöne und sehr gesättigte citronengelbe Farbe.
206) Mit Weinsteincremor, eine noch schönere dergleichen.
207) Mit Essig, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler ausfällt.
208) Mit Alaun, eine schöne citronengelbe Farbe, welche ein wenig blasser, als *No.* 206, ist.
209) Mit Gyps, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, fast wie *No.* 206, außer daß sie nicht so glänzend, wie diese, ist.

210) Mit grünem Vitriol, eine reine erdgelbe Farbe, welche wenig Glanz hat.

211) Mit blauem Vitriol, eine sehr stark gesättigte citronengelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt, aber ein schönes Ansehen und einen feinen Glanz hat.

212) Mit Seife, eine sehr blasse strohgelbe Farbe, welche wenig Glanz hat.

21. Versuche mit Baumwolle, welche durch ein feuerbeständiges Alkali vorbereitet worden ist. Es ward gute Pottasche in warmem Wasser aufgelöset, und zwar eine solche gesättigte Solution gemacht, daß von hinzugeworfener Pottasche nichts mehr aufgelöset wurde. Diese Pottaschensolution ließ man in einem wohlvermachten Gefäße etliche Wochen stehen, damit alle unreine Theile zu Boden sinken, und das in der Pottasche befindliche Mittelsalz, sich durch die Krystallisation von derselben scheiden möchte. Nachdem die Solution klar und hell geworden war, und das Mittelsalz sich geschieden hatte, wurden 4 Loth davon genommen, und, mit eben so viel Wasser vermischt, in einen kupfernen Kessel gethan, und über das Feuer gesetzt. Alsdann wurden 2 Loth Baumwolle und Kattun in dieses warme Bad getragen, und mit selbigem ½ Stunde lang gekocht. Hierauf ließ man die Baumwolle und den Kattun in dem nach und nach erkalteten Bade noch 30 Stunden liegen, und man erhielt endlich aus den Farbebrühen folgende Farben:

213) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine überaus schwache röthliche Farbe.

214) Mit Salpeter, eine etwas stärkere röthlichgelbe Farbe.

215) Mit Kochsalz, eine eben so schwache Farbe, wie *No.* 213.

216) Mit Salmiak, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe.

217) Mit Weinsteincremor, eine noch gesättigtere, welche etwas dunkler ausfällt.

218) Mit

218) Mit Essig, fast eben dergleichen.
219) Mit Alaun, eine sehr lichte citronen- und fast schwefelgelbe Farbe.
220) Mit Gyps, eine schwefelgelbe Farbe, welche etwas matt, und fast blasser als schwefelgelb aussieht.
221) Mit grünem Vitriol, eine schmutzige grünlichgelbe Farbe.
222) Mit blauem Vitriol, eine gesättigte citronengelbe, fast wie No. 216.
223) Mit Seife, fast gar keine und kaum merkliche strohgelbe Farbe.

22. Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende alkalische Lauge und Alaun vorbereitet worden ist. Es wurden 2 Loth frischer Kalk, welcher nur einige Stunden aus dem Ofen gekommen und noch ganz lau war, mit Wasser gehörig gelöscht, alsdann mit mehrerm Wasser verdünnt, und sogleich 2 Loth Pottasche dazu gethan, über das Feuer gesetzt, $\frac{1}{2}$ Stunde lang gekocht, alsdann 24 Stunden hingesetzt. Hierauf ward der lautere und klare Liquor behutsam ab-, und in einen kupfernen Kessel gegossen, alsdann gesponnene Baumwolle und Kattun hinein gethan, und $\frac{1}{2}$ Stunde mit einander gekocht. Hernach ließ man die Baumwolle und den Kattun in der nach und nach erkaltenden beizenden Lauge noch 24 Stunden liegen; endlich nahm man sie heraus, drückte sie zwischen zwey Bretern ganz gelinde aus, und ließ sie in einer warmen Stube nach und nach völlig trocken werden. Diese mit der alkalischen Beize durchzogene und getrocknete Baumwolle und Kattun legte man in Alaunwasser, ließ sie 24 Stunden darin liegen, nahm sie alsdann heraus, und trocknete sie. Die getrocknete Baumwolle und Kattun that man endlich in warmes Wasser, und behandelte sie, nachdem sie 24 Stunden geweicht hatte, mit verschiedenen aus der Gelbwurz bereiteten Farbebrühen; da sie denn folgende Farben erhielten.

224) Mit

224) Mit Alaun, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe.
225) Mit Weinstein-Cremor, fast eben dergleichen, aber noch etwas hellere und lieblichere Farbe.
226) Mit Gyps, eine blasse, aber schöne, citronengelbe Farbe.
227) Mit Alaun und Gyps, fast eben dergleichen, nur ein wenig höher.
228) Mit Alaun und Weinstein-Cremor, fast wie No. 224.
229) Mit blauem Vitriol, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche spielt.
230) Mit Borax, eine schlechte und kaum merkliche erd- oder röthlichgelbe schmutzige Farbe.
231) Mit Soda, fast eben dergleichen.

Alle diese Farben, nur die beyden letzten ausgenommen, sind sehr gesättigt, haben ein gutes Ansehen und auch einen feinen Glanz.

23) Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Alaun, und ein mit Gyps gekochtes Alaunwasser vorbereitet worden ist. Diese Vorbereitung kömmt mit der vorhergehenden größten Theils überein, nur mit dem Unterschiede, daß die Baumwolle, nachdem sie durch eine beizende Lauge wiederum durch Alaun die Vorbereitung erhalten hat, nicht, wie in der 22sten Reihe der Versuche gemeldet worden ist, die letzte Vorbereitung durch bloßes Wasser, sondern auf eine andere Art erhalten hat. Man ließ nämlich die in der beizenden Lauge eingeweichte und getrocknete, und wiederum in Alaun eingeweichte und getrocknete Baumwolle in einem mit Gyps gekochten Alaunwasser ½ Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade 24 Stunden liegen. Zu diesem besondern Bade wurden 2 Theile Gyps mit 1 Theil Alaun vermischt, alsdann in einen kupfernen Kessel gethan, Wasser zugegossen, und ½ Stunde lang stark gekocht. Hierauf ließ man dieses Decoct nach und nach kalt werden, und nachdem sich alles gesetzt hatte, und der Liquor klar und hell geworden war, goß man ihn behutsam ab, und tractirte die Baumwolle auf gedachte Art

damit. Die mit diesem Wasser durchzogene und noch feuchte Baumwolle erhält aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

232) Mit Alaun, eine sehr schöne citronengelbe Farbe.

233) Mit Galläpfeln, fast eben dergleichen Farbe, welche aber ein wenig in das grünliche fällt.

234) Mit Alaun und Galläpfeln, fast eben dergleichen

Von den Galläpfeln ward so viel genommen, als die Gelbwurz wog; von dem Alaune hingegen ward so viel zugesetzt, als die Gelbwurz und die Galläpfel zusammen wogen.

235) Mit gleichen Theilen Alaun und Gyps, fast dergleichen Farbe, wie die vorigen, nur ein wenig gesättigter und dunkler.

236) Mit Gyps, eine blassere citronengelbe Farbe.

237) Mit dem zur Vorbereitung genommenen gypsichten Alaunwasser, eine noch schönere und höhere citronengelbe Farbe, als *No.* 232.

24. Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Alaun und Galläpfel vorbereitet worden ist. Bey dieser Vorbereitung ist das Beizen in der scharfen Lauge wie auch das darauf erfolgte Einweichen in Alaunwasser eben so, wie in der 22sten Reihe der Versuche beschrieben ist, vorgenommen worden. Da aber bey jener Vorbereitung das gebeizte, alaunte und getrocknete baumwollene Garn und Kattun, ehe sie in die Farbebrühen gekommen waren, in bloßem Wasser eingeweicht worden, so ward, statt desselben, ein Galläpfeldecoct bereitet, und das Garn nebst dem Kattune mit selbigem behandelt. Man ließ nämlich fein gestoßene Galläpfel mit Wasser $\frac{1}{2}$ Stunde lang kochen, das Decoct kalt werden, und nachdem sich die groben Theile gesetzt hatten, goß man die lautere Brühe behutsam ab, und ließ sie wieder über dem Feuer warm werden. So bald dieselbe zu sieden anfieng, trug man die, durch die scharfe Lauge und den Alaun bereits zubereitete Baumwolle und Kattun in das heiße Galläpfeldecoct, ließ sie damit einige Minuten kochen, und in dem nach und nach erkalteten Decocte noch 48 Stunden liegen.

Die

Die mit dem Galläpfeldecocte durchzogene Baumwolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

238) Mit Alaun, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe.
239) Mit Alaun und Gyps, fast eben dergleichen.
240) Mit Alaun und Galläpfeln, ebenfalls.
241) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.
242) Mit Alaun und blauem Vitriol zu gleichen Theilen, eine bräunlichgelbe Farbe.

25. Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Galläpfel und Alaun vorbereitet worden ist. Nachdem man Baumwolle in der, in der 22sten Reihe der Versuche beschriebenen, beizenden Lauge ¼ Stunde lang gekocht hatte, ließ man sie in der nach und nach erkalteten Lauge noch 24 Stunden weichen. Hierauf ward dieselbe heraus genommen, gelinde ausgepreßt, und getrocknet. Die getrocknete Baumwolle wurde alsdann in einer Galläpfelbrühe, auf die in der 24sten Reihe der Versuche angezeigte Art, gekocht, und darin noch 24 Stunden gelassen. Alsdann ward die durchzogene Baumwolle heraus genommen, gelinde ausgedrückt, und getrocknet. Die getrocknete und bräunlich gewordene Baumwolle ließ man in Alaunwasser ¼ Stunde kochen, 24 Stunden darin liegen, alsdann heraus nehmen, ausdrücken und trocknen. Die getrocknete Baumwolle legte man endlich in warmes Wasser, und ließ sie noch 24 Stunden darin liegen. Diese also zubereitete Baumwolle erhielt aus den verschiedentlich zubereiteten Farbebrühen folgende Farben:

243) Mit Alaun, eine citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel ausfällt.
244) Mit Weinsteincremor, eine etwas hellere.
245) Mit Gyps, eine bräunlichgelbe Farbe.
246) Mit Alaun und Gyps, eine Farbe fast wie *No.* 243, aber noch gesättigter, und etwas dunkler.
247) Mit Alaun und Weinsteincremor, eben dergleichen.
248) Mit

248) Mit blauem Vitriol, eine gelbbraune Farbe.
249) Mit Borax, eine gelblichbraune.
250) Mit Soda, eben dergleichen, aber etwas blasser.

Alle diese Farben haben keine sonderliche Anmuth; doch sind No. 243, 244 und 247 noch leidlich.

26. Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Galläpfel und Alaun auf eine andere Art vorbereitet worden ist. Die Baumwolle ward mit der beizenden Lauge, den Galläpfeln und dem Alaune auf eben die Weise, wie bey der vorhergehenden Vorbereitung geschehen war, behandelt, nur mit dem Unterschiede, daß die Baumwolle, welche in Alaunwasser eingeweicht und getrocknet worden war, zuletzt nicht in bloßem Wasser, sondern aufs neue mit Alaun ¼ Stunde gekocht und in dem nach und nach erkalteten Alaunwasser 24 Stunden gelassen wurde. Die Farben welche die stark alaunte Baumwolle aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen erhält, sind folgende:

251) Mit Galläpfeln, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche spielt.
252) Mit Galläpfeln und Alaun, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe.
253) Mit Weinstein-Cremor, eine Farbe, welche in das Citronengelbe fällt, aber doch mehr erdgelb ist.
254) Mit Gyps, eine in das Pomeranzenartige fallende erdgelbe Farbe.
255) Mit Gyps und Alaun, ein sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche ganz fein und etwas dunkler, als die natürliche Citronenfarbe ausfällt.
256) Mit blauem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe;
257) Mit blauem Vitriol und Gyps, fast eben dergleichen, nur etwas blasser.

27. Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Galläpfel, Alaun, und ein durch

die

die Kunst verfertigtes selenitisches Wasser vorbereitet worden ist. Die ersten drey Vorbereitungen, mit der mehrmals erwähnten beizenden Lauge, den Galläpfeln und dem Alaune, geschahen nach der in der 25. und 26. Reihe angezeigten Behandlung; alsdann ward die getrocknete Baumwolle mit dem, in der 12ten Reihe gedachten selenitischen Wasser gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Bade nach 48 Stunden gelassen. Die mit diesem Wasser durchzogene Baumwolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

258) Mit Alaun, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt, und nicht unangenehm ist.

259) Mit Gyps, eine bräunliche erdgelbe Farbe.

260) Mit Galläpfeln, eine noch gesättigtere citronengelbe Farbe, wie No. 258, und ein wenig dunkler.

261) Mit Alaun und Galläpfeln, eben wie No. 258, aber ein wenig blasser.

262) Mit Gyps und Galläpfeln, eine sehr gesättigte erdgelbe Farbe, welche matt, aber doch nicht unangenehm ausfällt.

263) Mit blauem Vitriol und Galläpfeln, eine gelblichbraune Farbe.

28. Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beizende Lauge, Alaun, wie auch Galläpfel und blauen Vitriol vorbereitet worden ist. Es ward Baumwolle in der oft erwähnten scharfen Lauge gekocht, eingeweicht und getrocknet, alsdann in warmem Alaunwasser eingeweicht und getrocknet, endlich mit einem aus blauem Vitriol und Galläpfeln bereiteten Decocte behandelt. Zu diesem Decocte wurden blauer Vitriol und Galläpfel, von jedem $\frac{1}{2}$ Loth, in ein Pfund Wasser $\frac{1}{2}$ Stunde lang gekocht, alsdann die alaunte

Baumwolle hinein gelegt, einige Minuten darin gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Decocte noch 48 Stunden gelassen. Diese also zubereitete Baumwolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

264) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine gelbbraune Farbe.

265) Mit Alaun, eine gesättigte citronengelbe.

266) Mit Gyps, eine matte erdgelbe, etwas ins Grünliche fallende.

267) Mit Gyps und Alaun, eine noch gesättigtere citronengelbe, als No. 265.

268) Mit Alaun und Soda, eine bräunliche erdgelbe Farbe.

Aus allen diesen, von No. 2 bis 268 angeführten Versuchen, welche mit der Gelbwurzel angestellt worden sind, erhellet, daß diese Wurzel die Körper gelb färbet, und denselben oft eine sehr schöne Farbe mittheilt. Allein, sie giebt keine beständige Farbe, und man glaubt, durch Erfahrung überzeugt zu seyn, daß aus derselben niemals eine beständige Farbe erhalten werden könne, bloß darum, weil es mit Alaun und Weinstein nicht angeht. Die oben angeführten Versuche aber lassen vermuthen, daß, da die Gelbwurz eine andere Mischung, als viele andere gelbfärbende Substanzen, besitzt, deswegen andere Zusätze, als die gewöhnlichen sind, gebraucht werden müssen, wenn man aus ihr Farben erhalten will, welche eine mehrere Festigkeit, als bisher bemerkt worden ist, zeigen.

Es kömmt zu Festsetzung der Farben nicht allezeit auf eigentlich so genannte zusammenziehende Mittel, sondern darauf, an, daß die Körper, welche gefärbet werden sollen, hinlänglich gebeizet, und dahin gebracht werden, daß die färbenden Theile genugsam in die Canäle und Zwischenräume eindringen, und sich wegen der ähnlich gemachten Beschaffenheit der Theile unter einander vereinigen können. So erhalten z. B. die färbenden Theile der Gelbwurz durch Kochsalz, und vorzüglich durch Salmiak und Kupfervitriol, eine weit mehrere Festigkeit, als durch irgend eine andere Substanz. Die durch Salmiak bereitete Farbe No. 82, ist ziemlich dauerhaft; sie hat 14 Tage an der Luft gestanden, ehe sie etwas verlor; und nach 4 Wochen

chen ist sie zwar etwas verändert geworden, doch so, daß sie noch immer das Ansehen einer guten Farbe gehabt, und, gegen die unveränderte gehalten, keinen so grosen Abfall gezeigt hat. Am besten unter allen hat sich die vermittelst des blauen Vitriols erhaltene grünlichgelbe oder zeisiggrüne Farbe No. 33 verhalten, als welche nach 4 Wochen fast gar nichts von ihrem Ansehen verloren hat. Es ist solches zwar keine gelbe Farbe; indessen kann doch dieselbe zur Bereitung besonderer grünen und schönen dauerhaften Farben angewendet werden. Obgleich der Salmiak bey den aus der Gelbwurz zu erhaltenden Farben vorzüglich nützlich ist, so ist er deswegen doch nicht bey andern gelbfärbenden Körpern mit eben dem Erfolge zu gebrauchen, vielmehr ist derselbe bey einigen mehr schädlich, als nützlich, wie ich z. B. bey der Scharte zeigen werde.

Wenn bestimmt werden soll, ob die allermeisten Farben, welche aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen von No. 2 bis 190, erhalten werden, für untauglich zu halten seyn, weil sie gröstentheils der Sonne, der Luft und dem Wetter nicht genugsam oder wohl ganz und gar nicht widerstehen: so ist nicht zu läugnen, daß dieselben aus diesem Grunde nicht empfohlen werden können. Da aber doch viele von denselben der Luft und Sonne eine Zeitlang widerstehen: so ist auch nicht zu läugnen, daß von ihnen, wenigstens bey solchen Waaren, deren Nutzung so beschaffen ist, daß man sie selten oder wohl gar nicht der freyen Luft und Sonne aussetzt, ein Gebrauch gemacht werden kann. Diese wird man demnach als unächte Farben anzusehen, und also den Gebrauch danach einzurichten haben. Einige derselben sind beynahe unter die ächten zu zählen, wie z. B. fast alle die mit blauem Vitriol erhaltenen zeisiggrünen Farben, vornämlich No. 33, 44, 88; wie auch einige gelbe Farben, z. B. No. 27, 28, 38, hauptsächlich aber die etwas dunkle citronengelbe, No. 40. Es können dieselben allerdings bey Wolle und Tuch angewendet werden, woraus man Sachen, welche oft an die freye Luft und Sonne kommen, verfertigt.

Was die aus Gelbwurz bereiteten Farben betrift, welche auf Baumwolle und die daraus verfertigten Zeug kommen, und wovon von No. 191 bis No. 268 verschiedene Arten Versuche angeführt worden sind: so ist zwar keine davon besonders zu empfehlen, indem die allermeisten, wenn man sie mit Seife

kochet, verloren gehen; doch sind diejenigen, wo die Baumwolle durch Galläpfel und blauen Vitriol vorbereitet worden ist, am ersten für solche zu halten, welche einige Festigkeit zeigen. Insonderheit sind die gelbbraunen Farben No. 263, 264, wie auch die erdgelbe Farbe, No. 266, als solche anzusehen, welche eine ziemliche Festigkeit besitzen. Sie verändern sich zwar wenn man sie mit Seife kochet; es verliert sich aber doch die Farbe nicht.

Da die Chemie lehrt, daß, wenn zween oder mehr Körper mit einander vermischt werden, und alsdann eine genaue Vereinigung eingehen, neue Mischungen, und folglich auch neue Eigenschaften und Wirkungen entstehen: so hat gedachter Hr. Bergrath, D. Pörner auch verschiedene Vermischungen der Gelbwurz, so wohl mit einigen andern gelbfärbenden Materien, als: Scharte und Kamillen, als auch mit Galläpfeln und Ellern-Rinde vorgenommen, um zu erfahren, ob dadurch theils besondere Arten und Abfälle von Farben, theils aber auch einige Vortheile in Ansehung der Befestigung derselben erhalten werden können.

1. Vermischung der Gelbwurz und Scharte. Die hierüber angestellten Versuche mit Tuch, No. 1—35. findet man in Hrn. Pörners chym. Versuchen und Bemerk. zum Nutzen der Färbekunst, 1. Th. Lpz. 1772, gr. 8. S. 429—442. Mit Kattun, No. 36—47, S. 442—446.

2. Vermischung der Gelbwurz und Kamillen. Versuche mit Tuch, No. 48—67, S. 447—452; mit Kattun, No. 68—78, S. 452—455.

3. Vermischung der Gelbwurz, Scharte und Kamillen. Versuche mit Tuch, No. 68—106, S. 455—465; mit Kattun, No. 107—116, S. 465—468.

Die mit Pottasche, Alaun und blauem Vitriol unternommene Vorbereitung des Kattunes, schickt sich zu der Zusammensetzung dieser drey färbenden Körper, und ist weit nützlicher, als bey der Vermischung mit Gelbholz und Scharte- wie auch mit Gelbholz und Kamillen, bemerkt worden.

4. Vermischung der Gelbwurz und der Galläpfel. Versuche mit Tuch, No. 117—136, S. 470—481; mit Kattun, No. 137—147, S. 481—484.

Aus den hier erzählten Versuchen erhellet, daß die gelbe Farbe der Curcume durch die Galläpfel keine Festigkeit erhält, und daß es zur Festsetzung der mit Curcume erhaltenen gelben Farben nicht auf den Zusatz oder die Beymischung zusammenziehender Körper ankömmt, wofern nicht andere Substanzen zugleich gebraucht werden, welche sich sowohl mit den färbenden Theilen der Curcume, als mit den Galläpfeln, genau vereinigen, und auf diese Weise einige Festigkeit erhalten können.

5. Vermischung der Gelbwurz und Ellernrinde. Versuche mit Tuch, No. 148—159, S. 485—488; mit Kattun, No. 160—163, S. 488, f.

Die hier angeführten Versuche zeigen, daß aus der Vermischung der Gelbwurz mit Ellernrinde nichts zu hoffen ist, und daß die in der leztern befindliche harzähnliche und gelinde zusammenziehende Substanz nicht vermögend ist, die färbenden Theile der Gelbwurz zu befestigen.

Gelben, gelb machen; ein nur im gem. Leben einiger Gegenden übliches Wort, wofür einige auch gilben sagen. Der Saffran gelbt oder gilbt stark; Fr. jaunir, teindre en jaune.

Gelbing, auf den Schiffen der Raum, oberhalb dem Rohre oder Ruder vom Hackbalken an, bis an das Schnitzwerk. Es ist dieser Theil, von dem Hintersteven an gerechnet, ungefähr 4 Fuß hoch, und über den untern Theil, welcher der Spiegel heißt, etwas heraus gekragt.

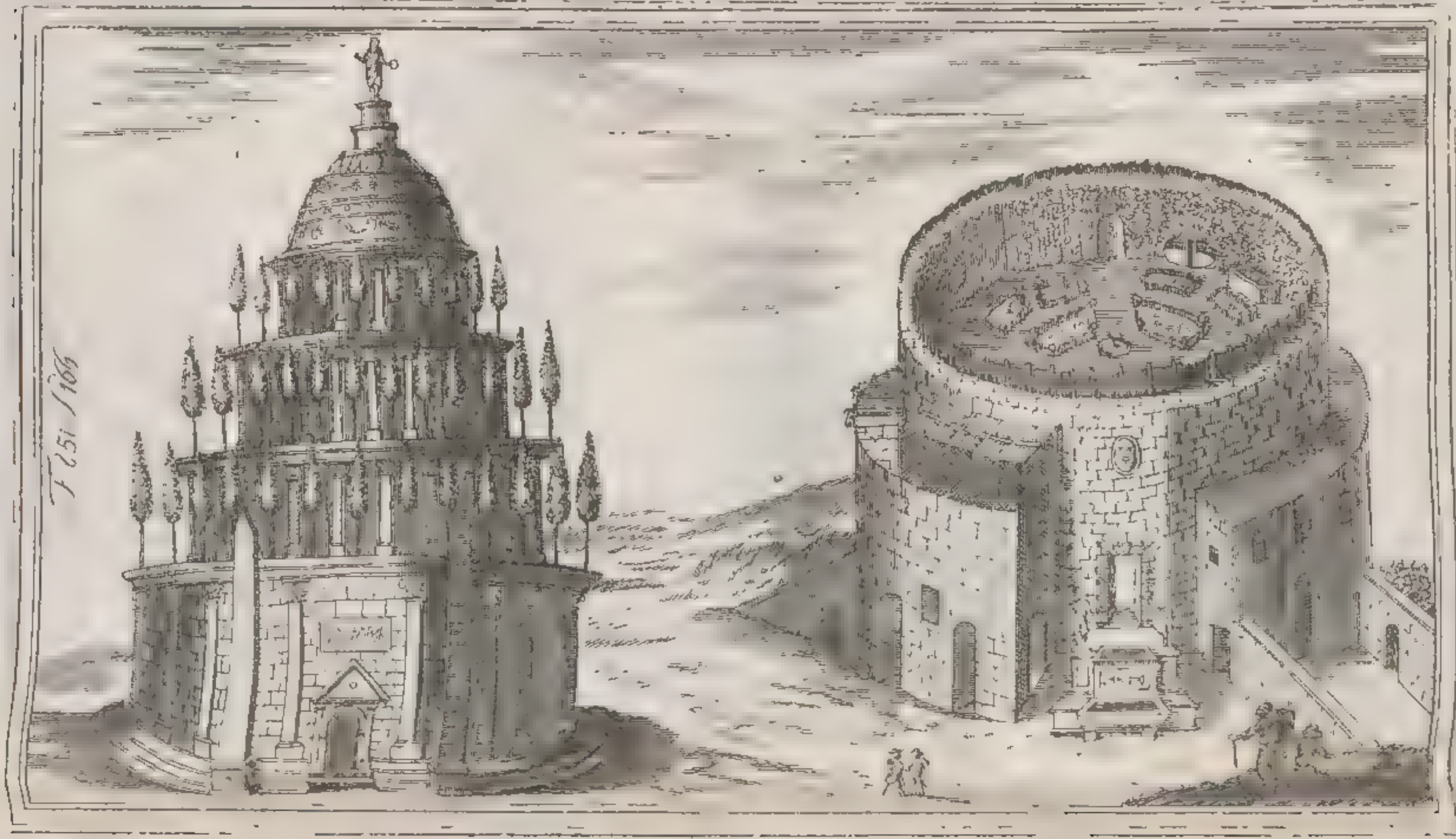
Gelblich, ein wenig gelb, dem Gelben ähnlich; im gem. Leben gelbig, gilblich, Niederſ. gellich, geſich, göſig; L. Subflavus, Fr. Jaunâtre. Gelblichbraun, eine braune Farbe, welche ein wenig in das Gelbe fällt. So auch gelblichroth, gelblichgrün, u. ſ. f.

Gelbling, ſiehe Emmerling.

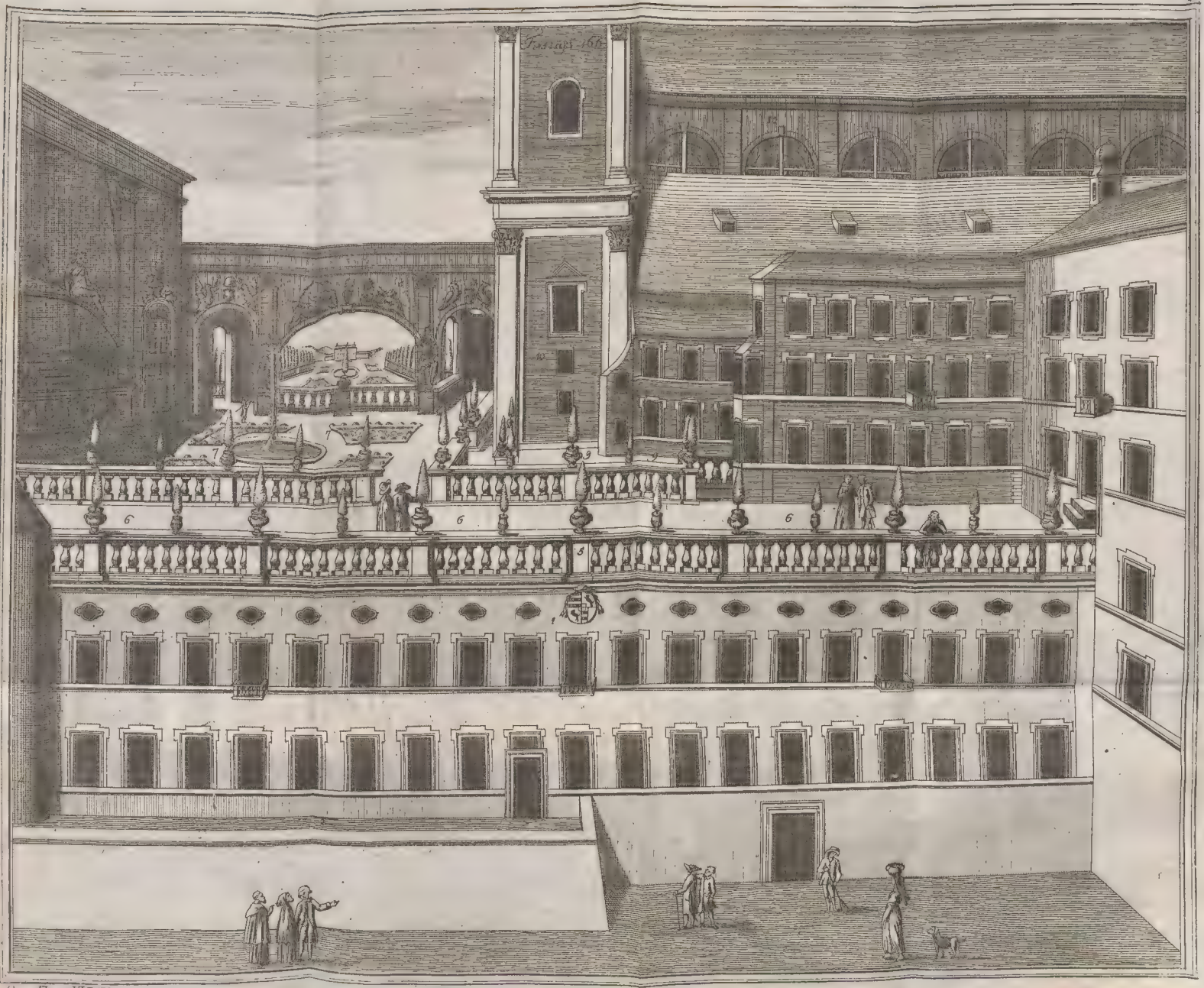
Ende des ſechszehnten Theiles.

Oec. Enc. XI. T.

Od. Enc. XVI. T.

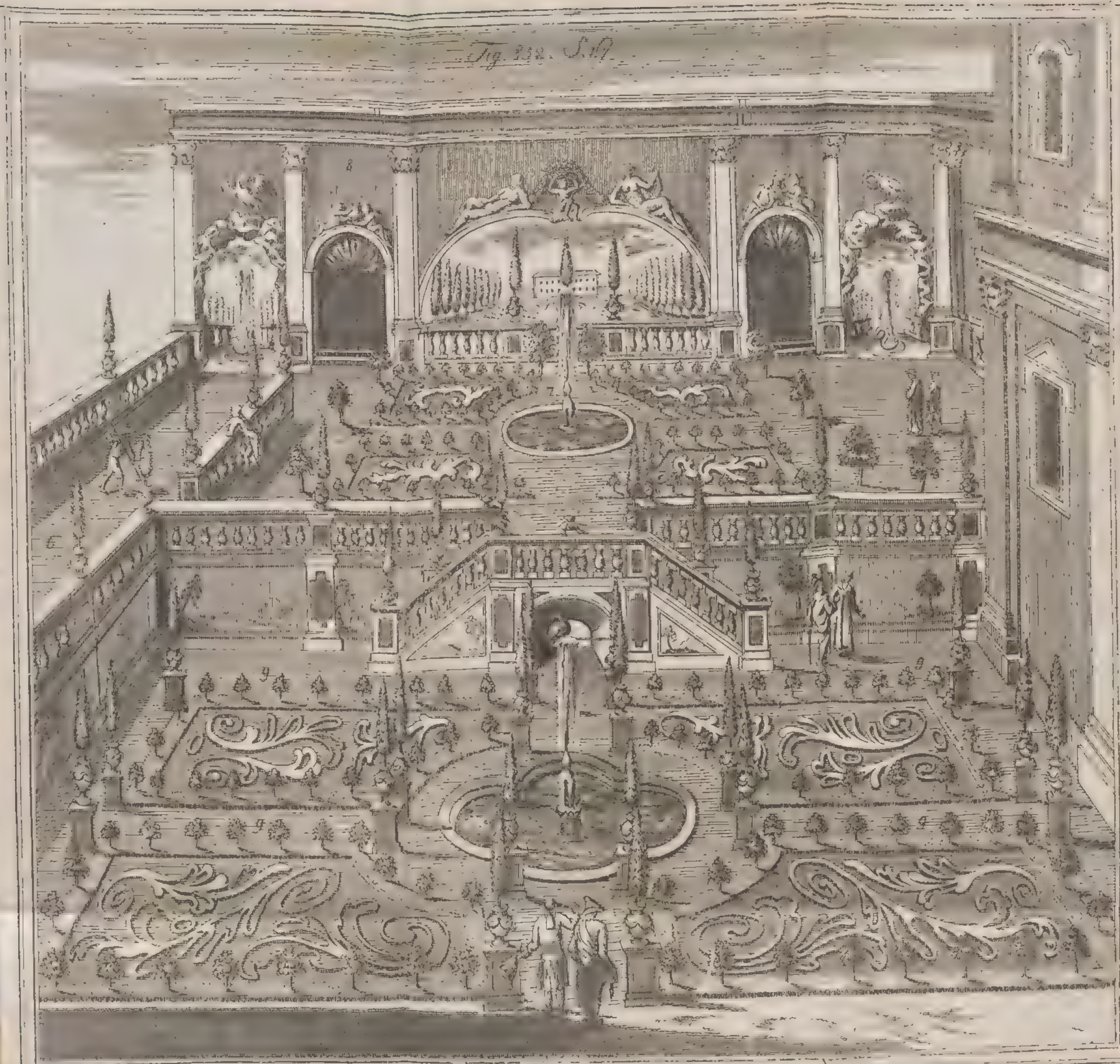


XVI Th



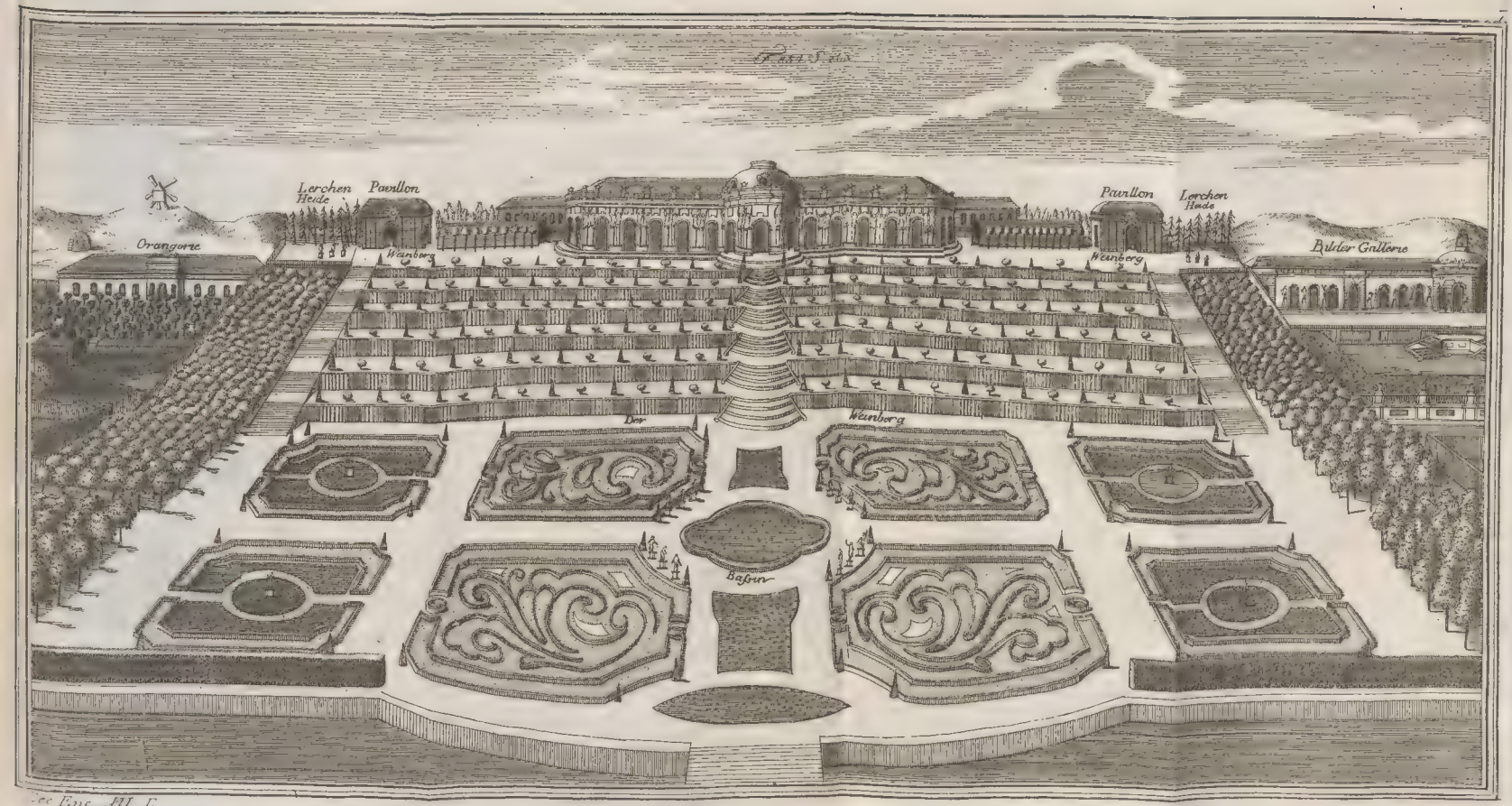
Oec. Enc. XVII

Fig. 252. S. 17

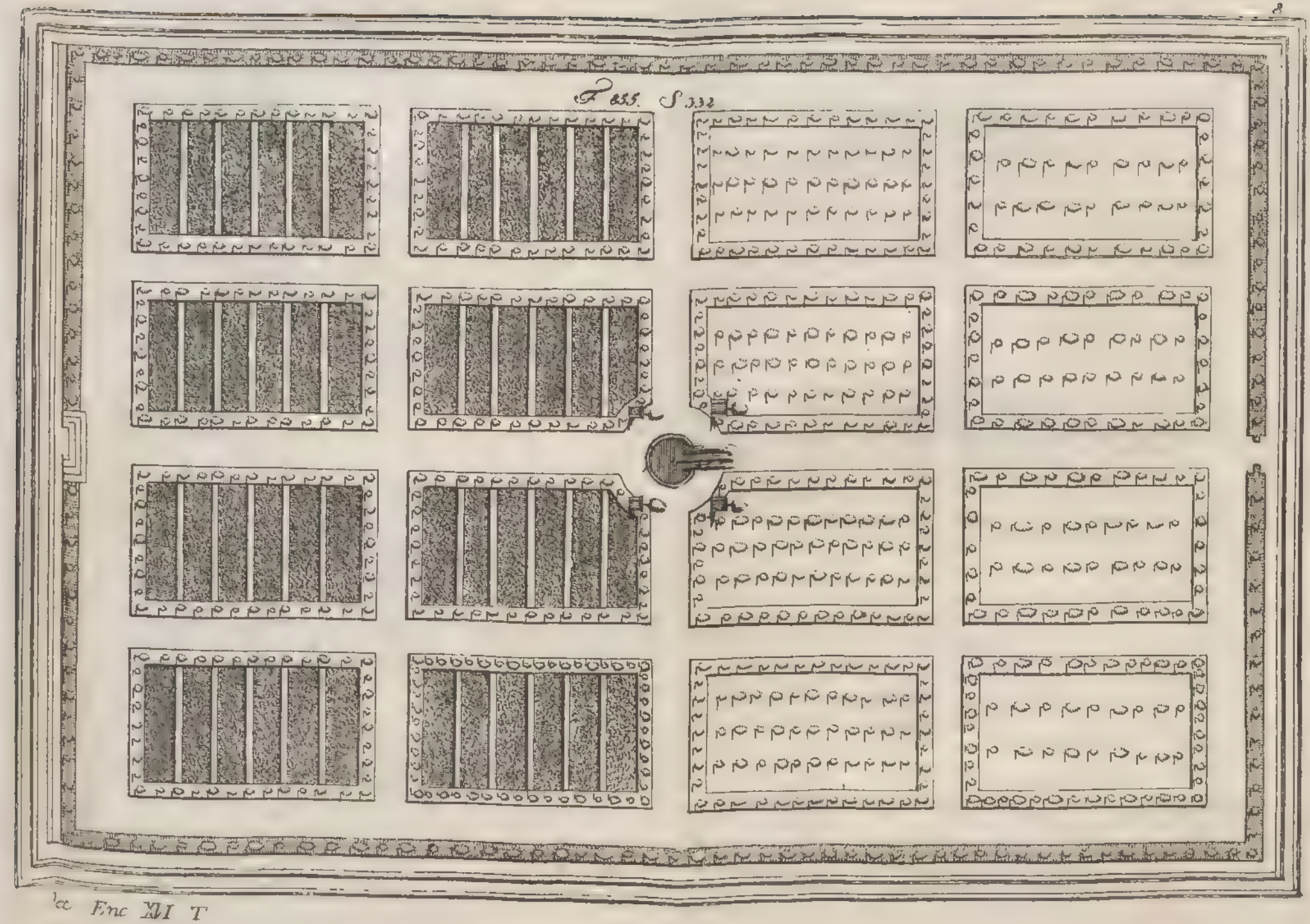


Oec Enc XIII.

Occ Enc. XII. T.


Lerchen Heide
Pavillon
Orangerie
Weinberg
Pavillon
Lerchen Heide
Bilder Gallerie
Weinberg
Der
Weinberg
Bassin

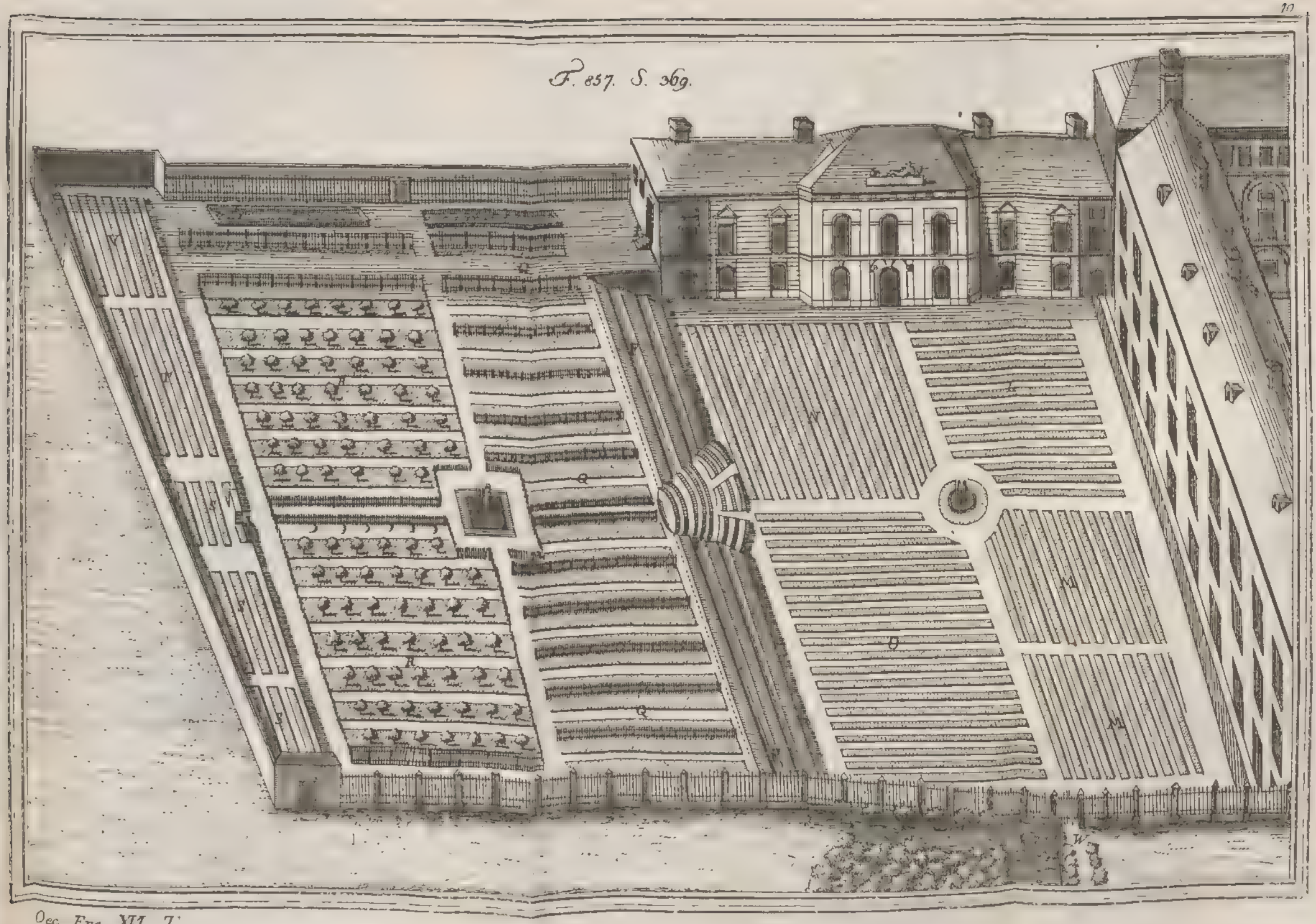
Tec Enc. XVI. F.



Dec Enc XVI T

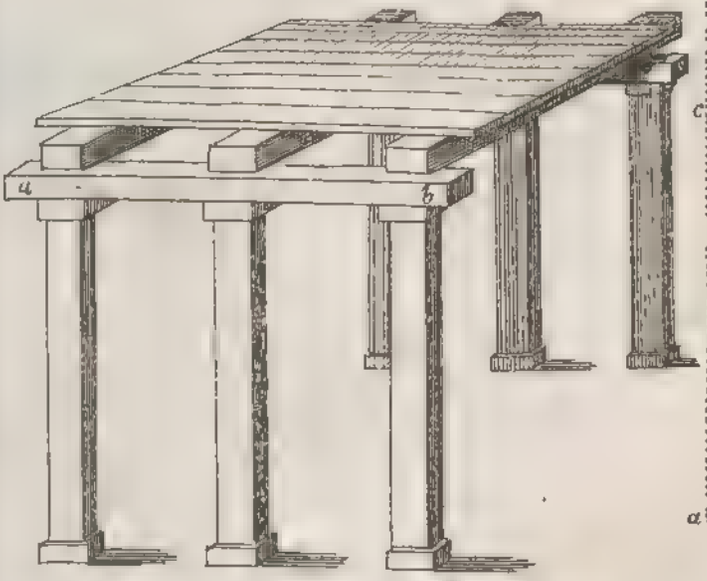
Oec Enc MT

F. 857. S. 369.

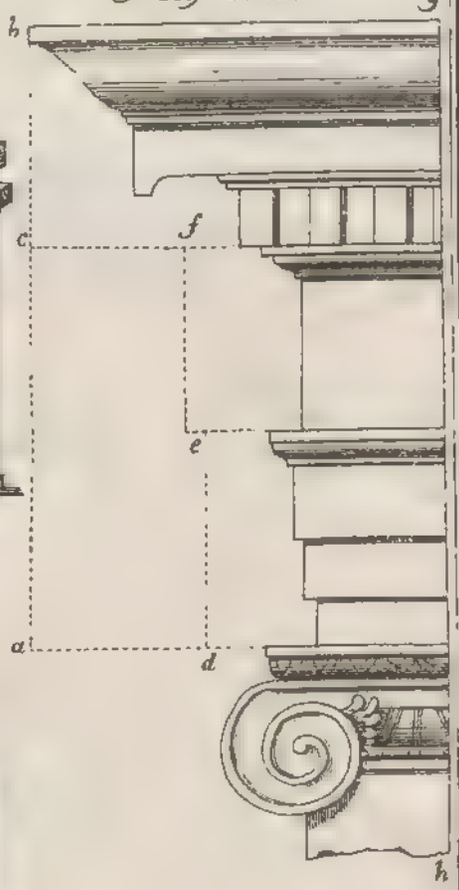


Oec Enc XII T

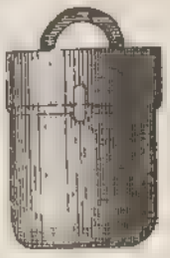
F. 858. S. 509.



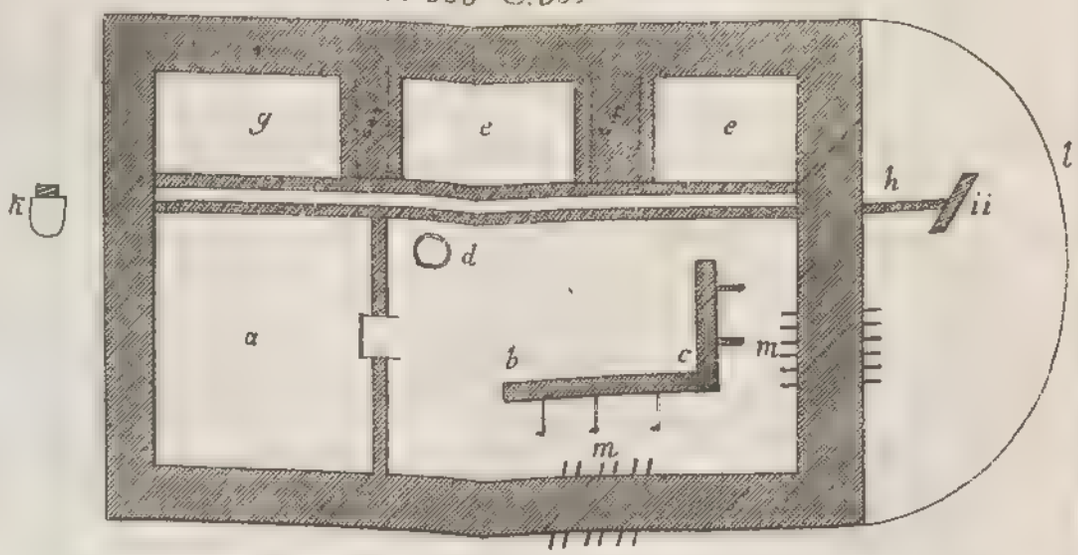
F. 859 S. 512



F. 861. S. 616.



F. 860 S. 583



Oec Enc XI T.

F. 863

F. 862 S. 656

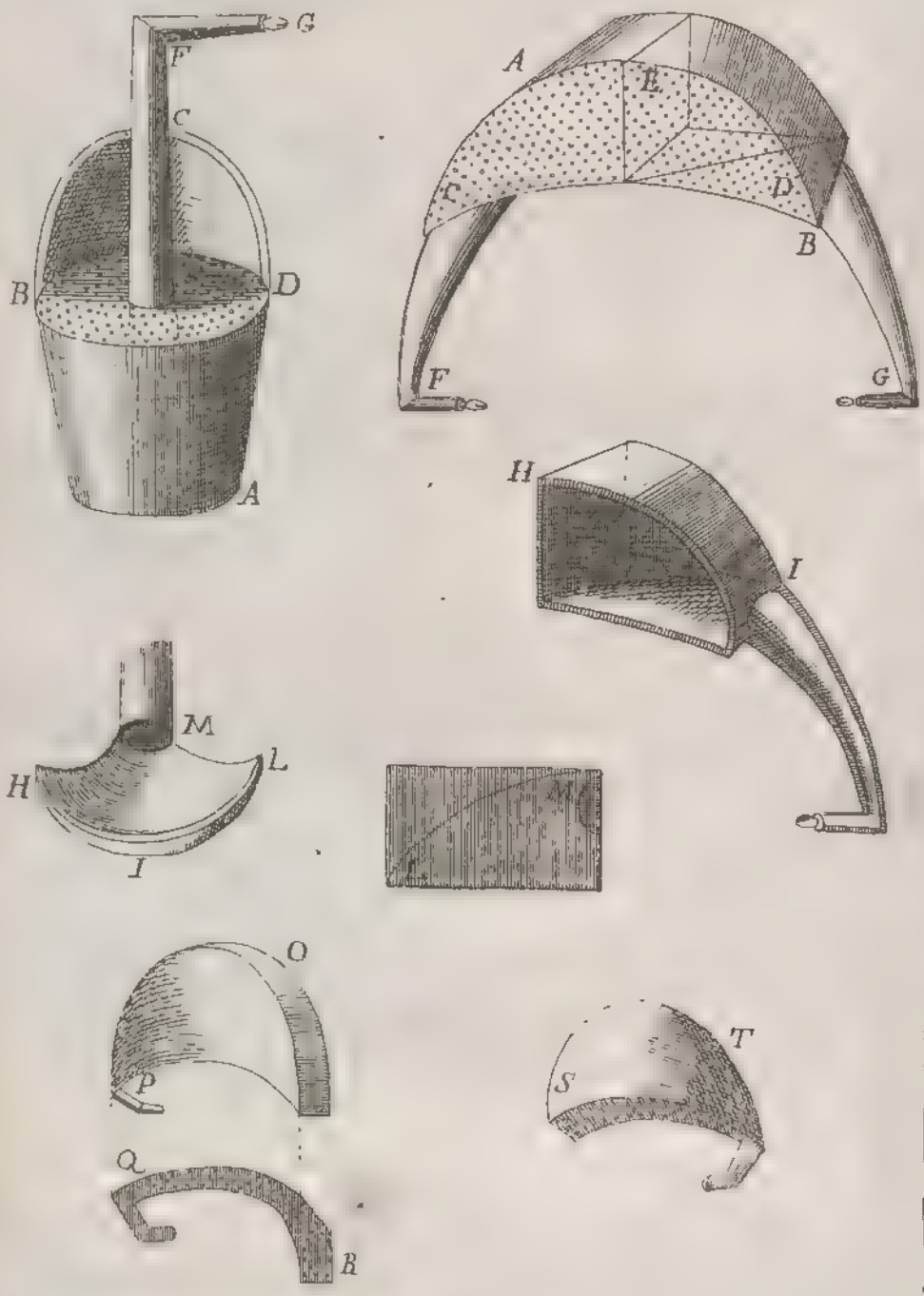
F. 864. a) S. 656.

F. 864 b S. 657

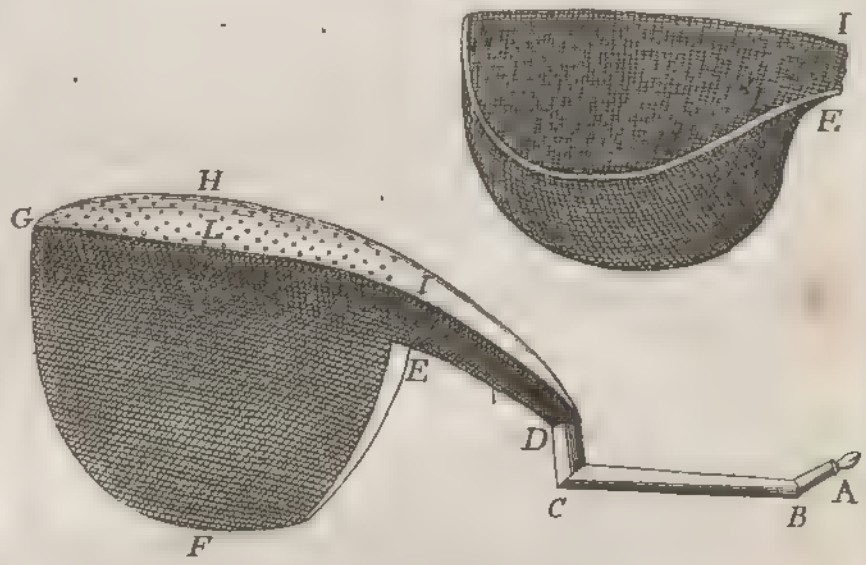
F. 865 S. 657.

Dec Enc VI T

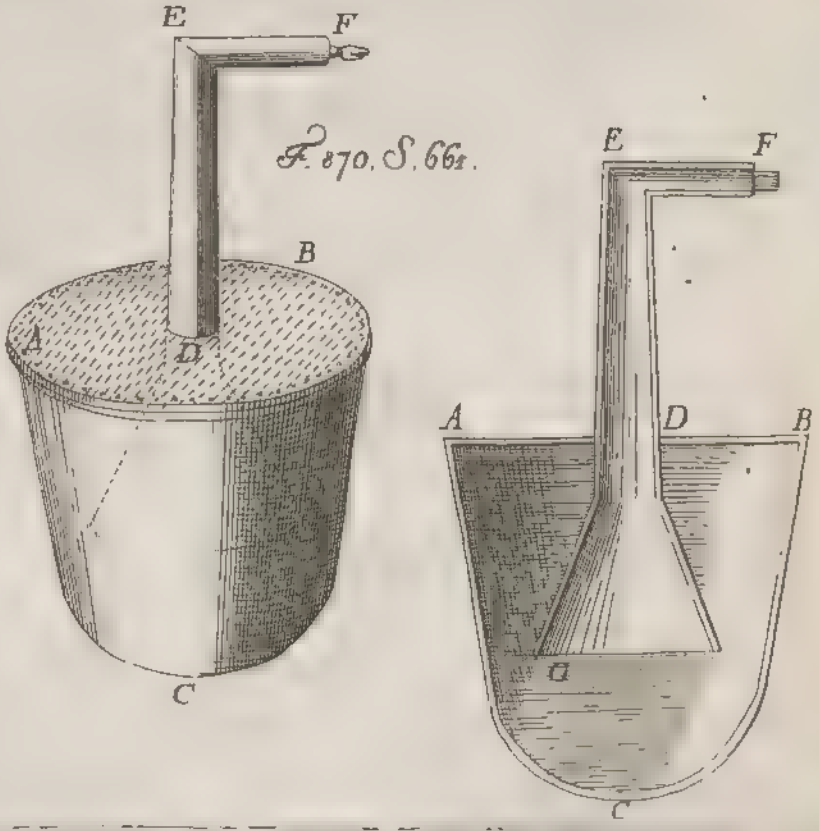
F. 868. S. 660.

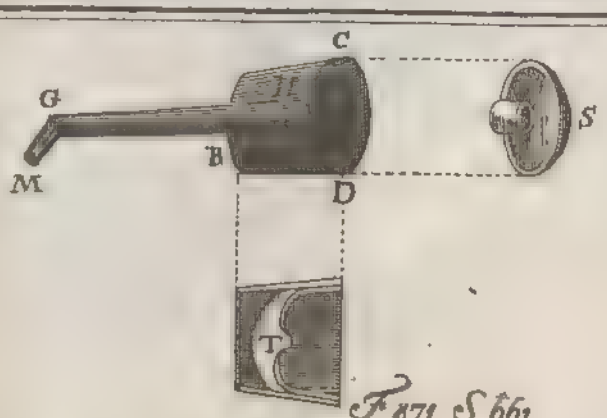


F. 869 S 661.

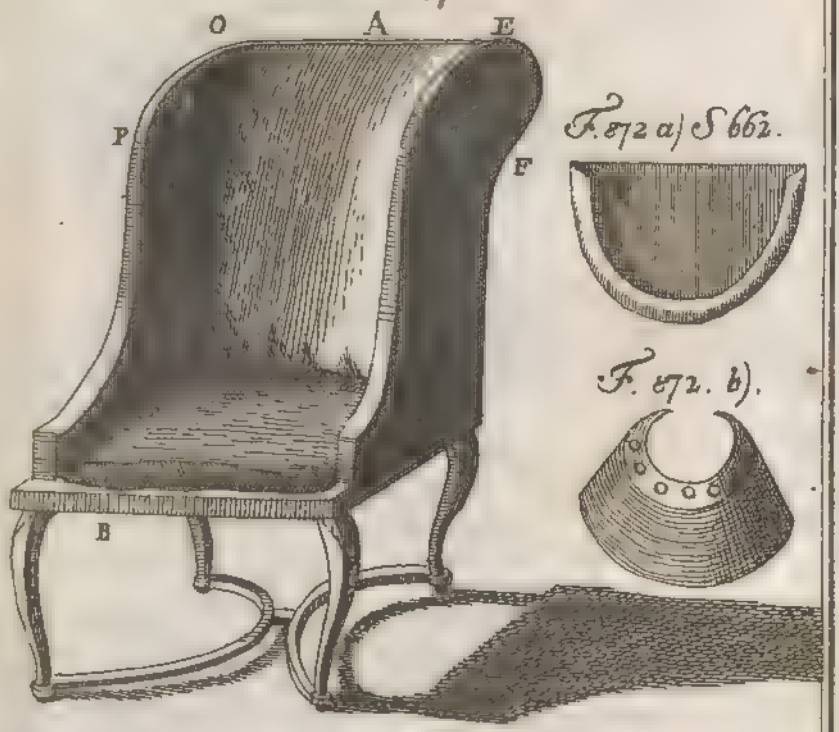


F. 870. S. 661.





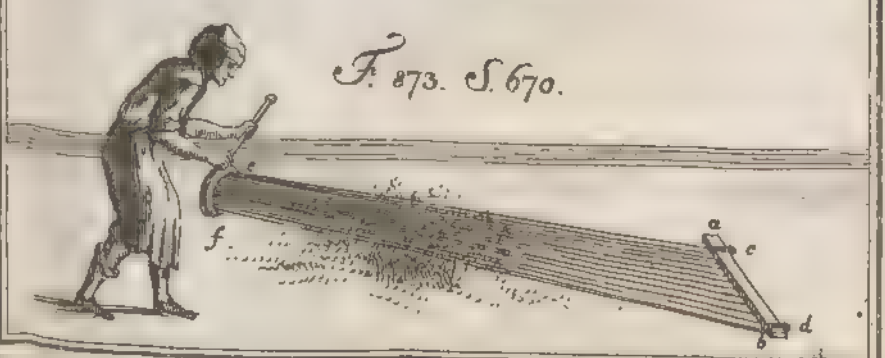
F. 871 S. 662.



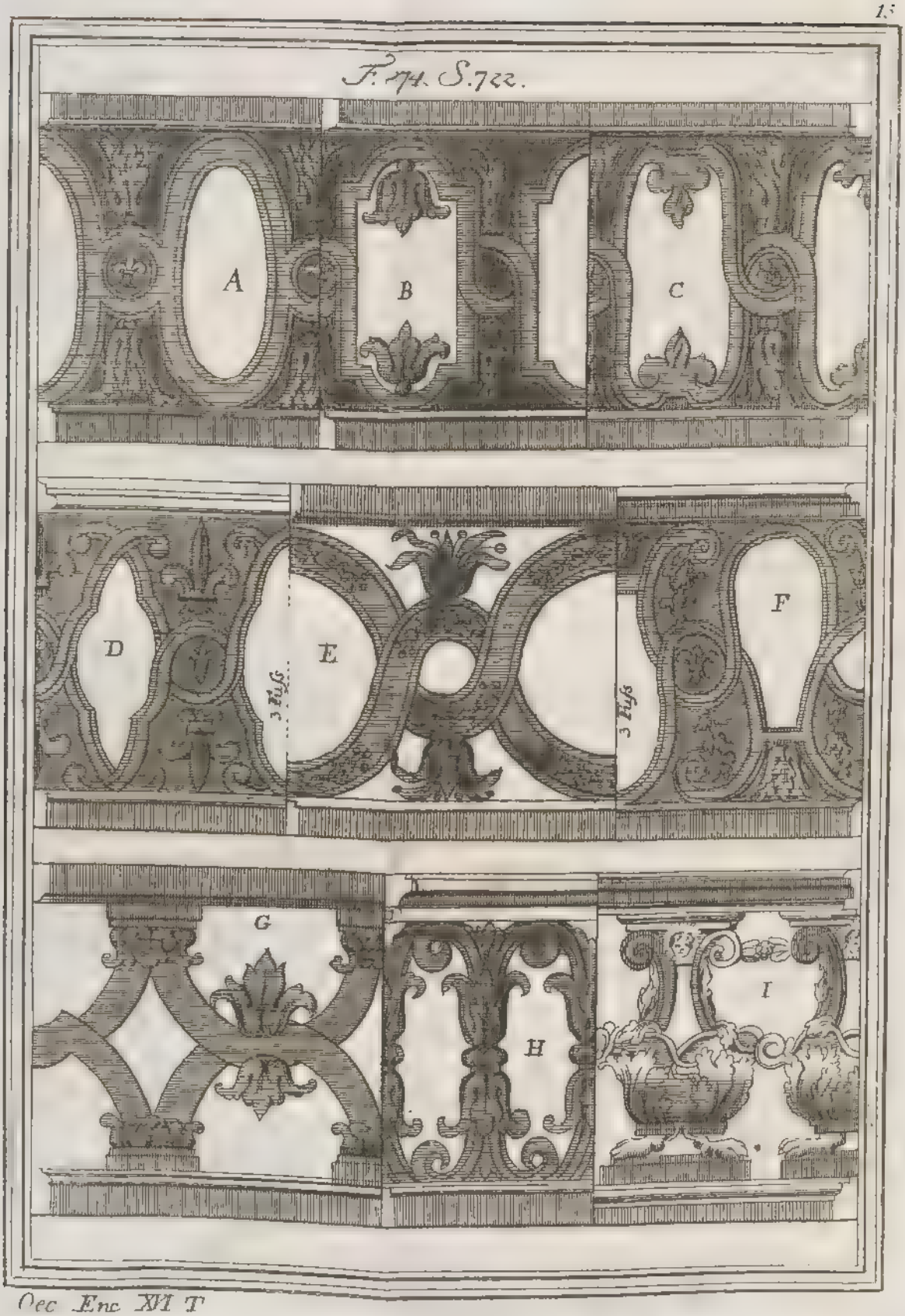
F. 872 a) S. 662.

F. 872. b).

F. 873. S. 670.



F. 74. S. 722.



Oec Enc XVI T

15.21